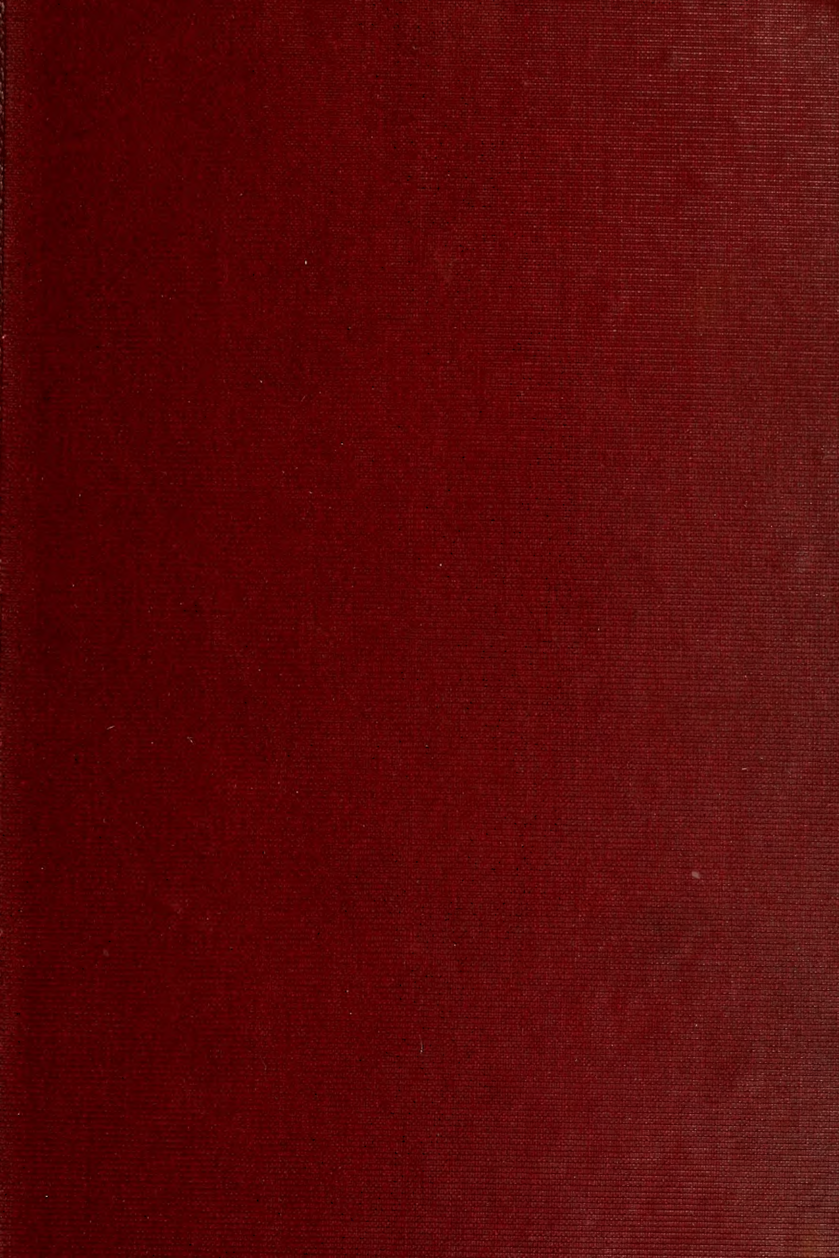
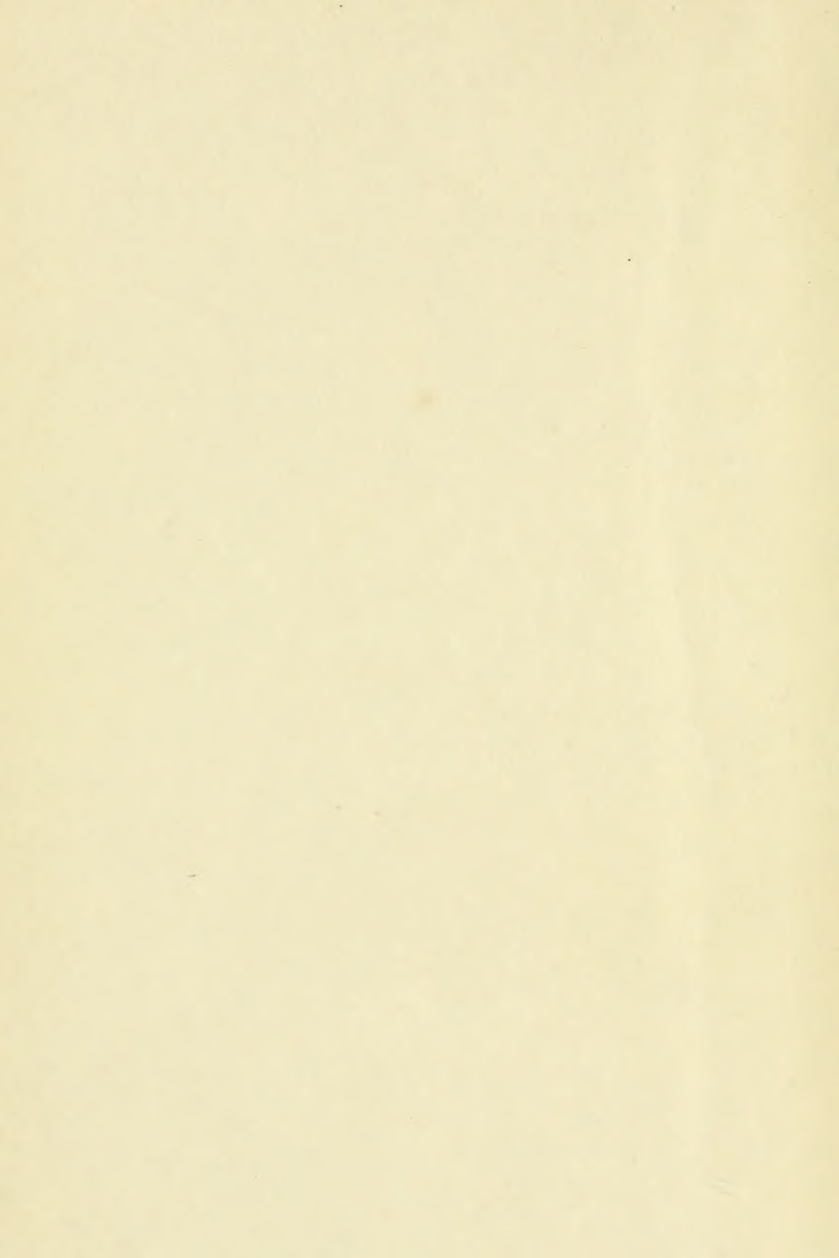








ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

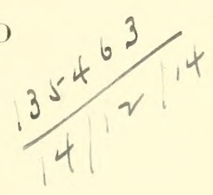
BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

Hugo Gering und Friedrich Kauffmann

FÜNFUNDVIERZIGSTER BAND



VERLAG VON W. KOHLHAMMER

BERLIN W 35
Derfflingerstrasse 16.

STUTTGART
Urbanstrasse 14.

LEIPZIG
Frommannstr. 2a.

1913.

Druck von W. Kohlhammer in Stuttgart.

INHALT.

Miszellen.

Literatur.

BEZIEHUNGEN ZWISCHEN STELLUNG UND FUNKTION DER NEBENSÄTZE MEHRFACHER UNTERORDNUNG IM AHD.

Vorbemerkungen.

In dem bereich syntaktischer fragen, die durch das stichwort 'nebensätze als satzglieder' gekennzeichnet sind, ergab sich nach längeren tastenden versuchen die einschränkung auf satzstellung: nur auf diesem gebiet scheint mir die funktion der nebensätze zum ausdruck zu kommen. Beobachtungen über beziehungen von stellung und funktion der nebensätze finde ich zuerst bei Lehmann[1]. In grösserem umfang ist die frage noch nicht untersucht. Das eben soll hier versucht sein.

Wie Roethe gramm. 4[2] XXX sagt 'Wir brauchen beobachtungen, die, sei es auch nur für ein engstes thema, weite räume und zeiten vergleichend durchmessen', so war es ursprünglich meine absicht bis ins frühnhd. vorzudringen, mich also auf quellenauswahl zu beschränken. Aber ich fand, ein text zog den anderen nach. Ja, wenn wir auch nur éin umfangreicheres originales ahd. prosawerk besässen. So aber ist doch selbst der Isidorübersetzer, ob er im einzelnen fall der vorlage folgt oder nicht, im ganzen humanist. Wollte ich also über ahd. satzstellungsverhältnisse etwas aussagen, so konnte ich mich nicht auf eine doch immer willkürliche auswahl verlassen. Und das ahd. ganz zu überspringen konnte ich mich noch weniger entschliessen. Es steht nun einmal, mit all seinen beziehungen zum latein[2], für uns am anfang der deutschen sprache und an ihm werden wir wohl oder übel die entwickelung messen müssen.

1) Lehmann I, 6 und öfter. S. weiter Wunderlich sb. Luthers 60 f. Leider sehr knapp. Vgl. sb.[2] I 398 ff. Toifel Kudr. I 9 u. ö. Berth I 4 u. ö. Namentlich die tabellen 21 ff. Kracke 253.

2) Ich kann es durchaus nicht als richtiges prinzip anerkennen, wenn Kracke s. 6 sagt: 'werke und schriftsteller, die zu sehr fremdem einfluss ausgesetzt waren . . . sind unberücksichtigt geblieben.'

Ahd. ist hier wie im titel der kürze wegen für das genauere ahd. und and. gebraucht. Dass ich mit der aufnahme auch der jüngeren denkmälertexte in eine im übrigen nicht mehr mit einbezogene periode übergegriffen habe, wird man nicht tadeln. Dagegen bedarf es einer begründung, dass von N. nur B. verwertet wurde. Ich stellte seine anderen werke bei der ausarbeitung der gesamtstatistik zurück, um ihn nicht alles andere erdrücken zu lassen. Und der plan, die erscheinungen seiner individuellen sprache in besonderer behandlung aller seiner werke den verhältnissen der sprachperiode entgegenzustellen, musste leider unausgeführt bleiben.

Im folgenden werden unterschieden sätze, die ein satzglied bilden, die ein satzglied ergänzen, die ein satzglied bestimmen und die eine satzgliedergänzung bestimmen. Als satzglieder fasse ich subjekt und prädikat auf, als satzgliedergänzungen prädikatsnomen, objekt und adverbiale ergänzung. Mithin erhalten wir 1. sätze, die als subjekt dienen[1]; 2. solche, die als prädikatsnomen, als objekt, als adverbiale ergänzung fungieren; 3. sätze, die das subjekt, die das prädikat bestimmen; 4. solche die das prädikatsnomen, das objekt, eine adverbiale ergänzung bestimmen.

Zu den unter 3. und 4. angeführten sätzen ist zu bemerken, dass ich unterschiede zwischen sätzen, die das bestimmte wort direkt oder erst durch eine wortbestimmung desselben bestimmen, nicht gemacht habe. Als bestimmung des subjekts z. b. gelten also ebensowohl sätze die unmittelbar das subjektsnomen, wie solche die etwa eine genitivische bestimmung dazu weiter bestimmen.

Unter den in 3. genannten prädikatsbestimmenden sätzen verstehe ich die sogenannten ‘satzbestimmenden’ sätze. In N. 260,14 *wanda sie infelicissimi warin, s o s i d a r f o r e c h a d, ube sie iomer musin sin inpuniti, so werdent sie note puniti feliciores* ist *ube . . . inpuniti* eine adverbiale ergänzung zu *wanda . . . warin.* Der mit *so* eingeleitete satz könnte formal gleichfalls adverbialsatz sein und er wäre es, wenn der zusammenhang den sinn forderte ‘weil sie unglücklich wären in der weise, wie sie es zuvor schilderte’. Der sinn verlangt aber etwa ‘was sie schon gesagt hat’. Der satz ist bestimmend, nicht ergänzend. Im einzelnen lässt die interpretation, die

1) Sätze, die als prädikat dienen, gibt es nicht. Was Sütterlin § 422 als solche bezeichnet, sind zum teil prädikatsnomensätze. Ein beispiel wie ‘darauf die antwort, er sei nicht müde’, enthält aber für mich einen bestimmungssatz zum subjekt. Anders wäre ‘die antwort darauf, er sei nicht müde’ = subjekt: prädikatsnomen. Vgl. auch Hermann 4 f.

die entscheidung von fall zu fall zu treffen hat, oft genug zweifel. Diese stellen seien hier angeführt. Als adverbialsätze sind in die statistik aufgenommen T. 33,2; O. IV 24,37; N. 246,28. 272,12 (*also*, zeile 21) 279,28. 356,21. 24. Als bestimmungssätze zum prädikat sind behandelt H. 5708; O. IV 27,5. h 77; N. 272,12 (zeile 14. 22).

Dafür, dass es sich hierbei um prädikat-, nicht oder doch nicht unmittelbar um satzbestimmung handelt, darf ich eben dies schwanken zwischen adverbialer ergänzung und bestimmung anführen.

Nun ist festzustellen, was hier als satzglied- und satzgliedergänzungssätze einer-, was als bestimmungssätze andererseits angesehen werden soll. Während im allgemeinen kaum zweifel herrschen, ist es éin grosses gebiet, das für meinungsverschiedenheiten raum bietet: die fälle, in denen ein satz 'pronominale oder adverbiale aufnahme' findet. Als allgemeinere ansicht darf wohl gelten, was Paul, Mhd. gramm.[8] § 352, 1. 2, sagt, 'es kann in allen diesen fällen noch durch ein demonstrativpronomen im hauptsatze auf den abhängigen satz hingewiesen werden, und dann gehen die substantivsätze in die unter 2. besprochene satzart über .... 2. Die sätze ... dienen zur erläuterung eines begriffes im hauptsatze'. Im einzelnen nun wird von den einzelnen diese auffassung mit mannigfachen varianten und auch inkonsequenzen durchgeführt. Aber doch schon der charakter des demonstrativpronomens als eines 'hinweisenden' – anaphorisch neben präparativ unterscheidet Brugmann, Demonstr. pron. i. d. idg. spr. (Abhandl. d. sächs. ges. d. wissensch. phil.hist. klasse 22, 6, 1904) s. 16 – sollte das verhältnis umgekehrt erscheinen lassen. Und was für das demonstrativum vor dem dass-satz gilt, das gilt von dem demonstrativum vor dem relativsatz, von dem adverbium vor dem konjunktionalsatz auch. Das gilt ferner von quantitäts- und qualitätsworten (*al. sulih*)[1]. Statt weiterer erörterungen ein beispiel: D. 90,57 *alle rehte gloubigi unde rehte lebende mennisgen unde alle die ... sih pecherent unde ... lib folferendent.*

Einwände könnten auf grund der entstehung, namentlich der relativsätze, erhoben werden. Aber abgesehen von Maurer (zusammenfassend s. 31 f.), der neben éin demonstratives element ein zweites treten und dann erst nur dies zweite relativ werden lässt, habe ich strikt widersprechendes nicht gefunden. Vielmehr darf ich, etwa Neckel s. 9 ff. folgend, relativsätze voraussetzen, denen das pronomen

1) In gleicher weise beurteilt Feigl 1907, 28 ff., 47 ff. dieses verhältnis. Vielleicht mit einer kleinen einschränkung, s. s. 47.

ursprünglich zugehörte, sowie solche, die relativ wurden, indem sie dem nunmehrigen hauptsatz ein demonstratives element entzogen.

Nach all dem ist zu sagen: als selbständiger satzglied- oder satzgliedergänzungssatz gilt der, der sich nicht an ein wort anschliesst, das ihm aus eigener kraft oder durch sekundäre umstände[1] grammatisch übergeordnet ist. Zweifel ergeben sich auch hier, z. b. daraus wie weit worte wie *wiht* noch als substantiva zu betrachten sind. Da sich nach *wiht* auch in jüngeren texten noch das relativum im genitiv findet, oder neben ihm demonstratives *thes*, habe ich auf *wiht* bezügliche sätze durchgehends als bestimmungssätze behandelt.

Vor weiteren erörterungen sind nun einige technische erläuterungen zu geben. Wo ich ein satzgefüge durch ein symbol wiedergebe, bedeutet a den hauptsatz, b den nebensatz 1., c den 2. grades usw. Diese zeichen werden bei einfacher aufeinanderfolge der sätze durch <, dessen spitze auf den übergeordneten satz weist, verbunden, also D. 38,22: *Du bis daz alinga glas, da durg quam, daz vinesternisse der werlde benam* = a < b < c. Koordinierte sätze werden durch komma getrennt und die einzelnen durch exponenten bezeichnet, z. b. D. 35, 16, 1: *Der kuninc bizeichinot den got, der di werilt hat gibilidot, in des giwalt alliz stat, daz daz gistirni umbigat* = a < b, b^1 < c. Gleichstufige, aber ungleichartige sätze trennt , wie O. V 8,33: *si nan sar irkanta, so er then namon nanta, thaz si garo er firliaz, unz er sia wih hina* = a < b b^1 < c. Einschaltung wird wiedergegeben durch ⁀, in welches das symbol des eingeschalteten satzes gestellt wird, während das des umschliessenden satzes davor und dahinter tritt, also T. 97,7,7: *Ouh after thiu theser thin sun, ther thar fraz alla sina heht mit huorun, quam, arsluogi imo gifuotrit calb* = b⁀c⁀b < a.

Von den theoretisch möglichen neben- und ineinanderstellungen, die für drei voneinander abhängige sätze denkbar sind, werden in der statistik 13 vorgeführt[2]. Sie lassen sich in 5 gruppen vereinigen.

An erster stelle steht als typus 1 für sich allein a < b < c, z. b. N. 103,31: *Ne wizent ir erdtier, wio smahe ir birnt unde die, dero ir wanent walten?*

Die zweite stelle nimmt die gruppe ein, deren typen gebrochene satzfolge aufweisen: typus 2. a < (c < b), z. b. N. 110, 4: *Taz ist tero werhmanno sito, so sie iro werh folletuont, taz sie siu ze iungest*

1) Vgl. etwa Behaghel § 465 B II.

2) Einiges ist fortgelassen, was sich bei O. aus metrischen gründen vorfindet. S. unten s. 11 nr. 7.

slihtent, und typus 3, (b < c) > a, z. b. N. 164,22: *Der imo sin welf ferstilet, unz er in weido ist, der netruet imo nieht enfaren.*

Es folgen die typen mit nebensatzeinschaltung. Diese gruppe zerfällt in drei unterabteilungen, deren erste gebildet wird von den typen, bei denen nur der nebensatz 2. grades einschaltung erfährt: typus 4, a < b͜cb, z. b. N. 250,8: *Dien folget note diu conclusio, daz, al daz tir ist, kuot ist,* und typus 5, b͜cb > a, z. b. T. 38,5: *Oba thaz gras thes accares, thaz hiutu ist inti . . ., got so watit, wuo mihhiles mer . . .?* Bei der zweiten unterabteilung werden beide nebensätze eingeschaltet, also typus 6, a b < c a, z. b. O. II 10,1: *Ni wolt er fon niawihti, thoh er so duan mohti, ob er thes wolti thenken, then selbon win wirken,* und typus 7, a c > b a, z. b. N. 309,29: *Nube, also ih chad, tar ener begruob, taz tiser dar gruob, tiu gerunnen . . . zesamine.* Die dritte unterabteilung besteht aus typus 8, der eingeschalteten nebensatz 2. grades in eingeschaltetem nebensatz 1. grades zeigt: a b͜cb a, z. b. N. 27,13: *Paulinum . . ., tes kuot tie houegira, so uilo iz . . . gestuont, iu uerslunden habeton, ten zoh ih . . .*

Die vierte gruppe vereinigt die typen mit eingeschaltetem hauptsatz, es finden sich typus 9, b͡ab < c, z. b. O. III 15,27: *Sin zit, quad, noh ni quami, er sih . . . irougti . . .,* und typus 10, c > b͡ab, z. b. O. II 19,7: *Thaz man sih ni firswerie, thaz, wan ih, wizod werie.*

Die letzte gruppe endlich umfasst die typen mit isolierung des nebensatzes 2. grades: typus 11, c – a < b, z. b. N. 217,8: *Ter al gemag . . ., sol ieht sin, daz ter negemuge,* typus 12, b > a – c, z. b.: O. II 4,17: *Wioz io mohti werdan, thaz wolt er gerno irfindan, thaz man . . . quami,* und mit hierher gestellt auch typus 13, c > b > a, z. b. D. 32,2, 55: *Der danne heis ist, gitrinchit er sin einist, er singit so luto, deiz . . . .*

Wenn Paul mhd. gramm.[8] § 376,3 sagt 'sehr gewöhnlich wird ein von einem nebensatz abhängiger satz diesem vorangestellt . . . dies kann geschehen sowohl, wenn der hauptsatz den beiden nebensätzen nachfolgt, als wenn er voransteht. *Es bedarf daher grosser aufmerksamkeit auf das abhängigkeitsverhältnis*', so möchte ich das dahin erweitern, dass es in manchen fällen überhaupt nicht, oder nur mit einer gewissen willkür der interpretation zu entscheiden ist. Ebenso ob ein zwischen zwei sätzen stehender satz zum vor- oder nachstehenden satz gehört. In all diesen fällen ἀπὸ κοινοῦ anzunehmen, will mir nicht richtig scheinen. ἀπὸ κοινοῦ besteht doch nur in der tatsächlich vollzogenen verbindung eines satzes mit den umgebenden,

nicht aber in der möglichkeit für hörer oder leser solche verbindung vorzunehmen. Und sicherlich würde der verfasser eines unserer texte in den seltensten fällen uns ein solches ἀπὸ κοινοῦ zugestehen und wahrscheinlich würde es, läse er uns den betreffenden satz vor, verschwinden. In solchen fällen können äussere hilfsmittel, partikelgebrauch, interpunktion[1], die zweifel beheben. In anderen fällen wird die analogie sicherer stellen ein schon weniger zuverlässiges mittel bieten. Ein rest wird bleiben, wenn uns nicht die satzrhythmische untersuchung hier helfen kann.

Ob sie es bisher gekonnt hat, müssen wir nun festzustellen suchen, indem wir die ergebnisse Kunzes daraufhin prüfen. Vorauszuschicken ist, dass, ohne weiter über den vorzug der logischen oder akzentsyntaktischen methode zu streiten, auch die letztere insoweit der logik unterworfen ist, als in fällen, in denen sinngemäss nur éine auffassung möglich ist, die dieser auffassung entsprechende satzverbindung auch von der akzentsyntax gefunden werden muss. Andernfalls müssen wir sagen, dass die akzentsyntaktische untersuchung uns sonstige verhältnisse lehrt, aber über syntaktische beziehungen prinzipiell keinen aufschluss gibt.

Ich wähle zu dieser auseinandersetzung fälle, in denen einem übergeordneten satz zwei untergeordnete folgen. Hier kann es sich zunächst um die alternative a ‿ b, b[1] zu a ‿ b ‿ c handeln. In vier fällen vertritt Kunze[2] a ‿ b ‿ c gegen mein a ‿ b, b[1]. In allen vier fällen ist es mir nicht möglich meine auffassung zwingend zu machen. Aber immerhin darf ich geltend machen, dass bei parataktischer auffassung der affekt der situation besser zur geltung kommt z. b. H. 5134 (27) *quadun, t h a t he wari thes ferhes scolo, t h a t man ina witnodi wapnes eggiun* . . . die andern stellen sind H. 2532 (33). 2879 (33). 3393 (25).

Das zweite paar von möglichkeiten ist a ‿ b b[1] zu a ‿ b ‿ c. Nehmen wir zunächst die fälle, in denen Kunze a ‿ b b[1] ansetzt, während der sinn a ‿ b ‿ c verlangt. H. 1962 (36) *wet waldand self endi willeon lonot gumono gihwilicumu, s o h w a t s o hi hir godes geduot, t h o h hi thurh minnea godes manno hwilicumu willeandi fargebe wateres drinkan* . . . Dass *hi* im *thoh*-satz nicht gott ist, ist ja nicht gegen Kunze zu verwerten. Aber doch scheint mir der sinn unzweideutig

1) Z. b. N. 173, 12.

2) Im folgenden bedeuten die eingeklammerten zahlen hinter den belegen die seite bei Kunze, die über die betreffende stelle entscheidet.

die sätze *sohwatso . . . thoh* zu verbinden. Die stelle ist etwa wiederzugeben 'was er gutes tut und gäbe er nur . . .' Hierher ferner H. 1855 (38).

Gehen wir nun zu den sätzen über, in denen Kunze $a < b < c$ annimmt, so finden sich hier zwei stellen in denen unzweifelhaft die satzverbindung $a < b\ b^1$ vorliegt. H. 187 (38) *thea liudi forstodun, that he thar habda gegnungo godcundes hwat forschen selbo, thoh he is ni mahti giseggean wiht . . .* Wenn auch an sich Kunzes satzverbindung möglich ist, ist sies im zusammenhang nicht mehr. H. 2519 (38) ist auch ausserhalb des zusammenhanges eindeutig: *bethiu thar wahsan ni mag that helaga gibod godes, thoh it thar ahafton mugi, wurtion biwerpan, hwand it thie welo thringit.* 'Deswegen kann das gottesgebot dort nicht wachsen, wenn es auch, weil es der reichtum bedrängt . . . wurzeln schlagen kann' – das gibt keinen sinn mehr. Die weiteren stellen, in denen, vielleicht nicht so sicher, der sinn $a < b\ b^1$ gegen Kunzes $a < b < c$ verlangt, sind H. 904 (31). 1695 (31). 1900 (38). 2504 (25). 2561 (25). 2787 (31). 3549 (33). 4817 (25). 5242 (33). 5594 (32. Hier folge ich, wenn auch zweifelnd, Behaghel § 371.) Das gleiche in nebensätzen 2. grades liegt vor H. 1463 (38). G. 193 (115).

Die letzte eventualität ist $a < (c > b)$ oder $a < b \mid b^1$. Ausser H. 1927 (25), wo ich gegen meine frühere auffassung jetzt mit Kunze $a < b \mid b^1$ annehme, habe ich zwiespalt nur H. 639 (31) festgestellt. Liest man hier mit den hss. *westar,* so kann, wenn es überhaupt einen sinn gibt, nur $a < b \mid b^1$ richtig sein; folgt man mit Behaghel Martin zfda. 40, 127, der *westan* liest, so ist $a < (c > b)$ das gebotene. Kunze hat die erste, ich die zweite auffassung.

Alles in allem zeigt diese erörterung wohl, dass, die richtigkeit von Kunzes beobachtungen vorausgesetzt, diese akzentuntersuchung tonbeziehungen zwischen sätzen feststellt, die neben den syntaktischen satzzusammenhängen bestehen, nicht aber ursächlich mit diesen verknüpft sind[1]. Dann aber kann auch die frage, von der wir ausgiengen, die zusammengehörigkeit der sätze im 'ἀπὸ κοινοῦ' nicht von ihr entschieden werden. Ich reihe nunmehr die stellen hier an, die

1) Auf die von Kunze 81 ff. gemachten ausführungen über sätze, wie H. 3296 *quad it tho, thar he weldé* || *te them is jungarun geginwardun,* | *thát wari . . . unodi . . .,* wo der von ihm festgestellte A(ntwortton) *thát* dem S(ignalton) *weldé* korrespondiert, also mit einem satz gebunden ist, der natürlich auch nach Kunzes ansicht nicht sein hauptsatz ist, darauf darf ich in diesem zusammenhang auch hinweisen.

ich aus diesem grunde nicht aufgenommen habe: T. 19,4. 136,1. 160,6; H. 998–1004. 1845[1]. 4419; D.3,66. 54,9.

Wir kommen zur besprechung anderer unsicherheiten. Die typen 11 c – a – b und 13 c – b – a sind selten belegt. Immerhin finden sich sichere fälle, für typus 11 z. b. T. 179,3; O. I 11,33; N. 217,8, für typus 13 z. b. N. 271,19. Die zweideutigkeit die für typus 11 die schwierigkeit ausmacht, mag H. 4080 illustrieren: *ef man thene felis nimid, thene sten antlukid, than waniu ik, that thanen stank kume.* Dem sinne nach gehört der *ef*-satz natürlich zu *that . . . kume.* Aber auch formal? Die annahme einer gedankenverschiebung liegt nahe, hier und D. 32.2. 91 noch durch *than* beziehungsweise *so* empfohlen. Die einreihung auch dieser fälle unter typus 11 muss ich also selbst als unsicher bezeichnen. Wenden wir uns zu typus 13, so sollte die alternative b | b^1 – a oder c – b – a lauten. Finden wir aber eine stelle wie D. 96,122 *swie getane buozze si da von ir ewarte enphahent, leistint si daz er in gebiutit unde geavernt si iz denne niht mer, si sint in vor got vergebin,* so ist kein zweifel, dass *leistint si . . .* bedingungssatz zu *si sint . . .* ist. Aber wie steht *swie . . .* im satzverhältnis? Weder (c – b – c^1, b^1) – a, noch (b | b^1 – c, b^2) – a scheint mir hier richtig, und ein drittes gibt es nur, wenn man Feigl 1907, 53 f. zustimmt: ‚zwei verschiedenartige, voneinander unabhängige teilsätze eröffnen den satz: nur der zweite wird als glied des vollsatzes empfunden, der erste wird ignoriert'[2]. So habe ich denn D. 96,122 behandelt, indem ich es mit c^1 bei der ersten, c bei der zweiten möglichkeit zwar unter typus 3 aufgenommen habe, nicht aber unter typus 13 und nicht im konkurrenzverzeichnis. Nicht aufgenommen sind z. b. N. 144,14. 194,10, wo mir b | b^1 vorzuliegen scheint.

Zur betrachtung weiterer erscheinungen, die hier noch besprechung finden sollen, mag H. 4997 als beispiel dienen: *gihugde thero wordo tho, the imu er waldand krist selbo sagda, that he an theru swartan naht . . . scoldi . . . farlognien.* Der natürlichen verbindung nach wäre hier der dass-satz an *wordo* anzuschliessen. Durch den dazwischen stehenden relativsatz wird er aber aus seiner beziehung gebracht und von diesem abhängig[3]. Das verbum des relativsatzes erhält dadurch zwei objekte: *the*, das, durch *wordo* mit inhalt erfüllt, nicht nur for-

1) Kunze 99 schlägt für *hwand* 'dass . . . ja' abhängig von *gihuggian* vor. S. Behaghel modi 13.

2) Feigl rechnet hierher aber auch deutlich zu typus 13 gehörige stellen; gleich sein erstes beispiel.

3) Vgl. Cordes § 311.

males objekt ist und den dass-satz. Vielleicht lässt sich das so wiedergeben: 'gedachte der worte, die ihm – Kristus selber sagte, dass . . .' Nicht anders ist es, wenn pronomen und satz subjekt bilden, z. b. H. 3265 . . . *thea helagon lera, the thar an themu aldon ewa gebiudid, that thu man ni slah* . . . 'die da – geboten ist, dass . . .' Hierher rechne ich auch fälle mit direkter rede statt des mit *thaz, wanta* und dergl. eingeleiteten satzes, obwohl mir die direkte rede in solchen stellen nicht so eng an das vorangehende verb angeschlossen scheint. Z. b. M. 39,18: *enti danan ist joh, so nu galesan ist: Truhtin* . . . In manchen fällen könnte man das relativum auch als konjunktion *thaz* auffassen.

Im grunde handelt es sich hierbei um eine unterart jener sätze, die parallel neben ein wort des übergeordneten satzes treten. Hierüber s. Kunze 40 f. ('satzergänzung: wortergänzung.'), unter hinweis auf Behaghel modi 23. Auch Erdmann I 60 hat dies verhältnis von satz und wort richtig beurteilt ('tautologie'). Im einzelnen kann man freilich zweifeln[1]. Hierher habe ich auch fälle gerechnet wie N. 120, 21 *ten underskeit leret unsih Cicero, ih meino wio wir bechennen sulin* . . .

In einer anzahl von wortverbindungen mit dem verbum substantivum, mit haben und dergleichen, kann man einen abhängigen satz als von der ganzen verbindung abhängig ansehen. Ich habe hier in anlehnung an eine bemerkung von Wilmanns GGA. 98, 970 den versuch gemacht danach zu scheiden, ob das bestimmte nomen aus eigener kraft, oder erst durch die verbalisierung fähig wird die bestimmung zu sich zu nehmen. Kunze s. 43 f. scheint mir in der annahme von 'verbalformeln' zuweit zu gehen.

Gegen mein gefühl geht eigentlich die behandlung von sätzen wie H. 1583 *was im tharf mikil, that* . . . als bestimmungssätzen zum subjekt. Mir läge näher *tharf* als prädikat und den satz als subjekt aufzufassen. Da sich aber daneben konstruktionen finden wie N. 154,3 *sid tes not ist* . . ., *daz* . . . oder H. 2827 *that thes eniga thurufti ni warin, that* . . ., in denen der dass-satz wohl nur als bestimmungssatz gelten kann, habe ich jene anderen fälle nach diesen beurteilt. Hierzu habe ich auch H. 3227 gestellt, siehe aber Behaghels anmerkung.

Zum schluss dieser vorbemerkungen ist nun anzuführen, was nicht aufnahme fand, so weit es nicht schon im vorigen (ἀπὸ κοινοῦ) angeführt ist. Zu bemerken ist, dass perioden, bei denen der grund zur nichtaufnahme im nebensatz 1. oder 2. grades liegt, überhaupt

1) Beiläufig sei erwähnt, dass ich H. 3215 nicht hierherstelle, sondern *megincraft* als dativ-instrumental fasse.

nicht aufgenommen sind. Sonst ist der satz bis zu der betreffenden stelle hin aufgenommen.

Nicht aufgenommen sind also 1. solche sätze, bei denen sich zwischen ober- und untersatz eine andere infinitiv- oder partizipialkonstruktion schiebt als solche, die zur temporalen oder modalen umschreibung dient.

2. sätze, bei denen die verbindung von ober- und untersatz durch einen 'verkürzten' satz hergestellt wird. Z. b. N. 222,12 *so harto, so, diu man sprichit.* Hierher gehört *ni si*, soweit es nicht noch satz ist. Und als satz erscheint es mir nur noch dort, wo es von einem dass-satz als subjekt gefolgt wird, während z. b. in T. 155, 6, 2 *ni bitharf ni si thaz her fuozzi wasge* die konstruktion durch *ni si* hindurch *bitharf* und *thaz* verbindet.

3. sätze, die sich auf ein attribut beziehen, als stünde statt dessen ein satz. Z. b. N. 22,18 *waz ist tien muodingen, daz sie die gewaltigen furhtent, chraftelose, doh sie winnen?* Ich rechne hierher auch O. IV 10,5 *ni drinku ih . . . thes rebekunnes mera . . ., er ih . . . mit iu saman avur drinku niuwaz, thaz iu iz liche . . .* 'frischen, damit (oder: sodass)'. Erdmann I 137 nimmt auch hier *thaz iz* als blosses relativum.

4. direkte rede nach sätzen, in denen mit *(al)sus* auf sie hingewiesen wird. Z. b. N. 220,25 *testimonium Christi, der sus keheizet: Amen dico vobis . . .* In solchen fällen scheint mir zwischen den sätzen gerade eine pause, eine distanz hergestellt zu werden und hergestellt werden zu sollen.

5. eine anzahl mit *(al)so* eingeleiteter sätze bei N., die in keinem funktionsverhältnis stehen. Z. b. N. 60, 4 *taz ist indignatio cum emulatione, also Juno chat fone Minerva: Pallasne . . .* Soweit für den ausschluss von stellen diese erscheinung massgebend war, sind die belege hier aufgezählt: N. 60,4. 66,8. 67,9. 12. 19. 27. 68,22. 69,5. 16. 24. 27. 30. 70,13. 15. 29. 72,15. 85.27. 99,30. 100,13. 133,11. 151.26. 179,25. 183,19. 207,20. 22. 220,28. 273,29. 275.7. 278,23. 279,20. 302.17. 303,13. 305,30. 308,4. 325,5; D. 79A28. In einigen dieser fälle ist vielleicht *so* demonstrativ vor hauptsatz zu nehmen, etwa 67,27. 69,5. 275,7.

6. Analokuthe. Soweit es sich nicht um ἀπὸ κοινοῦ handelt und soweit es sich nicht um loslösung[1] handelt, wird hier das zusammen-

1) Vgl. Behaghel § 523 III. Fallen hierher aus H. vor allem sätze mit *ac*, so sind es anderswo entsprechende, z. b. *suntar* W. 13,15. Ferner rechne ich hierher sätze wie T. 151,11 *thaz iogiwelihhemo habentemo wirdit gigeban, fon themo, therde*

gefasst, was mir in irgend einer weise aus dem leim gegangen zu sein scheint[1]: Is. 9,17. 23,15. 42,1. 5; M. 1,17; T. 31,7 (s. aber Tomanetz 38. Danach wäre vielleicht auch die s. 29 Statist. erst. abschn. typ. 3, 1γ, $\gamma\gamma$ anm. behandelte stelle M. 17,7 zu beurteilen?) 54,7. 77,1. 84,3. 138,10,2. 151,8,3; H. 1437. 1699. 4760; G. 132; O. II 10,4. III 22,51. V 12,7; N. 27,19. 245,7; D. 32,2,71. 47,2A6.

7. schliesslich folgende einzelne stellen, in denen nebensätze mehrfacher unterordnung vorliegen oder vorliegen können: Is. 12,19. 22,15. 39,13; M. 17,7; T. prol. 4,14, 4–16. 40,3. 67,12–14. 69,6. 82,4,6. 142,1. 145,11. 210,4–5. 221,2,3; H. 1329. 1773 (punkt[2] nach 1774a und 1776a. Möglich an letzter stelle komma, *thiu* auf *weroldlusta* bezogen), 1988. 2752. 3674. 5164 (punkt nach 5166). 5239 (punkt nach 5242a). 5332 (punkt nach 5333a); O I 1,7. 37. 11,37. 28,1–20. II 9,27. 12,17. 17,13 ($a < b \mid b^1 - c$). III 6,21. 12,31 ($a < b < \widehat{c\,d\,c\,d}$). 17,15. 20,75. 149 ($a < b > a^1 - c$). IV 6,7–14. 49. 55 ($a < b,\ a^1 - c$). 13,25. 16,31. 37,15–24. 31–43. V 1,25. 2,11. 9,31–38. 12,35–50. 20,49 ($a < b < c \mid b^1 - d$) 23,19–26. 245 (vielleicht $a < b\ [P] < c,\ b^1 < c^1\ [P^1]\ c^1,\ c^2,\ c^3 < d,\ e > d^1,\ d^2 < e^1,\ d^3$), h 155–164; N. 7,15. 62,22. 98,16. 23–99, 9. 112,21. 117,17. 191,19 (antwort ohne hauptsatz), 197,15. 27. 209,11. 210,17 (antwort ohne hauptsatz), 221,8. 229,21–230,27. 237,8. 258,19. 261,7. 274,4. 299,8. 309,29–310,13. 316,9. 330,30. 355,23; W. 129,2 ($b\ \widehat{< c - a}\ b$); D.[3] 31,22, 3 $\left(b > a,\ b^1 > a^1\ (b^2 < c < d) > \ldots\right)$. 35,9,7. 39,4, 1. 56,100. 66,10–13. 96,18 ($b < c \mid c^1 \mid b^1,\ b^2 \mid b^3 > a < b^4 < c^2$?), 99,3–21. 26.

Statistik.

Erster Abschnitt.

Die stellung der nebensätze 2. grades.

Vorbemerkungen.

Die vorführung des materials erfolgt geordnet nach den oben s. 4 f. aufgezählten, weiter in fünf gruppen gegliederten 13 typen. Die

ni habet, thaz er habet, wirdit erfirrit fon imo. Solche fälle sind namentlich nach schaltsätzen nicht scharf zu trennen von sätzen, bei denen es sich bloss um wiederholung eines schon früher gesetzten satzgliedes aber mit verbleib im nebensatzcharakter handelt.

1) Vgl. noch unten vorbemerkungen zum anhang unter *thaz* und *hwanta* = quia vor direkter rede.

2) Interpunktionsänderungen sind nicht alle aufgezählt.

3) Ganz fortgelassen sind 18. 61. 68. 80. 81. 100. Die formelhaften sätze der beichten und glauben sind nur dort aufgenommen, wo sie zuerst begegnen.

weitere gliederung wird den funktionen entnommen. Und zwar wird in den typen 2, 4, 11, 12 die funktion des nebensatzes 2. grades zum oberen, die des 1. grades zum unteren teilungsprinzip gemacht. Umgekehrt ist es in den typen 3, 6, 7, 9, 10. In den übrigbleibenden typen 1, 5, 8, 13 ist an sich beides brauchbar. 1 und 8 (nach 4) sind der ersten, 5 (nach 3) und 13 der anderen anordnung zugeteilt.

Für die ganze statistik gilt, dass anmerkungen möglichst unterdrückt wurden. Eben darum musste im vorhergehenden soviel von unsicherheiten die rede sein. Das bedeutet nun aber nicht, dass im folgenden nur gleichsichere und gleichwertige stellen auftreten: das ist unmöglich.

I. Typus 1.

a < b < c.

1. Der nebensatz 2. grades steht in der funktion des subjekts.

α) Der nebensatz 1. grades steht in der funktion des subjekts.

N. 61, 14: . . . *to ward, taz imo troumda, taz er sahe Jorem sih wazer ana giezen unde dia sunnun daz abawisken.*

Is. 1,14. 3,6. – M. 39,18. – O. III 19,6. V 12,25. 20,86. – N. 330,27. 331,25. – D. 34,26,9.

β) Der nebensatz 1. grades steht in der funktion einer prädikatsergänzung.

αα) Als prädikatsnomen.

T. 64,6,4: *Thiz ist ther, fon themo giscriban ist: senu ih sentu . . .*

N. 70,5.

ββ) Als objekt.

N. 103,31: *Ne wizent ir erdtier, wio smahe ir birnt unde die, dero ir wanent walten?*

Is. 30,6. – T. 26,1. 28,1. 30,1. 31,1. 32,1. 56,4,4. 117,3,8. 135,29,3. 138,7,3. 155,7,2. H. 201. 1300. 1306. 1316. 1475. 1527. 1665. 2711. 3405. 3712. 3741. 4302. 4581. 4691. 5430. 5682. – O. I 8,11. 9,13. II 3,11. 7,58. 12,37. 18,1. III 4,19. 39. 47. 16,69. 20,119. 24,73. 25,23. 26,31. IV 3,13. 5,63. 6,15. 15,37. 18,37. 22,16. V 5,17. 10,9. 15,45. 22,11. 23,1. 25,55. 71. – N. 30,9. 41,25. 96,2. 187,24. 237,13. 260,9. 329,24. – W. 124,5. – D. 86 A 4,4. 97,1.

γγ) Als adverbiale ergänzung.

H. 1121: *Was im an them sinweldi salig barn godes lange hwile, untthat im tho liobora ward, that he is craft mikil cudien wolda werodo te willion.*

Is. 28,1. 34,13. – M. 5,2. 14,8. – T. 4,4,5. 6. 5,9. 9,2. 3. 11,1,4. 4. 21,11. 50,1. 74,2.3. 79,11. 80,4,7. 87,8,17. 21. 116,3. 131,4,2. – H. 679. 812. 1406. 3236. 3728. 4978. – G. 193. – O. I 1,113. II 5,23. 9,39. 12,57. III 4,17. 5,19. 8,15. IV 1,33. 11,33. 37,25. V 10,23. 11,35. 15,23. – N. 32,3. 62,27. 71,17. 81,16. 95,14. 129,9. 136,13. 152,12. 194,17. 197,8. 203,16. 207,14. 211,4. 11. 212,4. 217,14. 222,5. 280,11. 328,15. 356,21. 24. – W. 52,33. 87,11. – D. 34,31,7. 47,3,6. 62,1,16.

γ) Der nebensatz 1. grades steht als bestimmung eines satzgliedes.

αα) Des subjekts.

O. I 20,35: *Nu folget imo thuruh thaz githigini so managaz, thaz ther nist hiar in libe, ther thia zala irscribe.*

H. 1967. – O. V 1,1. – N. 156,13. 249,10.

ββ) Des prädikats.

Is. 8,18: *Endi auh ibu Christus druhtin nist, hwelih druhtin regonoda fyur in Sodoma fona druhtine, so chiwisso chiscriban ist in Genesi: Endi regonoda . . .*

T. 82,5,10. – N. 73,24. 240,14.

δ) Der nebensatz 1. grades steht als bestimmung einer prädikatsergänzung.

αα) Des prädikatsnomens.

D. 38,22: *Du bis daz alinga glas, da durg quam, daz vinesternisse der werlde benam.*

Is.M. 33,28. – O. I 27,57. – N. 53,12. 62,4. 78,25.

ββ) Des objekts.

D. 35,16,1: *Der kunic bizeichinot den got, der di werilt hat gibilidot, in des giwalt alliz stat, daz daz gistirni umbigat.*

T. 18,2. – H. 2446. 3265. – O. IV 7,63. 12,26. V 5,11. – N. 40,2. – W. 103,15.

γγ) Einer adverbialen ergänzung.

N. 293,30: *Nu stozen sia doh, ube dir iz tunche, zu dien ungloublichen, die du fore sagetost, also diu ist, daz puniti mali saligoren sin danne impuniti.*

N. 327,19.

2. Der nebensatz 2. grades steht in der funktion einer prädikatsergänzung.

a) Als prädikatsnomen.

α) Der nebensatz 1. grades steht in der funktion des subjekts.

O. V 24,11: *Ist uns in thir giwissi ouh thaz irstantnissi, thaz unser stubbi fulaz werde avur sulih, soso iz was.*

β) Der nebensatz 1. grades steht in der funktion einer prädikatsergänzung.

αα) Als objekt.

T. 88,5,5: . . . *inti sagata den Judeon, daz der heilant was, der da teta inan heilan.*

D. 83,51.

ββ) Als adverbiale ergänzung.

T. 145,12: *ni geen in sia, wanta taga girihti thie sint, thaz siu gifullit werden alliu, thiu . . .*

W. 107,6.

γ) Der nebensatz 1. grades steht in der funktion einer bestimmung einer prädikatsergänzung.

αα) Als bestimmung des prädikatsnomens.

N. 282,20: *Sint tie liute danne so ganzes sinnes, taz tie . . . note so sin, so sie sie ahtont?*

ββ) Als bestimmung des objekts.

N. 150,14: *So aber dannan diccho erwuohsen maxime dissensiones, die dissensiones ze uerzerenne sazton sie dictatorem, tes maiestas solih ware, daz nioman des nehabeti provocationem ad populum, daz . . .*

b) Der nebensatz 2. grades ist objekt.

α) Der nebensatz 1. grades subjekt.

H. 159: *Tho ward that hebencuninges bodon harm an is mode, that he is giwerkes so wundron scolda endi that ni welda gihuggean, that ina mahta helag god so alaiungan, so . . ., selbo giwirkean, of . . . .*

Is. 39,1. – M. 21,14. 30,17. – T. 15,4,6. 82,5,5. 129,4,6. 134,8,2. 174,2,3. 8. 177.2. - H. 1. 603. 1085. 1308. 1865. 1920. 4150. 5404. – O. I 1,93. 9,21. 22.48. 27,53. II 4,95. 12.9. 14.101. III 1.33. 16,30. 18.3. 19,3. 20,13. 23,16. IV 1,27. 37. 4,23. 7,45. 12,45. V 12,25. 23,31. h 97. – N. 5,17. 36,15. 37,3. 70,10. 72,8. 93,22. 24. 114.12. 154,31. 251,4. 304.6. 305,4. 306,5. 324,11. 358,24. – D. 56.83. 79A102. 173. 86A3,12.

Anm. 1. Zu M. 30.17. Die vorlage liesse erwarten, dass der mit *daz* eingeleitete satz sich auf *in gabote* bezieht. Dann gehörte das beispiel nicht hierher.

Anm. 2. Zu O. IV 1,37. a < (c > b, b¹ < c¹ . . .). Der negative hauptsatz muss von b¹ an positiv gedacht werden, 'es möge nicht unterbleiben . . . (sondern es geschehe) . . .'

β) Der nebensatz 1. grades prädikatsergänzungssatz.

αα) Prädikatsnomensatz.

N. 70,5: *Deprecatio ist, taz ter sculdigo chit: peccavi ignosce unde er nicht nestritet unde aber die andere stritent, die in demo dinge sizzent, ube man imo sule ignoscere alde nesule.*

T. 13.8.3. – H. 453.

ββ) Objektsatz.

H. 4452: *So gefragn ik, that them rinkun tho riki drohtin umbi thesaro weroldes giwand wordun talde, hwo thiu ford ferid thanlango the si firiho barn ardon motun, ia hwo siu an themu endie scal tegliden endi tegangen.*

M. 9,3. 31,1. – T. 53,8. 64,3,2. 68,3,2. 74,8. 89,6. 90,3,11. 100,3,2. 119,4. 127,4. 136,3,3. 159,5,3. 165,6,2. 190,1,2. 215,2. – H. 122. 129. 367. 405. 620. 639. 1750. 2048. 2553. 2621. 2718. 2968. 3038. 3347. 3722. 3829. 3929. 3964. 4174. 4590. 4643. 4651. 5023. 5080. 5102. 5171. 5555. 5922. – G. 56. 98. 226. – O. S 33. I 1,1. 31. 107. 3,37. 4,17. 8,21. 10,11. 18,1. 24,1. 25,20. II 4,17. 5,15. 6,19. 8,23. 18,11. 13. 17. 19,1. 24,29. III 2,13. 4,21. 5,3. 11. 6,43. 11,5. 10. 14,37. 15,43. 16,35. 53. 17,57. 20,63. 85. 148. 21,1. 23,47. 24,17. 59. 73. 25,19. 26,27. IV 1,1. 2,11. 6,33. 35. 8,5. 11,3. 12,29. 14,7. 9. 16,9. 19,30. 47. 20,7. 17. 21. 37. 21,9. 23,27. 35. 26,6. 11. 30,9. 36,15. 37,7. V 1,7. 6,67. 70. 7,59. 12,95. 16,11. 21,9. 23,167. 235. 25.13. h 39. – N. 14,23. 30,6. 33,4. 46,30. 51.17. 62,13. 67,8. 102,1. 116,13. 134,19. 154.24. 155,6. 8. 202,24. 205,23. 282,28. 295,28. 346,15. 353,24. 363,11. – W. 73,3. 85,1. 149,3. – D. 10,25. 35,2,5. 38,124. 65,17. 70,1. 72,24. 82,8,11. 83,66. 86 A4,3. 87,9. 31. 92,5.

γγ) Der nebensatz 1. grades ist adverbialsatz.

W. 107,1: *Ih gienk in den nuzgarton, daz ih besahe, wie daz obaz in der talaslahte worden ware, unte ih ware tate, obe der wingarto in bluode ware unte die roton epfele waren in gescaffede.*

Is. 1,22. 14,11. 16,4. 19,5. 22. 24,1. 25,18. 37,17. Is. M 33,7. – M. 14,8. 17,22. 38,6. – T. 13,19. 21,2. 25,2. 40,1,4. 78,2. 82,8. 89,1,4. 90,4,15. 92,6,7. 105,2,6. 110,3,4. 13. 4,8. 129,10,4. 131,3,2. 7,2. 132,18,2. 134,8,4. 9,3. 135,25,5. 141,19. 26, 142,2. 151,4. 7,4. 156,6. 165,7,8. 168,2,4. 3. 170,3. 171,4. 174,3,3. 175,5. 179,2. 197,2. 215,3. 234,2. 238,3,3. – H. 211. 334. 374. 572. 599. 840. 1359. 1400. 1541. 1759. 2129. 2162. 2284. 2434. 2450. 2524. 2561. 2660. 2785. 3113. 3138. 3444. 3691. 3700. 3950. 4093. 4109. 4256. 4653. 4892. 4951. 5033. 5051. 5545. 5756. 5812. 5907. 5931. – G. 9. 198. – O. S 5. 39. 44. I 1,113. 2,3. 48. 4,65. 10,19. 19,5. 23,57. 27,37. II 3,35. 7,65. 9,19. 95. 12,23. 72. 75. 17,15. III 5,9. 7,53. 8,25. 12,37. 13,3. 15.9. 47. 17,45. 20,101. 184. 22,44. 61. 24,95. 26,59. IV 1,11. 3,6. 19. 5,19. 6,5. 9,5. 12,47. 13,45. 16,49. 17,13. 18,1. 19,57. 23,3. 23. 29,43. 35,23. V 3,15. 4.27. 7,32. 8.29. 41. 9,15. 11,35. 41. 12,5. 57. 67. 69. 14,14. 15,23. 16,43. 20,5. – N. 45,5. 28. 53,4. 57,11. 58,24. 61,2. 68,30. 71,14. 79,31. 80,17. 98,19. 114,25. 117,23. 121,11. 122,7. 127,4. 21. 130,3. 143,12. 166,5. 174,15. 25. 183,24. 27. 190,7. 194,17. 197.2. 209,8. 216,7. 232,30. 239,25. 256,25. 272,27. 283,3. 288,19. 289,19. 290,9. 295,27. 323.23. 329,1. 340,4. 348,1. 353,24. 360,5. – W. 13,11. 46,3. 51,15. 53,5. 16. 62,8. 79,3. 91,6. 11. 106,7. 107,8. – D. 17,9. 30 b4,2. 33 G98. 137. 34,8.7. 38,280. 42.49. 43.14.3. 76,19. 79 A17. 82,1,7. 86 A2,10. 5b1. B1,18. 2,69. 96,87.

γ) Der nebensatz 1. grades steht als bestimmung zu einem satzglied.

αα) Zum subjekt.

O. I 17,1: *Nist man nihein in worolti, thaz saman al irsageti, wio manag wuntar wurti zi theru druhtines giburti.*

Is. 35,21. - T. 88,4.8. 127,1. 201,3. – H. 852. 1583. 1655. 2085. 3654. 3808. – O. I 1,85. 4.11. 11,13. II 11.65. IV 26,35. 29,13. V 19,3. 20,9. 23,127. – N. 83,23. 156,13. 235,12. 311,12. – D. 3,18. 33Jb3. 55,5. 56,18.

Anm. zu H. 3808. *Nu wi thi fragon sculun riki thiodan, hwilic reht habad the kesur fan Rumu, the* . . . hier wird abhängigkeit des *hwilic*-satzes von *fragon* angenommen, Ries, 82, ebenso Kunze, 25. Die dann auffallende wortstellung im *hwilic*-satz erklärt Ries durch den an *kesur* angeschlossenen relativsatz. Ich ziehe trotzdem vor mit *hwilic* einen hauptsatz beginnen zu lassen und *fragon* seine inhaltsergänzung entbehren zu lassen. 'Jetzt wollen wir dich fragen mächtiger herrscher – welches recht hat denn . . .' Mir scheint darin eine stilistische absicht zu liegen.

ββ) Zum prädikat.

N. 224.31: *Selbiu diu winescaft scaffot iro selbun, also Virgilius chad: quis enim modus assit amori, unde er aber chad: omnia vincit amor.*

Is. 26,14. – O. V 15,11. h 77. – N. 204. – W. 2,2. 35,3. 36,2. 42,2. 52,26. 88,7. 99,3. 7. 128,6. – D. 82,1,10. 29. 86B2,69. 96,28.

δ) Der nebensatz 1. grades steht in der funktion einer bestimmung einer prädikatsergänzung.

αα) Als bestimmung des prädikatsnomen.

T. 132,11,5: *Ist theser iuer sun, then ir quedet, thaz er blint geboran wari?*

T. 231,3. – H. 1182. – O. IV 13,31. 47. 22,1. 29,21. – N. 72,13. 320,4. – W. 34,1. 136,10.

ββ) Zum objekt.

N. 146.26: *Tuged habet an iro selbun eigene wirde, tie si sar dien gibet, tien si gelazen ist.*

Is. 34,1. – M. 23,18. – T. 21,5,5. 87,7,9. 141,14. 17. 170,1. 188,6. 239,2. – H. 184. 1072. 1536. 3438. 4997. 5456. 5853. – O. I 9,31. II 12,15. 14,87. IV 7,63. V 6,17. 8,7. 25,29. – N. 107,20. 133,18. – W. 96,2. – D. 36,6,3.

γγ) Zur adverbialen bestimmung.

H. 96: *Tho ward thar gisamnod filu thar te Hierusalem Judeo liudio, werodes te them wiha, thar sie waldand god swido theolico thiggean scoldun herron is huldi, that sie hebancuning ledes aleti.*

Is. 21,9 – T. 167,2. – H. 2037. 2530. 4296. 5152. – O. II 8,18. V 25,7. – N. 99,18. 225,26. – D. 47,4,1. 86B2,2. 90,148.

c) Der nebensatz 2. grades ist adverbialsatz.

α) Der nebensatz 1. grades subjektsatz.

D. 2,58: *Der si doh nu argosto ostarliuto, der dir nu wiges warne, nu dih es so wel lustit, gudea gimeinun.*

T. 168,1,3. – H. 243. 1496. 1502. 4904. – G. 5. – O. I 1,103. 11,45. II 2,24. 4,57. 12,9. 31. 83. 14,99. 16,17. III 1,33. 13,39. IV 11,29. 23,43. 24,17. V 6,49. 9,45. 15,39. h 97. – N. 36,21. 62,8. 65,22. 70,26. 82,25. 142,12. 145,24. 206,19. 270,30. 285,31. 297,29. 305,4. 336,8. – D. 43,9,1. 70,10. 89,2.

β) Der nebensatz 1. grades steht in der funktion einer prädikatsergänzung.

αα) Als prädikatsnomen.

N. 78,22: *Taz ist, taz mir we tuot, so ih is kehugo.*

H. 453. – N. 118,28. 126,29. 221,21.

ββ) Als objekt.

D. 42,53: *La mich geniezen, des du ie begienge in dirre welt mit dime sune, so dun mit handen zuo dir rienge.*

Is. 7,11. – M. 4,6. 19,16. – T. 30,2. 33,1. 44,19,2. 68,3,2. 82,11a17. 107,3,11. 108,4. 114,2,9. 135,30. 146,3. 149,6,2. 153,2. 158,2,3. 178,1,2. 179,3. 239,4,5. – H. 32. 134. 164. 201. 301. 440. 469. 480. 825. 873. 1032. 1101. 1420. 1463. 1478. 1492. 1507. 1962. 2076. 2470. 2878. 2945. 2952. 3008. 3164. 3187. 3387. 3405. 3496. 3574. 3634. 4080. 4308. 4346. 4470. 4985. 5061. 5262. 5350. 5447. 5539. 5574. 5598. 5603. – G. 60. 66. 228. 296. – O. I 9,13. 11,49. 15,5. 19,21. II 3,27. 5,22. 7,29. 8,41. 9,75. 14,97. 121. III 2,5. 3,3. 5. 17. 4,35. 7,5. 8,44. 11,5. 11. 12,21. 13,1. 57. 14,17. 51. 103. 15,17. 18,35. 20,55. 61. 24,23. 45. 26,13. IV 1,1. 2,22. 3,9. 5,31. 6,15. 23. 7,73. 8,5. 13. 10,9. 11,15. 14,17. 19,30. 20,21. 24,35. 25,1. 26,49. 28,1. 9. 35,5. 9. 37,1. V 8,25. 11,21. 45. 12,71. 16,7. 25. 23,1. 25,37. h 147. – N. 5,2. 33,21. 51,17. 63,13. 65,28. 68,16. 108,26. 140,20. 155,15. 174,3. 197,32. 202,4. 209,28. 216,29. 227,10. 238,16. 239,13. 258,23. 294,9. 326,23. 327,14. 328,1. 331,8. 336,4. 347,20. – W. 33,1. 4. 48,19. 49,6. 73,1. 83,2. 84,12. 129,5. 131,7. 134,1. 3. – D. 10,21. 11,33. Br 38,27. 30b12,1. 33F52. G133. 36,8,5. 38,186. 55,26hsB. 56,12. 21. 27. 66,18. 72,16. 46. 79A5. 83,38. 55. 86B3,15. 31. 88,15. 91,237. 93,9. 96,84. 98,27.

Anm. Die T. 119,12,8 entsprechende stelle M. 21,16 hat statt c ohne vorlage infinitiv.

γγ) Als adverbiale ergänzung.

O. V 7,37: *Joh so ih hiar nu zellu, ward mir we mit minnu, theih sino liubi in mih giliaz, ob ih sia niazan ni muaz.*

Is. 3,11. – M. 7,3. 14,1. 30,1. 5. – T. 7,2. 8,5,2. 13,4. 33,2. 76,1. 80,1,3. 82,7,7. 88,7,15. 107,2,10. 112,3,9. 119,9. 12,8. 135,7,5. 156,6. 168,4. 177,1,4. 178,3. 6. 179,1,2. – H. 64. 760. 855. 882. 1217. 1409. 1511. 1688. 1762. 2162. 2410. 2479. 2760. 2884. 2941. 3399. 3470. 3578. 3613. 3619. 3649. 3834. 4237. 4395. 4646. 4824. 4908. 5046. 5267. 5442. 5695. 5716. 5919. – G. 43. 100. 136. 151. 193. 198. 235. 334. – O. I 14,4. 23,57. 27,63. II 3,61. 63. 6,51. 12,75. 14,43. III 6,17. 15,47. 16,37. 18,69. 20,165. 21,15. 29. 22,67. 23,51. IV 3,2. 4,19. 5,19. 7,41. 10,3. 12,61. 13,15. 15,59. 29,35. 43. 32,7. 35,23. V 8,51. 10,23. 12,21. 57. 15,23. 25,37. – N. 17,6. 21,27. 31,6. 36,15. 39,1. 62,27. 66,3. 68,8. 71,14. 74,32. 85,23. 114,25. 133,7. 134,16. 148,23. 151,10. 170,14. 184,9. 203,29. 279,28. 289,13. 19. 292,27. 297,8. 298,13. 299,24. 328,15. 349,14. 354,26. 357,8. 358,19. 360,26. – W. 13,12. 47,10. 52,40. 55,17. 69,5. 75,5. 96,5. 114,14. 148,3. – D. 2,50. 4,3,3. 3,69. 31,4,7. 34,4,9. 14,3. 37,1,3. 38,174. 46,17. 47,1,9. 4,114. 56,21. 78A1. 79A26. 82,5,3. 83,1. 68. 86A1,17. B2,38. 3,38.

γ) Der nebensatz 1. grades steht als bestimmung eines satzgliedes.

αα) Zum subjekt.

D 31,6,3: *Duo scinen hier in werlte die sternen bire ziten, die vil luzzel liehtes baren, soberhte so si waren.*

T. 87,5,28. 90,6,6. 139,1. 147,10. – H. 239. 1310. 1588. 2302. 3343. 3370. 3480. 4015. 4366. 4778. 5903. – O. I 5,63. 23,1. II 3,7. 7,7. 14,67. 106. III 15,5. IV 15,21. 33,33. V 1,1. 12,51. 19,15. 33. – N. 53,1. 89,24. 158,30. 162,13. 201,27. 227,14. 307,21. 357,15. 362,23. – W. 39,10. 52,14. 64,2. 70,6. 71,3. 117,12. 135,3. D. 3,94. 34,11,1. 43,6,3. 47,4,11. 79A96. 86B1,16. 2,67.

ββ) Zum prädikat.

O. V 8,33: *Si nan sar irkanta so er then namon nanta, thaz si garo er firliaz, unz er sia wib hiaz.*

G. 248. – N. 41,13. 155,22. 241,22. 254,8. 291,3. 322,8. – D. 43,8,2.

δ) Der nebensatz 1. grades steht als bestimmung einer prädikatsergänzung.

αα) Des prädikatsnomens.

W. 59,1: *Zwene dine spunne sint samo zwei zwinele kizze der reion. die der weidenent unter den lilion, unze der tag ufge unte der nahtscato hinawiche.*

T. 34,1. 231,3. – H. 119. – O. I 4,59. IV 14,15. V 12,63. – N. 24,16. 81,27. 86,3. 95,8. 272,12. 324,1. – W. 136,10. – D. 35,3,5. 47,3,17. 86B2,44.

ββ) Des objekts.

N. 298,18: *Ulixes chlageta sine geferten, die imo in Sicilia der riso Poliphemus wuotigo fraz, to er fone Troio erwant.*

T. 6,2,2. 7,4,6. 74,1,2. 135,34,5. 141,13. 164,2. 177,3. – H. 1551. 1620. 1855. 2370. 3792. 4045. 4563. 5251. 5853. – G. 71. – O. L 53. I 13,13. II 4,63. 6,49. III 1,1. 14,71. 82. IV 1,29. 11,5. 13,7. V 14,7. 16,35. 20,69. 23,1. – N. 16,3. 65,8. 69,18. 80,8. 102,11. 103,9. 155,15. 28. 177,30. 229,29. 300,20. 334,28. 335,3. 358,11. – W. 32,3. 45,1. 48,37. 59,8. 115,6. 127,2. 132,8. 133,3. – D. 30b19,3. 34,26,1. 44,1,5. 72,1. 79A54. 82,4,5. 8,7. 9,7. 86A1,19. B2.10.

γγ) Der adverbialen ergänzung.

D. 34,6,3: *Voni der hohi giril er so nidiri, daz er nimmir kumit widiri, wand er rirlorin hat den willin zallen gutin dingin.*

T. 177,3,4. – H. 2706. 4549. – O. IV 4,3. – N. 229,2. 280,19. 312,4. – W. 63,7. 68,4. 112,8. – D. 44,8,9. 47,4,107. 117. 121hsd. 86B2,2. 96,97.

3. Der nebensatz 2. grades dient als bestimmung eines satzgliedes.

a) Des subjekts.

α) Der nebensatz 1. grades ist subjektsatz.

N. 105,31: *Also skinet, sid tie zagosten ze ambahten choment, taz tie sacha guot nesint, tie dien wirsisten mugen haften, taz . . .*

O. V 23,139. – N. 35,6. 83,29. 92,21. 108,17. 234,30. 244,16. 256,19.

β) Der nebensatz 1. grades ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Prädikatsnomensatz.

N. 167,29: *Tes natura ist solih, ube er chleben beginnet an demo skeffe, daz nehein dunst so michel nechumet, tiu iz erwekken muge.*

N. 201,2.

ββ) Objektsatz.

D. 42,13: *Iemer maget an ende, muoter ane missewende, frouwe du hast versüenet, daz Eve zerstorte, diu got überhorte.*

Is. 31,12. – T. 55,8. 87,5,16. 21. 6,2. 88,8,6. 10,6. 155,1. – H. 510. 857. 621. 655. 1320. 1671. 1771. 2827. 3103. 3619. 4041. 4280. 4457. 4491. 4843. – G. 251. – O. I 3,47. II 9,7. 14,103. III 2,35. 4,3. 22,3. IV 5,1. V 4,57. 8,1. 12,19. 23,1. – N. 68,17. 101,25. 113,9. 31. 134,30. 170,24. 206,21. 225,30. 335,32. – W. 13,4. 107,8. – D. 32,2,67. 33F55. 39,6,1. 44,8,1.

Anm. zu H. 621. 621 b und 622 b halte ich für parallel.

γγ) Adverbialsatz.

D. 33 F 44: *Daz det er uns zu liebe, wand uns von dem wibe geskahc daz eriste leit, des wir inohc duldent arbeit.*

Is. 9,7. – M. 18,16. – T. 40,9. 90,2,7. 141,29,2. 143,8. 170,6,2. 184,5. 194,3,3. 204,2. – H. 704. 1424. 1691. 2402. 3877. 4286. 4360. – O. I 10,9. 14,17. 27,51. II 14,119. 24,9. III 20,17. 21,25. IV 5,65. 26,41. 29,35. – N. 69,13. 80,29. 125,25. 131,24. 154,3. 229,22. 246,28. 262,23. 315,7. 357,8. 363,8. – W. 54,7. 65,5. 87,8. – D. 43,5,3. 44,2,5. 95,22.

γ) Der nebensatz 1. grades ist bestimmungssatz zu einem satzglied.

αα) Zum subjekt.

D. 31,27,10: *Din wuocher ist suoz unde guot, da der mite irloset ist manchunn allez, daz der ist.*

T. 144,2,4. – H. 5523. – O. V 16,41. – N. 101,15. 186,21. 216,20. 255,24. 343,28.

ββ) Zum prädikat.

O. III 15,15: *Tho batun sine sibbon, so ofto maga sint giwon, then ist io gimuati thero nahistono guati.*

δ) Der nebensatz 1. grades ist bestimmungssatz zu einer prädikatsergänzung.

αα) Zum prädikatsnomen.

W. 9,2: *Cedar . . ., er was Ismahelis sun, uon demo Ismahelitae cuman sint, die dar huser nehabent sunter okkeret uilzhus unte andera unwatliche hereberga.*

H. 1011. 5677. – O. IV 2,13. – N. 196,1.

ββ) Zum objekt.

T. 5,4: *Jakob gibar Joseben gomman Mariun, fon thero giboran ist Heilant, thie thar ist ginemnit Christ.*

H. 1674. – N. 11,29. 19,26. 104,7. – D. 54,1. 86B2,31.

γγ) Zur adverbialen ergänzung.

N. 44,11: *Ube du ouh pluomen wellest, so daz felt kestrubet si fone chaltemo und al ratentemo nordwinde. so negang ze bluomgarten, dar rosa unde ringelen unde violae wahsent, tie den garten brunent.*

T. 137,1. – H. 156. 1272. 2649. 3299. 4198. 4296. – N. 177,20. – W. 50,9. – D. 33Bb1.

Anm. zu H. 156. Vgl. s. 31 Statist. erst. abschn. typ. 3, 2 b β, ββ anm. 1.

b) Der nebensatz 2. grades ist bestimmung zum prädikat.

α) Der nebensatz 1. grades ist subjektsatz.

N. 74,28: *Sito was ze Romo, so chuninga mit sige fon wige chamen, daz man demo allero gesprachesten beualh taz sigelob zetuonne in capitolio fore allemo demo liute, also man imo do teta.*

Is. 43,18. – O. V 14,1. – N. 63,4. 131,10. – W. 52,18.

β) Der nebensatz 1. grades ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

O. II 3,67: *Thes ginada uns scirmen joh wir nan ouh irbarmen, ther nan selbo uberwant, so thu thir hiar lesan scalt.*

Is. 22,3. – H. 5273. 5708. – O. V 15,5. – N. 68,17. – W. 81,5. – D. 30b 12,1.

ββ) Adverbialsatz.

N. 222,14: *So argumenta unde syllogismi a nota genomen werdent, so sint io note rebus verba cognata, wanda siu intrinsecus sint sumpta, also fore gesaget ist.*

Is. 42,13. – O. IV 27,5. 34,11. V 25,19. – N. 31,11. 55,17. 61,17. 222,5. 257,16. 272,27. – W. 113,10. – D. 35,19,7. 86B 1,27. 2,38.

Anm. zu O. IV 27,5. Darf man hier statt *zaltun zâltun* lesen? *zâltun* hier zu *zâlatun* I 20,13 wie *fârta* IV 17,3 zu *fâretun* III 14,106. s. Franck altfr. gramm. § 197. Braune ahd. gramm.[3] § 368 anm. 3.

γ) Der nebensatz 1. grades steht als bestimmung zum subjekt.

H. 3981: *Thiu tid was thuo genahit, that hie eft te Hierusalem Judeo liudeo wison welda, so hie giwald habda.*

Is. 10,11. – O. II 14,106. IV 31,32. – N. 35,23. 270,7. 282,5.

δ) Der nebensatz 1. grades steht als bestimmung zu einer prädikatsergänzung.

αα) Als bestimmung zum prädikatsnomen.

N. 272,12: . . . *so getan ding ist si, daz einemo zwinele benomenemo manige darafure choment, also Herculi geskah, to . . .*

ββ) Zum objekt.

W. 18,4: *Ih gibo dir sulihe doctores, die . . . unte die den selben wistuom mit sconemo gesbrache kunnen uure bringen, quod per argentum figuratur.*

D. 43,20,7.

γγ) Zur adverbialen ergänzung.

D. 38,292: *Nu muozestu gelovet sin der diner otmuote unde aller diner guode, dar umbe dig Crist genam ce muoder, als iz wale gezam, daz . . . .*

W. 11,3. – D. 42.18.

4. Der nebensatz 2. grades steht als bestimmung einer prädikatsergänzung.

a) Als bestimmung des prädikatsnomens.

α) Der nebensatz 1. grades ist subjektsatz.

Is. 32,15: *Hear ist araughit, dhazs Jesus ist druhtin, umbi dhen auh in andreru stedi in psalmum quhidhit: Liihhet . . .*

Is. 24,21. – O I 5,35. – N. 81,22. 250,18.

β) Der nebensatz 1. grades ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

O. IV 16,47: *Ja saget ih iu . . ., thaz ih ther selbo man bin, bi then ir rehto in wara irhuabet thesa fuara.*

T. 80,8. 135,16,2. – H. 909. 2210. 2260. 3043. 3045. 3047. 3741. 3827. 4581. – O. I 1,87. III 12,13. 17. 20,3. 24,35. IV 18,7. 23,31. – N. 14,23. 37,10. 82,30. 237,13. – W. 145,3. – D. 72c2. 87,34. 90,7.

ββ) Adverbialsatz.

O I 27,45: *Ziu feristu inti doufist, nu thu ther Heilant ni bist noh thero manno ouh thanne, in thero ambaht iz gigange?*

T. 32,2. 141,21. – H. 1948. – O. IV 7,83. V 17,21. – N. 220,6. – W. 142,6. D. 34,12,7. 86A1,6.

γ) Der nebensatz 1. grades ist bestimmungssatz zum subjekt.

N. 83,23: *Neist nu na diu saliglicha suozi gemiskelot mit manegero bitteri, tiu demo nio so suoze neist, ter sia niuzit, taz er sia getuelen muge, si . . .*

δ) Der nebensatz 1. grades ist bestimmungssatz zu einer prädikatsergänzung.

αα) Zum prädikatsnomen.

M. 18,10: *Joh des birut ir iu selbun urchundun, daz ir dero suni birut, dero dea forasagun sluogun.*

T. 141,27. – H. 936. – N. 103,15. – W. 126,5.

Anm. zu H. 936. 937b–938a parenthese aus reimgründen:

(he is) so mari endi so mahtig that wirdit managun cud
werun aftar thesaro weroldi that ic thes wirdig ni bium

ββ) Zum objekt.

H. 2113: *Thoh ic undar gewaldi si adalcuninges, thoh hebbiu ic erlo getrost holde heririncos, thea mi so gehoriga sint, that sie thes ne word ne werc wiht ne farlatad, thes ...*

H. 891. – N. 20,26. – W. 52,29. 137,6. 10. – D. 87,1.

γγ) Zur adverbialen ergänzung.

D. 47,4,99: *(Got hiute dich gesegene mit . . .) und mit dem segene Enoches, der gote so rehte liep was, daz ern in daz paradis nam, mit libe unde sele dar kam.*

D. 47,4,103.

b) Der nebensatz 2. grades ist bestimmungssatz zum objekt.

α) Der nebensatz 1. grades ist subjektsatz.

N. 5,11: *Tannan geskah pi des cheiseres ziten Zenonis, taz zwene chuninga nordenan chomene einer imo den stuol ze Romo undergieng unde alla Italiam, anderer nahor imo Greciam begreif unde diu lant, tiu dannan unz ze Tuonouwe sint.*

T. 87,8,9. 185,11,3. – H. 1352. 5420. 5674. – O. III 20,145. IV 1,37. V 12,91. 21,13. 23,262. – N. 83,20. 98,10. 151,28. 299,31. 352,5.

Anm. zu O. IV 1,37. Vgl. s. 14 Statist. erst. abschn. typ 1, 2 b α, anm. 2.

β) Der nebensatz 1. grades ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Prädikatsnomensatz.

O. II 2,35: *Ist sin guati ubar al, so in kinde zeizemo scal, then fater einigan in not drutlicho minnot ....*

ββ) Objektsatz.

D. 38,44: *Oug saget uns alsus du buoch, du heizet exodus, daz Moyses ein heilig man sag einen busch, de der bran.*

Is. 7,16. – M. 4,6. – T. 68,3,2. 96,1,3. 151,4. – H. 492. 630. 729. 1517. 1532. 1950. 1980. 2032. 2093. 2107. 2124. 2144. 2213. 2607. 2773. 3036. 3340. 3428. 3860. 4129. 4884. 5232. 5409. 5413. 5789. 5818. 5916. – G. 273. 277. 303. – O I 14,9. II 9,75. 24,37. III 14,106. 20,43. V 4,17.23,191. 24,1. – N. 14,23. 63,13. 72,19. 74,4. 122,29. 197,32. 287,16. W. 10,3. 16,1. 85,3. 141,17. – D. 33G93. 38,148. 62,1,12. 72,3. 11. 83,15. 47. 86B1,1. 3,14. 90,42. 91,39.

γγ) Adverbialsatz.

T. 96,2,14: *Giuehet mit mir, wanta ih fant min scaf, thaz dar uorward.*

Is. 18,20. – M. 29,26. – T. 2,9,5. 7,6. 25,3. 35,2. 96,5,9. 104,1,4. 2,3. 132,11. 137,2. 141,22. 230,5. – H. 20. 350. 2342. 2685. 3204. 3490. 3509. 3605. 3665. 3691. 4516. 4711. 5735. 5775. – G. 93. – O. I 2,3. 13,3. 15,15. II 1,49. 10,17. III 13,43. V 8,21. 11,47. – N. 42,8. 67,15. 121,10. 123,14. 141,17. 143,2. 197,4. 204,28. 270,11. 273,27. 275,5. 281,19. – W. 51,15. 54,3. 76,1. 101,8. 106,16. 109,5. – D. 35,1,1. 46,65. 79A87. 82,3,8. 97,4.

γ) Der nebensatz 1. grades ist bestimmungssatz zum subjekt.

D. 32,1,3: *Uz der erda sprungan manigslahte prunnen manig mihil se in hohe unt in ebene wazzer gnuogiu, dei skef truogin, dei diu lant durhrunnen, manigen nuz prungin, der da kume ware, ub . . . .*

H. 2978. – O. I 1,57. – N. 65,4. 248,12. 270,23. 278,20. – W. 135,3.

δ) Der nebensatz 1. grades ist bestimmungssatz zu einer prädikatsergänzung.

αα) Zum prädikatsnomen.

N. 23,25: *Ist tanne diz nu diu buohchamera, tar du gerno inne saze ze minemo hus unde sament mir sizzendo trahtotost allen den wistuom, ter an got kat unde an die liute?*

H. 1862. – N. 224,3. 277,12. – D. 83,8. 86 B 3,21.

ββ) Zum objekt.

D. 82,10,4: *Du schef bizeichenent die heiligen boten, die dir ubervoren unde uberwundan alliu diu widarwart, diu giwel dirro werelde.*

H. 2642. – N. 167,22. – W. 18,4. 58,16. – D. 83,12.

γγ) Zur adverbialen ergänzung.

N. 24,12: . . . *unde sazen sie mit iro ruoto in hende, mit tero sie iro iungeron an dero selbun ascun pildotun die uerte dero sternon unde alle die figuras, tie man lirnen sol in geometrica.*

N. 337,24.

c) Der nebensatz 2. grades ist bestimmungssatz einer adverbialen ergänzung.

α) Der nebensatz 1. grades ist subjektsatz.

N. 61,10: *Wanda Croesus Babyloniis wider Ciro ze helfo cham, dannan geskah, taz er in dannan uertreib unde er in sar nahfarendo gefieng unde in daz fiur warf, uzer demo in got losta.*

Is. 34,18. – T. 15,3,5. 49,1. – H. 1817. 5689. – O. L 65. – N. 68,20. 234,30. 268,7. – W. 58,12.

β) Der nebensatz 1. grades ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

N. 41,25: *Neweist tu, wio iz funden ist an dero burgeo, dannan du burtig bist, sower . . . . taz . . . .*

M. 39,22. – T. 19,8,5. 96,3. 98,3,6. – H. 174. 345. 480. 1830. 2307. 2625. 4838. 4982. 5617. – O. I 23,12. II 8,37. 9,33. 14,81. IV 37,1. V 11,15. – N. 103,1. 114,7. – W. 72,3. – D. Wadst. 13,9. 72,18. 83,41. 87,13. 91,35. 93,19. 95,21. 96,88.

ββ) Adverbialsatz.

T. 141,25: *Inti iu ewa gelerten ist ouh wae, bithiu ir ladet man mit lesti, thia sie fortragan ni mugun, inti ir mit einemo fingare iuweremo ni ruoret thia burdin.*

Is. 8,2. 32,7. – M. 30,1. – T. 33,1. 105,1,8. – H. 533. 754. 1211. 1409. 1731. 2474. 2681. 3116. 4010. 5460. – N. 28,7. 31,11. 107,9. 137,16. 146,9. – W. 13,8. 62,5. 79,3. 100,6. 102,4. 104,7. 106,13. 131,3. 142,10. – D. 33G105. 67,16. 86A5a6.

γ) Der nebensatz 1. grades ist bestimmungssatz zu einem satzglied.

αα) Zum subjekt.

D. 31,6,7: *Wanta sie beschatewota diu nebelvinster naht, diu von demo tiefel chom, in des gewalt wir warun, unz . . .*

N. 41,17. 80,20. 248,4. – W. 50,4. 69,31. 70,2. 117,12.

ββ) Zum prädikat.

N. 101,21: *Tero sumelihe scriben dannan buoh, also Panethius teta apud Grecos et filius eius unde Cicero teta apud Latinos an sinemo buoche de officiis, an demo er jihet, taz . . . .*

δ) Der nebensatz 1. grades ist bestimmungssatz einer prädikatsergänzung.

αα) Des prädikatsnomens.

D. 38,306: *Maria gratia plena du bis vol aller gnaden des heiligen geistes vaz, daz er sunderliche erlas uz van allen wifen, die der ie geboren wurden.*

W. 52,10. 126,5.

ββ) Des objekts.

N. 299,11: *Zuosehentemo dracone nam er die guldinen epfele, dero er huota in orto Hesperidum insularum, die ennont Athlante monte hina sint in occidentali oceano.*

H. 1801. 4045. 5953. – O. III 10,37. – W. 85,3. – D. 57,5. 86B4,5.

γγ) Einer adverbialen ergänzung.

D. 38,248: *Stella maris bistu genant na dem sterron, der an daz land daz muode schif geleidet, dar iz ce rasten beidet.*

II. Typen mit gebrochener folge.

A. Typus 2.

a — (c — b).

1. Der nebensatz 2. grades steht in der funktion des subjekts.

α) Der nebensatz 1. grades steht in der funktion des subjekts.

O. II 8,5: *Ni ward io in woroldzitin, thiu zisamane gihitin, thaz sih gesto guati sulihhero ruamti.*

O. IV 1,37. V 12,33. — N. 85,11. 158,18. 242,1. 303,10.

β) Der nebensatz 1. grades ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Prädikatsnomensatz.

H. 306: *So was than thero liudeo thau . . ., sohwilik so thar an unreht idis gihiwida, that siu simbla thana bedskepi buggean scolda fri mid ira ferhu.*

ββ) Objektsatz.

N. 169,16: *Wanest tu, daz niehtes turftig neist, mahti durftig si?*

H. 4169. — O. I 14,9. III 17,31. 18,31. 20,97. IV 8,5. — N. 347,20. — D. 87,26.

γγ) Adverbialsatz.

O. II 12,63: . . . *So limphit, thaz man fahe . . . then selbon mennisgon sun, sowerso thes biginne, thaz tharazua githinge, sih nioto frawes muates . . . .*

O. I 2,3.

γ) Der nebensatz 1. grades ist bestimmungssatz zum subjekt.

N. 357,15: *Ze dero selbun wis ist not, sowaz tiu gagenwerta foresiht anasihet, taz iz so si, doh . . . .*

2. Der nebensatz 2. grades ist prädikatsergänzungssatz.

a) Objektsatz.

α) Der nebensatz 1. grades ist subjektsatz.

N. 194,25: *Fone diu skinet, sowesso ioman gerot umbe guot, taz er sin negerot nube guotes.*

β) Der nebensatz 1. grades ist objektsatz.

H. 4035: *Ik thoh fro min te thi liohto gilobiu leriandero bezt, so hues so thu biddien wili berhton drohtin, that he it thi san fargibid . . . .*

H. 3914. — O. II 8,25. 23,25. III 17,31. V 11.39. — N. 121,3. 170,24. — D. 94,21.

b) Der nebensatz 2. grades ist adverbialsatz.

α) Der nebensatz 1. grades ist subjektsatz.

N. 110,4: *Taz ist tero werhmanno sito, so sie iro werh folletuont, taz sie siu ze iungest slihtent.*

H. 4904. – O. L 65. 79. s 27. II 3,57. V 9,45. 23,139. – N. 34,7. 74,28. 169,19. 171,20. 225,19. 270,30. 290,15. 299,31. 336,8. – D. 3,63.

β) Der nebensatz 1. grades dient als prädikatsergänzung.

αα) Als prädikatsnomen.

N. 167,29: *Tes natura ist solih, ube er chleben beginnet an demo skeffe, daz nehein dunst so michel nechumet, tiu ....*

N. 81,29.

ββ) Als objekt.

N. 61,27: *Sie sagent ouh, wio diccho er andere consules fore ubersigenote, unde so in Paulus kefangenen ze Romo brahta, wio er in custodia erstarb ....*

T. 127,1,5. 132,13,3. 135,24,6. – H. 639. 1565. 1897. 1950. – O. I 8,17. 24,11. II 6,7. III 11,11. 23,37. 24,85. 26,15. 19. IV 3,13. 8,5. 14,17. 19,34. 25,1. V 25,23. – N. 28,14. 33,7. 37,10. 50,23. 73,20. 85,5. 104,26. 121,3. 140,3. 197,32. 247,25. 288,1. 332,16. 345,28. – W. 33,4. 46,6. 49,6. 85,1. 109,7. 134,3. – D. 11,33. 31 III 5. 28,3. 33 Da 5. 70,1. 75,8. 82,11,1. 83,47. 87,34. 90,47. 96,31.

γγ) Als adverbiale ergänzung.

N. 298,9: *Dannan ward Agamemnon orbus, to er spuotigo ferren wolta, daz er darumbe dien winden sina tohter Ephigeniam opferota ....*

T. 108,2,6. 4,7. 110,3,13. 156,3. 165,7,4. 171,4. – O. I 23,27. IV 12,5. 24,37. V 11,23. – N. 49,17. 61,17. 224,15. 289,13. – D. 34,29,3. 36,5,3. 37,11b9. 43,17,9.

γ) Der nebensatz 1. grades ist bestimmung zum subjekt.

O I 3,21: *Nist man, thoh er wolle, thaz gumisgi al gizelle.*

O. I 23,53. III 14,11. V 23,127. – N. 86,9. 156,13. 180,21. 271,11.

δ) Der nebensatz 1. grades ist bestimmung zu einer prädikatsergänzung.

αα) Zum prädikatsnomen.

O II 22,31: *Nist iuwer nihein ... so harto sulih dufar, thin kind thih bitte brotes, thaz thu mo steina bietes.*

N. 89,12. 96,19. 129,3.

ββ) Zum objekt.

T. 88,2,8: *Trohtin ni haben man, mittiu daz wazzer giruorit wirdit, der mih sente in den wiwari.*

T. 135,34,5. – N. 357,1. – D. 30b19,3.

3. Der nebensatz 2. grades steht als bestimmung eines satzglieds.

a) Des subjekts.

Der nebensatz 1. grades ist objektsatz.

O. III 20,89: *Wir wizun ..., sulih so wir warun, thaz wir nan blintan barun.*

D. 37,2,5.

b) Des prädikats.

α) Der nebensatz 1. grades ist subjektsatz.

O. V 5,3: *Tho liefun sar, so thu weist, thie inan minnotun meist.*

β) Der nebensatz 1. grades ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

O. V 13,12: *Sagetun, so ih nu zelita, thaz in es wiht nizaweta.*

O. I 16,17. – D. 36,1,9.

ββ) Adverbialsatz.

O V 17,14: *Joh fuar ... zi sines selbes riche, so gizam, sid er in tode sigu nam ....*

γ) Der nebensatz 1. grades ist bestimmungssatz zu einer prädikatsergänzung.

αα) Zum prädikatsnomen.

D. 40,2,7: *Davides vater was der man, also wir ez gelesen han, der von gotes gewaltiger hant des riches habeta gewalt.*

ββ) Zum objekt.

O III 14,51: *Maht lesan ... zeichan filu managu giwisso, so ih thir zellu, thiu er deta saman ellu, wio ....*

D. 90,18.

γγ) Zur adverbialen ergänzung.

N. 120,4: *Taz so getana getrahteda triffet ... ad correctionem vitae an demo parte philosophiae, so ouh tarfore gesaget ist, taz ethica heizet.*

4. Der nebensatz 2. grades ist bestimmung einer adverbialen ergänzung.

Der nebensatz 1. grades ist bestimmung des objekts.

O. II 22,13: *Beginnet anascouwon thio fronisgon bluomen, thar liuti after wege gent, thie in themo akare stent.*

B. Typus 3.

(b — c) — a.

1. Der nebensatz 1. grades ist subjektsatz.

α) Der nebensatz 2. grades ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Prädikatsnomensatz.

N. 65,15: *Sower der ist, der den strit mit redo uerzeren chan, unde er daz in rhetorica gelirnet habet, ter ist orator.*

O. III 17,39. — W. 138,4.

ββ) Objektsatz.

Is. 38,4: *Dhiz sus liihhe* — *sohwer so wanit, dhazs izs in Salomone wari al arfullit, filu aboho firstandit.*

T. 42,1,1. — H. 3320. 5361. — O. I 24,17. III 16,15. 18,21. V 11,11. — N. 119,30. 133,28. 184,25. 220,30. 238,4. 240,14. 336,14. — D. 96,23.

γγ) Adverbialsatz.

N. 164,22: *Der imo sin welf ferstilet, unz er in weido ist, der netruet imo nieht enfaren.*

T. 44,27. 156,7,2. — O. I 2,41. II 3,43. 19,3. III 1,23. — N. 79,7. 349,29.

β) Der nebensatz 2. grades ist bestimmung eines satzglieds.

αα) Des subjekts.

N. 307,29: *So man ... etewar umbe etewaz tuot unde dar etewannan ieht anderes geskihet, tanne darumbe man iz tuot, daz heizet casus.*

N. 195,22. 318,26.

ββ) Des prädikats.

N. 270,11: *Tiu etewaz ferror stant, also bootes tuot, tiu gant ze einero wilo in sedel, so daz ...*

N. 12,15. 120,7. 279,14. 324,27.

γ) Der nebensatz 2. grades ist bestimmung einer prädikatsergänzung.

αα) Des prädikatsnomens.

N. 203,25: *Tiu aber nazin sint, so luft unde wazer ist, tiu skeident sih samfto ...*

O. I 15,23.

ββ) Des objekts.

M. 7,27: *Sohwer so auh in ernust wirkit willun mines fater, der in himilun ist, der ist min bruoder inti swester joh muoter.*

T. 42,1,4. 59,4,3. 104,5,7. — O. III 16,21. — N. 119,30. 157,6. 183,12. — D. 65,31.

γγ) Einer adverbialen ergänzung.

D. 65,27: *Sohwer so farah forstilit fon demo sulage, der slozhaft ist, gelte sol XLV foruzan haupitgelt indi wirdrjun.*

T. 141,15,2. N. 70,20. - D. 66,3. 86B1,9.

Anm. Die T. 141,15,2 entsprechende stelle M. 17,7 lautet: *sohwer so swerit . . . sculdic eidh sii.* 17,3 heisst es: *der swerit . . . sculdic eidh sii.* Ich habe die stelle nicht aufgenommen, da ich vorder- und nachsatz in kein verhältnis zu einander setzen kann. S. aber oben vorbem. s. 11.

2. Der nebensatz 1. grades ist prädikatsergänzungssatz.

a) Objektsatz.

α) Der nebensatz 2. grades ist subjektsatz.

O. IV 5,61: *Thaz selba thaz thie sungun, thie tharfore giangun, thaz selba inquad in wara thiu aftera fuara.*

O. V 14,19.

β) Der nebensatz 2. grades ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Prädikatsnomensatz.

D. 96,119: *Swelhe die sint, die houpthafte sunte habent getan unde noh der christenheit niht ze wizzene sint getan, den ratin wir . . .*

ββ) Objektsatz.

H. 1433: *So hwe so that an thesoro weroldi gidot, that he adrana aldru bineote, libu bilosie, them sculun liudio barn dod adelean.*

T. 40,8. – H. 1974. – O. II 12,81. III 14,79.

γγ) Adverbialsatz.

D. 49,1: *Seer an dem mentage gat, da er den fuoz lat, deme ist al die wochun deste ungimacher.*

O. II 10,7. – N. 111,30. 268,21.

γ) Der nebensatz 2. grades ist bestimmungssatz zum subjekt.

N. 162,19: *Wio manige ubel an in sin, diu beatitudinem nement, daz sageta ih fore langseimo.*

N. 168,2.

δ) Der nebensatz 2. grades bestimmt eine prädikatsergänzung.

αα) Das prädikatsnomen.

O. I 27,23: *Oba thu Helias auur bist, ther uns kunftiger ist, thaz gizeli du uns nu sar, thaz . . .*

ββ) Das objekt.

O. II 14,39: *Ther auur untar mannon niuzit minan brunnon, then ih imu thanne gibu zi drinkanne, thurst then mer ni thwingit, wanta . . .*

T. 87,4,2. 94,4,3. – H. 4409. – N. 201,11. – D. 89,3.

γγ) Eine adverbiale ergänzung.

N. 227,29: *Ziu daz so fare in gotes riche, der al weiz, al gemag unde echert kuot wile, des nemag sih nioman follun gewunderon noh kechlagon.*

b) Der nebensatz 1. grades ist adverbialsatz.

α) Der nebensatz 2. grades ist subjektsatz.

D. 3,85: *Denne der gisizzit, der dar suonnan scal enti arteillan scal toten enti quekchen, denne stet dar umpi engilo menigi . . .*

Is. 7,16. – T. 82,11,6. 96,2,9. 109,2,6. – H. 4378. 4696. 4861. 5361. – O. S 23. I 1,119. 18,31. II 8,19. III 6,43. IV 4,33. 21,15. 36,23. V 15,1. 20,79. 21,5. 9. 11. 13. 25,29. – N. 59,27. 69,10. 84,25. 116,23. 156,9. 176,5. 204,19. 213,22. 236,19. 242,24. 28. 251,13. 253,3. 254,12. 332,23. – W. 141,9. 17. – D. 3,11. 37,9,7.

β) Der nebensatz 2. grades ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Prädikatsnomensatz.

N. 189,11: *Uuanda dero iowedera ist, taz ouh taz ander ist . . ., pediu sint siu ein.*

N. 86,9. 242,1.

ββ) Objektsatz.

N. 112,29: *Tenchest tu danne, wio filo wazer unde fenne unde einote skertent tes selben fierden teiles, so ist tes anderes echert ein enge houestat tero menniskon.*

Is. 6,15. 8,2. 14,16. 18. 15,13. 16,15. 17,4. – M. 4,14. 38,7. 39,8. – T. 10,1. 11,3. 17,6,6. 21,9. 11. 27,1. 31,5,8. 32,4. 5. 6. 38,3,3. 45,7. 54,3. 82,3,5. 87,3,2. 88,2,3. 92,8,7. 99,2. 104,8,9. 121,3,3. 123,2,10. 131,8,7. 24,7. 134,8,4. 135,3,3. 19. 145,17. 18. 147,12. 149,7,2. 184,3. 193,1. 196,3,3. 199,11. – H. 148. 1573. 3399. 3728. 3857. 4848. 5388. – O. L 9. 51. 87. I 1,31. 43. 11,7. 16,21. 17,39. 20,1. II 1,21. 6,43. 7,69. 9,21. 65. 87. 12,57. 14,23. 18,19. 19,25. 21,1. 41. 22,17. 37. III 5,3. 8,37. 14,37. 16,41. 17,27. 31. 22,61. 23,25. 24,59. IV 1,1. 2,1. 4,11. 5,19. 7,55. V 7,39. h123. – N. 14,13. 19,26. 31,27. 34,7. 40,2. 41,13. 48,24. 51,5. 9. 52,1. 66,11. 22. 71,10. 76,22. 79,11. 84,23. 85,25. 89,7. 91,18. 98,19. 99,20. 120,10. 121,18. 127,4. 140,25. 141,1. 175,28. 200,3. 226,7. 228,14. 29. 236,26. 240,16. 242,11. 248,21. 263,12. 269,17. 273,24. 278,20. 283,27. 289,1. 291,1. 302,8. 303,17. 312,7. 325,12. 13. 15. 352,18. – W. 32,3. 41,6. 48,30. 79,3. 81,5. 114,7. 128,17. 133,3. D. 10,9. 41,29. 86 A 5b 13. 89,44. 90,76. 96,122.

Anm. 1. zu H. 148 ff. Als ersten hauptsatz sehe ich 151 an, 148 150 als vordersatz. 152 ist konsekutivsatz zu 151, mit 153 tritt loslösung ein. Als zweiten hauptsatz nehme ich 156 b. Das ganze übersetze ich: 'Wenn wir in unsrer jugend nicht erlangen konnten, dass uns ein erbe wurde, jetzt wo wir so alt sind, hat uns das alter die kraft genommen, so dass ... so lebten wir so manchen tag, so dass es mir wunderlich scheint ...'

Anm. 2. zu O. III 5,3. b < c, c^1 ... für c^1 ist das negative b ins positive umzudenken.

γγ) Der nebensatz 2. grades ist adverbialsatz.

D. 62,1,18: *Ipu iz noh danne fahe, danne diu nah gitrunkan si, danne gigare man de antra flasgun folla.*

Is. 37,9. – T. 7,1. 5. 104,6,8. 134,9,3. 147,1,3. 167,3. 182,2,2. 230,1. – H. 1059. 1374. 1620. 1929. 2273. 4793. 5794. 5923. – G. 140. – O. L 9. I 17,5. II 1,29. 4,71. 11,53. 12,63. 17,7. III 2,11. 13. 6,43. 7,49. 53. 14,13. 21,19. 26,53. IV 2,1. 11,47. 12,41. 15,59. V 7,39. h25. – N. 19,26. 64,25. 66,11. 76,28. 84,16. 25. 98,19. 144,3. 147,13. 247,12. 250,28. 260,14. 266,23. 270,7. 272,22. 284,8. 293,14. 302,8. 317,17. 318,20. 342,10. 346,3. – W. 28,2. 67,3. 92,2. 107,8. 111,4. – D. Br38,33. 30b 14,1. 32,1,77. 34,18,7. 85,16. 90,76. 96,50.

Anm. zu D. 30 b 14,1. Ich bleibe gegen Kraus z. f. östr. gymn. 1894 s. 133 bei interpunktion und auffassung der Denkmäler: *er* in vers 2 auf *richtuom* bezogen.

γ) Der nebensatz 2. grades steht als bestimmung eines satzglieds.

αα) Als bestimmung des subjekts.

D. 99,1: *Da ein fri Swebenne ewei ain Swab, der ist ain fri man, da muoz er im siben hantscuohe han.*

T 171,1. 193,1. – H. 3227. – O. I 14,1. 21,1. V 23,223. – N 87,28. 92,25. 118,18. 148,23. 154,13. 157,6. 220,22. 222,27. 256,19. 259,10. 269,17. 299,16. 301,18. – W. 42,2. – D. 33 Aa,7.

ββ) Als bestimmung des prädikats.

W. 146,1: *Doh ich minen wingarten beuolehan habe den winzurnelon, also du zelist, diu sin huoten, ich tuon sin ie doch selbo alliz ana wara.*

H. 1573. 2934. 5567. – O. I 17,5. III 14,13. 20,49. V 25,29. – N. 66,5. 86,24. 103,21. 117,14. 123,14. 25. 124,2. 215,17. 260,14. 278,32. 317,17. 328,22. 348,1. 349,14. 351,16. – W. 14,4. – D. 31,13,7.

δ) Der nebensatz 2. grades bestimmt eine prädikatsergänzung.

αα) Das prädikatsnomen.

H. 1940: *Ef siu than so saliga thurh iro selboro dad werdan ni motun, that si iuwa werc frummien, lestien iuwa lera, than gi fan them liudiun san farad fan themu folke.*

Is. 4,12. – H. 1933. – O. II 4,29. 13,33. – N. 49,17. 71,5. 94,30. 273,20. 319,3.

ββ) Das objekt.

D. 32,1,51: *W a n t wir zwene piskoffe hetan, d i e u n s m e n i g i u s e r e t a t a n, duone maht ih heime wese, skuof in ellente min wese.*

T. 155.1.5. 170.5.2. 206,2. H. 1368. 1545. 1616. 1904. 2766. 3253. 3265. 3282. – G. 207. – O. S 7. II 6,3. 18,19. 22,17. III 20,155. 26,1. IV 35,11. V 21,7. h 1. N. 56.15. 58.16. 63.10. 150.6. 165,21. 172,27. 181,22. 183.21. 200,25. 222,5. 234,11. 262,15. 293,20. 353,8. – W. 146,1. – D. 3,31. 82,11,14. 95,22.

γγ) Eine adverbiale ergänzung.

N. 31,23: *M u s i ih ze gagenwerti chomen dero, d i e m i h z i h e n t, taz . . ., dien wolti ih antwurten . . .*

T. 53,1. 147,1,3. 202,2. – H. 4940. – O. I 23,1. II 6,29. 10,7. V 16,1. – N. 108,8. 138,18. 247,3. 321,31. – W. 55,9. 93,2. 119,15. 147,3. – D. 34,20,7.

3. Der nebensatz 1. grades bestimmt ein satzglied.

a) Das subjekt.

D e r n e b e n s a t z 2. g r a d e s i s t o b j e k t s a t z.

N. 32,8: *N u b e daz in des kespuen mag, t e s s i e i l e n t, tes ist mih wunder.*

b) Das prädikat.

D e r n e b e n s a t z 2. g r a d e s b e s t i m m t e i n e a d v e r b i a l e e r g ä n z u n g.

D. 43,41: *S o wir lesen an der e, die g o t s a n t e d e n J u d o n e, die dwanch tes wizes forhte, als . . .*

4. Der nebensatz 1. grades bestimmt eine prädikatsergänzung.

a) Das objekt.

α) D e r n e b e n s a t z 1. g r a d e s i s t o b j e k t s a t z.

N. 233.6: *T e m o ouh tes kespuot, t e s i n l u s t e t . . ., solt tu des mahte zwiuelon?*

β) D e r n e b e n s a t z 2. g r a d e s b e s t i m m t d a s o b j e k t.

N. 124,6: *T a z . . . taz . . . taz . . . taz aber sin swester luna walte der naht, t i a d e r a b e n t s t e r n o r e c c h e t, taz . . ., suslicha ordinem dero dingo festenot tiu minna.*

b) Eine adverbiale ergänzung.

α) D e r n e b e n s a t z 2. g r a d e s i s t s u b j e k t s a t z.

N. 277,26: *A l s o dero manigon ringo . . . ter under allen ter innerosto ist, t e r n a h o s t s t e f t e i s t, . . ., ze dero selbun wis wirt . . .*

β) D e r n e b e n s a t z 2. g r a d e s i s t a d v e r b i a l s a t z.

O. IV 7,51: *S o sie thaz wazar thar bifiang, s o e r e r i s t t h i a a r c h a i n g i g i a n g, so gahun quimit herasun ther selbo mennisgen sun.*

γ) Der nebensatz 2. grades bestimmt eine adverbiale ergänzung.

N. 277,26: *Also . . . aber der uzerosto meren sweib habende so filo witor sih zetuot, so filo er ferror ist fone dero gnoti des stupfes tar in mittemen . . ., ze dero selbun wis wirt . . .*

III. Typen mit Nebensatzeinschaltung.

A. Mit einschaltung nur des nebensatzes 2. grades.

AA. Typus 4.

a < b $\widehat{\underset{\smile}{c}}$ b.

1. Der nebensatz 2. grades ist subjektsatz.

α) Der nebensatz 1. grades ist subjektsatz.

N. 152,6: *Tannan skinet, taz, tie dar hiezen patres unde senatores, ioh ane ambaht michela dignitatem habeton.*

N. 251,30.

β) Der nebensatz 1. grades ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

T. 100,3,2: *Ni lasut ir, thaz, thie dar tetta fon anaginne gomman inti wib, tetta sie inti quad: . . .*

T. 26,2. 28,1,3. 88,8. 98,3,6. 100,5. 112,3,5. 131,14,2. 177,5. – N. 247,25. – W. 37,7. – D. 54,14. 90,57.

ββ) Adverbialsatz.

T. 141,20. *Reini er, thaz dar innana ist thes keliches inti thes skenkifazzes, thaz si, thaz dar uzzana ist, reini.*

T. 87,8,17. 107,3,6. 110,3,4. 18. 118,3,6. 119,8. 133,3,2. 143,3. – O. II 17,21. – N. 58,24. 142,16. – D. 34,26,1.

Anm. zu D. 34,26,1. Ich bleibe bei der lesart *so lang och.* Die anm. D. II 215 verstehe ich nicht. Der vorschlag von Kraus z. f. östr. gymn. 1894 s. 135 würde die strophe auf 12 verse bringen. Ich übersetze: 'Wir sollen auf gott vertrauen, der . . . und so lange (vgl. Fundgr. II 32, 8) der, der gott dreimal verleugnete, nun die himmelschlüssel trägt.' – Auch die mehr als zehnzeiligen strophen 4. 6. 9 und 10, auf die mich herr professor von Kraus während der korrektur verweist, berechtigen bei 31 strophen wohl nicht zu einer konjektur, die die überlieferte zehnzeiligkeit einer strophe beseitigt.

γ) Der nebensatz 1. grades ist bestimmungssatz zum subjekt.

N. 250,8: *Dien folget note diu conclusio, daz, al daz tir ist, kuot ist.*

T. 82,7,20. 88,9,2. 171,3,4.

δ) Der nebensatz 1. grades ist bestimmung einer prädikatsergänzung.

αα) Des prädikatsnomen.

N. 282,20: *Sint tie liute danne so ganzes sinnes, taz tie, die sie guote ahtont alde ubele, note so sin, so . . .*

ββ) Des objekts.

N. 323,7: *Wer got habet kegeben solicha ringun zwein waren, daz, tiu durh sih sint in sunder, nieht zesamine ne wellent?*

γγ) Einer adverbialen ergänzung.

O. III 24,1: *Quam tho druhtin heilant thara in Judeono lant, thar, ther sin friunt was ju er, lag fiardon dag bigrabaner.*

2. Der nebensatz 2. grades ist prädikatsergänzungssatz.

a) Objektsatz.

α) Der nebensatz 1. grades ist subjektsatz.

M. 40,20: *Hwaz furirinnet, ir, daz ih quedan scal, wizut?*

β) Der nebensatz 1. grades ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

N. 264,11: *Ih nezwiueloti nieht . . ., nube ih temo solti giwillon, der iz lite, mit enes ingeltedo.*

T. 119,6,4. 241,2. – N. 204,12.

ββ) Adverbialsatz.

T. 131,11,8: *Her ni furlazzit mih einon, wanta ih, thiu imo lihhent, tuon simbolun.*

Is. M. 33,3. – M. 30,1. – T. 88,12,7. 138,3. – O. III 7,2. – W. 80,9. – D. 54,5.

γ) Der nebensatz 1. grades bestimmt das subjekt.

N. 250,28: *. . . so ist not, taz tie, die iro ubeli aba dero manheite gewirfet, sie sar hinderoren getue dien menniskon.*

T. 82,7,14. – W. 114,10.

b) Der nebensatz 2. grades ist adverbialsatz.

α) Der nebensatz 1. grades ist subjektsatz.

N. 115,29: *Tannan ist, taz, ube langer liument kemezen wirt gagen ewigheite, wider iro nieht luzzeler nesi sunder neheiner.*

Is. 24,21. – N. 251,30. 281,29. 326,12. 350,9.

β) Der nebensatz 1. grades ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

T. 116,5,13: *Ih quidu iu, bidiu wanta, oba these swigent, steina ruofent.*

Is. 30,6. – T. 12,7,2. 98,3,6. 132,18,5. 147,8. 161,4,3. 179,3. 218,4. – H. 596.

1453. 1744. 1830. 3661. – O. III 20,25. IV 11,7. 9. 15,57. V 10,27. – N. 61,7. 247,25. 324,18. – W. 37,7. – D. 54,14. 91,39.

ββ) Adverbialsatz.

Is. 29,16: . . . *dhuo azs iungist bidhiu quham gotes sunu endi antfenc mannes liihhamun, d h a z s, d h a n n e s i e i n a n s e l b u n c h i s a h i n, dhoh so chilaubidin endi* . . .

M. 29,26. 28. 30,5. – T. 7,2. 65,2. 4,3. 145,17,3. 147,7. 162,1,7. – O. I 8,3. 14,19. III 19,27. IV 15,11. V 24,17. – N. 127,21. 183,19. 229,9. 268,13. – W. 51,20. 80,3. 110,3. 122,3. – D. 31 IV 3. 70,4. 83,68. 86 A5c 3.

γ) Der nebensatz 1. grades bestimmt das subjekt.

N. 92,10: *Machot tih tiu manigi dinero scalcho saligen, t i e, u b e s i e a r g c h u s t i g s i n t, zala in demo hus sint unde burdi unde* . . .

T. 147,11. – H. 2427. – O. V 19,15.

δ) Der nebensatz 1. grades bestimmt das prädikatsnomen.

D. 82,2,7: *Unde der dracho wiret so vorhtal, d a z e r l i g e t, a l s o r t o t s i, under der erdo.*

Is. 30,2. – N. 95,8.

3. Der nebensatz 2. grades bestimmt ein satzglied.

a) Das subjekt.

α) Der nebensatz 1. grades ist subjektsatz.

N. 173,12: *Unde geskihet imo, so er sih tes erweren nemag, t a z imo ouh ter gewalt, t e s e r e i n e s k e r o t a, darmite ingat.*

β) Der nebensatz 1. grades ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

N. 63,13: *Fabulae sagent, t a z Achelous amnis, t i u i n G r e c i a r i n n e t, ze farre worteniu mit Hercule fuhte unde Hercules* . . .

T. 29,2. 125,11,5. – H. 1950. – N. 61,7. 65,28. 103,1. 166,9. 187,3. 224,17. – W. 62,12. 81,5. 124,3. 130,8. – D. 83,59. 87,4. 91,23. 79.

ββ) Adverbialsatz.

N. 42,23: *Taz fone leidarro frataten unde undriuwon luzzel dir si zesagenne. dar dunchet tir rehto, w a n d a diu ding der liut aller, d e m o s i u w o l a c h u n t s i n t, paz unde folleglichor chosot.*

T. 33,3. 82,9,3. 121,4,6. 179,4,2. – N. 39,1. 177,20.

γ) Der nebensatz 1. grades bestimmt das subjekt.

N. 154,8: *Preiten sih ouh ferro diu irdisken riche, noh tanne sint io manige diete, d e r o e i n chuning, s o w e l e r g e w a l t i g o s t o i s t, nieht newaltet.*

N. 189,7. 320,19. 332,12.

δ) Der nebensatz 1. grades bestimmt eine prädikatsergänzung.

αα) Das prädikatsnomen.

Is. 43,6: *Siin grab ist auur so drado erwirdhic, dhazs wir, dhea Christ chihaloda, dhera alosnin widhar sinemu dodhe bi sculdim dheru stedi œrliihho era beremes.*

ββ) Das objekt.

H. 1801: *Oc scal ic iu seggean noh . . . warlic bilidi, that alloro liudeo so hwilic, so thesa mina lera wili gehaldan an is herton endi wil iro an is hugi athenkean, lestean sea an thesumu lande, the gelico duot wisumu manne, the . . .*

b) Der nebensatz 2. grades bestimmt das prädikat.

α) Der nebensatz 1. grades ist subjekt.

O. L 79: *Wanta thaz ist funtan, unz wir haben nan gisuntau, thaz leben wir, so ih meinu, mit freuwi joh mit heilu . . .*

O. V 12,33. 65. 91.

β) Der nebensatz 1. grades ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

O. III 17,27: . . . *si zigin nan in wara, thaz er thia altun lera, then wizzod, so man horti, in abuh redinoti.*

M. 41,6. – O. II 14,97. V 25,23.

ββ) Adverbialsatz.

D. 56,76: . . . *suntar allo thrio heiti ebanewige im sint endi ebangiliche, so thaz ubar al, so giu obana giquetan ist, thaz thrinissi in einnisse endi thaz einnissi in thrinissi ci erenne si.*

O. II 17,1. IV 19,63. 29,35. V 12,57. – N. 134,16. 232,6. 349,14.

γ) Der nebensatz 1. grades bestimmt das prädikatsnomen.

O. IV 5,55: *Theist giscrib heilag, thaz wir lesen ubar dag, mit thi uns then weg, soso zam, streuwent thie gotes man.*

4. Der nebensatz 2. grades bestimmt eine prädikatsergänzung.

a) Das objekt.

α) Der nebensatz 1. grades ist subjektsatz.

H. 3215: *Thar was tho waldandes megincraft gimarid, hwo scal allaro manno gehwilic swido williendi is weroldherron sculdi endi scattos, thea imu giskeride sind, gerno gelden.*

β) Der nebensatz 1. grades ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Prädikatsnomensatz.

N. 338,9: *Disiu ist, tiu dir ouget tia samenthafti, dia siu begrifen habet, mit tisen worten: . . .*

ββ) Objektsatz.

N. 202,19: *Unde waz [chist tu] ouh tes, taz sie daz welchesta, so daz marg ist, ze innerost pergent mit tero uzerun holzes festi unde . . .*

T. 217,5,3. – H. 5723. – O. II 7,1. V 13,7. – N. 216,29. – W. 84,12. 130,4. 8. 141,17. – D. 55,7. 62,1,12. 96,46.

γγ) Adverbialsatz.

N. 39,1: *Tu getemperost taz iar, tu getuost iz misselih mit tinero chrefte, so daz taz loub, taz tiu bisa genimet, ter westenewint kerecche unde . . .*

O. V 12,15. – W. 101,3. 103,26. – D. 14,1.

γ) Der nebensatz 1. grades bestimmt das subjekt.

T. 88,13,13: *Wuo muget ir gilouben, thie dar diurida untar zwisgen infahet inti diurida, thiu uon einemo gote ist, ni suochet?*
N. 136,19.

δ) Der nebensatz 1. grades bestimmt eine prädikatsergänzung.

αα) Das prädikatsnomen.

W. 126,5: . . . *mache sie so constantes in praedicatione, daz sie selb die paganos, qui a villis dicti sunt, mit assiduitate verbi bekeren unte sie . . .*

ββ) Das objekt.

W. 48,37: *Ih wil ioh den gedingon an in haban, daz ih mine muoter synagogam, diu mih erest ze geloiben brahta, mit sinero helfo abo noh widere ze sinemo geloiben bringe, cum . . .*
W. 108,5.

b) Eine adverbiale ergänzung.

α) Der nebensatz 1. grades ist subjektsatz.

N. 228,6: *Iz ware ouh . . . harto erchomenlih unde fore allen egeson, ube in so mahtiges herren hus, taz alles tinges kerechenot ist, undiuriu faz werd warin unde . . .*

O. IV 1,37. – N. 139,20. 234,30.

Anm. zu O. IV 1,37. Vgl. s. 14 statist. erst. abschn. typ. 1, 2bα anm. 2.

β) Der nebensatz 1. grades steht in der funktion einer prädikatsergänzung.

αα) Des objekts.

D. 32,1,63: *Der sagata mir zewara sam andere gnuogi dara, er wære givarn in Islant, dar michiln richtuom vant, mit melwe jouh mit wine, mit holze erline.*

T. 129,7,7. – H. 587. – N. 99,26. 140,20. – D. 42,58. 70,7. 88,18.

ββ) Als adverbiale ergänzung.

O. II 14,43: *Thu mohtis . . . einan ruam joh ein gifuari mir giduan, mit themo brunnen, thu nu quist, mih wenegun gidranktist, theih . . .*

T. 147,8,6. – H. 1409. – W. 103,9. 141,9. – D. 55,14.

γ) Der nebensatz 1. grades steht als bestimmung des subjekts.

N. 90,9: *Waz ist libeloses unde lideloses, daz in selemo dinge, so der mennisko ist, unde redehaftemo sule scone dunchen?*

N. 321,16.

δ) Der nebensatz 1. grades bestimmt eine prädikatsergänzung.

αα) Das objekt.

D. 95,34: *. . . den vergihi ich aller der sunden, die ich ie getet an danchen an worten an werchen sider des tages, daz ich alrerst gesunden mahte, unze an disen huitigin tach.*

ββ) Die adverbiale ergänzung.

O. h 149: *Mit karitate ih fergon . . , thi unsih scono, so gizam, fon selben satanase nam.*

BB. Typus 5.

b͡cb > a.

1. Der nebensatz 1. grades ist subjektsatz.

α) Der nebensatz 2. grades ist subjektsatz.

N. 254,6: *Taz aber die, dero muot so fertan unde so ubel ist, kuotero muozen ahten, daz ist, taz ih newolti.*

N. 250,6.

β) Der nebensatz 2. grades ist adverbialsatz.

N. 44,5: *Ter do, do diu sunna in cancro meistun hizza teta, filo sata in unwilligen acher, wanda iz unzit was, ter gange bediu chornloser ze holzeichelon, unde dero nere sih.*

γ) Der nebensatz 2. grades bestimmt das subjekt.

N. 196,7: *Sowaz Tagus kibet . . . alde Indus, tiu allero nahesta ist orienti soli, miskelondiu gruone gimma . . . zuo dien wizen . . ., tiu ne induent manne nieht tiu ougen sines sinnes nube . . .*

δ) Der nebensatz 2. grades bestimmt eine adverbiale ergänzung.

D. 65,29: *Sohwerso farah in felde, daar hirti mit ist, forstilit, gelte sol XV foruzan haubitgelt inti wirdrjun.*

2. Der nebensatz 1. grades ist adverbialsatz.

α) Der nebensatz 2. grades ist subjektsatz.

N. 263,12: *Waz ube der, demo diu ougen genomen sint, ergaze, daz . . . soltin wir danne,* die in gesahin ougelosen, *ahton blinde?*

β) Der nebensatz 2. grades ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

N. 276,13: *Also der zimberman, daz er tuon wile, ze erest in sinemo muote bildot unde daranah wurchet unde, daz er in samohaftero antwurti sines muotes pedahta, einzen malezet, also ist taz ketan, daz . . . .*

ββ) Adverbialsatz.

T. 40,7: *Oba ir, mit thiu ir ubile birut, wizzut guot zi gebanne iuweron kindon, wuo mihhiles mer iuwer fater, thie . . . .*

H. 794. – O. II 1,13. III 16,1. – N. 19,7.

γ) Der nebensatz 2. grades bestimmt ein satzglied.

αα) Das subjekt.

T. 97,7,7: *Ouh after thiu theser thin sun, ther dar fraz alla sina heht mit huorun, quam, arsluogi imo gifuotrit calb.*

T. 36,4. – H. 1395. – O. IV 7,55. – N. 140,25. 252,27. – W. 119,15. 128,10.

ββ) Das prädikat.

N. 184,4: *Sid enuntiatio ist, so Aristotiles chit in periermeniis, oratio vera vel falsa unde . . ., waz sint tanne lugi unde warheite ane saga?*

O. II 13,3. – N. 165,21.

δ) Der nebensatz 2. grades bestimmt eine prädikatsergänzung.

αα) Das objekt.

T. 38,5: *Oba thaz gras thes accares, thaz hiutu ist inti morgane in ouan wirdit gisentit, got so watit, wuo mihhiles mer iuwih luciles gilouben?*

O. II 6,3. – N. 56,15. 259,10. – W. 15,3. 147,3. – D. 67,28.

ββ) Eine adverbiale ergänzung.

W. 15,3: *Als ih plebem Israheliticam . . . per mare rubrum, da Pharao unte al sin here inne irtrank, wista in terram repromissionis, samo losen ih dih . . . .*

N. 110,29. – W. 136,7.

3. Der nebensatz 1. grades bestimmt eine prädikatsergänzung.

a) Das objekt.

Der nebensatz 2. grades bestimmt das subjekt.

N. 124,16: *Taz . . . taz tiu missehellen quatuor elementa, diu allero corporum samo sint, ewiga gezumft haben, taz . . . taz ouh ter mere, der gerno uzkienge, erwende ze gwissero marcho sine unstaten wella noh . . . , suslicha ordinem dero dingo festenot tiu minna, diu . . .*

b) Eine adverbiale ergänzung.

α) Der nebensatz 2. grades bestimmt das subjekt.

O. V 9,1: *Tho thaz ewiniga guat uz fon themo grabe irstuant, thaz lib, thaz bi unsih hiar irstarb, fon beche hera widarwarb, thes dages fuarun thanana sine drutthegana . . . .*

α) Der nebensatz 2. grades bestimmt das prädikatsnomen.

N. 277,26: *Also dero manigon ringo, die an demo rade umbe einen steft werbent, ter under allen der innerosto ist, ter . . . , ze dero selbun wis wirt . . .*

B. Mit einschaltung beider nebensätze.

AA. Typus 6.

a b < c a.

1. Der nebensatz 1. grades ist subjektsatz.

Der nebensatz 2. grades ist objektsatz.

T. 83,2,7: *Eno nu, the teta, thaz dar uzzana ist, giwesso thaz, thaz dar innena ist, teta?*

T. 132,5.

2. Der nebensatz 1. grades ist prädikatsergänzungssatz.

a) Objektsatz.

α) Der nebensatz 2. grades ist objektsatz.

N. 120,21: *Ten underskeit leret unsih Cicero, ih meino wio wir bechennen sulin, welez civiles questiones sin alde philosophicae, mit tisen diffinitionibus.*

β) Der nebensatz 2. grades bestimmt das objekt.

D. 83,18: *Dara nah bito ih, daz du mir gilazzast aller dero tugindo teil, ana die noh ih noh nieman dir lichit, ze erist durh dina heiliga burt unta ....*

b) Adverbialsatz.

α) Der nebensatz 2. grades ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

D. 35,5b30: *Zi dinim munsteri du wurchist in enim jari, wildu mirz gilobin zuwari, daz du snidis minu bant, vil manigir claftirin lanc.*

T. 55,2. 80,8,1. 5. 111,2,5. 116,5. 135,11. 236,6. – N. 228,29. – W. 48,8.

Anm. T. 80,8,1, namentlich 55,2 liessen sich auch als typus 3 ansehen.

ββ) Adverbialsatz.

O. II 10,1: *Ni wolt er fon niawihti, thoh er so duan mohti, ob er thes wolti thenken, then selbon win wirken.*

T. 135,20. – N. 112,17.

β) Der nebensatz 2. grades bestimmt das subjekt.

H. 87: *Than scolda he gibod godes thar an Hierusalem, so oft so is gigengi gistod, that ina torhtlico tidi gimanodun, so scolda he at them wiha waldandes geld helag bihwerban.*

O. II 1,1. – D. 33G 125.

3. Der nebensatz 1. grades bestimmt ein satzglied.

a) Das subjekt.

α) Der nebensatz 2. grades ist subjektsatz.

D. 14,1: *Got, thir eigenhaf ist, thaz io ginathih bist, intfa gebet unsar ....*

M. 37,17.

β) Der nebensatz 2. grades dient als prädikatsergänzung.

αα) Als objekt.

O. IV 24,9: *Ther man, thaz giagaleizit, thaz sih kuning heizit, ther widarot in alawar themo keisore sar.*

T. 67,15. 135,27. 210,3. – O. V 7,9. – N. 96,14.

ββ) Als adverbialsatz.

D. 47,4,61: *Der guote sante Stephan, der got ze himele sach stan ze sines vater zesewen hant, do er sine not überwant, der geste dir iemer bi, swa ....*

T. 88,12,2. – N. 38,10. – W. 55,17. 58,4. 118,2. 119,4.

γ) Der nebensatz 2. grades bestimmt das subjekt.

D. 39,10,1: *Brunne besigelter, garte beslozzener, dar inne fliuzzit balsamum, der wæzzit so cinamomum, du bist sam der cederboum, den . . .*

D. 38,226.

δ) Der nebensatz 2. grades bestimmt eine prädikatsergänzung.

αα) Das prädikatsnomen.

D. 83,1: *Trohtin almahtiger, tu der pist einiger trost unta ewigiu heila aller dero, die in dih gloubant jouh in dih gidingant, tu inliuhta min herza, daz . . . .*

ββ) Das objekt.

M. 37,17: *Diz gotspel, daz nu niuwost hear galesan warth fona unseremo truhtine Christe, hweo . . . , enti fona apostole Petre, der genc in forhtun plugisonto enti ungalaubento bisaufita enti galaubento auur uphquam, irmanot unsih za forstantanne . . .*

W. 53,5.

γγ) Eine adverbiale ergänzung.

N. 252,31: *Mercurius, ter alatis talariis kemalet wirt taz chit mit kefiderten scuhen, die grece petasi heizent, ter maneta Ulixem, daz er fermite Circae.*

W. 136,10.

b) Das prädikat.

Der nebensatz 2. grades ist objektsatz.

N. 102,26: *Ja wolton iuwere forderon, also du wano ih kehugest, wio du lase, umbe dia ubermuoti dero consulum tiligon iro ambaht, taz selba ambaht . . .*

4. Der nebensatz 1. grades bestimmt eine adverbiale ergänzung.

Der nebensatz 2. grades ist adverbialsatz.

H. 1044: *Welda tho mahtigna mid them selbon sacun sunu drohtines, them he Adaman an erdagun darnungo bidrog, that he ward is drohtine led, beswec ina mid sundiun, so welda he tho selban don helandean krist.*

D. 11,58.

BB. Typus 7.

a c ⌢ b a.

1. Der nebensatz 1. grades ist subjektsatz.

Der nebensatz 2. grades ist adverbialsatz.

N. 309,29: *Nube, also ih chad, tar ener begruob, taz tiser dar gruob, tiu gerunnen unde geuielen zesamine.*

2. Der nebensatz 1. grades ist objektsatz.

Der nebensatz 2. grades adverbialsatz.

T. 181,1: ... *inti betota, ob iz wesan mohti, erfuori fon imo thiu zit, quedenti: ...*

C. Mit einschaltung des nebensatzes 2. grades in den eingeschalteten nebensatz 1. grades.

Typus 8.

a b c b a.

1. Der nebensatz 2. grades ist adverbialsatz.

Der nebensatz 1. grades bestimmt das objekt.

N. 27,13: *Paulinum einen gerislichen man ze consule, tes kuot tie houegira,* **so uilo iz ze iro wane unde ze iro giredo gestuont,** *iu uerslunden habeton, ten zoh ih in ginenton uzer dero chelun.*

2. Der nebensatz 2. grades bestimmt eine prädikatsergänzung.

a) Das objekt.

α) Der nebensatz 1. grades ist adverbialsatz.

N. 265,28: *Selben die ubelen, chondin sie dero tugede,* **dia sie ferworfen habent,** *ieht erluogen ..., wider demo gwinne dero guoti neahtotin sie iz sar fure wize?*

β) Der nebensatz 1. grades bestimmt das subjekt.

H. 1674: *Ne mahta the burges ward Salomon the cuning, the habda sinc mikil medomhordas mest,* **thero the enig man ehti,** *welono gewunnan endi allaro gewadeo cust, thoh ni mohte he an is libe, thoh he ..., awinnan sulic gewadi, so ...*

b) Eine adverbiale ergänzung.

Der nebensatz 1. grades bestimmt das subjekt.

W. 74,8: *Iro sumeliche, die mit mortificatione carnis,* **quae per myrrham figuratur,** *unte mit odore bonorum operum,*

qui per aromata significatur, *insignes waron, die haben ih falce mortis ab hac vita praecisos unte . . .*

IV. Typen mit hauptsatzeinschaltung.

A. Typus 9.

$b\,\overset{\frown}{\underset{\smile}{a}}\,b < c.$

Der nebensatz 1. grades ist objektsatz.

α) Der nebensatz 2. grades ist subjektsatz.

O. II 9,55: *In thiu, quad, wari follon zi erkennene mannon, thaz er got forahta,* ***tho er sulih werk worahta,*** *joh sinero worto er horta filu harto,* ***tho*** *. . .*

β) Der nebensatz 2. grades ist adverbialsatz.

O. IV 20,35: *Thaz, quadun sie, in ni dohti ouh wesan thaz ni mohti, wanta in thio buah luagin, thaz . . .*

O. II 5,17. 6,15. 9,55. V 10,15. – D. 32,2,61. 103.

γ) Der nebensatz 2. grades bestimmt das subjekt.

O. III 15,27: *Sin zit, quad, noh ni quami, er sih mit gualliche irougti in themo riche.*

D. 32,2,95.

δ) Der nebensatz 2. grades bestimmt eine adverbiale ergänzung.

O. III 21,11: *Thiu blinti uns, wan ih, wurti fon Adames giburti ouh mennisgon allen fon sunton, then wir fallen.*

B. Typus 10.

$c > b\,\overset{\frown}{\underset{\smile}{a}}\,b.$

Der nebensatz 1. grades ist objektsatz.

α) Der nebensatz 2. grades ist subjektsatz.

D. 32,1,29: *Der verit fone Arabia in Egiptilant in sinem werva, der, chwit man, vara uber daz rota mere.*

β) Der nebensatz 2. grades ist objektsatz.

O. II 19,7: *Thaz man sih ni firswerie, thaz, wan ih, wizod werie.*

V. Typen mit isolierung des nebensatzes 2. grades.

A. Typus 11.

$c - a < b$.

1. Der nebensatz 2. grades ist subjektsatz.

α) Der nebensatz 1. grades ist objektsatz.

O. IV 14,9: *So welih so iz nihabeti, gibot er, thez giziloti, er . . . .*

T. 179,3. – O I 9,37. IV 33,39. – N. 279,4.

β) Der nebensatz 1. grades bestimmt das subjekt.

N. 217,8: *Ter al gemag . . . , sol ieht sin, daz ter negemuge?*

2. Der nebensatz 2. grades ist prädikatsergänzungssatz.

a) Objektsatz.

α) Der nebensatz 1. grades ist subjektsatz.

O. II 12,83: *Ther auur thes ni wartet, in theru ungiloubu irhartet, theist iu sar gimeinet, thaz themo ist giwisso irdeilit, bithiu . . .*

β) Der nebensatz 1. grades ist objektsatz.

O. I 11,33: *War sinan gibadoti joh war sinan gilegiti, ni wanu, thaz si iz wessi bi theru gastwissi.*

T. 121,4,4. – N. 272,1.

Anm. Zu N. 272,1. $b \sim i < c \mid c^1 < d - b^1 > a < b^2$, d. h. c^1 abhängig von b^2. Es kann aber auch von b^1 abhängen, also typus 13 sein.

γ) Der nebensatz 1. grades bestimmt das subjekt.

O. II 7,43: *Then Moyses . . . io sageta ioh alt giscrib uns zelita, thiu salida ist uns wortan, thaz wir nan eigun funtan.*

δ) Der nebensatz 1. grades bestimmt eine adverbiale ergänzung.

O. II 14,37: *Ther thuruh thurst githenkit, thaz . . . , nist lang zi themo thinge, nub auur nan thurst githwinge.*

b) Adverbialsatz.

Der nebensatz 1. grades ist objektsatz.

D. 32,2,91: *Werdent si zisamine gimiscit unt wirt iz dar mite gitrenchit, so chodint sie, diu wolla irsprenchila mitalla.*

H. 4080. – D. 42,5.

B. Typus 12.

b > a–c.

Einziger beleg O II 4,17.

Der nebensatz 2. grades subjektsatz, 1. grades objektsatz.

Wioz io mohti werdan, thaz wolt er gerno irfindan, thaz man io so gizami in thesa worolt quami, wio . . .

C. Typus 13.

c > a > b.

1. Der nebensatz 1. grades ist subjektsatz.

Der nebensatz 2. grades ist objektsatz.

D. 43,16,7: *Diu vone dem tiufel aver vert, der sich dere mit gote nieht irwert, alsez pli verbrinnet, vonem hamer er gar zespringet.*

2. Der nebensatz 1. grades ist adverbialsatz.

α) Der nebensatz 2. grades ist subjektsatz.

D. 32,2,55: *Der danne heis ist, gitrinchit er sin einist, er singit so luto, deiz wunterint dei liuto.*

T. 135,19. – O. II 14,53. – N. 22,27. 148,11. – D. 11,39. 65,15.

β) Der nebensatz 2. grades ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

N. 271,19: *Al daz selten geskihet unde des sih taz smala liut erchumet, so iz kahes keskihit, werdent sie des errihtet, so wirdet sar wunderonnes ende.*

O. II 6,29.

ββ) Adverbialsatz.

O. II 6,29: *Inti er er iz firslunti, theiz widorort irwunti joh . . ., ni missigiangin wir so fram.*

O. II 9,49. – N. 301,24.

3. Der nebensatz 1. grades bestimmt eine adverbiale ergänzung.

Der nebensatz 2. grades ist subjektsatz.

N. 277,26: *Also . . . unde . . . aber . . ., taz sih aber habet zuo demo mitten, sih zesamine dwinget . . ., ze dero selbun wis wirt . . .*

(Fortsetzung folgt.)

BONN. K. B. ERMAN.

THE THAMES FITTING.

Nachdem G. Stephens im 2. bande seiner Old-Northern Runic Monuments, erschienen 1867–68, s. 891–92, lediglich auf F. Dietrich's veröffentlichung, Zfda. 14 (1869) s. 115–118, verwiesen hatte, widmet er im 3. bande (1884) s. 204–209 diesem, ihm in der zwischenzeit bekannt gewordenen gegenstande eine eingehende beschreibung.

Das bogenförmige, oder giebelbrückenförmige stück, wie Ch. H. Read in einem briefe an mich, London 24. VII. 12, sich ausdrückt, bronze mit spuren von vergoldung, wurde 1866 im sande der Themse bei der Westminsterbrücke gefunden. Es besitzt nach der bei Stephens (III, 204) gegebenen abbildung in natürlicher grösse eine länge von 18,5 cm, eine breite von 1,1 cm und endigt, rechts vom beschauer, in einen stilisierten tierkopf mit geöffnetem munde, in dem man ein gebiss von zahlreichen kleineren zähnen und zwei sehr kräftige eckzähne, je einen oberen und unteren, wahrnimmt. Die zunge hängt aus dem maule weit heraus und berührt zurückgeschlagen die kehlgegend. Vom hinterkopfe erhebt sich, etwas nach rückwärts gestellt, eine spitz zulaufende, ziemlich grosse ohrmuschel. Das auge besteht nach Stephens, der den tierkopf als drachenkopf bezeichnet, aus blauem glase. Der kopf ist laut Ch. H. Read's vorgenannter mitteilung in doppelseitiger plastik gearbeitet, sein abbild in irischen hss. des öfteren zu finden. Dagegen ist die inschrift nur einseitig angebracht.

Das schriftfeld des streifens ist glatt und am oberen rande mit einer gedrehten schnur eingefasst. Der streifen diente nach Stephens' meinung (III, 205) als randleiste, einfassung, rahmen oder handgriff (hälter) eines gegenstandes, an dem er mit nägeln befestigt war. Er trägt noch fünf dieser mit grossen köpfen versehenen nieten, während drei derselben weggefallen sind.

Die buchstaben der inschrift, schliesst Stephens, sind geschnitten, beziehungsweise eingeschlagen, b e v o r der streifen auf seiner unterlage befestigt wurde, eine beobachtung, die deshalb von bedeutung ist, weil sie voraussetzt, dass der 2 cm betragende raum zwischen den beiden gruppen der legende von vornherein für die daselbst anzubringenden nägel ausgespart worden sei und dass, da demnach keinerlei platzrücksichten auf die anordnung der inschrift eingewirkt haben können, die erste gruppe mit einem wortende schliessen, die zweite mit einem wortanfange beginnen müsse, ein hinüberlesen von der ersten in die zweite gruppe also nicht statthaben könne.

Was die herstellung der inschrift anlangt, entscheidet sich S. Bugge, Norges indskrifter m. de ældre runer 1, 120–121 (bogen gedruckt 1893), für die zweite alternative, d. i. die, dass sie mit stempel eingeschlagen worden sei. Dafür sprechen in der tat auch die formen der buchstaben mit ihren breiten, am unteren ende der freien hasten tubenartig auslaufenden umrissen.

Die bei Stephens nach einem guttaperchaabguss gegebene darstellung der inschrift ist nach Ch. H. Read's ausdrücklicher bestätigung richtig und genau, weshalb ich mich auch um eine neue, vom objekte selbst genommene kopie nicht weiter bemüht habe.

Aber auch die lesung der zeile

○ ○ ᛋ ᛒ ᛖᚱᚫᛞᚻᛏᛇᛒᚢᚨᛁ ◯ ○ ◯ ᛖᚱ ᚻᚨ ᛞᚫ ᛒᛋ ◯ ◯ ◯

transliteriert . . **sberædhtibuai** . . . **erhadæbs** . . .,

gibt keinen anlass zu gegründeten zweifeln. Sie zeigt 4 binderunen, zweimal *er* und je einmal *ha* und *dæ*, ausserdem eine besondere form des *e*, die Stephens (III, 206) fälschlich auch auf dem von ihm I, 243 abgebildeten steine von Mörbylånga, und zwar zweimal, wiederzufinden glaubte, während es sich bei dieser, dem 12. jh. angehörigen, schwedischen inschrift gemäss den aufschlüssen in Ölands runinskrifter granskade och tolkade af Sven Söderberg och Erik Brate . . . Stockholm 1900–1906 s. 50–51, 142 und taf. VI fig. 8, vielmehr um zusammenrückung der runen ᛁᛉᛁ **imi** handelt; eine besondere form des *e*, die aber allerdings mit dem halbrunischen ags. *m* der hsl. notiz einer latein. bibel ᛗ, nachgewiesen bei Kemble, On Anglosaxon runes, pag. 336 und fig. 21, insoferne beziehungen hat, als sie gleich diesem einen dritten, inneren, mit der symmetrielinie des zeichens zusammenfallenden balken besitzt.

Dietrich glaubte, a. a. o. s. 115, dieses zeichen als *ea* lesen und graphisch als eine differenzierung aus ᛖ begreifen zu können, die in der entwickelung der ags. *y*-rune ᚣ, ᚣ aus *u* ihre parallele fände. Aber dieses ae. runenzeichen für den trüblaut *ŭ* ist keineswegs durch einen inneren strich oder haken d i f f e r e n z i e r t, sondern, wie ich schon im Arkiv f. nord. fil. 15, 21 nachgewiesen habe, vielmehr ein *u* mit e i n g e s c h r i e b e n e m *i* und somit eine sichere, alphabetische ligatur, wie umgekehrt mhd. alem. *uͥ* in *duͥr*, *estuͥr*, *geishuͥte*, *guͥlte*, in normalisierter schreibung *tiur*, *ëstiure*, **geizhiute*, *diu gülte*, Quellen zur Schweiz. gesch. 15, 2 (glossar zum Habsburgischen urbar 1904), eine solche mit ü b e r g e s c h r i e b e n e m *i* ist, die

beide den vokalischen wert ü̆ durch seine grenzlaute ausdrücken und lediglich graphische veränderungen der ursprünglichen iuxtaposition in ags., Beda (Kluge, ags. lesebuch s. 15), *Thruidred* neben *Thrydwulf*, ahd. Georgslied *muillen*, Ôtloh *inluihta* und noch nhd. *Uibel* – als ungute schreibung ausdrücklich untersagt in Joh. Christ. Aug. Heyse's Deutscher schulgrammatik . . . 22. aufl., Hannover 1873, s. 31 – darstellen.

Nach analogie dieses kombinierten ags. zeichens für *y̆* müsste man also die rune ᛖ als ligatur von ᛖ, *e* und ᚨ, *æ* mit dem älteren werte *a* betrachten, wovon aber, das lehrt ja der augenschein, nicht wol die rede sein kann. Die abstriche des ᚨ sind an ihm nicht wahrzunehmen, nicht hineinzudeuten. Es kann daher in keiner weise geboten erscheinen, der lesung *e* durch Stephens und Bugge gegenüber auf diese ältere meinung Dietrich's zurückzugehen.

Im übrigen könnte man daran denken, die rune 11 als *k*, nicht *u*, zu verstehen.

Sie steht formell der eckigen *ken*-rune des fuþarks aus dem Codex Isidori Parisiensis, so wie sie bei Kemble fig. 9 abgebildet ist ᚻ, sehr nahe; allerdings aber auch den *u*-formen des Braunschweiger reliquiares ᚢ, ᚢ, mit denen sie den tiefer gelegenen einsatz des seitendetails gemeinsam hat.

Die transliterierung der *éoh*-rune ᛇ mit *i*, der ich hier folge, entspricht ebensowohl der älteren form des runennamens *ih*, als auch dem tatsächlichen gebrauche, z. b. in *gislheard* des steines von Dover, Kent, *hælig* und *hiræ* des Braunschweiger reliquiares; die von mir im Arkiv f. nord. fil. 15, s. 11 vertretene ansicht, dass dieses zeichen des ags. fuþarks mit dem unfesten *y* der gleichzeitigen ags. lateinschrift korrespondiere, wird dadurch nicht berührt.

Dass die inschrift wirkliche worte enthalte, die in ihrer natürlichen folge zu lesen sind, wird man nicht erst in frage stellen und den umstand für einen zufall halten müssen, dass die sieben ersten buchstaben des ersten teiles der legende: *sberædh-tibuai* auch im zweiten, jenseits der drei nägel: *erhadæbs,* nur um ein *a* vermehrt, widerkehren. Es wäre nicht einzusehen, auf welche art von anagramm man da raten sollte.

Gedeutet wurde sie zuerst von Dietrich a. a. o., der übrigens die rune 12 nicht richtig als *a*, sondern als *s* las, im sinne eines sprichwortes, dann von Stephens (III, 206–208) als textliche erläuterung einer bildlichen darstellung der geschichte des Jonas im bauche des wales, wobei offenbar seine auffassung des schlusskomplexes **dæps*

als genitiv des neutrums *déop* 'the deep' eine vermittelnde rolle spielte, ohne dass doch der name des propheten in dem vorliegenden texte enthalten – Stephens ergänzt ihn vorne *[*hir Jonas*]*sberædh* . . . , oder die zusammengehörigkeit der legende mit einer darstellung dieser biblischen szene erwiesen wäre.

Diese vermutung schien aber doch auch S. Bugge so plausibel, dass er in seiner, etwas anders eingerichteten ergänzung und erklärung der inschrift *[*fisc iona*]*s berædh ti bua i erha dæbs,* das wäre 'fisken bærer Jonas at bo i dybets vand' zu grunde legte. Beide, Stephens wie Bugge, haben dabei *ti bua* als präposition mehr einfachem infinitiv gefasst; nicht unmöglich, da nach Sievers (Ags. gramm.[3], Halle 1898, § 363 a. 3) der unflektierte infinitiv, z. b. *tó bindan,* nicht gerade auszuschliessen ist, aber doch ungewöhnlich, da sowohl ags. *tó,* als auch die seltene nebenform *te,* in der regel mit dem flektierten infinitiv: *tó bindanne, tó dónne, te habbanne, te fulfremmane, tó secganne, tó syllenne* (s. Bosworth-Toller s. 991. 972) verbunden erscheint. Kaum annehmbar ist aber Stephens' und Bugge's auffassung von *i* als präposition *in* und **dæps* als nominaler genitiv *déopes.*

Beide *b*-runen hat Dietrich als *p* bewertet, die erstere, weil nur die verbindung *sp* eine sprachliche möglichkeit sei, die zweite ohne nähere begründung. Stephens transliteriert zwar *b,* versteht aber gleichfalls jedesmal *p,* Bugge transliteriert *b,* versteht jedoch nur an erster stelle die weiche, tönende explosiva *b,* an zweiter die tonlose *p.*

Ich schneide aus dem zweiten komplexe zunächst die partie *æbs* ab und identifiziere sie, nicht mit ags. *æbs, æps* 'abies' (Bosworth-Toller. Suppl. 9), sondern mit jener kürzung für lat. *episcopus*: ᛖᛒᛋ, d. i. *ebs,* die sich auch in der vom urkundenschreiber Alpune herrührenden, mit ags. runen geschriebenen zeile am ende, fol. 397, der traditionen des bischofs Erchanbert, 835–854, Codex 187 des k. bayer. reichsarchives 'Freisinger urkundenbuch des priesters Kozroh': Archiv für kunde österr. geschichtsquellen 27, 204, vorfindet.

Da sowohl die hsl. ags. fuþarke, als auch die von ihnen abgeleiteten, hsl., kontinentalen runenalphabete die laute *b* und *p* mit verschiedenen zeichen auseinanderhalten und die später nordische vertretung des *p* durch rune *b* in ihnen keine anwendung hat, kann man schwerlich glauben, dass diese kürzung vielmehr *eps* zu lesen sei, sondern darf eher annehmen, dass sie jene aussprache des lateinischen wortes, mit erweichtem *p*: **ebiscopus,* wiederspiegle, die als vorlage der romanischen formen – altes *p* nach Meyer-Lübke Roman. etymol. wbch. nur in der vegliotischen und logodorischen form des

wortes – und der westgerm. entlehnung: ahd. *biscof*, ndl. *bisschop*, ags. *bisceop* zu betrachten ist.

Das *a* in der vermuteten ags. kürzung *abs* des bronzegerätes kann als vulgärlateinisch angesehen werden: *aepiscopatum*, Schuchhardt 1, 401, *maus*, beinkamm von Whitby (s. Zeitschr. 39, 98), oder als dialektische, im besonderen kentische schreibung für *ē* (Bülbring, Ae. elementarbuch § 92).

Damit im zusammenhange darf man in dem vorhergehenden komplexe *erhad* einen personennamen erblicken, dessen erster teil dem der ae. namen bei Searle, Onomasticon Anglosaxonicum, Cambridge 1897: *Ergrim* nomen viri, *Erhart* 787 abbas, *Erwald, Erwinne* mon., in vollerer form: *Erefridus* ca. 687 abb. Lindisf., *Erewine* mon. und dem der deutschen namen der Libri confrat. *Erenfrid, Erinfrid, Erenpret, Erinbreht, Eribreht,* in älterer gestalt *Arinbaldus* entspricht, dessen zweiter entweder ags. *-hád*, ahd. *-heid*, wie in *Wighaad* 762 witness, westfränk. weiblich *Wihagdis* Pol. R., oder **-headu* in *Níđhad*, an. *Níþoþr* gleich ist.

Gerade die formen mit *a* ohne doppelschreibung, zu denen noch *Pehtat* und *Wulfhad*, ~ *hat* gehören, sind nicht mit voller sicherheit zu bestimmen, während man die mit *æ* und *e*: *Wighæth*, ~ *hed*, ~ *hedus*, *Wulfhæth*, ~ *hed* mit ahd. *Uuichad*, *Uuolfhad* in parallele zu setzen und überzeugend auf **-headu* zu deuten vermag. Hruschka (Zur ags. namenforschung II, s. 56) hatte allerdings sehr einfach alle hierhergehörigen namen mit *a* unter *-hád*, alle mit *æ* unter **-headu* aufgeteilt und ebenso setzte Sievers, Ags. gramm. 3. aufl. § 224, die *Wulfhát* und *Peohthát* 794 ohne weiteres mit *á* an, wonach der erstere name als maskulines pendant zu westfränk., Pol. R., *Uulfaidis*, ahd. *Uuolfheid* zu fassen wäre. Aber weder die vokalqualität *a* ist für *á* aus *ai* beweiskräftig, noch die dentalis *t* für *d*, da der name *Níđhad*, Deor, *Níđhades*, Waldere, sicheres **-headu* enthält und in der bei Sievers § 199 a. 1, nachgewiesenen, alten schreibung *Cuutfert* das graphische *t* an beiden stellen die interdentale spirans *đ* vertritt. Auch aus der komposition ergibt sich nichts, das für das eine oder andere element entschiede. Wenn der 1. teil das adj. an. *ern* (umlaut-*e*!) 'tüchtig, energisch' ist (Alf Torp s. 17) so passt dazu ebensowohl das adj. an. *heiđr*, das gesteigert wird, als das substantivum **-headu*, das mit diesem adjektiv in eine bahuvrîhische zusammensetzung eintritt.

Wir haben also im zweiten teile der inschrift das subjekt mehr

apposition des erwarteten satzes sichergestellt und demnach im ersten, wie ich denke, verbum und objekt zu suchen.

Für das einleitende wort werden wir in der tat von der bewertung des *b* als *p*, beziehungsweise der lautverbindung *sb* als eigentliches *sp* gebrauch machen, denn nicht nur im ahd. wurde *sp* vereinzelt als *sb* aufgefasst, wie Braune (Ahd. gramm. 3.–4. aufl. § 133 a. 2) sich äussert: *sbuonen*, Georgslied, *sbrah*, Beiträge 1, 534, das muss auch im ags. vorgekommen sein, wie die namensform *Sbern* nomen viri bei Searle lehrt, die allem anscheine nach von der ebendaselbst nachgewiesenen form *Sperun* nomen viri etymologisch nicht verschieden ist.

Wir erhalten auf diese art *sperædh*, offenbar die dritte sing. praes. eines verbums, an der noch des weiteren die schreibung *dh* für *d* zu beachten ist; vgl. die ahd. Isidorische schreibung der tönenden, interdentalen spirans in *leididh* 'dux', *sceffidh* 'creator', *endi uuardh* 'et factum est', anlautend *dheoda* 'gens, plebs', sowie die gelegentliche ags. darstellung eines anlautenden *þw* durch *ðhu* in *ðhuehl* 'delumentum', Corpus 641, Sweet Oldest engl. texts s. 55.

Zu dieser verbalform stellen die Kentischen glossen 758 eine dritte praesentis *asperet* 'investigat' und 384 sowie 91 ein participium praesentis *speriend* 'investigator', *unasperien(d)lic* 'in[inve]stigabilis' (abgedruckt Zfda. 21 s. 35, 26, 20, wozu auch 22 s. 225 und 223) zur verfügung und weisen den weg nach ags. *spyrian, -ede* und *-ode*, mit seinen mannigfachen bedeutungen 'enucleare, indagare, inquirere, manifestare, meditari, scrutari', dessen umlaut *-y*, hier wie im verbum der inschrift, durch kentisch *e* vertreten ist.

Die bedeutung des ags. verbums ist, nach den belegen bei Bosworth-Toller, in viel weiterem umfange, als die der deutschen entsprechung *spüren*, zu einer rein geistigen 'erforschen, bedenken, fragen' entwickelt, aber die sinnliche bedeutung 'einer spur folgen' ist doch in manchen belegen noch deutlich, wie in dem aus Boethius, beziehungsweise den Metrical homilies ausgeschriebenen *déað spyreð ælce dæge æfter fuglum and æfter díorum and æfter monnum* . . . und sie, die in mhd. *spürn*, mit objektsakkusativ *daȝ wilt spürn*, nicht zu verkennen ist, muss kraft der abkunft des wortes von mhd. *spur* 'fussspur' die ursprüngliche sein und, wie Kluge (Et. wbch. 7. aufl. s. 437) mit recht bemerkt, das verbum als ein technisches wort des german. jagdbetriebes erkennen lassen. Sie liegt in mhd. *swer . . . vert ze walde spüren, sô der snê zergât,* Spervogel in MSF. bearb. von Vogt s. 17, zu tage, wogegen in dem belege mit objektsakkusativ *des spurte er wol die strâze, die in daz himelrîche*

treit (Passional s. 63 z. 10–11) in nhd. phrasierung 'deshalb verfehlte er nicht die strasse' die nuancierung von 'nâch gehen, entlâng gehen, verfolgen, assequi' vorliegt.

Da nun in *tibuai* das *u* konsonantisch, gleich sonstigem *w* genommen werden kann, wobei ich mich wiederum nur auf das eine konsonantische *u* des Braunschweiger reliquiars in *au̯ritne* zu berufen brauche, ist es möglich in *u̯ai* eine dialektische form des ags. wortes *weg* zu erblicken und in **sperud* . . . *wai* eine verbindung des verbums mit analogem objekte, wie in dem zweiten der eben zitierten mhd. belege.

Welcher art weg das sei, von dem in der nach den bisherigen ermittelungen zu konstruierenden legende: 'es verfolgt den weg Erhad bischof' die rede ist, muss sich aus dem ersten teile des kompositums ergeben. Die schreibung *wai* ist me. neben *way, waye, wei, weie,* merc. *weg* bei Zupitza-Schipper (Me. lesebuch 9. aufl. glossar s. 333) nachgewiesen, der wandel von *ġ* zu *i̯* im auslaut und vor konsonanten überhaupt ist, wie Bülbring § 505 feststellt, schon im frühesten kentisch eingetreten [1]. Die form des diphthongen in dem in rede stehenden worte gemahnt aber an northumbrisch *ai* aus germ. *ë* vor gutturalen, wie *fraigna* und *cnaihtas* bei Sievers, Ags. gramm. 3. aufl. § 214, 2.

Für den ersten teil des kompositums kann man engl. cant *tib* f. 'liebste, hure', Muret, Encyklop. wbch., ags. *tife, -an*, mnd. *teve,* hess. *ziwwe* 'hündin' heranziehen, wozu Alf Torp eine grundform **tibō* aufstellt, und zwar in dem e i g e n t l i c h e n sinne des ags. wortes, das ganze bezogen auf den weg des spürenden jagdhundes, der bekanntlich ebensowohl durch ein weibliches als durch ein männliches exemplar vertreten sein kann.

Die ganze legende wäre also zu übersetzen 'Erhadus episcopus assequitur viam caniculae' und man muss in der tat erwarten, dass sie dazu bestimmt war, eine bildliche darstellung zu erläutern, nur allerdings nicht eine solche von Jonas und dem walfische, sondern eine, die in ihrer szenischen fassung der skulptur auf der linken seite des ags. runenkästchens vom Brit. Mus. die auffindung des Romulus und Remus betreffend: wald, 4 birschende männer mit jagdspiessen, säugende wölfin mit den beiden knaben, ein spürender wolfshund, Stephens II, 471, nahe stand.

1) Das beispiel *wei* 'weg' a. a. o. ist allerdings ein irrtum; die kentischen glossen bieten nur 2mal: 274 *librabat węi* und 276 *appendebat wei* und das ist das praeteritum von *wegan*.

So wenig die vorerwähnte, nur allgemeine vermutung Stephens' über die eigentliche bestimmung des bronzegegenstandes als förderlich betrachtet werden kann, so sehr fesselt die weitere ausführung hierzu, a. a. o. sowie III, 207 f., dass der streifen als teil eines schreines, eines reliquiariums zu verstehen sei, die aufmerksamkeit.

Der von Stephens verglichene, bei ihm (II, 476 B) abgebildete, dem 11.–12. jh. angehörige, mit skulpturen geschmückte schrein verdeutlicht ganz genau die situierung der bronze, vertikal aufgestellt, als eines von vier beschlägen des schreindaches mit nach oben und aussen frei vorragenden tierköpfen als bekrönung. Nach dem muster dieses erhaltenen schreines orientiert, muss die bronze aus der Themse die rechts vom beschauer gelegene dachseite flankiert und der tierkopf, dessen doppelseitige modellierung man nunmehr versteht, sich knaufartig über das dach erhoben haben.

Die skulptur, auf die sich die inschrift bezieht, ist dann natürlich einwärts und abwärts von dieser randleiste an der dachfläche angebracht zu denken.

Ja auch die grössenverhältnisse des schreines, zu dem diese bronze gehörte, werden so ziemlich denen des bei Stephens in $^1/_5$ der natürlichen grösse abgebildeten kästchens entsprechen, da diese bronze 18,5 cm lang ist, während sich die länge der randleiste des abgebildeten schreines auf $4 \times 5 = 20$ cm berechnet.

Sievers Ags. gramm. 3. aufl. § 154 bezeichnet den übergang $\breve{y} > \breve{e}$ als ein kennzeichen des jüngeren kentisch, der den älteren urkunden fast noch fremd sei.

Da nun die früher bezogenen, kentischen glossen des Codex Cottonianus Vesp. D. 6 des Brit. Mus., wie ihr herausgeber J. Zupitza in einem schlussworte Zfda. 22, 226 bemerkt, gegen ende des 10. jhs. geschrieben sind, ist zu dieser zeit der in rede stehende übergang sicher, und zwar ausser in anderen (worüber Zupitza Zfda. 21, 5) gerade auch für das kritische wort bezeugt, und es wird nichts hindern die inschrift, die Stephens zwischen 700 und 800 datierte, zeitlich um 2 jahrhunderte in die nähe des erhaltenen schreines hinabzurücken, was ja schon wegen der angenommenen erklärung des komplexes *uai* als ags. *weg* erwünscht sein dürfte.

Die sicherheit der deutung würde natürlich sehr gewinnen, wenn es gelänge, den mutmasslichen E r h a d e p i s c o p u s als tatsächliche, historische person nachzuweisen.

Stadler Heiligenlexikon II, 77 verzeichnet aus dem irländischen martyrologium von Tamlakt zum 12. märz einen *Eradus*, doch ohne

nähere lebensumstände. Der name klingt an, die geographische koinzidenz: Irland und Grossbritannien ist beachtenswert, die zeit kann stimmen. Ich habe doch nicht die absicht den mit *Zesanus* und *Antonius* zusammen genannten heiligen des irischen martyrologiums auf die den vorgetragenen ausführungen zufolge kentische inschrift eines schreinbeschläges aus dem 10. jh. zu verpflanzen.

CZERNOWITZ. VON GRIENBERGER.

EBBE HERTZBERG †.

Am 2. oktober 1912 starb in Christiania der reichsarchivar Ebbe Carsten Hornemann Hertzberg im alter von 65 jahren, wohl der bedeutendste gegenwärtige vertreter nordischer rechts- und verfassungsgeschichte, ein durch vielseitigkeit seines wissens, grösse seiner auffassung und schönheit seiner darstellung ausgezeichneter gelehrter. Aus seinem bewegten leben und seiner wechselnden berufstätigkeit seien hier nur die tatsachen hervorgehoben, die für den germanisten interesse darbieten. Auf grund einer preisarbeit 'En fremstilling af det norske aristokratis historie indtil kong Sverres tid' (1869) erhielt er die mittel zu längerem studium im ausland. Er ging nach München, wo er 1872–73 zu Konrad Maurer in das verhältnis eines schülers und freundes trat. Die frucht dieses lehrjahres war das ausgezeichnete, noch jetzt grundlegende werk 'Grundtrækkene i den ældste norske proces' (1874). Seine hervorragendste und für den germanisten am meisten ins gewicht fallende leistung ist das Glossarium til Norges gamle love (1895), ein unentbehrliches hilfsmittel für das studium der so schwierigen altnorwegischen rechtsquellen. Von sonstigen arbeiten seien noch hervorgehoben die schöne biographie von Konrad Maurer (in Hist. tidsskrift B. III), die darstellung der nordischen rechtsquellen in der nordischen rechtsenzyklopädie und der vortreffliche aufsatz 'Lén og veizla' in den Germanistischen abhandlungen für Konrad Maurer. Durch herausgabe der hinterlassenen vorlesungen K. Maurers hat E. Hertzberg nicht bloss das andenken seines lehrers geehrt, sondern auch der germanistik einen besonderen dienst geleistet, den die Göttinger juristische fakultät durch verleihung des Doctor juris honoris causa im jahre 1911 anerkannte. E. Hertzberg war mitarbeiter an der jetzt erscheinenden 'Norges historie', für die er die zeit von 1030–1319 übernommen hatte. Leider hat er von dieser arbeit, der man mit grossen erwartungen entgegensehen konnte, nur einen teil im manuskript vollendet, der, wie ich aus einem nekrolog Tarangers in Tidsskr. for retsv. 1912 s. 486 ff. entnehme, demnächst erscheinen wird. Die wissenschaftliche bedeutung Hertzbergs wurde in Norwegen voll gewürdigt. Sie verschaffte dem dahingegangenen eine hervorragende stellung in der gesellschaft der wissenschaften zu Christiania, deren leiter er wiederholt war. Persönliche liebenswürdigkeit und zuverlässigkeit des charakters liessen ihn viele freunde gewinnen, die dem ausgezeichneten gelehrten und ungewöhnlichen mann ein treues andenken bewahren werden.

GÖTTINGEN. KARL LEHMANN.

MISZELLEN.

Zu den gedichten von Sighvatr Þórðarson [1].

1. Lausav. 30 (Heimskringla ed. Finnur Jónsson III, 20; Finnur Jónsson, Skjalded. A I, 274. B I, 253).

Heim sóttir þú hættinn
hǫnd, en vel mátt lǫndum
(þinn stoðak mǫtt) sem mǫnnum,
Magnús konungr! fagna;
fœrak víst, þrít vǫrum
'varðr' at þér í Garða
'skrifnask skírinafna
skript', þjóðkonungr, niptar.

In der ersten halbstrophe gibt nur der ausdruck *sœkja heim hǫnd* veranlassung zu einer bemerkung. In seiner ursprünglichen und eigentlichen bedeutung wird er von zauberischen wurf- oder schusswaffen gebraucht, die von selbst in die hand des eigentümers zurückkehren. Dies ist bereits von Svbj. Egilsson hervorgehoben, der (Lex. poet. s. v. *hǫnd*) auf Sn. E. I, 344 verweist, wo von Thors hammer Mjǫllnir gerühmt wird: *mundi hann . . . aldri fljúga svá langt, at eigi mundi hann sœkja heim hǫnd.* Bei Sighvatr bezieht sich die wendung auf einen aus seinem vaterlande vertriebenen mann, der nach längerem aufenthalte im auslande wieder in seine heimat zurückkehrt, also in der übertragenen bedeutung 'zu seinem ausgangspunkte zurückkehren'. Setzt man, wie dies wahrscheinlich ist, voraus, dass der Mjǫllnir-mythus oder etwas ähnliches dem dichter vorgeschwebt hat, so deutet er gleichzeitig darauf hin, dass das norwegische volk den heimgekehrten mit derselben freude begrüsst, wie die hand ihre gewohnte waffe. Daher übersetzt Svbj. Egilsson sicherlich richtig: *exoptatus rediisti* (vgl. Konr. Gíslason, Udvalg s. 192: 'komme som man var kaldet', 'komme meget belejlig'). Inwieweit der dichter sich das gleichnis noch weiter ausgeführt gedacht hat, ob er den jungen könig daran hat erinnern wollen, dass er eine waffe in der hand des norwegischen volkes sei, dazu bestimmt die verhasste fremdherrschaft zu zertrümmern, will ich ungesagt sein lassen, aber der gedanke passt gut zu dem folgenden: 'du (deinerseits) hast allen grund, deines wiedergewonnenen landes und volkes froh zu sein'.

Die zweite halbstrophe ist ganz unverständlich und offenbar verderbt. Augenfällig ist zunächst, dass *skrifnask* in z. 7 unmöglich richtig sein kann. Ein verbum *skrifna* — abgeleitet von *skrifa* — scheint völlig sinnlos zu sein, und selbst wenn ein solches verbum jemals existiert haben sollte, würde die reflexivform höchst auffallend sein: die verba auf *-na* pflegen ja wegen ihrer bedeutung eine solche

1) Dieser kleine artikel, der bereits längere zeit im pulte des herrn verfassers geruht hatte, wurde mir nach der veröffentlichung meiner im vorigen bande der Ztschr. (14, 133–169) abgedruckten abhandlung zur verfügung gestellt, da er zwei strophen behandelt, die auch von mir textkritisch untersucht wurden. Ob die änderungsvorschläge meines freundes Björn oder die meinigen den vorzug verdienen, möge dem urteil nachprüfender sachkundiger leser überlassen bleiben. Nur eine bemerkung zu der strophe der Nesjavísur möchte ich nicht zurückhalten: es dünkt mich im höchsten grade unwahrscheinlich, dass der dichter das versinken der schleudersteine — einen ganz gleichgiltigen umstand — erwähnt haben sollte; dem zusammenhange nach müsste man unbedingt erwarten, von ertrunkenen kriegern zu hören. H. G.

form überhaupt nicht zu bilden (vgl. Jón Thorkelsson, Arkiv 15, 229). Das auslautende *-sk* ist hier auch um so bedenklicher, als das nächste wort (*skírinafna*) mit *sk* beginnt. Ich vermute daher, dass ursprünglich *skrifna* in der zeile stand, das in der mündlichen überlieferung oder beim schreiben nach diktat wegen des folgenden *sk* leicht der entstellung zu *skrifnask* ausgesetzt war, und ich fasse dieses *skrifna* als akk. sg. fem. von dem part. prt. eines st. verbums *skrifa* (*skreif*, *skrifinn*) 'scribere'. Das westnord. kennt freilich nur das sw. verbum *skrifa* (*-aða*), das sowohl 'malen', 'zeichnen', als auch 'schreiben' bedeutet, aber im ostnord. wird das verbum in der regel stark conjugiert (A. Noreen, Altschwed. gramm. § 526; Kalkar, Ordbog til det ældre danske sprog 3, 816), und man darf nicht vergessen, dass Sighvatr, der in Schweden gut bekannt war und gerade unmittelbar vor dem zeitpunkt, um den es hier sich handelt, dort längere zeit sich aufgehalten hatte, auch sonst ab und zu schwedische formen in seine dichtungen einmischt (z. b. *vír* st. *vér*, *tjogu* — vgl. Finnur Jónsson, Skjaldesprog s. 74 und 87), und sich auch nicht scheut fremde wörter (wie *sinnjór*, *greifi*) zu gebrauchen. Ohne zweifel ist das ostnord. *skrifa* in der bedeutung 'schreiben' ein aus Deutschland eingeführtes lehnwort (über westnord. *skrifa* siehe meine abhandlung: Runerne i den oldisl. litt. s. 32–35). Zu Sighvats zeit war das einheimische norwegische *skrifa* sicherlich noch nicht von der bedeutung 'zeichnen', 'malen' (die das abgeleitete *skript* in der Guþr. kv. II, 15 bewahrt hat) in die bedeutung 'schreiben' übergegangen, und überhaupt war die schreibekunst in Norwegen noch so jung, dass es zweifelhaft sein dürfte, ob man dort in einer so frühen zeit bereits eine feste oder allgemein bekannte und verstandene bezeichnung für den begriff 'schreiben' besessen hat. Dass Sighvatr, der auf seiner reise nach Rom Deutschland kennen gelernt hatte, sich des aus Deutschland eingewanderten st. verbums bediente, ist daher sehr natürlich.

Ein anderes wort in der zweiten halbstrophe, das nicht in den zusammenhang zu passen scheint und offenbar verderbt ist, ist *færak* in z. 5. Wenn es richtig wäre, müsste es prädikat eines eine hypothetische aussage enthaltenden hauptsatzes sein, aber der bedingende nebensatz fehlt und es wird auch die bedingung weder durch ein einzelnes wort noch, soweit man sehen kann, durch den zusammenhang angedeutet. Finnur Jónsson verbindet (Heimskr. IV, 185 und in der pros. wortfolge in Skjaldedigtn. B) *færak* mit *at þér* und übersetzt; 'jeg vilde have hentet dig'; aber erstens würde man erwarten, die vergangenheit ('vilde have') nicht durch den conj. praet., sondern durch den konj. plusquamperf. ausgedrückt zu sehen (vgl. jedoch Nygaard, Arkiv 1, 142 § 19), und zweitens bedeutet *fara at ehm* gewöhnlich 'jmd überfallen oder angreifen', und selbst wenn man von diesen misslichkeiten absieht, scheint die versicherung des dichters, dass er 'den könig geholt haben würde', durchaus nicht in den zusammenhang zu passen.

Ich möchte daher folgenden text vorschlagen:

Færðak víst — þvít vǫrum
varðr at þér — í Garða
skrifna skírinafna
skript, þjóðkonungr, niptar

und ordne den satz folgendermassen: *Þjóðkonungr! færðak víst skírinafna* (dat.) *Garða skrifna skript niptar, þvít vǫrum varðr at þér*, d. h. 'volkskönig! in wahrheit brachte ich meinem patenkinde (d. h. dir, dem ich in der taufe den namen gab) einen geschriebenen brief der dir verwandten frau, denn ich war dir ergeben (eigentlich: um dich besorgt?)'.

Das wort *skírinafni* ist freilich eine von dem dichter selbst gebildete kühne, aber durchaus verständliche bezeichnung seines durch die von ihm vollzogene taufe begründeten verhältnisses zu dem könige und bedeutet 'denjenigen, der in der taufe von einem anderen den namen erhält'.

Das wort *skript* scheint hier, wie bisweilen im ahd. und anderen germanischen dialekten einen 'brief' zu bedeuten; das wort *bréf* (aus lat. *breve*) war wahrscheinlich zu dieser zeit noch nicht aus Deutschland eingeführt. Neben *skript* ist *skrifna* nicht überflüssig, da das erstere wort, wenn es allein stand, vermutlich zu Sighvats zeit noch immer die bedeutung des 'gezeichneten oder gemalten bildes' hatte. Man könnte freilich auch die worte anders anordnen: *fœrðak víst í Garða skript niptar, skrifna skírinafna* 'einen brief der frau, geschrieben an mein patenkind' — aber die bezeichnung *skírinafna* macht sich natürlicher, wenn der dativ von einem verbum regiert wird, dessen subjekt Sighvatr ist.

Nipt 'weibliche verwandte' bezeichnet hier sicherlich die stiefmutter des königs Magnús, Olafs des heiligen wittwe Ástríðr, die sich für ihren stiefsohn lebhaft interessierte und ihm in Schweden, wo sie nach dem tode ihres gemahls am hofe ihres bruders, des königs Ǫnundr, sich aufhielt, anhänger warb (vgl. Heimskr., Magnús s. góða c. 1 und besonders Sighvats strophen auf Ástríðr, Heimskr. III, 6–7; Skjaldedigtn. B I, 231–232).

Falls diese deutung richtig ist, hat also Ástríðr, als die norwegischen häuptlinge Kálfr Árnason und Einarr þambarskelfir auf ihrer reise nach Russland, von wo sie den Magnús heimholen wollten, durch Schweden kamen, den Sighvatr veranlasst, sich ihnen anzuschliessen und ihm einen brief an ihren stiefsohn mitgegeben. Man wird einwenden, dass dies zu dem berichte des Heimskringla nicht stimmt, die ausdrücklich angibt, dass Sighvatr sich bei der königin Ástríðr in Schweden befand, als Magnús dort aus Russland eintraf (Heimskr. III, 20), und auch durch keine andere quelle gestützt wird. Hierzu ist jedoch zu bemerken, dass auch noch in einem anderen punkte der inhalt der strophe mit der darstellung der Heimskringla im widerspruche steht. Nach dieser soll nämlich die strophe in Schweden, als der junge könig dort ankam, gedichtet sein, was mit dem wortlaut der strophe (*heim sóttir þú hǫnd* und *vel mátt lǫndum sem mǫnnum fagna*) nicht in einklang zu bringen ist, daraus vielmehr hervorgeht, dass die strophe nach der ankunft in Norwegen gedichtet sein muss. Andererseits wissen wir, dass die norwegischen sendboten, die zu könig Jaroslav und seiner gemahlin Ingigerðr nach Nowgorod kamen, um Magnús die norwegische königskrone anzubieten und ihn heimzuholen, mit misstrauischen augen angesehen wurden, namentlich von der königin, was durchaus nicht wunderbar ist, da derjenige, der offenbar die hauptrolle spielte, Einarr þambarskelfir, früher ein anhänger des königs Knud, also ein gegner Olafs des heiligen gewesen war, während sein begleiter, Kálfr Árnason, sogar bei Stiklastaðir gegen könig Olaf gekämpft hatte.

Über *varðr* vgl. Jón Thorkelsson, Oversigt over det kgl. danske vidensk. selsk. forhandl. 1884 s. 43; ferner *goðvarðr* bei Þorbjǫrn hornklofi (Heimskr. I, 120 — str. 49 —; Skjaldedigtn. A I, 23 und B I, 21), wo Finnur Jónsson gegen die handschriften *geðvarðr* schreibt. Ich glaube jedoch nicht, dass Jón Thorkelsson recht hat, wenn er *varðr* als part. prt. von *verja* betrachtet. Es dürfte ein adj. sein, das mit dem verbum *varða* und dem subst. *vǫrðr* nahe verwandt ist; an unserer stelle scheint *varðr at þér* zu bedeuten: 'um dich besorgt' (in aktivischer bedeutung); vgl. *vǫrð* fem., das wohl ursprünglich nur ein substantiviertes adj.

ist, in der bedeutung 'sorgsam', 'besorgt' (um ihren mann und das haus), eine schöne bezeichnung für eine frau; bei Þorbjǫrn hornklofi wird es aber wohl in passivischem sinne verwendet: 'von den göttern beschützt', vgl. *ávarðr goðunum* 'von den göttern behütet', 'den göttern lieb' (Jón Thorkelsson a. a. o.).

2. Nesjavísur 10, 5–8 (Skjaldedigtn. A I 231, B I 219)[1].

Alle erklärungen dieser 2. halbstrophe scheinen missglückt zu sein. Man hat nicht verstanden, was dasjenige war, was nach dem ausdruck des dichters in grosser menge (*mǫrg*) in die tiefe sank (*sǫkk til grunna*). Dass das subjekt zu *sǫkk* ein femin. war, ergibt sich jedoch aus der form *mǫrg* (nur J[1] und einige handschriften der Ólafs s. helga haben *margr*) in verbindung mit dem sing. *sǫkk*, und da sich in dem helmingr kein anderes femin. im nominativ findet als *knúta* in dem kompositum *sam-knúta*, wird man mit zwingender notwendigkeit zu dem schlusse geführt, dass dieses wort das gesuchte subjekt ist. Nun bedeutet *knúta*, f. 'knochenkopf', 'knochen'. Was aber bedeutet *sam-knúta?* Finnur Jónsson (Heimskr. IV, 125) hat bereits darauf hingewiesen, dass *sam-* der verkürzte stamm des sw. m. *sami* 'meer', 'see' (Sn. E. I, 574) sein könnte — und dies passt ja zu *knúta* ausgezeichnet. *Samknúta* ist eine korrekte kenning für 'stein', und das hauptwort *knúta* ist offenbar gewählt, um anzudeuten, dass die steine, von denen hier die rede ist, während des kampfes als wurfgeschosse benutzt wurden, weil man bisweilen die *knútur* in ähnlicher weise verwandte (Fas. I, 67).

Nun löst sich der folgende satz ganz natürlich aus dem zusammenhange heraus: *Sǫkk af sunda blakki mǫrg samknúta til grunna*, und der rest ordnet sich — von *sunnu* vorläufig abgesehen — in folgender weise: *satt's at Sveini mœttum vér úti*. In diesem eingeschobenen satze ist es auffallend, dass der dichter so ganz im allgemeinen die wahrheit der wohlbekannten tatsache, dass 'man mit Sveinn draussen (auf dem meere) zusammengetroffen sei', hervorgehoben haben sollte. Dies wäre doch ziemlich überflüssig gewesen, und daher spricht die wahrscheinlichkeit dafür, dass der satz unvollständig ist, mit anderen worten, dass *sunnu* auch zu ihm gehören muss. Nun muss man sich dessen erinnern, dass die schlacht bei Nesjar an einem sonntage stattfand (Nesjavísur 14; Heimskr. II, 67), und zwar am palmsonntag. Ich glaube daher, dass *sunna* hier entweder geradezu 'sonntag' bedeutet — wie z. b. in *hvíta-sunna* (s. die wörterbücher), *pálmasunna* (Dipl. isl. II, 379[10]) — oder dass das wort *dag*, wozu es gehörte, an einer anderen stelle der halbstrophe ausgefallen ist. Sieht man näher zu, so wird man finden, dass das pronomen *vér* in der letzten zeile vollkommen überflüssig ist, und man darf, wenn die erste alternative bedenken erregen sollte, annehmen, dass dieses *vér* während der mündlichen überlieferung das zu erwartende *dag* verdrängt hat.

Die wortfolge wäre demnach entweder:

Sǫkk mǫrg samknúta af sunda blakki til grunna. — Satt es at vér mœttum Sveini úti sunnu (akk.: 'an einem sonntage') oder:

Sǫkk usw. — *Satt es at mœttum Sveini úti sunnudag.*

Dass der skalde in einem gedichte, das einige zeit nach der schlacht verfasst wurde, hervorhob, dass diese an einem sonntage stattfand, wird man nur natürlich finden. Vgl. Nesjavísur 14: *Hirð Áleifs vann harða hríð palmsunnudag.*

REYKJAVÍK. BJÖRN MAGNÚSSON ÓLSEN.

1) [Korrekturnote. Vgl. hierzu noch die kleine schrift von Theodor Hjelmqvist, Samknúta (Lund 1913). Red.]

Zu Zeitschr. 44, 133 ff. [1]

Von den von Gering in seinem aufsatze: Beiträge zur kritik und erklärung skaldischer dichtungen (Ztschr. 44, 133 ff.) vorgeschlagenen besserungen waren verschiedene auch von mir gefunden, bisher aber noch nicht veröffentlicht worden. So die konjektur *Spakr lét jarl* (statt *Spakr lét Ulfr*) in Sighvats Austrfararvísur str. 20 (s. 135). Ich glaube jedoch nicht, dass die von Finnur Jónsson aufgestellte wortfolge des 1. helmingr richtig ist. Man kann nicht sagen: 'Der weise jarl nahm gut auf (das bedeutet ja *lét tekit*), was von vergleichsvorschlägen zwischen Euch beiden vorgebracht ward'. Die eine partei kann nur die vorschläge annehmen, die von der anderen partei herrühren, nicht diejenigen, die sie selber gemacht hat. Die worte *meðal ykkar beggja* gehören offenbar zu dem satze: *sakar leggið it*. Die meinung ist: 'Ihr lasst alle klagepunkte auf beiden seiten fallen', 'Ihr gebt beide gegenseitig alle beschwerden auf'.

Dass Sighvatr keiner háttlausa in seinen dichtungen sich schuldig gemacht haben kann, ist auch meine ansicht, doch kann ich Gerings änderungsvorschlägen nicht überall zustimmen. In den Bersǫglisvísur 6^5 (s. 138) kann das schwachbetonte *þá* kaum die assonanz tragen. Ich vermute, dass *heiðan* eine verderbnis für *heima* ist ('zu hause bei sich', 'in ihrer – irdischen – heimat'). Lausav. 28^5 (s. 139) ist das vorgeschlagene *annat vas þás sonr Óstu* doch wohl zu lang; sollte vielleicht zu lesen sein: *annat vas þás ása? ása ógnbandaðr* 'der dräuend (dieser begriff steckt in *ógn*) die asen fortscheucht' wäre eine sehr passende bezeichnung des heiligen königs. *banda ehm* oder *móti ehm* bedeutet je nach Fritzner (I, 111 a) gerade: 'slaa med hænderne i luften . . . for at jage noget fra sig'. In der verbindung mit *ógn* im sinne von 'pugna' ist, wie mir scheint, *bandaðr* nicht recht passend, daher auch aus diesem grunde die änderung sich empfiehlt. Überdies entzieht man sich dadurch dem fatalen zwange, *ógnbandaðr* als apposition zu fassen. In derselben lausav. z. 7 möchte ich lieber lesen: *hús átti þá hrósa* (*hús* = kornscheune); vgl. den reim *hús: hrós-* in den Austrfararvísur 16^7. Dass in den Víkingarvísur 6^1 (s. 140) Gering das *en* streicht, ist sicherlich richtig, dagegen möchte ich *rétt*, das G. in *rǿtt* ändern will, beibehalten (vgl. Nesjav. 10^7 *satt's at Sveini mættum*). Der auffassung von Víkingarv. 15 (s. 140) kann ich mich vollständig anschliessen (ausgenommen jedoch die bemerkung über den ausdruck *á danska tungu*): *þann jarl* fordert geradezu einen nachfolgenden relativsatz. Die besserung von Nesjavísur 5^b (s. 141) ist vielleicht nicht unbedingt nötig, aber immerhin wahrscheinlich. Auch der behandlung von Austrfararv. 16 (s. 143) kann ich zustimmen, nur halte ich es nicht für notwendig, in z. 7 *at* zu tilgen, wie es mir auch allzu kühn erscheint, alle die in der note zu s. 144 zusammengestellten verse zu berichtigen. In der Lausav. 15^7 (s. 146) möchte ich *prísa* in *þeima* ändern (dann bilden *heim-: þeim-* die hending): das n. *heimi* 'heimat' scheint nicht in diesen zusammenhang zu passen.

Zu Egill Skallagrímssons Arinbjarnarkviða 10^{2a} (s. 149) hatte ich die besserung *hoddfiǫndum*, die Gering mit recht fordert, schon vor mehreren jahren mir notiert. Die lausavísa des Tjǫrvi háðsami (s. 152) verstehe ich folgendermassen:

Nú hefk ristna ǫlbekis Hlín á hepti mínu: rǿk hauka mart við skopts-

1) Die nachstehenden, einem briefe des herrn verfassers entnommenen bemerkungen, die nur unwesentliche redaktionelle änderungen erfahren haben, werden mit seiner zustimmung hier veröffentlicht. H. G.

bjarta rastakarns Syn. hauka (abhängig von *réð*) ist meiner meinung nach ein verbum, das im isländ. freilich nicht nachweisbar ist, aber im norwegischen in der bedeutung 'schreien', 'jubeln', noch heute fortlebt (Aasen 269a); *réð* allein scheint in diese verbindung nicht zu passen, andererseits zerstört *hauka*, wenn es zu *ǫlbækis Hlín* gezogen wird, diese vortreffliche kenning.

In der 2. lausavísa des Þorbjǫrn Brúnason (s. 157) könnte die 2. halbstrophe mit beibehaltung der handschriftlichen lesarten vielleicht folgendermassen aufgefasst werden: *þvít ofnauð's es*[1] *hlýra* (fem. zu *hlýri*, also 'schwester') *heiðingja* (des wolfes, näml. des Fenriswolfs schwester[2]) *áms litar* ('von dunkler[3] farbe', beschreibender genet., vgl. Snorris worte von Hel: *hon er blá hálf* und das adj. *helblár*) *skal leiða mik* ('mich begleiten oder fortführen', näml. in ihr reich, vgl. auch *leiða* in der bedeutung 'begraben', Fritzner[2] II, 457 b nr. 10) *dauðan hǫfgum ímu skúrum*.

Die in der fussnote zu s. 161 angezogene halbstrophe aus der Sexstefja des Þjóðólfr dürfte in folgender weise anzuordnen sein: *Vekjandi hjaldrs lét mér veitt mǫrk fyr verka; hann lætr tilgorðir valda snekkju hylli sinnar* ('er lässt das schifflein seiner huld von den leistungen beeinflussen'). Der dichter vergleicht die launische königsgunst mit einem von wind und wellen umhergetriebenen schiff; der ausdruck erinnert an bekannte umschreibungen für 'brust' oder 'sinn' wie *geðknǫrr* (Sn. E. I, 540). Bei dieser auffassung fallen die beiden anomalien, die anstoss erregt haben (*snekkju hjaldr* und *valda* c. gen.), fort.

Ob nicht in der 2. lausavísa des Bjǫrn Hitdœlakappi (s. 163) *Hristi* und *gamans* unverändert bleiben können? das '*minnespil*' ist ja für b e i d e beteiligten ein genuss. (Z. 3 u. 4 habe ich immer so aufgefasst wie Svbj. Egilsson und Gering.) In der 5. lausavísa desselben dichters (s. 164) ist *ǫl-reyrar* doch vielleicht richtig. Nach dem einmaischen wurde das werdende bier durch eine lage von stroh, das auf kreuzweise übereinandergelegten stangen auf dem boden des maischbottichs ruhte, hindurchgeseiht (vgl. meine ausgabe der 3. u. 4. grammat. abhandlung in Snorres Edda s. 166–167). Sollte dieses stroh nicht mit dem *ǫl-reyrr* unserer strophe gemeint sein? Es würde als bestimmungswort einer kenning für 'frau' sehr gut passen, da ja die frauen in der regel das brauen zu besorgen hatten (*húsfreyja var at ǫlgerð*, Sturl. ed. Kålund II, 159[20]).

In der 3. strophe des Svǫldrarkvæði von Skúli Þorsteinsson (s. 166) bevorzugt Gering mit recht die lesart *sára*, aber seine änderung des überlieferten *undir* in *unnir* ergibt einen minder guten reim. Auch scheint *undir* geradezu 'blut' bedeuten zu können, vgl. *jǫtuns hals undir* als umschreibung für 'meer' in Egils Sonatorrek str. 3. Die *undir sára* bezeichnen also das aus den wunden ausströmende blut.

In der Sexstefja des Þjóðólfr, str. 30[8] (s. 167) ist vielleicht *hrægáms* zu lesen. Das neuisl. masc. *gámr* bedeutet sowohl einen gefrässigen menschen, einen 'viel-

1) Es würde einen guten sinn geben, wenn man *Ofnauð es* als eingeschobenen satz (ausruf, vgl. *Dýrð es* Eluc. fotol. 48[11], *Mikilleikr es* 49[14]; K. Gíslason, Udv. s. 171) fassen könnte. Aber da *es* in diesem falle einen gewissen nachdruck haben müsste, ist es zweifelhaft, ob diese auffassung metrisch zulässig ist?? Das doppelte *es* ist mir auch anstössig. Könnte nicht *ofnauð* allein als ausruf gelten, also *þvít, ofnauð! es skal* usw.?

2) Vgl. *ulfs faðir* (Lex. poet. s. v. *ulfr* 1 b).

3) Vgl. *ámu blóði* in Arnórs Þorfinnsdr. 7[3. 4], *ámir bǫðkoflar* bei Þorvardr Þorgeirsson 2[7. 8], *ámra fjalla* Hafgerð. dr. 1[2]; ferner die riesennamen *Ámr*, *Áma*, den see *Ámsvartnir; Ámgerðr við lit sáman* Bisk. II, 84 (Selkolluvísur 10[6]).

frass' oder 'nimmersatt', als auch einen grossen mageren dorsch (Björn Halldórsson I, 268[a]). Ursprünglich ist das wort gewiss adjektiv gewesen und hat 'gierig', 'gefrässig' bedeutet; daraus erklären sich leicht die beiden bedeutungen des subst. (ein magerer dorsch ist immer gefrässig). *Hrægámr* (adj.) würde demnach jmd. bezeichnen können, der an leichen seinen heisshunger stillt, und es braucht nichts geändert zu werden. Im übrigen ist Gerings auffassung vollkommen richtig (*sævar* gehört sicher zu *grunn*).

Vollständig kann ich mich der erklärung der 2. strophe des Liðsmannaflokkr (s. 168 fg.) anschliessen, und ganz vortrefflich ist die konjektur *gína* statt des überlieferten *grípa* in Þórðr Kolbeinssons 8. lausavísa, z. 3 (s. 159).

REYKJAVÍK. BJÖRN MAGNÚSSON ÓLSEN.

Der schreiberanhang der Krone.

Der herausgeber der Krone, der die verse 30001–30041 kritiklos für echt hielt, hat im letzten (XLIV.) bande der Zeitschr. s. 215 ff. in M. Ortner einen verteidiger gefunden, nachdem Pfeiffer (Anz. f. kunde d. deutschen vorzeit 1854, 32), Haupt (Zfda. 13, 321 ff.), Reissenberger (Zur Krone Heinrichs v. d. T., Graz 1879, 9 f.) und Bartsch (Die altd. hss. der univ.-bibl. in Heidelberg 1887, 113) die gegenteilige ansicht vertreten haben und neuerdings Graber in dieser zeitschrift XLII, 329 ff., eine eingehende begründung dafür gegeben hat[1]. Die vermutung Ortners würde zwar unsere kenntnis von den persönlichen verhältnissen Heinrichs von dem Türlin in erfreulicher weise vermehren, sie erweist sich aber bei näherem zusehen als zu wenig begründet. Bestände sie zu recht, so wäre übrigens die konjektur Pipers (Höfische epik II, 300)

30011 *Heinrîch der Türlînære*
(vgl. *Hartman der Ouwære* Trist. 4619)

von neuem in erwägung zu ziehen oder

Heinrîch der tihtære

dafür einzusetzen; denn so nennt sich Heinrich selbst zweimal (v. 217 und 24087).

Ortner betrachtet die schreiberverse als ‚ganz unverständlich', wenn man sie nicht Türlin zuweise. Es ist nun aber nicht einzusehen, warum alles, was Ortner dem dichter als mahnung an den herzog Bernhard von Kärnten in den mund legt, nicht ebensogut oder passender von einem 'armen' schreiber gesagt sein kann, der von einem 'edelen' auftraggeber reichen sold für seine schreibarbeit erlangen will.

Der anhang ist in form eines gebetes gehalten. Einen religiösen abschluss des gedichtes könnte man nun zwar nicht beanstanden; denn auch Hartmanns Erec und Iwein, ganz zu geschweigen vom Gregorius und Armen Heinrich, ferner Ulrichs Lanzelet und Wirnts Wigalois schliessen mit einem aufblick des dichters zu gott. Trotzdem wäre eine so ausführliche bitte für den verfasser und den auftraggeber, wie sie uns der anhang der Krone bietet, doch ein novum in der höfischen dichtung, und man würde sie eher in einem spielmannsgedicht, einem didaktischen oder reli-

1) Graber verweist auch auf Wackernagels Lit.-gesch. und auf von der Hagen. Doch finde ich von beiden nichts über die unechtheit des anhangs gesagt. Minnesinger IV, 206 wird er vielmehr als eigentum des dichters angesehen.

giösen werke suchen. Namentlich aber ist sie im munde eines schreibers ganz natürlich und gewöhnlich. Ortner sieht zwar in den zusammenfassenden worten v. 30 005

Des hilf i m u n d m i r, *reiner got!*

eine besondere vertraulichkeit, die sich ein einfacher schreiber nicht gegen den besitzer des buches erlauben würde. Selbst wenn wir jedoch die berechtigung dieses einwandes an sich zugeben würden, so können wir doch in unserem falle garnicht wissen, welcher art die persönlichen beziehungen zwischen schreiber und auftraggeber waren, und ob sie nicht vielleicht doch eine solche 'vertraulichkeit' ermöglichten. Wenn man will, kann man in der aufeinanderfolge des *im und mir* vielmehr einen leichten witz des schreibers sehen, der ganz richtig kalkuliert, dass, wenn es seinem herrn gut geht, auch bei ihm sich die folgen davon zeigen werden. Das häufigere *uns* des weiteren textes braucht zudem nicht eine zusammenfassung dieses *im und mir* zu sein.

Die wendung v. 30 001 *dises buoches herre*, die Ortner einem schreiber nicht gerne zutrauen möchte, spricht gerade für diesen. Eben noch hat Heinrich in pathetischen worten seine Krone den frauen zu eigen gegeben,

29 989 *Mit dirre krône gekrœnet sît*
Ir vrouwen, die nâch werde lebent!
29 995 *Dirre arebeit wil ich iu jehen,*
Wan ich ir durch iuch began; usw.

und nun sollte er unmittelbar darauf von einem anderen herrn des buches reden? Das hiesse ja die wirkung der dedikation wieder aufheben!

Doch diese zarte widmung an die frauen steht in noch viel schärferem widerspruch zu dem albernen und offenbar jeder realen grundlage entbehrenden witze von dem achtzigjährigen weibe, den uns der schluss des anhangs bringt. Ein solcher witz ist in einem höfischen gedicht einfach unmöglich. Gewiss kann ein höfischer dichter seinem werke an passender stelle freiere scherze einflechten; doch wenn er nicht mehr im bereiche seiner dichtung weilt, sondern auf die gegenwart bezug nimmt, wird er solche gänzlich unhöfischen und unfeinen witze sicherlich vermeiden. Ein solcher witz ist auch im besonderen bei Heinrich von dem Türlin unmöglich, der von ritterlicher bildung erfüllt ist und immer wieder die frauen und den minnedienst preist (v. 231–245, 2422–2437, 10 402–10 456, 13 886–13 920, 24 254–24 342, 26 408–26 412, 28 133–28 164, 29 067–29 096, 29 989–30 000). Heinrich würde ja sein umfangreiches, ganz der verherrlichung des rittertums gewidmetes werk, auf das er selbst so stolz ist (v. 29 916–30 000), mit dieser e i n e n stelle für wertlos erklären. Das hiesse doch die selbstironisierung auf die spitze treiben. Und was würden seine ritterlichen zuhörer dazu gesagt haben! Ortner beruft sich nun darauf, dass Heinrich zu sittlich rohen witzeleien und darstellungen neige. Das ist richtig; doch haben die betreffenden stellen alle den beigeschmack der lüsternheit, und davon ist hier doch unmöglich etwas zu bemerken. Nein, der verfasser dieser zeilen entstammt einer ganz anderen sphäre als unser dichter, dessen art und gesinnung uns das gedicht bei seiner länge eingehend zu vermitteln vermag. Ähnliche witze werden vielmehr, wie Pfeiffer (a. a. o.) bemerkt, von schreibern in hss. des 14. und 15. jahrhunderts zur genüge gemacht. In unserem falle könnte man sogar fast annehmen, dass der schreiber den schluss der Krone absichtlich parodiert hat (vgl. die verschiedene auslegung der *gnâde* v. 30 000 und 30 031). Es wäre dann eine bewusste

gegensatzstellung zwischen dem höfischen frauendienst und der ehe, die verächtlich gemacht wird. —

Auch auf stilistischem gebiete könnte man vielleicht eine handhabe für die unechtheit des anhangs zu gewinnen suchen. Doch bleibt dieses verfahren hier aus zwei gründen etwas misslich. Einmal bieten die 41 verse des anhangs zu wenig material zu zwingenden beobachtungen, zum andern aber ist anzunehmen, dass der schreiber, nachdem er 30000 verse kopiert hat, ganz von selbst im stile des dichters fortfahren wird[1]. Wirklich finden sich auch mehrfach parallelen zur Krone: *lange vrist* 1094 (nach Singers besserung), 6584, (comp.) 2803, 7421; *reiner got* 16985; *süeziu mære* 13580; auffällig ist dagegen 30010 f. *der wolgemuot Heinrîch.* Weisen wir aber den anhang einem schreiber zu, so steht es uns frei, in *wolgemuot* ein epitheton oder mit Haupt den namen des schreibers zu sehen. — Die zweigliedrigen ausdrücke 30003, 30009, 30014 könnte unser dichter sehr wohl selbst geschrieben haben, ebenso die genitivische umschreibung 30029 *mîner sorgen bürde* (vgl. 5283). Verdächtig sind u. a. immerhin die konstruktionen der verse 30024 f. und 30036.

Ist demnach die stilistische argumentation aus dem anhang notgedrungen recht fragmentarisch, so bietet uns doch der schluss der Krone selbst einige stilistische beweisgründe dar. Einmal ist die letzte zeile des werkes (v. 30000) durch eine sicherlich beabsichtigte dreifache alliteration hervorgehoben. (Zur alliteration in der Krone vgl. Zingerle, Die all. bei mhd. dichtern, Wien 1864, s. 14 f.) Dann aber ist das werk, der pomphaften einleitung entsprechend, von v. 29916 an in gehobener, bilderreicher sprache geschrieben; dagegen würde doch so eine angehängte armselige bettelei zu sehr abstechen und würde sicherlich von dem durchaus nicht ungeschickten dichter bei passenderer gelegenheit eingeflochten sein, wenn er sie für nötig gehalten hätte. Wirklich tut er dies auch in feinerer art an zwei stellen, indem er 6231–6250 die knauserigen wirte schilt und 8734–8794 den freigebigen Gawein lobt. Doch beweist uns der selbstsichere ton dieser persönlichen auslassungen, dass man die unterwürfigen schreiberworte nicht dazu stellen darf.

Weniger gewichtig ist vielleicht der umstand, dass das wort *altvordern* (v. 30024) in der Krone sonst nicht vorkommt. Zu beachten ist aber die auffällige kürze des letzten abschnittes (30034–30041). Die abschnitte der Krone sind zwar nicht gleichmässig lang, doch niemals begegnen solche von nur 8 zeilen wie der vorliegende; die kürzesten (v. 22151 ff.) umfassen vielmehr mindestens 13 zeilen. Auch hat Meisner (Wirnt v. Gravenberg, Breslauer diss. 1874, s. 34 ff.) darauf hingewiesen, dass die absätze nicht sprunghaft zwischen grossem und kleinem umfange wechseln, sondern dass die einander benachbarten ziemlich gleiche länge aufweisen. Die zeilenzahl der abschnitte von v. 29555 an liegt nun mit einer ausnahme durchgehends zwischen 20 und 30, die drei letzten absätze des gedichts umfassen sogar 37, 57 und 35 zeilen, der erste des schreiberanhangs hat 33; es bliebe also nur ein ausweg in der annahme, dass der schluss des anhangs nicht vollständig überliefert sei, worauf ja auch das ganz unerhörte fehlen des dreireims führen könnte. Ich weiss aber schlechterdings nicht, was uns der schreiber noch zu sagen hätte, nachdem er seinen schlusstreffer ausgespielt hat. Er hat einfach keinen dritten reim zu

1) Weniger wahrscheinlich ist es, dass er auch die reimgewandtheit unseres dichters beim kopieren sich aneignete. Mit recht macht daher auch Graber (s. 330) auf die in der Krone nicht belegten reime 30003 *gnâden: überladen* und 30027 *gnâde: entlade*, sowie (s. 313) auf das auffällige abfallen des *n* im infinitiv (v. 30021) aufmerksam.

wære und *mære* mehr anzuflicken gewusst, zumal er erst vier zeilen vorher *enbære: wære* gereimt hatte, und hat darum kurzer hand sein 'amen' dahintergesetzt.

Unter den argumenten Pfeiffers, Haupts und Grabers, die Ortner nicht widerlegt hat, möchte ich zum schluss noch bestimmter die zeilen 30016f. hervorheben, die es deutlich aussprechen, dass der verfasser ein schreiber ist;

> *Wan er daz buoch geschriben hât,*
> *Als ez der edele selbe schuof.*

Vergegenwärtigen wir uns den hochtrabenden, selbstbewussten schluss der Krone, so würden wir hier mindestens ein *getihtet* erwarten. Auch sonst nennt sich Heinrich nur *tihtære* (s. o.), seine vorlage bezeichnet er v. 222 ebenfalls als dichtung, endlich aber sagt er ausdrücklich im akrostichon v. 182–216:

> *Heinrich von dem Turlin hat mich getihtet.*

Nach allem bleibt es dabei: der schreiber des hs. P^x hiess gleich dem dichter der Krone Heinrich (Heinrich Wolgemuot? vgl. Haupt a. a. o.), und sein zusatz ist vom schreiber der hs. P, Ludwig Flüegl, übernommen worden.

Den anziehenden vermutungen Ortners über das verhältnis Heinrichs von dem Türlin zu herzog Bernhard von Kärnten, das bereits Graber a. a. o. s. 160 für wahrscheinlich hält, soll damit nicht ein für allemal die berechtigung abgesprochen werden; jedesfalls aber ist im schreiberanhang kein anhalt dafür zu suchen, und so dürften sie auch nur infolge eines unerhörten zufalls jemals zu einer 'gesicherten literarhistorischen tatsache' werden.

Ich füge einige bemerkungen zu Grabers mehrfach zitierter verdienstvoller arbeit an.

S. 161 sagt Graber: 'Sicher ist es auch, dass Heinrich den 'Tristan' gelesen hatte, als er sein werk dichtete'. Den beweis bleibt er uns aber schuldig. Aus der erwähnung Tristrants und Isaldes v. 11562f. sollte man doch eher auf Eilharts fassung schliessen. Allerdings ist zweimal auch die im reime bequemere Gottfriedische form *Isolde* belegt (vgl. Lichtenstein, Eilhart v. Oberge s. CXCVIII f.). Übrigens vermutet Goedeke (Grundriss I² s. 103), dass unser dichter Gottfried von Strassburg **nicht** kannte.

S. 162 bei der erwähnung Ulrichs von Zatzikhoven wäre verweisung auf Warnatsch (Der Mantel, Germ. abh. 2, Breslau 1883) s. 89 erwünscht gewesen. Ebenso s. 324 beim worte *gaudîn*, das ebenfalls zuerst Warnatsch s. 102 anm. richtig erkannte.

S. 313 behandelt Graber die reime *s:z*. 548 *Lunders: unkunderz* und 25579 *saz: was* könnten durch Pfeiffer (Freie forschung s. 120 anm.) als beseitigt betrachtet werden. 24423 *wirs: mirz* ist ebenfalls nicht zwingend, da der genitiv der sache bei *swern* belegt ist (Mhd. wb. II, 2, 770b). 982 *rossen: mervlozzen* endlich ist durch Singers sehr wahrscheinliche konjektur *merphossen* (zu *phoca*, Zfda. 38, s. 252) erledigt. Bliebe also kein fall einer bindung *s:z*.

S. 329 behauptet Graber, dass das adj. *wan* in der Krone nicht vorkomme; es begegnet aber zweimal (1556, 1988), beide male im reim! Sonstige belegzahlen zu ergänzen würde zu weit führen.

Leider hat Graber (s. 154) nur 4 hss. der Krone berücksichtigt. Es fehlen in seiner abhandlung die bruchstücke g (mitgeteilt von Kolb in der Germania 31,

s. 116f.; vgl. Singer, Zfda. 38, s. 254 anm.) und K (mitgeteilt von Nörrenberg in den Beitr. zur bücherkunde und philologie, Aug. Wilmanns gewidmet, Leipzig 1903, s. 405–418; vgl. Singer, Prager deutsche studien VIII, Joh. von Kelle dargebracht, Prag 1908, s. 311).

GREIFSWALD. E. GÜLZOW.

Zu Dähnhardts „Natursagen".

Auf s. 190 des kürzlich erschienenen 4. bandes dieses, in seinem ruhigen fortgang leider bedrohten werkes ist aus dem lateinischen fabelbuch des Nicolaus Pergamenus – andere schreiben es einem mailändischen arzte Mayno de Mayneri († nach 1364) zu[1] – eine erzählung von der königswahl der vögel, singulären inhalts, abgedruckt (ed. Graesse, Lit. ver. B. 148 (1880) s. 228).

Einige übereinstimmungen mit dieser fabel glaube ich in einem bisher ungedruckten meisterliede des Michael Beheim (1416 bis c. 1475) zu erkennen, dessen zahlreiche fabeln ich demnächst in grösserem zusammenhang zu behandeln gelegenheit nehmen werde. Das lied, in der 'slegweise' verfasst, steht im cod. Pal. germ. 312 f. 284 r und im Pal. 334 f. 405 ra; dem folgenden buchstäblichen abdruck ist Pal. 312 zu grunde gelegt, während die wenigen abweichungen der anderen hs. (B) unter den text gesetzt sind; in runden klammern stehendes ist ergänzt.

Diz ist ein exempel uō den singer(n) die sich uil mit singen ausztun vnd doch kunst nit uerston[2].

I.

Ejn peispel daz wil ich euch legen für
das sollen hörn die leüte
vnd mercken wen es ane rür
waz meinūg es beteüte
5 ich wil eüch daz fürbaz mit worten hie herzelen
Da got erschuff nach seine' handgetät
all uogel gross vñ cleine
da giengen sie in einen rät
zusamen all gemeine
10 welchen sie dö alsö vnde' in welten welen
Und der de' wirdigst wer
des adels vñ der er
daz sie den selben furpaz mer
vff wüffen (!) vnder in zu keiser her

1) Gröber Grdr.² II, 1, 322.

2) Überschrift in B: *ein exempel v. torechtē sing'n d. s. v. kunst annemen vnd nicht kuñen.*

3. B.: *es hie perür.*

5. B. *erzelen.*

6. *seinem.*

10. *weren welen.*

11. *der da wirdig.*

13. *würffen.*

15 vn im auch dienten sunderper
vnd teten sein peger
sie suchten ser   weisz ler   wen sie auszwelten schelen.

II.

Und do tet sich die eül zuerst he'für
ich hon keins kumers tulde
20 ich hoff ich hab die hohsten kür
vor aller uogel hulde
sie sollen mich   pilich   zu keiser auszerkiesen
Den grosten adel vn die hohsten art
hon ich uor allen uogeln
25 es darff sich keiner vff der vart
hie vber mich vff gogeln
wan ich die cron   wol hon   vñ mag de' nit verliesen
Ir torn   daz tet uil zorn
dem adler hoch geporn
30 er sprach vnflät bist auch hie uor(n)
solt hie kein pesse'r we'den vserkorn
fürwar daz reü mich denoch morn
dein callen ist ue'lorn
lass mich gehorn   mein orn   die machestu mir tiesen.

III.

35 Heb zu dein maul vn mach dich bald uō dan
vn weich mir ausz den augen
wan ich nit obe'r werden kan
ich muss mich zu dir waugen
dein hals vn pauch   uil rauch   mus ich dir hie zezausē
40 Die eül wart do de' uogel vnderkint
sie wurffen sie da nider
ir güfften daz waz als ein wint
wan sie ir ir geuider
vnd als ir har   worn gar   vnseuberlich zelausen
45 Wie uein   dünckt sich daz swein
es machet grossen grein
es tut mir zorn dem he'czen mein
daz sich ein muck ein uogel duncket sein
[f. 284v] vnd hin wil fliegen vber rein
50 daz ist hie worden schein
ein cleines schnöcklein   zeucht eyn   ein turn vn wil da hausen.

Gemeinsam ist beiden erzählungen das sonst scheinbar nicht nachweisbare streben der eule nach der königskrone und der konflikt mit dem adler. Aber die charakteristischen einzelheiten der lateinischen fabel fehlen dem lied gänzlich, so dass man kaum an einen direkten zusammenhang denken kann. Vielleicht ist, wie so oft in der spruchdichtung, eine mündliche vermittelung des stoffes anzunehmen. Umgestaltend musste vor allem die tendenz der fabel bei Beheim wirken, die sich,

39. *zerzausen.*
44. *zerlausen.*

man möchte fast sagen natürlich, gegen rivalen, die immer minderwertig sind, wendet. Von dem aitiologischen ursprung der fabel, den der lateinische fabulist ausdrücklich hervorhebt, ist im meisterliede nicht mehr das geringste zu spüren.

Es seien hier noch einige bemerkungen, die ich mir bei der lektüre des Dähnhardtschen werkes gemacht habe, angeschlossen, auf die gefahr hin, nachträglich sie schon anderwärts vorgebracht zu finden. Es handelt sich meist darum, von Dähnhardt aus dem heutigen volksglauben gebuchte überlieferungen aus älterer zeit zu belegen; entsprochen wird damit einer forderung Mogks in Pauls Grundr.[2] III, 236.

Zu B. III, 10 f.: Das auf einer fabel beruhende sprichwort 'viel geschrei, wenig wolle' findet sich in einer volleren, den ursprung deutlicher verratenden form in einem meisterlied der Kolmarer hs. (ed. Bartsch nr. XIV v. 26): *geschreies vil und lützel wolle gap ein sû.*

Zu B. III, 324 ff. hätten die knappen aitiologien aus dem 'Ackermann aus Böhmen' (ed. Knieschek, Prag 1877, s. 8) herangezogen werden können: *ein hase zwacket einen wolf, noch heut ist er zagellos darumb; ein katz krellet einen hunt, der do slafen wollt, immer musz sie des hundes veintschaft tragen.* Der ersten fabel entspräche bei Dähnhardt etwa die erzählung vom hund und hasen.

Die rolle des wächters und hirten spielt der wolf (s. Reg. zu B. II, III) auch im altertum: aus Aristoteles tiergeschichte (IX, 36) notierte sich Antigonus, Hist. mir. 27 (ed. Keller, Rer. natur. script. Graec. min. I, p. 10): Φησὶν περὶ Κωνώπιον τῆς Μαιώτιδος λίμνης τοὺς λύκους παρὰ τῶν ἁλιέων λαμβάνοντας τροφὴν φυλάττειν τὴν θήραν· ἂν δ'ὑπολάβωσίν τι ἀδικεῖσθαι, λυμαίνεσθαι τὰ λίνα καὶ τοὺς ἰχθύας αὐτῶν. (cf. Praef. p. XVIII).

Zu dem glauben, der esel trage zur erinnerung an fromme dienste ein kreuz auf dem rücken (s. Reg. B. II), sei auf Luthers fabel vom eselkönig verwiesen (Fabeln ed. Thiele[2] s. 30 ff.), in der das motiv in satirischer absicht zu tode gehetzt wird. Übrigens lässt schon Odo de Ceringtonia in einem wettstreit den esel sagen: *Immo ego sum sanctior, quia crucem in humeris porto, quia imitor crucifixum* (Fab. nr. LI, Hervieux, Les fabulistes Latins usw. IV, s. 223).

B. IV s. 23 war bei der besprechung der fabel des bruder Werner auf Schönbachs ausgabe und kommentar in den Wiener S.B. B. (148 und) 150 zu verweisen. Fälschlich wird zudem *schorpe* mit 'fisch', statt mit 'schildkröte' übersetzt.

MERSEBURG. PAUL SPARMBERG.

Zu Zeitschr. 44, 489 ff.

Dass meine besprechung der ersten beiden Thule-bände[1] dieselben folgen herbeiführen werde, die der eingriff in ein wespennest zu haben pflegt, hatte ich

1) Von dieser sammlung sind inzwischen drei weitere bände erschienen: 'Grönländer und Färinger geschichten' (warum in aller welt nicht: 'Geschichten von den Grünländern und Schafinsulanern'?) übertragen von Erich von Mendelsohn, 'Sieben geschichten von den Ostland-familien' übertragen von Gustav Neckel und die 'Geschichte von dem starken Grettir' übertragen von Paul Herrmann. In dem ersten und zweiten dieser neuen bände feiert die manie der ortsnamenverdeutschung wieder die wildesten orgien. Sogar die Ormsá muss es sich gefallen lassen, von herrn Neckel in eine 'Schlangenache' umgetauft zu werden: es ist also dem gedankenlosen übersetzer nicht eingefallen, dass diese namengebung in einem lande,

vorausgesehen. In der tat hat bereits herr Gustav Neckel in Heidelberg sich veranlasst gefühlt, infolge jener beurteilung mir im Anz. für deutsches altertum (36, 108 ff.) eine langatmige belehrung über die altgermanische alliteration angedeihen zu lassen. Meine kenntnisse sind durch diese ausführungen nicht bereichert worden. Neu — und grotesk — ist nur die behauptung, dass ein verbot, den stabreim auf bedeutungslose und schwachbetonte wörter zu legen, 'nicht existiere', und unerhört die dreistigkeit, von einem 'missbrauch wissenschaftlichen materials' zu reden. Hierauf muss in ein paar zeilen geantwortet werden.

Um denjenigen, die in der sache nicht orientiert sind (kundigen, z. b. solchen, die Sievers' Altgerm. metrik studiert haben, sage ich nichts neues), ad oculos zu demonstrieren, ob eine regel bestand oder ob die altgermanischen dichter völlig willkürlich auf jedes beliebige, betonte oder unbetonte wort den stabreim legen durften, habe ich eine statistische erhebung vorgenommen, für die jedoch, um nicht mit allzu grossen zahlen zu operieren, nur die ersten 600 verse des Beowulf, den wir als ein leidlich treues spiegelbild altgermanischer poetischer technik betrachten dürfen, und die der älteren und korrekteren schicht der Eddalieder angehörige Vǫluspǫ́ ausgeschöpft wurden. Jenes erste fünftel des Beowulf enthält 1519 reimwörter, und von diesen sind 1212 (d. h. 79,7 %) nomina (substantiva, adjectiva und zahlwörter), 181 (= 11,9 %) verba, 92 (= 6,0 %) adverbia und 35 (= 2,3 %) pronomina; eine weitere berechnung ergibt, dass von dem vorkommenden (1432) nomina nicht weniger als 84,6 % an der alliteration beteiligt sind, von den (624) verbis dagegen nur 28,8 %, von den (259) adverbiis 35,5 % und von den (442) pronomina nur 7,9 %. Nicht viel anders sind die verhältnisse in der Vǫluspǫ́[1]. Unter den 594 reimwörtern zähle ich 485 nomina (= 81,6 %), 62 verba (= 10,4 %), 38 adverbia (= 6,4 %) und 9 pronomina (= 1,5 %); von den 618 nomina des gedichtes nehmen 78,5 % an der alliteration teil, von den 281 verbis 22 %, von den 82 adverbiis 50 % und von den 101 pronomina 9 %. Konjunktionen und präpositionen sind unbedingt von der alliteration ausgeschlossen.

Dass das nomen, das, wie diese zahlen beweisen, so ausserordentlich bevorzugt wird, eine ganz andere geltung hat als die übrigen redeteile, geht auch daraus hervor, dass diese ohne weiteres in die senkung gesetzt werden dürfen[2], während das nomen unter allen umständen in der hebung stehen muss. Um zum stabreime zugelassen zu werden, müssen die nicht-nominalen wörter überdies ganz bestimmte bedingungen erfüllen: sie kommen nur dann in betracht, wenn sie eine ausgeprägtere bedeutung besitzen oder wenn ein starker rhetorischer nachdruck auf ihnen ruht.

das keinerlei reptilien kennt, völlig ausgeschlossen war, vielmehr der fluss ohne allen zweifel (wie die Egilsá nach Egill, die Hǫskuldsá nach Hǫskuldr, die Hólmkelsá nach Hólmkell usw.) nach einem manne namens Ormr benannt worden ist. Der bearbeiter der Grettissaga, der überhaupt in mancher beziehung sich vorteilhaft von seinen vorgängern unterscheidet — die nachdichtungen der verse kann ich freilich nicht durchweg loben — hat den lächerlichen unfug, den ein bekannter fachgenosse in einer an mich gerichteten zuschrift sehr treffend als einen 'rückfall in das mittelalter' bezeichnet, erfreulicherweise nicht mitgemacht.

1) Von der zählung ausgeschlossen sind die nur eigennamen enthaltenden strophen 11, 12,1.2, 13, 15, 16,1.2 und die wiederholungen in stefzeilen und stefstrophen.

2) So stehen beispielsweise in den ersten 600 versen des Beowulf von den 443 nicht alliterierenden verbis 85 in senkung, von den 167 nicht alliterierenden adverbien 115, von den 407 nicht alliterierenden pronominalformen 360.

Dass das adverbium noch verhältnismässig häufig alliteriert, kommt daher, dass diese wortgruppe z. t. nominalen ursprungs ist; die pronominalen adverbia sind nur ausnahmsweise im reime verwendet, eben wenn der sinn es erforderte, sie hervorzuheben. Von diesen überaus häufigen (und meist in senkung stehenden) wörtchen begegnet *þǽr* in den ersten 600 versen der Beowulf nur zweimal im reim (284, 400), *þanon* einmal (123), *þyder* einmal (379), *hér* einmal (397) und *hider* dreimal (240, 370, 394); *þá, þonne, swá, hwæðre, hwanon* u. a. sind niemals als stäbe verwendet. In der Vǫluspǫ́ findet sich von echten pronominal-adverbiis nur ein einziges *þar* alliterierend (39)[1].

Von den verbis sind, dem oben gesagten entsprechend, die hilfszeitwörter von der alliteration so gut wie ausgeschlossen. In der Vǫluspǫ́ findet sich keines im reime; im ganzen Beowulf sind *sculan* und *þurfan* nie an ihm beteiligt, *weorðan* nur einmal (2913) als nebenstab und zweimal (282, 2066) in gekreuzter alliteration; v. 1304, 2003, 2026, 3078 steht es als vollverbum in der bedeutung 'sich ereignen, geschehen, erscheinen' ohne prädikat und v. 2239 nimmt es, in der eingangssenkung stehend, am reime nicht teil. Das verbum subst. (*wesan, beon*) kommt ein paarmal im reime vor. Von diesen fällen muss jedoch v. 237 (*hwæt syndon gé | searohæbbendra*) ausscheiden, da das zeitwort hier tatsächlich eine prägnantere bedeutung hat ('welche stellung nehmt ihr unter den kriegern ein?') und nur verse wie 272 und 393 sind als seltene ausnahmen und als fehlerhaft zu buchen.

Ebenso können von den pronomina, die als reimwörter am schwächsten vertreten sind, nur diejenigen, denen ihre bedeutung ein besonderes gewicht verleiht – wie ags. *ge-hwá, ge- hwylc, ǽg-hwylc, ge-hwæðer, ǽg-hwæðer, self, nǽnig;* altn. *engi, hvárr* (uterque), *hverr* (quisque) – ohne weiteres an der alliteration teilnehmen, die übrigen wieder nur, wenn ein starker akzent auf sie gelegt wird vgl. Beowulf 44 *þonne þá dydon*, 197 *on þǽm dæge þisses lífes*, 417 *þæt ic þé sóhte*, 426 *ic þé nú þá . . . biddan wille*, 505 *þonne hé sylfa*, 543 *nó ic fram him wolde*, 596 *eower leode* (die Dene den Geatas scharf gegenübergestellt) usw. In der Vǫluspǫ́ 2[1] betont die vǫlva mit starkem selbstbewusstsein durch das *ek* ihre eigene, machtvolle persönlichkeit; *því* 17[1] verweist auf vorher erwähntes. Auffallend, aber erklärlich, ist es, dass das possessiv-pronomen, das meistens proklitisch oder enklitisch in der senkung steht, öfter auch stark betont wird und die alliteration trägt. Wenn Þórr in der Þrymskr. 3[4] sagt: *munt mér, Freyja! fjaþrhams lea, ef minn hamar máttak hitta*, so kommt hier der unwille des in seinem eigentumsrechte gekränkten gottes zum ausdruck[1] ('meinen von rechtswegen mir gehörenden hammer'; vgl. 1[2] *síns hamars* 'seine ihm eigentümliche, ihn auszeichnende waffe'); anderseits haben *minn, þinn, sinn* wohl auch in anderer richtung eine steigerung ihrer bedeutung erfahren, wie sie z. b. analog das altn. pronominal-adjektiv *sváss* durchgemacht hat, daher wir die stelle Vsp. 35[3] *þar sitr Sigyn, þeygi of sínum ver velglýjuþ* getrost übersetzen dürfen: 'tief bekümmert um den teuren gatten' (vgl. Beowulf 1180 *ic mínne can glædne Hróðgár* 'meinen teuren fröhlichen Hr.', 2047 *mín wine* 'mein teurer freund')[2]. Aber dass *hána* in

1) Noch heute wird ein kind, dem ein anderes ein spielzeug entführt hat, in seinem klageruf ('er hat mir meinen ball fortgenommen') unfehlbar auf das possessivum das hauptgewicht legen.

2) Wer hat nicht schon eine mutter tröstend und beschwichtigend sagen hören: 'Méin gutes kind'?

der Vǫluspǫ́ 21[3] die alliteration trägt, obwohl auf dem pronomen ein rhetorischer nachdruck nicht ruht, ist in keiner weise zu rechtfertigen.

Denn das 'verbot', von dem ich sprach, ist natürlich — verständigen menschen brauchte man das nicht erst zu sagen — *cum grano salis* zu verstehen. Selbst gute dichter haben *quandoque* ihre schwachen momente gehabt[1], und es ist ferner wohlbekannt[2], dass die entgleisungen in den perioden sinkender kunst sich mehren, bis die skaldik es sich tatsächlich gestattet, sogar auf eine präposition hebung, alliteration und hending zu legen[3]. Ein übersetzer[4] stabreimender dichtungen, der bestrebt sein soll, das der modernen menschheit ausserhalb Islands abhanden gekommene gefühl für die alliteration[5] wieder zu beleben, darf jedoch nicht aus ausnahmen das recht für sich herleiten, gegen den geist der alten kunst zu sündigen, sondern er muss die regel befolgen, die auch aus den späteren erzeugnissen, die über die ursprüngliche technik sich öfter hinwegsetzen, noch deutlich genug hervorleuchtet.

KIEL. HUGO GERING.

LITERATUR.

Ernst Elster, Prinzipien der literaturwissenschaft. Zweiter band: stilistik. Halle, Max Niemeyer, 1911. VII, 310 s. 8 m.

Der erste band der 'Prinzipien' ist 1897 erschienen; der nun endlich herausgegebene zweite band, dessen erscheinen durch äussere und innere gründe aufgehalten wurde, enthält auch nur ein in sich abgeschlossenes kapitel der literaturwissenschaftlichen prinzipienlehre, die lehre vom stil, und somit auch noch nicht den schluss des ganzen. Innere zweifel und ein ringen mit den problemen halten diesen noch zurück. Mit recht sagt der verfasser im vorwort: die beobachtung stilistischer einzelheiten an den werken unserer guten und weniger guten dichter und schriftsteller bereitet keine allzu grossen mühen; aber schon das bestreben, sich

1) Sogar der dichter des Beowulf gestattet es sich einmal, nur einen reimstab in der ersten und zwei in der zweiten halbzeile anzubringen (v. 574 *hwæðre mé gesǽlde, þæt ic mid sweorde ofslóh*). Dass dies als unzulässig verboten ist, bleibt trotzdem wahr.

2) Schon Sievers (Altgerm. metrik s. 46) hat bemerkt, dass 'in dem corpus der Eddalieder die alte regel (es gab also doch wohl eine solche!) vielfach durchbrochen erscheint' und Wenck hat in der fleissigen abhandlung, die herr Neckel zitiert, wiederholt darauf hingewiesen, dass wir eine fortschreitende verwilderung der technik in der Edda beobachten können.

3) z. b. Þjóðólfr Arnórsson (Skjaldedigtn. A 365 = B 336): *títt bar týmargr flótti | til Hringstaða iljar.*

4) Ein übersetzer von heute. Denn ich muss es mir doch verbitten, dass man mich noch jetzt für alles verantwortlich macht, was ich vor 20 jahren geschrieben habe. Seitdem sind wir in der erkenntnis der altgermanischen vers- und reimtechnik ein gutes stück weiter gekommen, und wenn es mir vergönnt werden sollte, meine Eddaübersetzung noch einmal herauszugeben, würde sie ein sehr verändertes aussehen erhalten.

5) Selbst bei fachgenossen scheint dieses gefühl zuweilen recht schwach entwickelt zu sein, da neuerdings sogar erklärt worden ist, dass es völlig gleichgiltig sei, ob man auf das erste oder zweite nomen des halbverses den stabreim lege!

von einseitigkeit freizuhalten und möglichste vollständigkeit, nicht der tatsachen (das ist unmöglich), sondern der gesichtspunkte zu gewinnen, führt ins weite und erfordert ebenso viel ausdauer wie kraft; weitaus das schwierigste ist jedoch, das reiche material einheitlich zusammenzufassen und zu einem system der stilistik zu runden. Dies ist begreiflich bei dem 'durcheinander ästhetischer, psychologischer und sprachgeschichtlicher gesichtspunkte'. So erscheint dem verfasser auch manches früher erörterte in anderem lichte; er lässt nunmehr das kleine stilistische kapitel, das der (längst vergriffene) erste band enthielt und das 'viel zu viel rein grammatische erörterungen bot', fallen; auch hat er die überzeugung gewonnen, dass die 'ästhetischen apperzeptionen', über die schon im ersten bande eingehend gehandelt wurde (s. 361–413), unbedingt in die stilistik gehören; so werden sie im zweiten teile in erweitertem und auch verändertem masse erörtert. Somit wird ein umfassendes und abgeschlossenes ganze erst vorliegen, wenn der erste band umgeschmolzen und der dritte in die erscheinung getreten sein wird. Auch bleibt der zweite dadurch etwas unvollständiger, dass er nur ein teil von 'Prinzipien' ist; somit verzichtet er auf eine charakteristik der historischen stilformen (antik, romanisch, rokoko, barock, modern), sowie des stils der poetischen gattungen.

Das werk ruht durchaus auf den psychologischen grundlagen Wundts, dem es auch gewidmet ist. So sind die leitenden gedanken dieselben, wie im ersten teil, geblieben, und was ich in ausführlichen darlegungen bei dessen besprechung in dieser zeitschrift (bd. XXXI, s. 237–243) namentlich über die ästhetischen apperzeptionsformen, über beseelung und metapher, die Elster auch jetzt noch immer geschieden wissen will, auseinandergesetzt habe, das findet meines erachtens auch hier noch seine giltigkeit[1], wenn auch freilich nicht in den augen des verfassers. — Was dem buche seine eigenart gibt, das ist die ausserordentlich sorgsame methode einer sondernden und zergliedernden, ja im schematisieren und rubrizieren sich nicht genugtuenden detailarbeit. Mag mir daher auch die grundlegung in vielen punkten zu einseitig und eng erscheinen, so ist doch die fülle der einzelheiten fesselnd und wichtig. Jedesfalls hat man hier einen aufbau, der sich auf breiter basis erhebt, denn Elster schlägt den umgekehrten weg ein wie R. M. Meyer, der ihm sein buch gewidmet hat und den er auch empfiehlt; während man bei Meyer das geistige band vermisst, werden bei Elster sämtliche einzelerscheinungen durch die verbindenden fäden, die schon die terminologie der Wundtschen psychologie darbietet, zusammengehalten. Freilich schliesst dies nicht aus, dass doch vorwärts- und rückwärts gewiesen wird, dass manches selbstverständliche gar zu breit gedehnt und zum 'problem' aufgebauscht wird, dass spitzfindigkeit an die stelle des scharfsinns tritt, dass bewusste nüchternheit der verstandesarbeit die wärme der begeisterung für schönheit und kraft des dichterischen ausdrucks doch nur selten aufleuchten lässt; die scheu, auf eine philosophisch-ästhetische grundlegung der begriffe abzugleiten, wird nicht überwunden, trotz trefflichster vorgänger wie Vischer und Volkelt, dessen 'System der ästhetik' (bd. I und II, München, Beck) in bester weise analyse und synthese, psychologische und literaturwissenschaftliche betrachtung verbindet. Der fehler bei Elster liegt im einteilungsprinzip. Der begriff

1) Welche rolle in der metaphorischen phantasie die analogie spielt, wie sehr bild und vergleich sich gegenseitig anziehen, obwohl sie begrifflich durchaus zu scheiden sind, das habe ich in meiner 'Philos. des metaph.' und an einer klassischen dichtung zu zeigen versucht in dem aufsatze 'Die metaphorische sprache in der Iphigenie' ('Pädagogik und poesie' I², s. 117–131).

'prinzipien' engt ein; die 'stilistik' ist doch naturgemäss nur ein teil der 'poetik', die selbstverständlich die kunstmässige prosa mit umfasst.

Elster wägt jeden begriff, ehe er ihn verwertet, auf das sorgsamste nach umfang und inhalt ab, sei es äussere oder innere form, stoff, manier, technik, stil. Diesen bestimmt er als 'die summe der einheitlich geregelten ausdrucksmittel eines werkes, in denen sich die ästhetische auffassung und gestaltungskraft eines schaffenden kundgibt'. Er scheidet die allgemeinen und die besonderen eigenschaften des stils; jene sind teils ästhetisch, teils psychologisch und gliedern sich wieder ins objektive und subjektive; diese, die besonderen, umfassen die ästhetischen apperzeptionsformen, teils objektive (die beseelende oder personifizierende, die verwandelnde, die metaphorische, die metonymische, die symbolische, die antithetische, die epithetische, die synthetische, die umschreibende apperzeption), teils subjektive (wahl besonders affektstarker wörter, das an- und abschwellen der affekte, verstärkung der affekte durch wortwiederholung, durch häufung sinnverwandter wörter und wendungen, durch eigenheiten der wort- und satzverknüpfung, mittel zur steigerung der spannung); der zweite abschnitt der besonderen eigenschaften des stils umfasst sprachliche parallelformen (die stilistischen werte des wortschatzes: sprachschichten, ableitungen und neubildungen, bedeutungswandel, die wortkategorien; die stilistischen werte des satzbaues: arten der einfachen sätze, determinationen und nebensätze, wortstellung). Ein knapp gehaltener schluss erörtert die begriffe poesie, prosa, literatur und die grenzen des sprachstils. — Es leuchtet schon aus dieser inhaltsangabe ein, wie sehr die linien ineinander überfliessen und dass sich dieses und jenes auch in einem anderen schubfache unterbringen liesse. Jedesfalls ist der versuch, in eine wirrnis von begriffen licht und ordnung zu bringen, höchst anerkennenswert, und wir wollen hoffen, dass das gross angelegte unternehmen bald seine abrundung im ganzen und im einzelnen finden möge.

NEUWIED A. RH. ALFRED BIESE.

Lionel Armitage, An introduction to the study of Old High German. Oxford, Clarendon Press, 1911. 264 s. [mit einer karte].

Es ist bekannt, dass man sich grammatische kenntnis aus einem fremdsprachigen buche — sei es auch das beste — nur unter grossen schwierigkeiten aneignet. Daran ist nicht nur das fremde idiom an sich schuld, obwohl dies für alle, die es nicht vollkommen beherrschen, die konzentration auf den zu bewältigenden inhalt erschwert, sondern auch die tatsache, dass die auswahl der beispiele sich der sprache des lernenden nicht genügend anpasst. Deshalb war für den englischen studenten eine englische grammatik des ahd. gewiss seit langem ein dringendes bedürfnis und von diesem gesichtspunkt aus verdient Armitages unternehmen jedesfalls dank. Ob nun allerdings die ganze anlage des vorliegenden buches dem bedürfnis entspricht, ist eine andere weniger einfach zu beantwortende frage. Ich möchte es bezweifeln. Armitage gibt eine ausserordentlich detaillierte darstellung, die der vorgeschrittene bewältigen wird, die den anfänger aber erdrücken muss — und für anfänger ist das buch doch auch nach dem im vorwort (s. 3 f.) gesagten geschrieben. Ferner ist das dargebotene oft in wenig günstiger weise angeordnet; ich mache nur darauf aufmerksam, wie die lehre von den konsonanten eingeteilt ist, und wie auch im ein-

zelnen die bezeichnungen der abteilungen und unterabteilungen unübersichtlich ist; besonders gilt dies für die §§ 190–246, aber auch für andere partien, und es fällt um so mehr auf, als wir allerdings auf diesem gebiet durch andere bücher von zum teil klassischer klarheit und übersichtlichkeit wie Braunes Ahd. grammatik oder, um auch einen Engländer zu nennen, J. Wrights Historical grammar ziemlich verwöhnt sind.

Was den inhalt betrifft, so sagt Armitage selbst, dass er nichts bietet, was dem erfahrenen nicht schon bekannt ist; nur eine kompilation, welche dem heutigen stand der forschung entspricht, will er geben. Wir haben also nicht zu irgendwelchen neuen problemen stellung zu nehmen, nur festzustellen, ob Armitages buch innerhalb der selbstgewählten beschränkung befriedigt. Es ist gerade fürs ahd. so reichlich und gut vorgearbeitet, dass es keine zu grosse aufgabe ist, ein brauchbares kompendium zusammenzustellen, und im grossen und ganzen gibt auch Armitage das wissenschaftlich feststehende korrekt wieder. Aber im einzelnen mangelt es nicht an fehlern, die teilweise deutlich auf eine nicht genügende beherrschung des gegenstands hinweisen. Nur einige beispiele dafür will ich anführen. § 35 *Sonants*] Armitage meint die sonorlaute (NB. ist das allgemein englischer sprachgebrauch?), die definition *any sound capable of being pronounced alone without the aid of any other sound* ist viel zu weit. — § 83. Die formulierung des Vernerschen gesetzes lässt zu wünschen übrig. Wie so oft geschieht, wird auch von Armitage die wichtige voraussetzung für die erweichung, die stellung in stimmhafter nachbarschaft, übersehen. § 98 (c) nicht *nu* wird zu *nn* sondern natürlich nur *ny* (§ 97 (a) *lr* > *ll* ist druckfehler für *ln* > *ll*). § 126 *lēran*] Hier und öfter ist die infinitivendung falsch wiedergegeben. § 161 wird die ahd. entsprechung des germanischen wechsels *χw : gw* als *hw : gw* statt *h : w* angegeben. In den hier und in den folgenden paragraphen angeführten ahd. beispielen für grammatischen wechsel stehen einige formen, die schon gemeinahd. durch ausgleich beseitigt werden. Wichtig wäre, um dem lernenden vollständige klarheit zu geben, eine feststellung, in welchen verbalformen lautgesetzlich stimmlose und wo stimmhafte spirans resp. deren fortsetzung zu erwarten wäre. § 212, 1. Die hier aufgezählten doppelformen *seckil : schhil* usw. beruhen doch nicht auf urgerman. formen mit oder ohne *j*-suffix! — § 408 ist *wini* unter den *ja*-stämmen aufgeführt. — § 426 fehlt ein ausdrücklicher hinweis auf die sonderstellung von nom. *sun*. — § 459. Ein dual des pron. der 2ten pers. nom. *git*, akk. *ink* ist ahd. nicht belegt, Armitages gegenteilige angabe beruht wohl auf einem missverständnis dessen, was Franck, Altfr. gramm. § 169 vom heutigen niederfr. der gegend um Mülheim feststellt. — § 480, anm. 1. Die sogenannte unflektierte form des adjektivs '*spreads . . . over to the feminine*' sagt Armitage: Es ist nicht nötig, eine solche übertragung anzunehmen, da auch die langsilbigen adjektiva im nom. sing. fem. ursprünglich eine ahd. endungslose form lautgesetzlich entwickeln mussten. — § 508 wird *swerien* zur klasse IV der st. verba gestellt; etwa wegen des ahd. part. *gisworan?* (In § 351 ist das verbum richtig in klasse VI eingereiht.) — In grösserer zahl drängen sich recht bedenkliche unrichtige angaben im einleitenden ersten teil (§ 1 ff.) zusammen. Falsch ist (§ 1), dass das germanische einen festen akzent besass; es erhielt ihn erst. Bei angabe der ausdehnung der einzelnen dialekte fehlt (§ 4 a) beim alemannischen Württemberg, offenbar weil verfasser hier auf einer quelle fusst, in der das schwäbische, das aber fürs ahd. kaum in betracht kommt und deshalb auch von Armitage nicht genannt wird, besonders aufgeführt war. — § 10 fehlt in der aufzählung der kulturzentren das wichtige Fulda. — Die

zuteilung der denkmäler zu den dialekten befriedigt nicht und ist für den anfänger jedesfalls manchmal verwirrend; was soll er damit anfangen, wenn er das Wessobrunner gebet sowohl bei den bairischen wie bei den niederdeutschen denkmälern, beidemale mit einem fragezeichen versehen, genannt findet. Hier hätte eine kurze exakte angabe über den wirklichen sachverhalt gemacht werden müssen. Mit anderen fragezeichen steht es ähnlich. — In § 14 ff. hat verfasser eine sehr verständige einrichtung getroffen: er gibt vor eintritt in die grammatische darstellung eine kurze zusammenstellung der wichtigsten paradigmata; namentlich der anfänger wird ihm dafür dank wissen. Am besten wäre es, in solchem falle die für ein bestimmtes denkmal, etwa für Tatian, geltenden formen oder etwa die ältesten formen zu geben. Armitage hat dies nicht getan, sondern will auch hier schon einiges von wandlungen innerhalb der ahd. zeit zeigen. Ausserdem ist aber, beim verbum wenigstens, manches falsch; er schreibt die form 2. conj. *neries* ohne längebezeichnung, dagegen die 1. pl. praet. *neritūm*! Und für die 1. pl. ind. praes. ist die form *nemem(ēs)* gegeben, aus der der anfänger gerade die wichtigsten ahd. formen und vor allem den sprachgeschichtlichen vorgang nicht herauslesen kann. Er wird vielmehr auf ganz falsche fährte gelockt, wird sich eine niemals existierende form *nemem* zurechtlegen und annehmen, dass sie direkt aus *nememes* entstanden oder gar, dass sie später zu *nememēs* geworden sei!

Für eine etwaige neuauflage ist also noch reichlich arbeit zu leisten. Es würde auch nichts schaden, wenn die bibliographischen angaben vervollständigt und exakter gefasst würden.

GIESSEN. KARL HELM.

Andreas Heusler, Das strafrecht der Isländersagas. Leipzig, Duncker und Humblot 1911. 245 s. 6 m. (Bez. als H. I.)

Andreas Heusler, Zum isländischen fehdewesen in der Sturlungenzeit. Berlin 1912 (Abh. der kgl. preuss. akad. d. w. vom j. 1912). In komm. bei Reimer. 102 s. 4°. 4 m. (Bez. als H. II.)

Wir besitzen in der abhandlung Kålunds über das familienleben auf Island in der ersten sagaperiode (Aarbøger 1870, 295 ff.) eine wertvolle studie über die gestaltung der familienverhältnisse im alten Island nach massgabe der sagaberichte, die vergleichsweise auch das recht der Grágás heranzieht, wie umgekehrt rechtshistoriker diese arbeit zu benutzen gelegenheit hatten.

Boden hat ferner in seiner Schrift über die isländische regierungsgewalt in der freistaatlichen zeit (Gierkes Untersuchungen heft 78) die historischen quellen gegen die juristischen ausgespielt, um den ursprung des godordes aus ganz anderen wurzeln herzuleiten, als den von der herrschenden meinung angenommenen. Beifall hat er freilich nur vereinzelt gefunden.

Nunmehr tritt eine neue und wohl die gewichtigste arbeit hervor, die in die bedeutsamsten stoffe des altisländischen rechts hineingreift. Rache, vergleich, gerichtsgang, acht, fehde und busse werden nach den berichten der sagas unter die lupe genommen. Auf einer minutiösen detailuntersuchung mit ziffernmässiger statistik baut sich nicht bloss für die psychologische, sondern auch für die rechtliche betrachtung ein gebäude auf, das ganz anders aussieht. als das des Grágás-

rechts. Vom standpunkt des verfassers aus sinkt die Grágás für das ältere isländische recht zu einer quelle zweiten ranges herab, nicht nur mit bezug auf das detail, hinsichtlich dessen auch der jurist geneigt sein wird, gelinde zweifel an der praktischen handhabung dieser raffinierten dialektik zu hegen, sondern auch mit bezug auf die ihr strafrecht durchziehenden grossen gedanken. Die acht oder friedlosigkeit (ausstossung aus dem gesamtrechtsverband) macht platz der rache oder fehde (entziehung des rechtsschutzes gegen feindschaft des einzelnen gegners), der staat und die öffentliche rechtsordnung weicht dem individuum und der partei. Zu einer fiktion wird, was in der Grágás so breit und kasuistisch ausgesponnen wird, das rechtsbuch erscheint als theoretisierende, ausgeklügelte arbeit eines kleinen kreises 'studierter' leute, der gegenüber ein ganz anderes, wirkliches, reales recht bestand mit ganz anderen grundauffassungen und ganz anderen ausgangspunkten (H. I 15, 223 ff.).

Dieses wahre recht verschafft Altisland wieder den hohen platz, den es vom standpunkt des Grágásrechtes nicht behaupten konnte. Das wirkliche strafrecht, das strafrecht der sagas, weist nach H. die altertümlichen züge eines germanischen urrechtes auf. Es repräsentiert nicht nur einen älteren typus, als das amtliche 'unwirkliche' recht, sondern es verwirklicht in der tat beinahe alles, was man vom rechtszustand der germanischen urzeit erwarten kann. Es zeigt den vorstaatlichen zustand, in dem der einzelne, die sippe, die partei alles bedeutet, der staat nichts. Will man das urgermanische, ja vortaciteische strafrecht kennen lernen, so darf man nicht, wie W i l d a es wollte, auf die Grágás blicken. Aber zu ihm führt das strafrecht der sagas.

Diese leitsätze werden zumal im zehnten abschnitt des Strafrechts der Isländersagas ('Rückblick und ausblick') durchgeführt. In zahlreichen einzelheiten wird zu zeigen gesucht, wie sehr in dieser richtung das strafrecht der sagas von dem offiziellen der Grágás abwich, wie frei rache und vergleich waren, wie wenig rücksicht auf den staat und seine organe genommen wurde, wie es nur e i n e n festen achttypus (den *skóggangr*) gab, während der *fjǫrbaugsgarðr* ganz anders aussah, als nach der Grágás, wie selbst die durchführung des *skóggangr* lediglich privatsache war.

Eine grosse idee verficht der verfasser mit rühmlicher quellenkenntnis, unter aufwendung vieler arbeit. In manchen hinsichten eine ganz ausgezeichnete untersuchung! Der rechtshistoriker kann nur dankbar anerkennen, dass ganze abschnitte auf das sorgfältigste ausgearbeitet sind. **D i e t e c h n i k d e s v e r g l e i c h s i m l e b e n d e r I s l ä n d e r r e p u b l i k i s t f a s t t a d e l l o s a u s d e n q u e l l e n h e r a u s g e s c h ä l t.** Überhaupt ist, was die kulturschilderung und das tatsächliche material betrifft, an den beiden schriften wenig zu beanstanden. Der verfasser beherrscht den stoff der geschichtsquellen vollständig und er hat es sich eine gewaltige mühe kosten lassen, zu sammeln und zu sichten. Die beiden schriften werden für jeden stets wichtige und wertvolle hilfsmittel bilden.

Und dennoch überzeugen die grundideen den juristen nicht.

Die stellungnahme zu den resultaten des verfassers hängt davon ab: was bildet für uns das recht des isländischen freistaates? und: welche bedeutung haben die sagas als rechtsquelle?

Dass die Grágás mehr als eine blosse private studie ohne jegliche offizielle autorität war, kann ja doch füglich nicht bestritten werden. Haben wir in der Konungsbók und Staðarhólsbók zwar nur rechtsbücher, nicht offizielle gesetze (wie

etwa das Uplandslag oder Jyske lov) vor uns, so sind diese beiden rechtsbücher im wesentlichen so übereinstimmend, zeigen sie so sehr den stil des gesetzsprechervortrags, dass sie als niederschlag des offiziellen rechts der republik sich darstellen. Sie sind weit offizieller, als etwa der Sachsenspiegel, dem nur kraft seines inneren wertes langsam eine art gesetzlicher autorität zu teil wurde. Als die Jónsbók geschaffen wurde, suchte der norwegische gesetzgeber zwischen dem alten isländischen und dem neuen norwegischen recht zu vermitteln. Er schuf ein gesetzbuch, das aus beiden quellen schöpfte. Wenn man nun die kritische ausgabe der Jónsbók von Ólafur Halldórsson (1904) durchstudiert, so sieht man, dass, was in der Jónsbók aus dem altisländischen recht entnommen ist, fast wörtlich rechtsbüchern nach art der Konungsbók und Stadarhólsbók (zumal letzterer) entlehnt ist. Die redakteure der Jónsbók haben diese beiden rechtsbücher oder gleichlautende texte als offizielle redaktionen des freistaatsrechtes angesehen. — Im Lögrèttu-þáttr der Konungsbók wird erklärt, dass 'gesetz hier zu lande sein soll, was in den handschriften steht' und werden genaue vorschriften darüber getroffen, welche der vorhandenen handschriften bei widerstreit vorgehen soll. Als massgebend wird vor allem die handschrift angesehen, die Haflidi im ersten viertel des 12 jhs. schreiben liess. Diese handschrift wird um 1250 noch existiert haben und von der Konungsbók benutzt sein. — Ari berichtet, dass Vigslódi und 'manches andere, das gesetz ist', im jahre 1117 niedergeschrieben und offiziell angenommen wurde. Der kern von Vigslódi, des in beiden rechtsbüchern wesentlich übereinstimmend erhaltenen strafrechtsabschnittes, war zweifellos im anfang des 12. jhs. offiziell redigiert. — In der handschrift A.M. 315 fol. lit. D sind uns einige pergamentblätter von höherem alter, etwa aus der 2. hälfte des 12. jhs. erhalten (vgl. Finsens ausg. der Grágás III. p. XXXVI). Die vergleichung des inhalts mit dem der Konungsbók und Stadarhólsbók (aus der zeit von 1250—1270) ergibt zwar im einzelnen differenzen, aber charakter und stil der Grágás ist im 12. jh. der nemliche, wie in der Konungsbók und Stađarhólsbók. — Einzelne teile der Konungsbók sind, wie wir annehmen dürfen, sachlich gänzlich unverändert aus dem ende des 11. jhs. erhalten, z. b. das gutachten des bischofs Gizurr über das recht der Isländer in Norwegen von 1083 (Dipl. Island. I nr. 21, Konungsbók 247, 248), das zehntrecht des bischofs Gizurr von 1096, dessen Ari gedenkt. — Der abschnitt 'Baugatal', der sich nur in der (älteren) Konungsbók findet, und der dort mit den (gegenüber den formularen der Stađarhólsbók) altertümlicheren formularen von *grida-* und *trygdamál* äusserlich zusammengefügt ist, verrät auf den ersten blick ein hohes alter, er erscheint als seitenstück zu Gulaþingslǫg 218 ff. — Man kann die frage auf sich beruhen lassen, ob, wie Finsen meint, die Grágás nur wirkliches gesetzesrecht — oder, wie Maurer will, auch gewohnheitsrecht enthält. Aber sicher ist, dass die beiden rechtsbücher den inhalt zahlreicher gesetze aus älterer zeit wesentlich unverändert wiedergeben. Bis zu welchem zeitpunkt wir dies zurückführen können, ist von der zuverlässigkeit der einzelnen quellen abhängig. Für das ende des 11. jhs. haben wir noch authentische nachweise in den rechtsquellen selbst. Für die frühere zeit sind wir auf notizen in historischen quellen und auf die vergleichung mit ausserisländischen rechtsquellen angewiesen. Einer historischen quelle, wie Aris Islendingabók, darf man wohl unbedingt trauen. Wenn Ari der einsetzung des fünftengerichts unter Skapti Þóroddsson gedenkt, so sind die wenigen, schlichten worte dieses autors wertvoller als der weitschweifige bericht der auch von Heusler gering geschätzten Njálssaga, der mit hilfe der Grágás erst zusammengestellt sein mag. Im übrigen

kommen wir bei den sagas um die frage: ist die einzelne historische quelle zuverlässig oder nicht, nie herum. Bei der Grágás kann die frage in dieser formulierung gar nicht aufgeworfen werden. Es ist einfach unmöglich, dass der inhalt dieser rechtsbücher phantasie ist. Die einzelkasuistik kann produkt juristischer schriftstellerei sein, die fundamente müssen anerkanntes recht sein.

Die rechtsvergleichung andererseits ist ein sicherer wertmesser jedesfalls mit bezug auf das norwegische mutterrecht. Wissen wir von Ulfljóts gesetzen auch fast nichts mehr, so gewährt die materielle übereinstimmung zwischen dem recht der älteren Gulaþingslǫg und dem der Grágás doch unleugbar ein starkes argument für herübernahme des norwegischen rechts nach Island, und betrifft diese übereinstimmung ein grundinstitut, so ist es nicht zu gewagt, die herübernahme bereits der kodifikation von 931 zuzuschreiben. Dagegen kann die weitere rechtsvergleichung mit schwedischen und dänischen rechtsquellen, exakte resultate natürlich nur selten liefern.

Auch Heusler leugnet nicht, dass der inhalt der Grágás im 12. und 13. jh. amtliches recht war. Wir können nach obigem aber weiter sagen: viele teile waren im 11., manche schon im 10. jh. amtlich geltendes recht. Ich will dies an den beiden instituten, die in Heuslers schriften immer wieder begegnen, exemplifizieren. Der waldgang der Grágás ist – was auch Heusler annimmt – eine aus Norwegen übernommene, uralte gestaltung, die sicher sich schon in Ulfljóts gesetzen als grundstrafe fand. Wie steht es aber mit dem *fjǫrbaugsgarðr?* Nach Heusler soll dieser zu der festen form eines staatlich geregelten typus milder acht sich erst spät herausgebildet haben. Aber Aris Islendingabók berichtet uns doch bereits für das jahr 1000, man habe, als das christentum staatsreligion wurde, bestimmt, dass auf heimliches opfern der *fjǫrbaugsgarðr* stehen solle und für das jahr 999 erzählt derselbe Ari, dass Hjalti wegen gotteslästerung '*hafþi . . . secr orþit fjǫrbaugsmaþr*'. In beiden fällen tritt der *fjǫrbaugsgarðr* als anerkanntes staatlich abgerundetes rechtsinstitut auf. Und es ist nicht zu kühn, anzunehmen, dass wenn er für diese zeit als eingebürgertes institut auftritt, er bis auf Ulfljót zurückzudatieren sei. Alles dies gilt natürlich nur, wenn wir Aris angaben trauen. Aber, wenn man Ari misstraut, wem sollte man dann noch trauen?

Weit misslicher steht es, wie betont ist, mit den anderen sagas. Spielt Heusler die saga als quelle gegen die Grágás aus, so steht er, legt man einen strengen maasstab an, auf verhältnismässig sichererem boden in seiner zweiten abhandlung, die sich mit der Sturlúngenzeit beschäftigt. Die sammlung von geschichtsberichten, die man als Sturlúnga bezeichnet, behandelt in leidenschaftsloser chronistik den ausgang der freistaatszeit. Niedergeschrieben sind diese berichte zum teil freilich erst unter der Norwegerherrschaft. Hin und wieder wird auf das freistaatsrecht als das recht einer früheren zeit hingewiesen (I 554[16], II 218[5]). Dinge und terminologien muten nicht selten norwegisch an (*odul*: I 318[5], *stafa eid* II 3[20], *sea eid* I 576[2], *þrimenningr*: II 193[19], 246[3], eideshelfer I 67[5], II 1[18], die verwendung von *útlagi* vgl. Heusler II. 74). Aber im ganzen dürfen wir sagen, ist bei peinlicher kritik hier viel eher ein vergleich von saga und Grágás gerechtfertigt, als bei den klassischen Isländersagas. Denn bei der Sturlúnga wissen wir wenigstens, dass wir es mit zeitgenössischen schilderungen zu tun haben, bei den Isländersagas (von Ari abgesehen) fehlt schon diese voraussetzung. Und da ist denn das geständnis Heuslers bemerkenswert, dass in zahlreichen dingen die Sturlúnga der Grágás näher steht, als die klassischen sagas. Weicht

aber auch die Sturlúnga nach Heusler vielfach von der Grágás ab, so ist im auge zu behalten, dass ihr, wie den Isländersagas, eine notwendige prämisse für den von Heusler unternommenen vergleich abgeht, nämlich, dass ihre berichte wahr und zuverlässig in dem sinne sind, dass sie nicht bloss psychologisch und laienhaft objektiv, sondern auch juristisch gedacht erschöpfend und bis in die einzelheiten korrekt formuliert sind. Die darstellung braucht nicht gerade phantastisch, romanhaft, ästhetisierend zu sein. Derartige neigungen liegen der guten saga, noch mehr der Sturlúnga fern. Aber welches interesse mochte der sagaschreiber (sieht man von der allein dastehenden Njála ab) daran haben, als formaljurist aufzutreten? Die begebenheit interessierte vom standpunkt der geschichtlichen bedeutung, nicht vom standpunkt der dürren jurisprudenz, lichter und schatten verteilten sich darnach. Die wichtigsten rechtssätze konnten unerwähnt bleiben, wenn sie für die begebenheit gleichgiltig waren, und unbedeutende dinge berührt werden, wenn sich ein historisches interesse daran knüpfte. Und — was noch wichtiger ist — das viele seiten darbietende rechtsinstitut wird von dem sagaschreiber von der seite erfasst, die für seine geschichte die bedeutsame ist. Der waldgang z. b. hat ihm praktisch die hauptbedeutung des staatlich anerkannten freien rachevollzugs, der friedlose ist für den sagaschreiber der waldgangsmann des klägers, 'sein waldgangsmann' die klage gegen den toten ist ihm nur eine form berechtigter abwehr (H. I §§ 71 ff.), der prozess wird zur stilisierten fehde, die popularklage wird bis auf ganz dürftige notizen nicht erwähnt, der vergleich, die bestimmung der partei herrscht. Die macht des privaten steht dem sagaschreiber als das tatsächlich entscheidende im vordergrund. Aber damit wird nicht negiert und sollte nicht negiert werden die formale rechtsordnung. Recht blieb recht. Würden wir unser heutiges recht aus dem bilde konstruieren, das sich in geschichtswerken und zeitungen bietet, zu welchem juristisch unvollkommenen bild würden wir gelangen! Grosse teile unserer gesetzbücher spielen im leben eine sehr geringe rolle. Durch vergleich werden zahllose zivil- und beleidigungsklagen auch heute erledigt, in ihrer fassung kurze und unscheinbare bestimmungen sind im leben von grösserer bedeutung, als weitschweifige normen. Die zeitungsberichte über die prozesse lassen zahllose einzelheiten von der grössten juristischen bedeutung, aber geringem aktuellen interesse unerwähnt.

Heusler begeht meines erachtens in seinen sonst so trefflichen untersuchungen zwei fehler. Er legt auf ziffern ein gewicht, auf der unrichtigen voraussetzung fussend, dass die ziffernmässigen berichte juristisch erschöpfend sein wollten und er zieht von dem gleichen standpunkt aus schon aus dem schweigen der sagas folgerungen, die doch mindestens unsicher sind.

Was ist damit entschieden, dass (I 40 ff.) festgestellt wird, in den Isländersagas wären nur 50 erledigungen durch die staatsgewalt gegen 470 austragungen durch selbsthilfe erfolgt? Man kann — was ohnehin niemand leugnen würde — zugeben, dass die private aktion ausserordentlich überwog. Aber damit wird doch das recht der Grágás so wenig beseitigt, wie etwa unsere zivilprozessordnung dadurch, dass in 90 von 100 fällen der prozess mit einem vergleich endet. Bemerkenswerterweise ist in der Sturlúnga die zahl der bis zum urteil durchgeführten klagen nicht unerheblich höher (II, 61), während doch unstreitig die macht des einzelnen zu, die der gesamtheit abgenommen hat. Der schluss, den der unbefangene ziehen wird, ist der, dass die Sturlúnga die dinge als zeitgenössische chronik treuer wiedergeben wird, als die sagas.

Und was will es besagen, dass z. b. von popularklagen (H. I §§ 61, 142), vom *sáttaleyfi* (H. I §§ 44, 50), von reinen bussklagen (H. I §§ 77, 122), vom anteil der allgemeinheit am *sekđarfé* selten oder nicht die rede ist?

So wenig die durchführung des waldgangsurteils tatsächlich andere, als der kläger, auf sich zu nehmen lust hatten, so selten mochte jemand neigung besitzen, als popularkläger aufzutreten. Der konsens der *lǫgrètta* war re vera reine formalität, deren der sagaschreiber zu gedenken um so weniger veranlassung fand, als im allthing einzelne geschlechter oder gar einzelne personen den ausschlag gaben, klagen auf reine busse betrafen allzu geringfügige sachen, um für der erwähnung wert befunden zu werden (vgl. auch H. I, 219). Lässt sich für solche fälle durch einen oder zwei berichte der sagas das recht der Grágás erweisen oder kann die wortfassung der saga im sinn der Grágás gedeutet werden, so genügt dies völlig. Wenn z. b. in der Bandamannasaga (vgl. H. I 77) 8 goden wegen bestechung des gerichts klage erheben und wenn in der Grettissaga Þorbjǫrn ǫngull wegen zauberei, begangen an dem friedlosen Grettir, belangt wird (H. I 175), so scheinen hier popularklagen vorzuliegen; für die Sturlúnga hebt Heusler (II 65) selbst einen solchen fall hervor. — Das *sáttaleyfi* der rechtsbücher (H. I 73, II 46) war natürlich reine formalität, wo die mächtigen goden sich geeinigt hatten. Wendungen, wie '*framfœra*' oder '*frambera sykna*' (Sturlúnga I 84[20], 86[10], 305[3]) mögen darauf deuten oder die verkündung des vergleichs vom gesetzesfelsen oder das 'hinzuziehen der weisesten männer' auf dem thinge (dazu H. I 84). — Klagen auf reine busse werden wenige male genannt (H. I 201, II 61, anm. 3), welchen wert sollten solche bagatellen für eine annalistik von haupt- und staatsaktionen besitzen? Von einer frohnung zu händen der öffentlichkeit spricht Ari (H. I 149), wie die Sturlúnga I s. 4. —

Heusler meint, als urteilsstrafe trete in den sagas wie der Sturlúnga fast stets der waldgang auf, in wesentlich übereinstimmender gestalt mit der Grágás (I § 92). Mit dem *fjǫrbaugsgarđr* sehe es ganz anders aus. Es werde seiner relativ selten gedacht. Er will daraus entnehmen, dass diese bildung jung, schwankend und unsicher, mehr eine im vergleichswege frei ausgestaltete achtart sei (I §§ 99, 143). Dem widersprechen schon die beiden stellen bei Ari, die oben zitiert sind. Aber natürlich ist auch ohne die sagas kraft rechtsvergleichung sicher, dass der *skóggangr* die ältere form der acht darstellte, schon weil er in gleicher ausprägung auch in Norwegen zu finden ist, während der *fjǫrbaugsgarđr* als eine isländische sonderrechtsbildung sich vermutlich im 10. jh. herausbildete. Wie diese herausbildung erfolgte, kann zweifelhaft sein. Möglich, dass die praxis der vergleiche langsam zu ihr führte (so Heusler), möglich, dass Ulfljóts gesetzgebung sie neu schuf. Wenn Heusler annimmt, dass der *fjǫrbaugsgarđr* der sagas den *féránsdómr* nicht zur folge hatte, so widerspricht dem die Sturlúnga (H. I. 147, II 83). Für die klassischen sǫgur fehlt eine feste entscheidung, da sie sehr selten das wort '*fjǫrbaugsgarđr*' anwenden. Die beweisführung Heuslers operiert mit einer petitio principii. Wo von *sekđ* und *féránsdómr* die rede ist, liegt ihm stets waldgang vor (I §§ 81 ff.). Aber der ausdruck *sekđ* ist auch mit dem *fjǫrbaugsgarđr* verträglich [1]. Seine rechnung ist deshalb nicht sicher, weil die posten der addition nicht feststehen.

1) Nach der Eigla verklagt Steinarr den Þorsteinn wegen erschlagung von knechten auf *fjǫrbaugsgarđr* (H. I 139), nach Ari wurde wegen ermordung eines knechts jemand '*sekr*' und sein landbesitz gemeindegut (H. I 149). Liegt es da nicht nahe, zumal im hinblick auf Kgsbk. 111, '*sekr*' als *fjǫrbaugsmađr* anzusehen?

Weiter soll nach Heusler der waldgang nur durch urteil, der *fjǫrbaugsgarðr* fast nur durch vergleich erzielt werden (I 213). Aber der durch vergleich zum *fjǫrbaugsmaðr* gewordene, der nicht ins ausland ging, wurde ohne weiteres *skóggangsmaðr*. Hier also trat der waldgangszustand als folge des vergleichs auf, was auch Heusler (freilich als ausnahme und mit unzutreffender folgebeschränkung) anerkennt (I § 109). Man denke auch an das *trygđamál* (*'vargr rekr ok rekinn'*).

Dass zwischen waldgang und *fjǫrbaugsgarðr* zahlreiche zwischenstufen bestanden, geht auch aus der Grágás hervor. Heusler I, § 105 behandelt diese stellen, wie ich auf sie schon in meinem Königsfrieden s. 248 und Maurer in seinen Vorlesungen V, 164 ff. aufmerksam gemacht hatte. Es zeigt sich auch hier, dass für das verhältnis von recht und leben nicht entscheidend ist die ausführlichkeit der rechtssätze. Ein kurzer satz des gesetzes kann praktisch wichtiger sein, als weitschweifige normen. Wenn in Kgsbk. I, s. 94 der möglichkeit gedacht wird, dass männer so geächtet werden (*sva verða sekir gǫrvir*) *'at eigi er sect feit þeirra'*, so zeigt Heusler, dass gerade dieser fall in der vergleichspraxis der regelmässige war. Heusler sieht darin 'zwei klare zugeständnisse an die alte ... praxis', 'zeugnisse des älteren zustandes, die die landesverweisung nicht in einer, sondern in mannigfacher gestalt kannte und der diese milde acht, die frohnunglose, vom waldgang noch weiter abrückte' (I, 162, 163). Das sind möglichkeiten, für die eine sichere basis nicht vorliegt. Kann sein, wie schon einmal betont ist, dass der *fjǫrbaugsgarðr* sich erst langsam zu der gestaltung abrundete, wie sie uns vorliegt, es ist aber auch möglich und erheblich wahrscheinlicher, dass er schon 930 geschaffen wurde, da gerade Ari seiner zweimal als gesetzlicher strafe gedenkt, und dass er (wie es Maurer annimmt) von anfang an sich als eine gemilderte form des *skóggangr*, also verbunden mit konfiskation, darstellte, endlich dass von anfang an zwischen *skóggangr* und *fjǫrbaugsgarðr* mittelstufen bestanden, die im wege des vergleiches mit genehmigung der *lǫgrètta* zulässig waren. Die beweisführung Heuslers ist hier nirgends zwingend, sein gegensatz zwischen Grágásrecht und lebendigem recht erweist sich bei näherer betrachtung als mindestens übertrieben, da entweder das Grágásrecht mit den angaben der sagas verträglich ist oder da Heusler aus den sagas schlüsse zieht, die nicht notwendig sind. Seine hierauf gestützten thesen (I, 221 ff.) entbehren deshalb sicherer grundlage. — Die bezirksacht rechnet Heusler (I, §§ 106 ff., II s. 99) zu den deutlichen fällen, in denen die sagas gegenüber dem rechtsbuche die ältere und die tatsächliche übung darstellen. Ich hatte einen gegenteiligen standpunkt (Königsfriede s. 247 ff.) vertreten und kann nicht sagen, dass mich Heuslers ausführungen überzeugt haben. Dass nicht mit einem worte die rechtsbücher der *héradssekt* gedenken, ist um so auffälliger, als auch im norweg. recht ein analogon dafür fehlt. Der name *'héradssekt'* tritt in jüngeren sagas immer häufiger auf, während die älteren zurückhaltend sind. Nirgends wird eines urteiles auf diese art der verweisung gedacht. Von einem gesetzlich abgerundeten institut kann keine rede sein. Es ist eine vergleichsstrafe, die in einer gewissen häufigkeit auftrat, vielleicht von anfang an, vielleicht später. Jedesfalls lässt sich von einer älteren übung um so weniger reden, als gerade die Sturlúnga zahlreiche und eingehend formulierte fälle aufweist.

Wie in allen diesen punkten die autorität des rechtes der Grágás nicht erschüttert zu sein scheint, so kann ich auch die Heuslersche polemik gegen die annahme, die friedlosigkeit entstehe durch die tat (I, s. 66 ff.) nicht für gelungen erachten. Wir kennen ja die erscheinung im kirchenrecht, dass durch die

tat der bann verwirkt wird (vgl. II, s. 15). Bann und acht sind parallele erscheinungen und es ist nicht einmal dem gedanken auszuweichen, ob sie sich nicht gegenseitig beeinflusst haben. Wenn H. I, s. 67 sagt: 'Dieses vorwegnehmen des urteils ist eine spitzfindigkeit, die in keines alten Isländers hirn eingegangen wäre', so muss dies für die fälle der offenkundigen tat, die die mehrheit bildeten, entschieden bestritten werden. Das urteil im alten Norden ist ja im grunde nur ein anerkennen seitens der gerichtsgemeinde, dass ein bestimmter mit rechtsfolgen verbundener tatbestand gegeben sei. Wo dieser tatbestand ohnehin klar war, sollte man umgekehrt meinen, dass bis zum urteil zu warten dem alten Isländer als spitzfindig vorgekommen sein musste. Aber man kommt überhaupt mit solchen argumenta ad hominem nicht weiter. Eine durch ein jahrtausend von uns getrennte rechtswelt kann nur aus den quellen erfasst werden, so befremdlich sie uns auch vorkommen möge. Und die quellen scheinen doch (hier braucht nur auf Maurers Vorlesungen verwiesen zu werden) das zu besagen, was Heusler bekämpft. Heusler berichtet aus der Sturlúnga selbst einen fall, in dem die unterstützung eines totschlägers vor dem achturteil als feindliche tat verfolgt wurde (II, 86). Dass dem täter das betreten des thinges ohne erlaubnis der gerichtsgemeinde untersagt war, findet sich auch im recht der Gulaþingslǫg 156 und im Westgötalag I, Af mandr. 1 pr.

So bleiben von den in I §§ 142, 143 aufgezählten abweichungen des sagarechts vom Grágásrecht nur wenige übrig, die anzuerkennen sind. Dahin gehört ausser minder wichtigem, dass die sagas die rache nach zeit und ort nicht beschränken (vgl. II, 31 ff.), dass die art der strafe und die höhe der busse nicht in fester beziehung zur missetat stehen, dass die buss- und wergeldzahlungen nicht recht zur Grágás stimmen weder in namen noch in sache (vgl. II, 60). Es ist sehr schwer zu sagen, wieweit hier freie willkür des sagasschreibers vorliegt oder wieweit ältere zustände wiedergegeben sind, im übrigen ist zu betonen, dass auch hier vereinzelte berichte begegnen, die an das Grágásrecht erinnern (vgl. z. b. Heusler I, s. 54). Bei den buss- und wergeldszahlungen ist zu bedenken, dass das Baugatal der Grágás zu den veralteten teilen der Grágás zählt, für die die saga gar kein verständnis mehr besass — also das gerade gegenteil von dem, was Heusler annimmt. Die entwicklung vollzieht sich bekanntlich auch anderswo von der teilnahme der sippe zur konzentration auf die täter. Es würde aller entwicklung hohn sprechen, hier von 'jüngerer doktrin' der Grágás zu reden. Und endlich ist zu bedenken, dass wo es sich meist schliesslich um einen vergleich handelt die sache dann eben schiedlich anders, als nach gesetzesrecht, geregelt wurde (hierzu H. I, 61 f.)

Darnach scheinen mir die schriften Heuslers — vorzüglich als quellenverarbeitung der sagas, vorzüglich als lebensmalerei — einseitig in ihrer stellungnahme gegen das Grágásrecht zu sein. Ich bin weit entfernt, zu verkennen, dass in den sagas altertümliche rechtserscheinungen wahrnehmbar sind. Aber man darf die berichte der sagas nicht schlechtweg als ebenbürtig mit dem festgefügten recht behandeln. Misstrauen ist hier gerechtfertigt. Und wo differenzen bestehen, muss möglichst ein ausgleich gemacht werden.

Vor allem in der praktisch wichtigsten frage des Heuslerschen problems, dem verhältnis von *skóggangr* zum *fjorbaugsgardr*, werden Heuslers darlegungen den rechtshistoriker nicht überzeugen. Die strenge friedlosigkeit (der waldgang) herrschte, als Islands recht begann, bereits als grundstrafe in Norwegen. Sie drang von dort nach Island und spaltete sich auf Island in *skóggangr* und *fjorbaugsgardr*. Island übernahm das institut der staatlichen ausstossung. Aber natürlich hat auf

die durchführung der friedlosigkeit art und verwaltung eines staatswesens grossen einfluss. Eine straffe zentralgewalt mit zahlreichem apparat von beamten kann mit der ausstossung aus dem rechtsverband ganz anders ernst machen, als eine aristokratische republik, in der die einzelnen geschlechter und parteien dominieren, der zustand des landes die bewohner auf sich stellt, niemand begehren trägt, sich in anderer händel zu mischen, jeder froh ist, verschont zu bleiben, wo ihn nicht familien- oder parteirücksichten zur stellungnahme zwingen. Gestaltet sich dann im leben das bild, wie die sagas es ausmalen, so ist das ein versagen des staates, nicht ein vorstaatlicher zustand, ein stück faust- und fehderecht nach art des deutschen mittelalters, ein rückschlag in frühere verhältnisse, nicht ein urrecht.

Bei der lektüre der Sturlúnga fällt auf, dass an keiner stelle die Sturlúnga von der klassischen saga notiz nimmt. Wo von sagas in ihr die rede ist, sind heiligengeschichten oder lýgi-sǫgur und dergleichen gemeint. Und doch hätte es nahe gelegen, z. b. bei den mordbrandsgeschichten in der Sturlúnga auf die Njálsbrenna zu verweisen. Bei der berühmten Flugumýribrenna (II 204) wird direkt hervorgehoben, dass es 3 bedeutende mordbrände auf Island gegeben habe, die Önundarbrenna, die Þorvaldsbrenna und die Flugumýribrenna, der Njálsbrenna wird nicht gedacht. Während umgekehrt die Njála in manchem detail stark an die Sturlúnga erinnert (worauf ich an anderer stelle vielleicht kommen werde), weiss die Sturlúnga von ihr nichts. Es scheint die klassische saga schon im 13. jh. als ein für sich stehendes kunstwerk, weniger als offizielle annalistik betrachtet worden zu sein. Ein grund mehr, um in der wertschätzung der juristischen teile vorsichtig zu sein!

GÖTTINGEN. KARL LEHMANN.

O. Gröger, Die althochdeutsche und altsächsische kompositionsfuge, mit verzeichnis der ahd. und as. komposita [Abhandlungen, hrg. von der gesellschaft für deutsche sprache in Zürich]. Zürich, Zürcher und Furrer 1911. X, 488 s. 10 m.

Die letzten jahre haben uns eine kleine literatur über den fugenvokal im ahd. gebracht. Auf die beiden Freiburger dissertationen von W. Bader, Die ahd. fugenvokale in den ältesten eigennamen (1909) und W. Sänger, Der vokal in der kompositionsfuge in den ältesten ahd. sprachdenkmälern (1910) ist jetzt Grögers werk gefolgt. Es handelt sich bei allen drei schriften um solide und verständige arbeiten, und doch ist es gut, dass Gr. sich nicht in der art seiner vorgänger auf ein stofflich oder zeitlich engeres gebiet beschränkt, sondern das gesamte, manchmal recht spröde ahd. material durchgearbeitet hat. Die fugenvokale sind nämlich ein nicht gerade dankbares gebiet. Oft genug muss Gr. angeben, er habe gesetzmässige verschiedenheiten nicht feststellen können, und Bader in seiner einleitung wie Sänger am schluss erklären das ergebnis ihrer untersuchungen für im wesentlichen negativ. Wie seine mitarbeiter ist auch Gr. bei der behandlung seines themas vorsichtig zu werke gegangen; da aber seine arbeit weiter angelegt ist, ergibt sich der vorzug grösserer zusammenhänge, die Sänger und noch mehr Bader vermissen lassen. Auch geht Gr. in höherem masse auf erklärung aus, allerdings vorsichtig, mit sorgsamer erwägung aller möglichkeiten (daraufhin vgl. z. b. s. 126/9 oder 168/9).

In der einteilung des stoffes unterscheidet sich Grögers schrift vorteilhaft von der Sängers, da Gr. die trennung der langsilbigen und kurzsilbigen stämme, die für die fuge so wichtig ist, schärfer durchgeführt hat. Auch ist Sängers untergliederung nach dialekten ziemlich zwecklos, denn er gelangt kaum einmal dazu, mundartliche verschiedenheiten festzustellen. Überdies führt seine anordnung des stoffs zu lästigen wiederholungen. Es hat ihn dabei der praktische gesichtspunkt geleitet, dass die belege sich leichter auffinden lassen. Der braucht uns jetzt um so weniger zu kümmern, als Gr. seinem buche ein alphabetisches verzeichnis der ahd. und as. komposita angehängt hat. Mit diesem kann man alle glossenstellen (für die anderen texte genügten schon vielfach die einzelglossare der ausgaben) leicht finden. Dieses wörterverzeichnis nimmt mehr als 200 seiten des nicht ganz 500 seiten dicken buches ein. Soviel ich gesehen habe, darf Gr. behaupten, in der erschöpfung der quellen und verlässlichkeit der stellenangaben genau gearbeitet zu haben. Ob sich aber das bemühen hier wirklich gelohnt hat? Gewiss können wir für den augenblick das glossar gut, recht gut gebrauchen; aber ob es nicht bald durch ein ahd. wörterbuch, das eine der empfindlichsten lücken unserer wissenschaft schliessen würde, überflüssig gemacht wird?

Gr. behandelt zunächst die langsilbigen vokalischen und konsonantischen stämme. Hier wird schwund des fugenvokals als regel erkannt und dann die genauere ausführung den abweichungen in elf gruppen gewidmet. Die grosse anzahl, die in diesen klassen keinen platz finden kann, gehört überwiegend der uneigentlichen (genitivischen) komposition an (gegen die übrigens Sänger eine gewisse abneigung zeigt). Diese ist etwas verhältnismässig modernes. Hübsch ist hier der nachweis, dass das sprachgefühl verbindungen mit konsonantischem auslaut des ersten gliedes nicht so leicht als komposita anerkannte wie solche mit vokalischem. Der uneigentlichen komposition gehören zum guten teil die komposita an, deren erster bestandteil ein lehnwort ist (s. 31). Leider hat Gr. dann den paragraphen über das lehnwort sehr kurz gehalten. Ich möchte fast glauben, dass sich hier mehr hätte herausholen lassen, besonders da Gr. selbst bemerkt, lehnwörter zeigten nicht selten fugenvokal auch nach langer silbe. Wo sie anderseits oft uneigentliche komposita sind, hätte man wohl einmal die frage stellen können, inwiefern sie moderner sind als die altheimischen wörter. Denn als neues sprachgut sind sie gewiss meist in die bildungsart der kompositionsfuge übergeführt worden, die am produktivsten war, während das heimische vielleicht noch in einer älteren, schon unproduktiv gewordenen beharrte. Für das as. ergibt sich überall eine entschiedenere neigung zur synkope des fugenvokals als für das ahd., innerhalb dessen wiederum das fränkische häufigeren schwund aufweist und so die brücke vom ober- zum niederdeutschen schlägt (z. b. s. 19). Manche glückliche beobachtung wird über den unterschied zwischen den Notkerschen psalmen in der St. Galler und Wessobrunner fassung gemacht. In der letzteren herrscht neigung zu *i* als reduziertem vokal, die Gr. gewiss richtig als orthographisch, nicht lautlich erklärt. Erwähnenswert ist auch, dass die glossen oft einen älteren sprachzustand zeigen als die gleichzeitigen literaturdenkmäler anderer gattung, was sich an einem vergleich Notkers mit den glossen seiner zeit immer wieder bewahrheitet. — An die langsilbigen stämme reihen sich die kurzsilbigen *a*-, *ô*-, *au*-, *ôu*-stämme, für die erhaltung des vokals als regel zu gelten hat, eine regel, die jedoch im laufe der zeit immer häufiger durchbrochen wird. Hinsichtlich der qualität des fugenvokals rechnet Gr. s. 68 mit einer schon im 9. jh. teilweise erfolgten reduktion des vokals; bezeichnenderweise sind die be-

lege zum guten teil fränkischer herkunft, wie denn überhaupt diese mundartgruppe die reduktion schneller vollzogen hat als das obd.[1]. Sie nähert sich hier wieder dem as., wo dem fugenvokal von anfang an nicht mehr die bedeutung eines klar artikulierten lautes zugekommen ist. Der abschnitt über die *j*-stämme ergibt dann für das ahd. (das as. zeigt wieder in höherem grade schwund, s. 110/3), dass bei den substantivischen stämmen nach kurzer wie nach langer silbe der fugenvokal erhalten bleibt, für die adjektivischen nur nach kurzer oder durch westgerm. gemination lang gewordener, dagegen nicht nach ursprünglich langer silbe. Der vokal ist ein *i* und behauptet sich in seiner qualität zäher als irgendein anderer fugenvokal. Über die kurzsilbigen *j*-stämme, deren wurzel auf *w* auslautet, gelangt Gr. dann zu den *w*-stämmen, die nicht so einheitlich wie die *j*-stämme behandelt werden, zwar den bekannten vokalisierungsprozess erfahren, aber im einzelnen allerhand unterschiede aufweisen, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Die kurzsilbigen *i*-stämme bewahren im 9. und 10. jh. die fugenvokalqualität ziemlich treu; im 11. hat Notker dann schon fast überall zu *e* reduziert (2,84 % *i*), während die glossen noch das *i* erhalten (71,21 % *i*). Ebenso gehen Notker und die gleichzeitigen glossen in der behandlung der *u*-stämme auseinander.

Geriet man bei den kompositen, die nominalstämme als erste glieder zeigen, manchmal vor verhältnisse, die vom ahd. standpunkt aus jeder erklärung spotteten, so ist man bei den verbalstämmen günstiger daran. Bekanntlich sind die verbalstämme als erste kompositionsglieder eine jüngere erscheinung. Zwar bieten schon die ältesten ahd. denkmäler einige fälle, aber der grösste teil der entwicklung, d. h. des vordringens der verbalstämme, spielt sich vor unseren augen ab. Am ende der ahd. periode haben die verbalstämme fast gleichberechtigung neben den nominalen erlangt. — Zum schluss des eigentlichen themas geht Gr. auf die lauterscheinungen in der fuge ein, die durch kombinatorische einflüsse bedingt sind. Er behandelt hier die qualität des fugenvokals, losgelöst von der stammeszugehörigkeit des ersten gliedes, unter der einwirkung der assimilation und betrachtet dann die konsonanten, die in die fuge treten. Die umsichtige erörterung wird nur manchmal durch ungeschickte verwendung des dissimilationsbegriffes gestört. Im letzten abschnitt befasst sich Gr. anhangsweise mit den eigennamen. Er wie Bader wählen dieselbe zeit, das jahr 850, als grenze, so dass hier also zwei vollständige parallelarbeiten vorliegen. Ein vergleich lehrt, dass das material bei Bader besser ist, da dieser einmal mehr quellen verwertet hat und ausserdem, wie bei einer einzeluntersuchung erklärlich, die namen genauer nach schriftbild und stelle zitiert. Doch ist Gr.s behandlungsweise vorzuziehen, denn Bader kommt über eine wohlgeordnete materialsammlung kaum hinaus. Durch eine gesonderte betrachtung der eigennamen ist nämlich so gut wie gar nichts zu gewinnen; berücksichtigt man aber auch die appellativa, so sieht man, dass die eigennamen nicht etwa, wie man denken könnte, rückständig sind. Das ist höchstens der fall, soweit es sich um erhaltung oder schwund des fugenvokals überhaupt handelt; in der qualität aber sind die eigennamen eher in noch höherem grade äusseren einflüssen, wie assimilation und analogie, ausgesetzt als die appellativa.

An einzelheiten wäre folgendes zu bemerken: s. 11 die auffassung von *fol-*

1) Vgl. s. 148: 'Es ist vielleicht kein zufall, dass beide belege aus mfr. glossen stammen'; s. 154/6, wo neben Otfrid noch eine stelle aus den mfr. glossen des Cod. Brux 1875 (Gl. I, 710[65]) für das 9. jh. in betracht kommt, ferner s. 101, 105/6, 187, 232.

trûen als denominativum zu einem *foltriuwa* ist kaum richtig. — S. 40 *werodheodagot, werodheodadruhtin* im Isidor und den Monsee-Wiener fragmenten werden als dreifaches kompositum angesehen, doch wohl unter dem einfluss von Weinhold (vgl. dessen Isidorausgabe s. 95). Weinhold wendet sich hier gegen die ausführungen von Holtzmann, Germ. I 470/1, der in *werodheoda* einen gen. pl. sah und auf grund der form hier ags. einfluss annahm. Weinhold erblickt in dem wort ein trikompositum; dann muss ihm das *a* ein fugenvokal sein; Gr. aber fasst das erste glied als genitiv auf, wie Hench, Braune und offenbar auch Sänger. Ein fugenvokal kann das *a* kaum sein, das zeigt ein blick in Grögers kompositionsverzeichnis s. 303. Doch befriedigt mich auch die erklärung als gen. sg., mag sie grammatisch auch unanstössig sein, nicht. Die vorlage bietet *dominus exercituum*, man sollte also den plural erwarten. Schloss sich aber der übersetzer dem poetischen sprachgebrauch an, wie Kögel in seiner literaturgeschichte I, 2 s. 496 annehmen möchte, so müsste er ebenfalls den gen. pl. setzen, denn die zahlreichen verwandten ausdrücke für gott in der ags. und as. dichtung haben fast immer den gen. pl. (*folco drohtin, thiodo dr.* usw.). Der gen. sg. ist stilistisch ein unding, und damit ist Holtzmanns erklärung mir noch immer die annehmbarste. Kögel hat bei seiner abneigung, ags. einfluss im ahd. anzuerkennen, den schluss nicht gezogen, den er hätte ziehen müssen; dass man aber neuerdings diesem problem unbefangener gegenübertritt, dafür ist Suolahtis buch über die deutschen vogelnamen ein erfreuliches symptom. — S. 47 wird gerade der älteste beleg: *rindstal* (Gl. I, 271^{4} vermisst; so etwas scheint häufiger vorzukommen; so fehlt s. 25 *chandalstap* (I, 272^{12}) und s. 48 *manodpluatera* (I, 284^{37}). Es sieht fast so aus, als ob Gr. die ältesten glossen zunächst habe übergehen wollen; dafür scheint auch die eigentümliche anordnung der einzelnen belege im wörterverzeichnis zu sprechen. — S. 63 sind die angaben unter b ungenau, wie mit hilfe des Grögerschen glossars leicht festgestellt werden kann. — S. 139 stimmt die prozentenrechnung der oberen tabelle nicht. — Im glossar wird sich bei aller sorgfalt, mit der es angefertigt ist, doch manches verbessern und nachtragen lassen (z. b. Gl. I 273^{37} *wolatat*, 273^{40} *samanqhuit*, 283^{8} *lihkar*).

KIEL. K. GUNTERMANN.

Hugo Souvageol, Petrarka in der deutschen lyrik des 17. jhs. Ansbach, druck von C. Bruegel & sohn, 1911. 85 s.

Mit poetischem verständnis und weitem blick werden hier die spuren des, das gesamte geistesleben der 'welt' erneuenden, wiedererweckers der neueren lyrik in der deutschen spätrenaissance und barockzeit aufgewiesen. Statt toter statistik zufälliger äusserlicher einzelheiten gewinnt man hier wirklich einblick in den 'schatz an poetischen motiven und ausdrucksmitteln', den der spät, aber um so nachhaltender erwachte, deutsche Petrarkismus in umlauf brachte. Eine untersuchung 'über die übersetzungen der Triumphe' ist leider nicht mit abgedruckt. Sonst würde man die sonst überall bereits zu Euphuismus, kultismus, Marinismus verbildete mode, der der Petrarkist von 'Romeo and Juliet' in Love's labour's lost (V 2, parodie des handschuhmotivs!) bereits den abschied gibt, auch in Deutschland früher herankommen sehen. Für Th. Hoeck am ende des 16. jhs. wird die einwirkung Ps. nach inhalt und formen (auf grund der Kösterschen textkritik. Anz. f. d. a. XLIV, s. 286 ff.)

gegen M. Kochs ausg., Halle 1899, s. XLIV u. ö. bündig und reichlich erwiesen (s. 3–9). Eine 'mode' ist nun erfreulicherweise der Petrarkismus hier überhaupt nicht geworden. Es ist ein überraschendes ergebnis dieser untersuchung, dass gerade die 'zweite schlesische schule' – in einem rest von abstandsgefühl gegen den 'Petrarca redivivus' der damals in Italien selbst sich bereits regenden reaktion gegen den Marinismus – sich bei ihm auf wörtliche übersetzungen einschränkte. Auch früher schon ist er vorwiegend der dichter wahlverwandter geister, zumal einsamer, weltflüchtiger gewesen, als den ihn selbst dem 19. jh. Schopenhauer wieder in erinnerung brachte. In Melissus, Weckherlin, Fleming, Andreas Gryphius haben wir würdige und selbständige sprossen Ps., deren sorgfältige zurückführung auf den grundstamm (s. 18–39, 60–67 u. anh.) wichtig ist. Und wenn auch die mitläufer und nachfahrer der süddeutschen Petrarkisten, die zu beginn des 17. jhs. noch an eine zukunft der deutschen poesie glauben durften, ihn ausschlachteten (E. C. Homburg), gelegentlich auch vergröbern und (französisch) entstellen (Zinkgref, Casp. Kirchner), so haben sie damit doch niemals 'schule' oder gar 'epoche gemacht'. Opitz selbst hat nur zwei sonette direkt übertragen und vier nachgebildet (s. s. 15 ff.). Mit einem von jenen aber verbindet er gleich einen protest gegen die leere veräusserlichkeit der P.schen naturbeseelung in den obligaten apostrophierungen der täler, berge, flüsse usw., wohl nach du Bellays 'l'Ode contre les Pétrarquistes' (s. 16). Die 'führenden geister' von damals schätzten sich und ihre zeit (s. s. 68 ff.) so hoch ein, dass der Laurasänger ihnen allenfalls zur literarhistorischen autorität für ihre amatoria u. a. bei Zesen für deren unsterbliche empfängerin 'die ewige Rosemund', gut genug erschien, sie sonst aber nur zufällig, Harsdörffer (im 'Trichter') sogar zu kritischen ausstellungen anregte. Der neue impuls, der mit dem überdruss an den geschmacklosigkeiten und uniformen der mode die dichtung des 18. jhs. hob, kam auch in Günther und Hagedorn (bei diesem durch den Petrarkaschwärmer und -biographen Gottl. Stolle = 'Leander von Schlesien' nach W. Dorn) vorerst nur wieder der autorität des 'pater poeseos' zu gute. Erst als diese von der verquickung mit 'Marino und Hoffmannswaldau', wie noch bei Günther, durch längeres brachliegen gänzlich gereinigt war, konnte mit Bürger – Herder zieht nach seinem tode eine wehmütig anklagende parallele zwischen seinem und Ps. genie und lebensschicksal – der neue eigentliche deutsche 'Petrarkismus', der vater der romantik, einsetzen. Möge mit dessen darstellung und der des 18. jhs., die der verf. (s. 61. a.) in aussicht stellt, das bild von P. in Deutschland vollständig werden.

Die druckfehler 'an ein weiher (st. weiber) bild' s. 69 und 'antipaptistisch' statt 'antipapistisch' s. 67. a. könnten irre führen. In dem lat. gedichte für Melissus-Schede aus Reusners Icones von 1591 (s. 10) ist zeile 7: Utri initior adfuit. Dione? der punkt jedesfalls zu streichen. Die auf s. 53 vermisste erklärung für die verse J. G. Schochs 'was Plato dort der sonne zuerkennt: dass sie zwar ohne glut und doch die mohren brennt' dürfte sich aus der theorie, dass die wärme lediglich aus der bewegung der sonne entstehe, ergeben (so im Theaetet u. ö.). Mit grund wird auf s. 13 (bei dem sonette Kirchners) 'das späterhin vielfach benutzte motiv' hervorgehoben: der maler ist unfähig, dem bilde der geliebten leben und bewegung zu geben. Es bedeutet das eine reaktion der poetik gegen die um 1500 (z. b. bei Lionardo) gegen die dichter sehr massiv gewordene theorie der bildenden kunst, die ihnen jede künstlerische qualität absprechen möchte; vgl. dazu den streit des dichters und malers in Shakespeares Timon von Athen (Act. I Sc. 1, v. 156 sq.) aus

dem ersten jahrzehnt des 17. jh. und seine pessimistische entscheidung zu gunsten des malers durch 'Lord Timon' (Globe edit. p. 742 b sq.).

MÜNCHEN. KARL BORINSKI.

Robert F. Arnold, Allgemeine bücherkunde zur neueren deutschen literaturgeschichte. Strassburg, Karl J. Trübner 1910. XIX, 345 s. 8 m.

Diesem werke gegenüber kommt das vielmissbrauchte wort von der abhilfe eines dringenden bedürfnisses wieder einmal zu seinem eigentlichen sinn und vollen recht. Denn wenn es auch der neueren deutschen literaturgeschichte keineswegs an zum teil trefflichen fachbibliographien als solchen fehlt, dieselben verzeichnen doch so vorwiegend spezielle literatur von und über einzelne autoren oder literarische erscheinungen, und was sie, wie etwa die grundrisse von R. M. Meyer, Breul und Scholte-Nollen, darüber hinausgehend, an nachweisung allgemeinerer literarischer hilfsmittel des neugermanistischen studiums bieten, ist so knapp bemessen und für forschungs- wie didaktische zwecke gleichermassen so unzulänglich. dass es den bisherigen mangel an einem werke, welches sich gerade diese allgemeinere bibliographische belehrung des modernen literarhistorikers zur aufgabe setzte, erst recht fühlbar machen musste. Fast möchte man sich wundern, dass die in allen zweigen unserer wissenschaft, auch dem bibliographischen, sonst so rege produktion ein solches werk nicht längst bereits gezeitigt hat. Indessen schon eine flüchtige durchsicht des vorliegenden stattlichen bandes mit seinen zahllosen namen, titeln und ziffern, mit der überraschenden reichhaltigkeit und peinlichen korrektheit seiner tausende von angaben und nachweisen führt uns den grund dieser zunächst auffallenden tatsache sozusagen handgreiflich vor augen: es mussten besondere bedingungen zusammentreffen, entsagungsvoller gelehrtenidealismus musste sich mit einem hohen masse literarwissenschaftlicher wie bibliothekarischer sachkunde, eiserner fleiss und aussergewöhnliche belesenheit mit praktischem geschick vereinen, um diese bibliographische musterleistung zustande zu bringen, 'das resultat fünfzehnjähriger bibliothekarischer und literarischer, zehnjähriger akademischer arbeit', wie der verfasser im vorwort (s. IX) mit stolzer bescheidenheit bekennen darf.

Als akademischer lehrer, als wissenschaftlicher forscher und als bibliothekar der bedürfnisse des studenten wie des gelehrten, des liebhabers wie des kenners der literaturgeschichte in gleicher weise kundig, greift professor Arnold sogar weit über das soeben bezeichnete programm hinaus. Er eröffnet sein werk mit einem abschnitt 'Enzyklopädie der neueren deutschen literaturgeschichte', der, zum teil in ausführlicher, zusammenhängender darstellung, vor allem den literarhistorischen neuling mit den bibliographischen einzelwerken und periodicis, den kritischen und fachzeitschriften unserer disziplin bekannt zu machen sucht, um ihn so zunächst einmal zu erster selbständiger orientierung in der literatur seiner wissenschaft anzuleiten. Dem praktisch-pädagogischen zwecke dieses kapitels entsprechend wird besonders die anordnung und einrichtung des Goedekischen Grundrisses und der Jahresberichte für neuere deutsche literaturgeschichte ausführlich besprochen und die literarhistorische bedeutung der literatur- und fachblätter knapp, aber klar charakterisiert. Der zweite und dritte abschnitt ('Allgemeine literaturgeschichte'

und 'Geschichte der deutschen literatur') dienen der oben angedeuteten aufgabe, die allgemeine, nicht auf einzelne personen oder dichtungen als solche bezügliche literatur unserer wissenschaft 'in möglichster vollständigkeit des wichtigen' zu verzeichnen. Die gliederung beider ist im wesentlichen die gleiche: Geschichte der literatur in ihrer gesamten entwickelung, in zeitlicher (räumlicher, konfessioneller) begrenzung, der einzelnen literarischen gattungen (lyrik, erzählende dichtung, drama, komische und erotische literatur, journalistik, briefe usw., zum teil wieder untergeteilt), textsammlungen aus dem gesamtgebiet, in zeitlicher, räumlicher begrenzung, nach den einzelnen dichtungsgattungen. Dazu kommt im 2. abschnitt eine unterabteilung 'Internationale beziehungen', vor allem aber das wichtige kapitel 'Stoffgeschichte' (mit dem anhang 'Konversationslexika und verwandtes'), in dem der verfasser seine besondere vertrautheit mit diesem zukunftsreichen, aber methodisch wie inhaltlich noch wenig durchgearbeiteten forschungsgebiete durch besonders eingehende und dankenswerte hinweise, so vor allem auf die moralisierende exempelliteratur des 16. und 17. jhs., wie auch durch etwas weiter ausholende prinzipielle bemerkungen als sie die knappe sachlichkeit seines berichtes sonst zulässt, an den tag legt. Fraglich scheint es mir dagegen, ob die einreihung der belletristischen zeitschriften samt jugendjournalen und witzblättern in die kategorie der 'textsammlungen' eine glückliche ist, zumal da sich die ersteren, wie Arnold selbst bemerkt, von den kritischen journalen kaum reinlich scheiden lassen.

Die zweite hälfte der 'Allgemeinen bücherkunde', d. h. die abschnitte 4—19 sind dem nachweis der wichtigsten orientierungsbücher enzyklopädischen, historischen, bibliographischen oder systematischen charakters aus den nachbardisziplinen unserer wissenschaft und weiterhin auch aus all jenen wissensgebieten, die unter umständen als hilfsdisziplinen zu ihr in beziehung treten können, gewidmet, als da sind sprachwissenschaft (allgemeine, beziehungsweise ausserdeutsche und deutsche), religionsgeschichte, philosophische disziplinen, exakte wissenschaften und technologie, geographie und volkskunde, rechts- und staatswissenschaften, politische geschichte, kulturgeschichte, geschichte der bildenden künste, musikgeschichte, theatergeschichte (abschnitt 9—19). Voran gehen vier wichtige abschnitte über internationale und deutsche biographie und bibliographie (4—7) und ein solcher zur 'Allgemeinen geschichte der wissenschaften' (8). Gerade in diesen enzyklopädischen abschnitten seines buches zeigt sich die belesenheit und sachkunde des verfassers im hellsten lichte: ein nicht nur bibliographischer universalismus gelehrter bildung, wie ihn unter den heutigen verhältnissen, die leider, wenigstens an grösseren bibliotheken, dem forscher die unersetzliche und eigentlich unentbehrliche unmittelbarkeit des umganges mit den bücherschätzen zu seinem ungemach und schaden so sehr erschweren oder ganz unmöglich machen, fast nur mehr der bibliothekar sich zu erwerben vermag. Mag man in diesen so sehr auf knappe auswahl des allerwesentlichsten angewiesenen kapiteln, unter denen, nächst den biographisch-bibliographischen abteilungen, namentlich die etwas ausgeführteren über sprachwissenschaft, politische und kulturgeschichte sowie über die philosophischen disziplinen hervorzuheben sind, immerhin hie und da einen titel vermissen oder durch einen anderen ersetzt wünschen, wie das ja in der natur der sache liegt: im ganzen genügen schon wenige stichproben, um uns alsbald nicht nur zu der gelehrsamkeit, sondern auch zum takte und — wiederum wie im ganzen buche — zu dem praktischen sinn des verfassers das beste zutrauen gewinnen zu lassen, das sich denn auch bei näherer kenntnisnahme nicht getäuscht sieht. Und diese

zuverlässigkeit ist um so wertvoller, als bei der heutigen spezialisierung nicht nur der forschung, sondern oft genug auch der wissenschaftlichen bildung eine solche sachkundige orientierung auf den nachbargebieten und anleitung zu engerer fühlungnahme mit denselben auch dem selbständigen gelehrten bitter not tut. — Nachträge und berichtigungen, welche den inhalt auf den stand vom 10. juni 1910 bringen, sowie ein zwei bogen starkes namenregister, bearbeitet von Robert Grohmann, machen den beschluss des buches aus, während das sachregister durch die eingehende und sehr übersichtliche 'inhaltsübersicht' vor dem text ersetzt wird.

An korrektheit der angaben, an einheitlichkeit des geistes und wohltuendem gleichmass der durchführung, an zweckmässiger anordnung des gewaltigen materials, an relativer vollständigkeit innerhalb der durch anlage und besondere aufgabe verständig abgesteckten, im vorstehenden bereits angedeuteten grenzen und nicht zuletzt an sorgfalt der bei einem bibliographischen nachschlagewerke doppelt und dreifach wichtigen druckkorrektur übertrifft die 'Allgemeine bücherkunde' die verwandten unternehmungen, vor deren nicht geringem bruchteil sie den wesentlichen vorzug einheitlicher autorschaft voraus hat, wohl fast ausnahmslos und bei weitem, insbesonderes auch Goedekes, in all dieser hinsicht so wenig tadellosen Grundriss. Was speziell die disposition anbetrifft, so wüsste ich, abgesehen von dem oben geltend gemachten bedenken gegen das einordnen der belletristischen zeitschriften unter die rubrik 'Textsammlungen', nur etwa die transferierung der volkskundlichen kapitel aus der geographischen in die kulturgeschichtliche abteilung und die stellung der rechts- und staatswissenschaftlichen, geographischen und naturwissenschaftlich-technologischen abschnitte, die doch immerhin der literaturgeschichte innerlich und äusserlich am fernsten stehen, jedesfalls ferner als kultur-, kunst- und theaterhistorie, ans ende des buches der praktischen erwägung des verfassers anheimzugeben. Vielleicht liesse sich auch dem ästhetischen kapitel eine unterabteilung zur methodik und theorie der modernen literaturgeschichte einfügen, die über R. M. Meyers betreffende rubrik hinauszugreifen hätte. An druckversehen sind mir bisher verhältnismässig nur ganz wenige aufgestossen, die, natürlich nicht im sinne schulmeisterlicher korrektur, sondern bescheidener vermerke für die zweite auflage, die sicherlich nicht lange auf sich wird warten lassen, hier angemerkt seien: s. X Rupprecht statt Ruepprecht, s. 57 H. Otto statt P. (Paul) Otto, s. 71 und 348 Jakob Sprengler statt Sprenger, s. 160 Fritz Ostini statt F. v. Ostini (s. 342 richtig angegeben). Sehr zu begrüssen ist es, dass Arnold, ähnlich, doch konsequenter als R. M. Meyer, den wichtigeren seiner titel zumeist kurze charakterisierende inhaltsangaben, historische bemerkungen, werturteile oder sonstige orientierende hinweise beifügt. Auch diese bezeugen durchweg treffliche sachkenntnis und reife objektivität des urteils, wenn man auch jezuweilen geneigt sein mag, ein werk höher oder niedriger einzuschätzen, als es der verfasser tut, und z. b. Julius Leopold Kleins gewaltigem torso 'Geschichte des dramas', einer der imponierendsten leistungen ästhetischer literarhistorik, etwas bessere prädikate wünschen möchte, als sie ihm Arnold (s. 57) zuspricht. Mit recht sieht dieser übrigens seine aufgabe nicht darin, die arbeiten seiner vorgänger zu ersetzen, sondern zu ergänzen und dem akademischen nachwuchs gründlich bekannt und möglichst nutzbringend zu machen. Bezüglich bereits vorhandener zusammenstellungen der bisherigen nachschlagewerke beschränkt sich daher seine 'Bücherkunde' verständigerweise auf einfache hindeutungen, wodurch eine sehr erwünschte entlastung des

für seinen mässigen umfang ausserordentlich inhaltreichen und daher kompendiösen werkes herbeigeführt wird.

Zum schlusse möchte ich noch auf einen zweifachen nutzen aufmerksam machen, den das ausgezeichnete buch, abgesehen von all den soeben gerühmten vorzügen, stiften mag, und zwar wohl ohne ihn ausdrücklich beabsichtigt zu haben. Die relative vollständigkeit der abschnitte über allgemeine und deutsche literaturgeschichte kann nämlich dazu dienen, offene probleme der betreffenden forschungsgebiete und lücken der bisherigen arbeitsergebnisse unserer wissenschaft zum bewusstsein zu bringen und so die lebendige forschung in weit unmittelbarerer weise zu fördern, als es durch die besten bibliographischen nachweise geschehen kann. Noch höher aber möchte ich die rein ideale wirkung schätzen, welche unser werk insofern auszuüben vermag, als es denjenigen fachgenossen, denen die neuere deutsche literaturgeschichte noch heute als ein blosses schöngeistiges dilettantenstudium oder als ein minderwertiges anhängsel der altgermanistik gilt — und es soll deren in der tat noch geben — die wissenschaftliche bedeutung, die weite des interessenkreises und die summe der schon geleisteten und täglich noch zu leistenden arbeit, und zwar auch der im strengsten sinne philologischen, dieser disziplin, die an schwere ihrer probleme wie an geisteskraft, die um ihre lösung ringt, vor keiner anderen zurückzustehen braucht, so willig sie auch die erstgeburtsrechte ihrer älteren schwester anerkennt und die innige fühlung mit ihr zu beider heil aufrecht zu erhalten trachtet, recht anschaulich vor augen führen kann. Arnold verheisst in diesem sinne (neben arbeiten über namenkunde, totengespräche und geschichte der deutschen lyrik) eine methodik der neueren deutschen literaturgeschichte, die unter anderem nachweisen soll, 'inwiefern die im universitätsunterricht und in der wissenschaftlichen literatur seit einigen jahrzehnten praktisch durchgeführte sonderung alter und neuer germanistik auch im wesen der sache berechtigt ist, und mit welchen einschränkungen diese berechtigung gelten mag' (s. 11 anm. 1). Ihr, welche die dem vorliegenden bibliographischen kompendium zugrunde liegenden prinzipiellen auffassungen und tatsachen herauszustellen und näher zu begründen hätte, dürfen wir, nach diesem vorgänger zu urteilen, mit froher erwartung entgegensehen.

MÜNCHEN. RUDOLF UNGER.

Die schwäbische literatur im achtzehnten und neunzehnten jahrhundert. Ein historischer rückblick von **Hermann Fischer.** Tübingen, Verlag der H. Lauppschen buchhandlung, 1911. IV, 191 s. 3,60 m.

'Ich habe meine schrift einen rückblick genannt; ich denke, der sechzigjährige hat ein recht zurückzublicken', sagt der verfasser in der vorrede. Aber auch noch in einem anderen sinne trifft die bezeichnung zu. Wir können die schrift gewissermassen als eine leichenrede auf die schwäbische literatur auffassen. 'Verstehen wir unter einer schwäbischen literatur eine solche, die nicht bloss von Schwaben und etwa auch noch im Schwabenlande gemacht wird, sondern eine solche, die in sich bei aller mannigfaltigkeit und allem gegensatz eine gewisse innere einheit hat, so sind die zeiten einer schwäbischen literatur vorüber'. So bemerkt Fischer (s. 168) mit vollem recht. Seit der errichtung des neuen reichs

sind im innern Deutschlands, wenn noch nicht alle, so doch die meisten grenzpfähle gefallen; das gilt für die kultur so gut wie für die politischen und wirtschaftlichen verhältnisse. Die wirkung konnte sich nicht unmittelbar nach 1871 zeigen. Ein in bezug auf das geistesleben partikularistisches geschlecht musste erst absterben und ein junges vorurteilsfrei heranwachsen. Beides ist inzwischen geschehen. Die beiden letzten mannhaften vorkämpfer einer poesie im schwäbischen winkel, die sich immer mehr in ihren hass gegen das führende 'Berlinertum' verbohrten, Eduard Paulus und Karl Weitbrecht, sind heimgegangen. Die jüngeren talente sind zum grossen teil, dem beispiele Cäsar Flaischlens folgend, der engeren heimat entflattert und haben sich der herrschenden richtung innerhalb unserer gegenwartspoesie angepasst und angegliedert, ohne doch die eigentümlichkeiten schwäbischer stammesart ganz preiszugeben. Die Lilienfein, Vollmöller, Hesse und wie sie sonst heissen mögen, sind deutsche dichter aus Schwaben, aber nicht glieder einer noch so lockeren literarischen landsmannschaft. Und so etwas wie ein schwäbischer dichterbund oder dichterschule könnte auch höchstens dann wieder auftauchen, wenn die deutsche geschichte eine rückläufige bewegung nähme. Damit war für Fischer der endpunkt der entwickelungslinie gegeben, und dadurch, dass er unter zuverlässiger wissenschaftlicher begründung die lebenden dichter aus seiner darstellung ausschalten durfte, war er zugleich der misslichen verpflichtung überhoben, über erscheinungen zu reden und zu urteilen, deren wirken noch nicht zu übersehen ist. Die abgrenzung seiner schrift nach rückwärts ergab sich aus der erwägung, dass keine sonderkultur eines stammes oder einer landschaft ohne den festen rückhalt eines geschlossenen politischen gebildes blüten treiben kann. Ein solches erwuchs für das Schwabentum erst so recht zu ausgang des 15. jhs., als die gründung des württembergischen staates durch seinen ersten herzog Eberhard im bart vollendet wurde. Unter dem einseitigen einfluss der alles beherrschenden evangelischen theologie verhielt sich jedoch württembergisch Schwaben dritthalb jahrhundert lang gegen die musen fast völlig ablehnend. Wenn man von einer schar kirchenlieder-'dichtern' mit dem fruchtbaren und beliebten Philipp Friedrich Hiller an der spitze absieht, so erschöpft sich alles weitere mit den beiden namen Georg Rudolf Weckherlin und Johann Valentin Andreä. Erst um die mitte des 18. jhs. tritt das Schwabentum kraftvoll in die deutsche literaturbewegung ein, und zwar gleichzeitig mit dem allgemeinen emporstieg der deutschen dichtung, gleichzeitig mit dem beginnenden einsturz der chinesischen mauer, durch die es sich geschlechterlang von dem übrigen deutschtum abgesperrt hatte; hier zeigte es sich eben doch, dass die teilliteraturen eines volkes ohne engen zusammenhang mit ihrem grösseren ganzen nicht gedeihen können.

So hat sich denn das, was man als eine geschlossene geschichte der schwäbischen literatur bezeichnen kann, im wesentlichen in dem verhältnismässig engen zeitraum von der mitte des 18. bis zum ausgang des 19. jhs. abgespielt. Eine umso ausserordentlichere regsamkeit und triebkraft hat die schwäbische dichtkunst innerhalb dieser zeitlichen schranken entfaltet. Diese entwickelung in grossen zügen und markigen linien darzustellen, ist die dankbare aufgabe, die Fischer sich gesteckt und höchst glücklich gelöst hat. Er konnte auf 'eine vollständige aufzählung alles hergehörigen' verzichten, weil, wie er in einer note anerkennend hervorhebt, 'das seit der sehr vollständigen und zuverlässigen 'Schwäbischen literaturgeschichte' von Rudolf Krauss . . . nicht mehr nötig' sei. Je mehr er aber von der masse der kleinen und kleinsten dichter und dichterlinge ausschalten, je

mehr rein statistisches material er auch bei der schilderung der grösseren über bord werfen durfte, in umso klareren und deutlicheren umrissen musste sich das gesamtbild zeigen. Die zusammenhänge der einzelnen schwäbischen dichter sowohl untereinander als mit den allgemeinen deutschen literaturverhältnissen aufzudecken, ihre abhängigkeit von den herrschenden religiösen und philosophischen, politischen und sozialen strömungen nachzuweisen, ist dem verfasser vorzüglich gelungen. Kurz, er hat die schwäbische literatur mitten in das deutsche geistesleben hineingestellt und aus diesem herausentwickelt. Über die gruppierung liesse sich da und dort mit ihm rechten; aber da eben manche einzelpersönlichkeiten ein doppeltes, ja mehrfaches gesicht zeigen, so musste es zuguterletzt dem subjektiven empfinden und ermessen des verfassers überlassen bleiben, wo er derartige vielseitige erscheinungen einreihen wollte. Ebenso erheben sich bei jeder solchen teilliteraturgeschichte in bezug auf die aufnahme einzelner dichter oder ganzer dichtergruppen schwierige fragen, die sich grundsätzlich kaum entscheiden lassen. Sind die im lande geborenen dichter, die auswärts gewirkt haben, in die darstellung zu ziehen oder nicht? Umgekehrt, wie steht es mit den auswärtigen, die die hauptzeit ihres lebens im lande verbracht haben? Fischer hat von fall zu fall entschieden. Dass Schiller nur bis zu seiner flucht aus Stuttgart berücksichtigt ist, wird man billigen dürfen; auf eine charakteristik Lenaus, der innerlich doch recht wenig mit dem Schwabentum zu tun hat, wäre vielleicht besser verzichtet worden. Noch eine andere, härtere nuss gibt es für jeden zu knacken, der eine zusammenhängende schwäbische literaturgeschichte schreiben will: wie soll es mit den ausserwürttembergischen Schwaben gehalten werden? insbesondere mit den aus der baierischen provinz Schwaben gebürtigen? Fischer hat ganz recht daran getan, auch hier ohne pedanterie zu verfahren und aufzugreifen, was sich gerade in seine zusammenhänge ohne zwang einfügen liess. So wird im abschnitt über Berthold Auerbach und die dorfgeschichte Melchior Meyrs gedacht, Hermann Lingg beim Münchener dichterkreis geschildert, an dem ja Schwaben stark beteiligt waren. Ob ein paar einzelpersönlichkeiten mehr oder weniger hinzutreten oder wegbleiben, darauf kommt indessen nicht allzuviel an: die ganze darstellung stützt sich ja doch auf die Schwaben, die in Württemberg geboren sind, dort ihre ausbildung erhalten und durch ihr wirken mit dem lande enge fühlung bewahrt haben. So werden die ausführlicheren charakteristiken Hölderlins, Uhlands, Mörikes, Strauss', Vischers, H. Kurz' und anderer zu höhe- und glanzpunkten der schrift. Am wenigsten weiss Fischer mit Wilhelm Hauff anzufangen, diesem schmerzenskinde der zünftigen literaturgeschichte, die in diesem falle weniger denn je die vox populi als vox Dei anerkennen will. Aus wie warmem herzen Fischers schilderungen der besten schwäbischen dichter fliessen, hat er doch seinem stoff gegenüber die volle unbefangenheit und gibt sich keineswegs zur landsmannschaftlichen ruhmesposaune her. So räumt er unumwunden ein, dass sich im streite mit Heine und den Jungdeutschen die Schwaben unter der führung Schwab-Menzel durchaus nicht mit lorbeeren bedeckt haben. Dass sich Fischers werk auf einer durch jahrzehnte lange arbeit erworbenen und rastlos bereicherten genauen kenntnis des stoffes aufbaut, versteht sich von selbst. Wie wenig er auf einzelheiten erpicht ist, hat er doch auch in dieser hinsicht zu meiner 'Schwäbischen literaturgeschichte' manches hinzugetan: z. b. Friedrich Richters drama 'Nero' (s. 113), einige weitere schöpfungen Rudolf Kauslers (s. 114). Die schrift ist sehr sorgsam abgefasst, und irrtümer nachzuweisen, wird einem nicht so leicht gelingen. (Der druckfehler s. 18 z. 3 von

unten 'achtzehn' statt 'acht' jahre verbessert sich von selbst.) Ausser den quellennachweisen sind auch manche wertvolle und feine einzelbemerkungen, durch die der fortlaufende fluss der darstellung nicht gehemmt werden sollte, in einen anhang verwiesen. Die darstellung selbst ist kraftvoll und klar, ohne dass überflüssiges prunken mit gelehrsamkeit die gemeinverständlichkeit beeinträchtigt. Nur an einigen leicht zu entbehrenden fremdwörtern (z. b. s. 13 'diatriben', s. 16 'dissoluter wandel', s. 183 'mit austerem ernst') werden sich auch leser stossen, die nicht gerade zu den 'puristen' gehören.

STUTTGART. RUDOLF KRAUSS.

Adalbert Depiny, Ludwig Bauer. Ein dichterbild aus Schwaben. Triest, M. Quidde, 1911. (II) 101 s.

Als ich im jahre 1897 den ersten band meiner Schwäbischen literaturgeschichte erscheinen liess, hatte ich noch anlass, über den mangel an umfassenden vorarbeiten zu klagen. Im verlaufe der letzten 15 jahre hat sich die sachlage wesentlich geändert. Teilweise durch mein werk angeregt, teilweise aber auch durch die erschöpfung anderer stoffgebiete sanft genötigt, warfen sich die jungen literarhistoriker und germanisten mit eifer auf die schwäbische dichtung oder liessen sich durch ihre lehrer – nicht zuletzt durch Erich Schmidt, der besonders lebhafte beziehungen zu Württemberg unterhält – darauf hinlenken. Allmählich hat fast jeder schwäbische dichter von halbwegs klangvollem namen seine monographie erhalten; ja es fragt sich, ob nicht manchmal des guten sogar zu viel geschehen ist – wenn z. b. eine so leicht aufs papier geworfene arbeit wie W. Hauffs 'Jud Süss' zum gegenstand einer gründlichen historischen quellenuntersuchung gemacht worden ist.

Nun ist auch Ludwig Bauer an die reihe gekommen. Als dichter hat er nur für einen beschränkten kreis seiner zeitgenossen etwas bedeutet, ist er heute so gut wie verschollen. Aber zwei günstige umstände haben zusammen gewirkt, um die erinnerung an seine persönlichkeit lebendig zu erhalten. Einmal war er ja der vertraute universitätsfreund Mörikes, der miterbauer von Orplid. Dann hat ihm D. Fr. Strauss einen essai gewidmet, der als meisterstück der charakterisierungskunst geschätzt ist. Der vergleich mit dieser glänzenden studie steht freilich jedem, der die beschäftigung mit Bauer wieder aufnimmt, im licht. Die linien der allgemeinen beurteilung, wie sie von dem Bauer zeitlich und persönlich nahe stehenden Strauss gezogen worden sind, lassen sich nicht mehr verschieben; aber in bezug auf philologische kleinarbeit hat er seinen nachfolgern viel zu tun übrig gelassen. Dieser aufgabe hat sich nun A. Depiny mit viel fleiss und gewissenhaftigkeit unterzogen. Er beherrscht die gesamte einschlägige literatur, wie die fast satz für satz mit quellen belegenden nachweise im anhang zeigen. Er hat auch den zum grossen teil im Marbacher Schillermuseum ruhenden nachlass Bauers eingesehen, soweit er ihm wenigstens zugänglich gemacht worden ist. Im kürzeren, aber interessanteren ersten teil wird 'Bauers leben und werden' behandelt, der ausführlichere zweite ist seinen werken gewidmet. Die dramen, auch die ungedruckten, werden genau analysiert, dann kommt der satirische roman 'Die überschwenglichen' an die reihe, zuletzt noch die populäre prosa. Gut ist besonders das langsame poetische auseinanderstreben der zwei jugendfreunde Bauer und Mörike entwickelt, die beide von der romantik des gemeinsam erfundenen, halb Homerischen, halb Ossianischen

'Orplidstoffs ausgegangen sind. Einig geblieben sind sie unter anderem in der vorliebe für Lichtenberg, dessen einfluss auf Bauers Alexandertriologie wie auf seine 'Überschwenglichen' Depiny aufdeckt. Ein bemerkenswertes ergebnis, das von ihm zu tage gefördert wird, ist ferner die mannigfache innere verwandtschaft des genannten romans mit den tendenzen der Jungdeutschen, obgleich Bauer es äusserlich gegen diese mit seinen schwäbischen landsleuten gehalten hat. Und in der satire trifft Bauer auch mitunter mit Wilhelm Hauff zusammen, während sie im leben, wiewohl schon im Blaubeurer seminar klassenkameraden, einander nicht näher getreten sind; die verschiedenheit ihrer naturen, in Tübingen überdies ihr entgegengesetztes verhalten zur burschenschaft, stellte sich trennend zwischen sie. Auf die beziehungen der 'Überschwenglichen' zu den Satansmemoiren hätte Depiny da näher eingehen können, wo er (s. 66) von des letzteren 'Satire gegen Menzel als literaturpopanz' redet; hat doch auch Hauff im zweiten teile jener memoiren mit seiner verspottung der allerweltskritiker offenbar Wolfgang Menzel treffen wollen. Man merkt es der schrift an, dass ihr verfasser sich redlich bemüht hat, in die eigentümlichen württembergischen kulturverhältnisse einzudringen; doch ist ihm dies so wenig als irgend einem von den anderen Nichtschwaben, die über schwäbische literatur geschrieben haben, restlos gelungen. So hat er über die vorgänge bei aufnahme in das berühmte (andere meinen: berüchtigte) Tübinger stift (s. 8) keine ganz klare vorstellung. Die urteile Depinys sind meist treffend, doch bisweilen etwas zu allgemein gehalten. Die darstellung ist mehr gediegen als blendend; es fehlt mitunter am vermögen, die fülle der einzelheiten zu runden bildern zusammenzuschliessen. Immerhin im ganzen eine tüchtige und erschöpfende arbeit, die umsomehr anerkennung verdient, als sie dem verfasser entsagung, wenn nicht gar opfer auferlegt hat.

STUTTGART. RUDOLF KRAUSS.

Walther Herrmann, Theodor Storms lyrik. [Probefahrten. Erstlingsarbeiten aus dem deutschen seminar in Leipzig, hrg. von Albert Köster. XVII.] Leipzig, R. Voigtländer 1911. VIII, 187 s. 5,50 m.

Man kann heute bereits von einer Stormliteratur sprechen. Wachsendes verständnis für das echte künstlertum Storms und die zahlreichen veröffentlichungen gehaltvoller briefserien, dieser unschätzbaren zeugnisse seines lebens und schaffens, geben der Stormforschung fortgesetzt neue impulse. So konnte auf grund des bereits vorhandenen reichen materials mit aussicht auf erfolg der versuch unternommen werden, eine entwickelungsgeschichte seiner lyrik zu schreiben. Walther Herrmann durfte sich zudem der unterstützung seitens der tochter des dichters, Gertrud Storms, erfreuen. Die vorliegende arbeit zerfällt in zwei ungleiche teile, der erste, ausführlichere, behandelt die lyrik Storms in ihrer entwickelung, der zweite Storms lyrische theorie und die art seines künstlerischen schaffens.

Der schwerpunkt der arbeit liegt im ersten teil. Zunächst macht sich verfasser die zeitliche ordnung der gedichte zur aufgabe, die in vielen fällen, wo der dichter dem ersten drucke das entstehungsjahr beigefügt, ohne weiteres zu lösen war; weitere aufschlüsse geben briefliche äusserungen und inhaltliche anhalts-

punkte. Bei der mehrzahl der gedichte musste sich verfasser mit der feststellung des ersten druckes begnügen, der einen sicheren terminus ante quem bot, während der terminus post quem mit einiger wahrscheinlichkeit durch das erscheinungsjahr der voraufgehenden gedichtsammlung gegeben war. Die darstellung der lyrik in ihrer entwickelung schreitet entsprechend der vierfachen periodisierung (1843, 1853, 1868) in vier kapiteln voran. In jedem kapitel gibt verfasser zunächst eine kurze skizze des lebensabschnittes, entwickelt den stoffkreis der lyrik dieser periode und untersucht dann die verwendung und stellung der natur und die sinnesqualitäten, vermittels deren sie erfasst wird, weiter den stil, besonders die bildlichen elemente, endlich die literarischen einflüsse und die metrik und melodik. Inzwischen ist das lebensbild Storms erschienen, das die pietät der tochter liebevoll gezeichnet[1], voll intimer einblicke und mitteilungen über leben und schaffen des vaters, leider nur bis zum jahre 1853 reichend, aber bestimmt, wenn es vollendet, eine neue grundlage der künftigen wissenschaftlichen Stormbiographie zu bilden. Referent muss sich an dieser stelle begnügen, die ergebnisse daraus für die lyrik Storms zu ziehen und dem berichte einzufügen.

I. kap. Späte erinnerung des dichters verknüpfte den ersten poetischen versuch mit dem tode der schwester Lucie, der jedoch nicht, wie aus den briefen in die heimat (s. 191) zu schliessen, in das jahr 1826, sondern nach Gertrud Storm (a. a. o. s. 56) in das jahr 1829 fiele, womit sich das datum des ersten Stormschen gedichtes ergäbe. Das alte notizbuch aus den letzten lebenstagen des dichters erzählt, dass der knabe auch weiter verse gemacht habe, aber 'ohne gehalt' (a. a. o. s. 128). Der Husumer gelehrtenschüler trägt seine gedichte sauber in ein heft ein, von denen das erste nach mitteilung von Gertrud Storm dem jahre 1833 angehört. Auch den Lübecker gymnasiasten bewegt nur der allgemeine drang 'nach künstlerischen (künstlerischem?) formen und idealer auffassung des lebens', nicht der unabweisbare drang, 'ein bestimmtes innerliches gestaltet auszuprägen' (Schütze, Theodor Storm[2], s. 50). Das denkmal der studentenjahre, das 'Liederbuch dreier freunde' (1843) unterwirft verfasser einer eingehenden analyse; die gegenüberstellung mit den beiden Mommsen lässt das profil Storms in besonders deutlichem umriss erscheinen. Dieser zeigt sich überwiegend als erotiker, das zweite buch, Liebeslyrik, wird fast ausschliesslich von ihm bestritten. In die frage nach dem verhältnis zwischen erlebnis und dichtung bringt Gertrud Storm einiges licht. Auch verfasser bemüht sich, schlüsse aus den poesien zu gewinnen, und es ist ein schöner erfolg seiner umsicht, dass seine schlussfolgerungen in wesentlichen punkten bestätigt worden. In der tat sind eine reihe von gedichten der ausdruck einer tiefen liebe zu einem kinde und schmerzlicher enttäuschung (vgl. Gertrud Storm, s. 148 ff.). Dieses kind ist Berta von Buchau, die pflegetochter Therese Rowohls, die in dem hause des grosskaufmanns Scherff, eines verwandten der mutter Storms, verkehrte; hier hatte sie der Lübecker gymnasiast am weihnachtsfeste 1836 kennen gelernt. Sie zählte damals erst 10 jahre. Nach dem eigenen geständnis Storms in einem briefe an frau Scherff aus dem jahre 1841 (a. a. o. s. 149) bildete sich seitdem in ihm der gedanke aus, dieses kind geistig an sich zu fesseln, und er bekennt 'das unbegreifliche', worüber die empfängerin des briefes nicht 'nachdenken' dürfe, sondern was sie 'blindlings glauben' müsse, dass er schon

1) Gertrud Storm. Theodor Storm. Ein bild seines lebens, jugendzeit. Mit neun abbildungen, Berlin, Curtius 1912.

damals das kind geliebt habe. Es entspann sich nun ein briefwechsel zwischen Storm und dem kinde. Er schrieb märchen für sie, sammelte volkslieder und rätsel, die er ihr sandte. Mitunter komponierte er auch ein kleines lied für sie, das sie ihm vorsang, wenn er in den ferien nach Hamburg kam' (a. a. o. s. 149–50). Seine empfindungen steigerten sich zu bewusster liebe, 'und sein herz verlangte, sie ganz und für immer an sich zu fesseln' (a. a. o. s. 152). Allein die fünfzehnjährige war noch nicht zum verständnis seiner leidenschaftlichen liebe herangereift, sie sprach nicht das ersehnte und entscheidende wort. So ruft ihr der enttäuschte lebewohl zu und weigert sich auch ein jahr später noch, die alten verhältnisse unbefangen wieder anzuknüpfen. Gertrud Storm erzählt auch die stille tragik ihres weiteren lebens, dessen einsamkeit der traum von jugend und schönheit umblühte. Berta von Buchau gehören die blauen augen und das 'nachtbraune' haar, von denen der dichter in der 'jungen liebe' singt (W. 300), deren erster entwurf, 'Lockenköpfchen' betitelt, gleich nach der ersten begegnung (1836 37) entstand. Liebe und enttäuschung befreit sich in einer deutlich erkennbaren, auch von H. richtig erkannten gruppe von gedichten des liederbuches: 'Lebewohl', 'Und blieb dein aug', 'Hörst du?', 'Gesteh's', 'Repos d'amour', 'Du bist so jung', sowie eine bisher ungedruckte, von Gertrud Storm s. 157 mitgeteilte vierzeile; dazu tritt in den Ges. w.: 'Junge liebe' (W. 300), 'Nelken' (W. 292), 'Damendienst' (W. 293), 'Dämmerstunde' (W. 301), 'Frage' (W. 301), 'Rechenstunde' (W. 301 f.), 'Zum weihnachten'?, 'Vierzeilen', 2. str. (W. 297); weiter stellt H. mit recht hierzu 'Die zeit ist hin' (W. 205), 'Wohl rief ich sanft dich an mein herz' (W. 205), ['Weisse rosen' (W. 199), 'Lose' (W. 200)?]. Er nimmt an, dass es sich um diese und ähnliche gedichte handelt, die Storm der braut mit den beiden unter dem titel 'Abschied. Mit liedern' in den Ges. w. erscheinenden widmungen übergab, 'Die letzte blumenspende, auf ein geliebtes grab gelegt' (W. 303), vielleicht gegen ende des jahres 1843, da kurz vorher das 'Liederbuch' ohne die zuletzt genannten gedichte erschien, kurz nachher, januar 1844, Storm sich verlobte. (Auch in Storms novellistik wirkt das erlebnis als motiv weiter, so in 'Immensee' und 'Von jenseit des meeres'.) Neben den blauen augen erscheinen noch eine ganze reihe fremdartiger schönheiten, das harfenmädchen, die jüdin u. a. Verfasser versucht sodann den stimmungs- und gefühlsgehalt der jugendlyrik zu umschreiben. Sie quillt aus starker, aber durchgeistigter sinnlichkeit und entfaltet echt Stormisch zwiespältige gefühle der seligkeit und furcht vor der vergänglichkeit des glücks, der wehmut und resignation des besitzenden, der aus der fiktion des bloss möglichen schmerzlichen rausch trinkt. Die märchendichtung bildet einen wichtigen bestandteil; in der technik der aneinandergereihten bilder sowie in den mitteln, mit denen stimmung erzeugt wird, weisen sie auf den späteren novellisten. Das weihnachtsfest und die liebe zur heimat üben ihre zaubermacht. Im gegensatz zu Mommsen enthält St. sich literarischer und politischer anspielungen, wohl aber stimmt er gelegentlich in den übermütigen ton ein; in den 'Fiedelliedern' singt er von wandern, wein und leichten liedern, von philistern, deren nüchternheit elfenschar und waldeszauber verscheucht. Nur einmal kommt er politisch: die 'Jungen' (Mommsen, Die alten) protestieren gegen die übertriebene hochschätzung der alten: so meldet sich die 'charakterseite' seiner lyrik.

Die heimische landschaft mit heide, marsch und meer erscheint noch nicht in seiner jugendlyrik, statt dessen der romantische wald mit wildem tann und elfenreigen, mit webendem mondschein, drossel, amsel und nachtigall.

Von den jahreszeiten herrscht der sommer vor; die für die spätere lyrik charakteristische mittagsstimmung fehlt, aber schon macht sich das feine empfinden für die stimmungen der verschiedenen tageszeiten geltend. Noch ist die naturbeseelung selten und nicht neuartig; schon aber finden sich beispiele der natursymbolik, die später zu einem der feinsten kunstmittel des dichters wird. In der verwendung der sinneseindrücke zeigen sich neben übernommenem ansätze eigener entwickelung. Schon begegnen lieblingsvorstellungen, wie sonnenschein auf mädchenlocken, schon entfaltet sich der reiz bewegter gestalten. Die gehörseindrücke entbehren der eigenart der verwendung, doch steigern laute den eindruck der stille (Eichendorff). Geruchsqualitäten treten ganz zurück, man beachte, wie sich dagegen später der geruchssinn entfaltet! – Der stil ist ungleichartig, bald pomphaft und geschraubt, bald schlicht und knapp; ebenso der satzbau, bald verschränkt, bald einfach. Die behandlung des poetischen bildes lässt eine entwickelung von rhetorischer breite zu konzentrierter knappheit erkennen. Ein versuch auf grund stilistischer entwickelung eine zeitliche ordnung der jugendgedichte vorzunehmen, scheitert daran, dass Storm ältere gedichte vor aufnahme ins Liederbuch überarbeitete; auch fehlt das rückgrat einer grösseren zahl sicherer datierungen. Immerhin scheint sich wie im einzelnen, so im ganzen eine entwickelung zu gehaltvoller knappheit, konzentration und einfachheit zu zeigen. Die metrischen formen sind einfach, viertakter wiegen vor, mit gleichmässiger füllung, die nur in ausnahmefällen die beliebigkeit der senkung nutzt; die mehrzahl der gedichte ist in vierreihigen strophen abgefasst. Der stumpfe reim herrscht vor, behauptet auch in der nächsten periode noch mit gesunkenem prozentsatz die spitze, wogegen der klingende reim einen gewaltigen aufschwung nimmt und der reimlose vers umgekehrt stark zurücktritt, um erst später wieder boden zu gewinnen.

Die untersuchung der literarischen einflüsse hat gewiesene wege: Heine, Eichendorff und Mörike bilden das dreigestirn, in dessen zeichen Storms jugendlyrik steht, dazu treten Goethe und einige zufällige anklänge; aber die eindringende analyse fördert eine fülle von einzelresultaten zutage. Wenn man sich bisher vorzüglich um das romantische bei Storms bemühte, so ist es des verfassers verdienst, auf das rationalistische in Storms wesen nachdrücklich hingewiesen zu haben (vgl. s. 24 f.). Auf die romantischen requisiten der jugendlyrik ist bereits hingedeutet; auch Storm bildet sich an märchen und volkslied. – Heines weltschmerzliches empfinden traf bei Storm auf verwandte empfindungen und steigerte eine in ihm liegende neigung; im einzelnen übernimmt er stimmungen und motive, gelegentlich auch das ritterkostüm. Darüber hinaus aber wirkte auf den ringenden der zauber der Heinischen form, und dies ist die hauptwirkung: er lernt das pathos abstreifen. Im einzelnen bemächtigt er sich der charakteristischen stilmittel Heines, der verwendung der synonyma bei wiedergabe eines begriffes, der adjektivischen bildungen, der lieblingsworte, der ausdrücke aus der umgangssprache; auch seine verstechnik lässt die Heinische schulung erkennen. Aber er verfällt seinem vorbilde nicht ganz: das spielen mit weltschmerzlichen stimmungen, witz und ironie, liegen seiner weichen, wenn auch reizbaren empfindung fern, und grundsätzlich verschieden ist sein verhältnis zur natur im gegensatz zu Heine: nicht vertraulichkeit, sondern ehrfurcht ist der grundton. Auch der kreis der naturobjekte ist verschieden, und hier macht sich Eichendorffs einfluss geltend, dessen naturgefühl sich aufs engste mit dem Storms berührt. Es ist Eichendorffs welt, die seinen jugendversen entsteigt, aber anders verwendet, sparsamer im ganzen wie im ein-

zelnen. Eichendorff vererbt auf seinen jünger das akustische feingefühl der romantik und muss ihm auch im einzelnen motive und bilder, lieblingsworte und bildungen wie 'waldwärts' leihen. Sein einfluss ist anhaltend und erstreckt sich bis in die späteren gedichte und novellen. Mörikes einfluss auf den dichter des Liederbuches ist gering, wächst aber später, dringt tiefer und ist im ganzen weniger greifbar; er hat ihn vor allem sich selber finden gelehrt. Auch Goethes einwirkung ist im wachsen; vorläufig lassen sich nur wenige, aber deutliche anlehnungen feststellen. Verfasser weist dann noch einzelne anklänge an Wilhelm Müller nach.

*

Hatte Theodor Mommsen mit dem Liederbuche seine 'prähistorische epoche' überwunden, so bedeutet es für Storm erst den anfang einer dichterischen entwickelung, die sich langsam vollzieht und erst im kommenden jahrzehnt aus tieferem und reicherem erleben reicheren ertrag schöpfend zu eigenartiger selbständigkeit führt. 1846 verheiratete sich Storm. Die dichterische ernte des nächsten entwickelungsabschnittes liegt im wesentlichen vor in der 1852 erschienenen gedichtsammlung, nachdem ende 1850 die 'Sommergeschichten und lieder' voraufgegangen waren; einzelnes war bereits in Biernatzkis Volksbuch (1844, 46, 48–51) erschienen. Die vermutung des verfassers, dass der im jahrgang 1849 sich findende vers für den monat mai von Storm herrühre, wird durch Gertrud Storm bestätigt (a. a. o. s. 144); auch die verse für märz 1850 tragen Stormsches gepräge. Als grenze setzt verfasser jedoch nicht das jahr 1852, sondern 1853, weil der abschied des dichters von der heimat und das damit in verbindung stehende stocken seiner schaffenskraft einen deutlichen einschnitt bewirken. So bietet sich als zweite periode das jahrzehnt 1843–53 (II. kap.). Daher entfallen auch die in der 'Argo' 1854 veröffentlichten gedichte noch hierher.

Die untersuchung der gedichte nach stoffen und motiven, gedanken- und gefühlsgehalt lässt erkennen, dass in diesem abschnitt mehr als je die liebeslyrik vorherrscht. Richtig erkennt H. die zusammengehörigkeit der gedichtgruppe, die wir bereits vorweggenommen und mit Gertrud Storm auf das verhältnis des dichters zu Berta von Buchau zurückgeführt haben; er stellt noch dazu 'Lose' (W. 200), vielleicht mit recht, als motiv hat das erlebnis sicher mitgewirkt. Im übrigen aber ist Storm ein anderer geworden. Klar und silberhell entspringt dem glücksempfinden des jungen gatten der lyrische quell; unverfälscht spricht sich des dichters eigenstes wesen aus. Aus der jugendlyrik klingt ein ton weiter: die seligkeit, mit der geliebten allein zu sein, getrennt von der welt, wenn die dämmerstunde, der abend, die nacht und lindes entschlummern zauberstimmungen weckt und scheues liebesempfinden im schosse und schutze des dunkels erblüht; vergeistigte sinnlichkeit findet künstlerischen ausdruck: eine zwingende naturgewalt umfängt sie mit rosenfesseln den dichter. Aber neben ruhigem glück und seligem geniessen schatten der schwermut über die vergänglichkeit des lebens, der furcht um den alleinigen besitz des geliebten wesens. Hier nähern sich die stimmungen dem Liederbuche, allein sie sind seltener, und daneben machen sich herbere, stärkere laute geltend. Neue frauenköpfe, besonders fremdartige schönheiten, tauchen auf, und eine neue lyrische gattung, die rollenlyrik (Immensee, Ein grünes blatt, Stein und rose) entfaltet sich; in den 50er jahren wieder zurückzutretend, keimt sie später wieder hervor (Ein fest auf Haderslevhus). Wieweit solche lyrika vor, während oder nach dem schaffen an den novellen entstanden, wie weit sie gar den keim der novellen

bilden, lässt sich meist nicht entscheiden. Ein bemerkenswerter unterschied gegenüber den jugendgedichten liegt in der darstellung der geliebten: wurde sie früher mit vorliebe redend eingeführt, so bleibt sie jetzt stumm; die bewegungen erscheinen gemässigt. Zur liebeslyrik tritt jetzt auch die poesie der familie, in ernst und humor. Unverändert klingt der schmerzliche mollton der vergänglichkeit weiter: dieser zug charakterisiert nicht einzelne perioden, sondern gehört dem ganzen Storm. Tod und liebe sind die hauptmotive seines dichtens. Auch der tod selbst wird jetzt geschildert, wie er hineintritt in das blühen und singen der natur, und ergreifend äussert sich der schmerz über das schnelle vergessenwerden der toten. Aber der kultus der vergangenheit vermag dem lebenden die lebensfreude nicht zu rauben, vielmehr wird in bitternissen das gefühl der vergänglichkeit eine quelle innerer kraft, der erhebung über das kleinliche gewimmel auf dem erdball: er sieht es 'im zeichen des todes' — 'In hoc signo vinces' überschreibt er darum das gedicht zuerst. – Das interesse für das märchen dauert fort. Storm, Mommsen und Müllenhoff verbinden sich, den märchenschatz der heimat zu heben; auch versuche eigener märchendichtungen in lyrischer und szenischer form finden sich in dieser periode, später hat er märchenstoffe nicht mehr in versform behandelt. Die ersten fünfziger jahre bringen dann auch die früheste entfaltung der politischen lyrik des unpolitischen. Verfasser betrachtet sie im vergleich mit der politischen lyrik der zeit. Storm lässt sich nicht einreihen unter die politischen lyriker; er steht abseits. Nichts von dem leidenschaftlichen fordern der aufgerüttelten zeit, nichts von den politischen idealen, die das sehnen der zeit anbetet. Storm war eben eine unpolitische natur. Es fehlt ihm nach seinem eigenen geständnis der sinn für politik und geschichte, soweit sich nicht ein reinmenschliches darin offenbare; erst als das geschick der heimat ihm zum eigenen geschick wird, presst es ihm herbe, schmerzliche töne ab. Ein erster leiser widerhall der 'aufgeregten zeit' findet sich in 'Abseits'; in 'Ostern' (1848) kommt der jubel über die erfolge der bewegung zum ausdruck; aber es ist bezeichnend: er spricht sich nicht unmittelbar, sondern in der verschleiernden form der natursymbolik aus; auch das 'Oktoberlied' entsteht als protest gegen das überhandnehmen politischer stimmungen (vgl. Gertrud Storm, a. a. o. s. 191). Und noch bezeichnender: in der zeit der höchsten erbitterung über das gesetzwidrige vorgehen Dänemarks entstehen – 'Immensee', 'Posthuma' und 'Der kleine Häwelmann'! Nicht als ob Storm kein herz für die sache der heimat gehabt hätte, aber dieselbe zeit ist zugleich der höhepunkt des glücks für den dichter im schosse der familie, wie es uns seine tochter jetzt so entzückend geschildert. Erst auf das rücksichtslose regiment der Dänen seit 1850 reagiert sein beleidigtes empfinden schärfer: vor allem aber gilt sein hass den regierungen, die Schleswig-Holstein preisgegeben haben, der feudalpartei, der er niemals hold war, und seine hoffnung knüpft sich an die volksbewegung. Auch 'In der frühe' ist 'etwas politischer wind'; dem stimmungsbilde, das in der morgenfrühe des ersten weihnachtstages 1851 entstand, gibt er in den schlussversen eine dem uneingeweihten nicht erkennbare politische wendung (vgl. Gertrud Storm, a. a. o. s. 206 f.). Die schikanen der dänischen regierung vertrieben ihn aus der heimat, aber die hoffnung auf rückkehr erhält ihn aufrecht: echter schmerz, aber keine kleinmütigkeit oder resignation erfüllt ihn und gewinnt kräftigen ausdruck im 'Abschied'.

Die gestaltungskraft des dichters ist in dieser periode mächtig gewachsen, wie besonders eine untersuchung der natur erweist. Die dichterische anschauung borgt nicht mehr aus der romantischen requisitenkammer, sondern ergreift die

wirklichkeit mit geschärften sinnen und zieht aus der beobachtung neue lebenssäfte. Sein naturgefühl schlägt wurzel in der heimatlichen erde, der kreis der naturobjekte verschiebt sich, und vor uns liegen jetzt meer, marsch und heide und höhen mit all ihren heimlichen schönheiten. Erstreckt sich Heines bezirk weiter ins meer, so reicht der Storms weiter ins land und umspannt den küstensaum. An stelle des romantischen waldes mit mondesweben und elfenzauber tritt der wald von Westermühlen mit himbeerduft und tannenharzgeruch, und so zeigt sich in allem, baum, blume, getier, eine annäherung an die heimatliche natur; es fehlt das fliessende wasser, quelle, bach und strom, auch see und teich und weiher. Atmosphärische qualitäten, wind, licht, sonnenstrahl, werden in ihren mannigfachen stufungen und stimmungswerten von einem verfeinerten naturgefühl erfasst; charakteristisch sind die halbtöne, berückend der zauber der mittagsstimmung. Unter den jahreszeiten zeigt der winter die mattesten farben. Verfasser führt die untersuchung durch alle gebiete der natur bis ins einzelne durch, und es zeigt sich im kleinen, was man bereits für die gesamtentwickelung des dichters nachgewiesen, die zunehmende verstärkung des wirklichkeitssinnes.

Er handelt sodann von der stellung der natur im gedicht, zunächst soweit sie einen bestandteil der situation bildet. Sie nimmt einen grösseren raum ein, dennoch fehlt sie in einer grossen anzahl von gedichten, besonders in der liebeslyrik. Wo sie hervortritt herrscht sie jedoch nicht unbeschränkt, sondern wird gesteigert und durch die aussprache eines gedankens oder gefühles gekrönt und abgeschlossen. Häufig erscheint die natur im gedicht auch als spiegel des gemütes, das sich selten in kontrast, meist in harmonie mit ihr befindet, häufig auch schwermütige naturstimmungen überwindet. Daneben dient die natur zur ausmalung der situation, deren künstlerische eigenart in der wirkungsvollen auswahl der einzelnen züge liegt und um so deutlicher hervortritt, je knapper die auswahl, wie etwa im 'Oktoberlied': wenige züge, aber diese voll höchsten poetischen gehalts. Stellt beziehungsvolle wahl einen inneren zusammenhang zwischen natur und inhalt des gedichtes her, so haben wir die natursymbolik.

Auch die behandlung des poetischen bildes zeigt einen grossen fortschritt. Es fällt vor allem die starke zunahme der naturpersonifikation ins auge, die freilich viel herkömmliches übernimmt, aber auch kraft und eigenart entwickelt. Storm liebt die bewegte natur zu beseelen, auch klänge, hausrat u. ä.; ein besonders feiner zug, der auch in der novellistik beobachtet worden, ist die beseelung von einzelnen körperteilen sowie der stimme u. ä. Die personifikation von gefühlen, wie sie der junge dichter liebt, wird seltener; sicheres künstlerisches empfinden meidet, was bewusste erkenntnis später theoretisch begründet, allegorien und ausgeführte bilder, weil sie produkte gedanklicher abstraktion und nicht lebendiger anschauung sind. Zog der dichter des Liederbuches wie die romantiker ausser der natur vornehmlich musikalische werte heran, so erweitert sich jetzt der kreis der nicht aus der natur genommenen objekte ganz erheblich. Die häufigste form des poetischen bildes ist die metapher. Es überwiegt zu allen zeiten die verbildlichung eines abstrakten durch ein konkretes, mit besonderer vorliebe für metaphorische wendung von fliessenden gefühlen und gefühlsübergängen. Selten ist die umgekehrte form, öfter wird ein konkretes durch ein konkretes wiedergegeben. Abnahme der personifikation von gefühlen, zunahme der anschauungskraft im metaphorischen ausdruck, beides bedeutet eine entfernung vom romantischen stil. Das wachsen des anschauungsbereiches und der bildkraft des dichters zeigt sich jedoch

nicht in dem reichtum der bilder, es lässt sich im gegenteil eine sparsamere verwendung konstatieren, sondern in erhöhter künstlerischer behandlung des bildes, seiner abstimmung, organischen eingliederung und formalen knappheit, die den kernpunkt um so schärfer hervortreten lässt. So macht sich in der behandlung der natur wie des poetischen bildes immer mehr die tendenz zu gehaltvoller knappheit des stiles geltend. Die wachsende kraft des dichters drängt fremde einflüsse mehr und mehr zurück (verf. führt die untersuchung der literarischen einflüsse an dieser stelle bis zu ende durch, da sie für die folgenden perioden nur weniges ergibt). Mörikes einfluss ist freilich im zunehmen. Über einzelheiten hinaus (anklänge und in einem falle behandlung desselben motivs) ist Mörikes vorbild vor allem für die ausbildung des poetischen stiles wirksam gewesen. Seine einwirkung beschränkt sich nicht auf das humoristische, Storm lernte besonders pulslose ausdrücke meiden, überkommenes neu beleben; besonderen eindruck machte auf ihn die behandlung des volksliedartigen, das Mörike durch einen feinen zug zu individualisieren versteht. Auch in der knappen stilisierung des natursymbols lernte Storm von dem meister, er ist womöglich noch knapper. Heine tritt um so mehr zurück, je mehr Storm sich selbst findet, einstweilen noch vorhandene anklänge und analogien verschwinden bald. Anklänge an Eichendorff sind in der nächsten zeit noch häufig, auch reminiszenzen an Goethe finden sich, ferner gehören Claudius, C. Klingemann und Freiligrath auf diese liste. Die politische lyrik Storms nähert sich im ton vielfach dem jungen Deutschland, so wenn er tönende, farbige worte verwendet wie trikolore, reveille blasen, die 'bleichen'; Prutz und Herwegh müssen hier genannt werden. Doch so viele namen, so gering und äusserlich ist im grunde ihr einfluss, der sich vielfach nur in einer wendung erschöpft. Es sind nur die symptome einer erdrückenden tradition, die der dichter allmählich überwinden musste, bis sein wesen rein und unverfälscht hervortrat.

*

(III. kap.) Der abschied von der heimat, der eintritt in eine neue welt, die last der arbeit, der staub der akten erdrückt in den nächsten jahren die lyrische produktion: der Potsdamer aufenthalt bedeutet ein nachlassen der dichterischen schaffenskraft Storms, das ihn mit staunen und schmerz erfüllte, wenn ihm auch das heimweh, aus dem der herrliche 'Meeresstrand' geboren ist, ein neues motiv wird. Krankheiten geben den wenigen versen dieser zeit einen weiteren schwermütigen zug: er fühlt sich dem tode näher, er spielt nicht mehr mit dem todesgedanken, der todesgedanke ergreift ihn. Als er 1856 die zweite auflage der gedichte besorgte, konnte er nicht viel neues hinzufügen, aber aus den varianten, die H. im anhang zusammenstellt, ersehen wir, mit welcher liebe der dichter seine kleinode gefeilt und geschliffen. In der dem dichter mehr zusagenden kleinen welt Heiligenstadts erwachte seine muse aus dem schlummer, aber auch die zahl der Heiligenstädter gedichte ist nicht gerade gross. Charakteristisch ist eine anzahl von gelegenheitsgedichten, die Storms gabe, oft gesagtem eine neue beziehung zu geben, in hellem lichte erscheinen lassen. Die reihe der kleinen naturbilder setzt sich fort in dem meisterstück 'Juli'. Im übrigen sind liebe, heimweh und tod die herrschenden motive. Konstanzes herbstlich reifes wesen erfüllt mit wohltuendem hauche des dichters tage, in Heiligenstadt sah er sie leise altern und umfasst sie nun mit neuer innigkeit und zartheit des empfindens, die in einigen gedichten ausdruck findet. Selbstbeobachtung und das gefühl abnehmender lebenskraft erzeugt einen gefühlskomplex, der deutlich wahrnehmbar in die lyrik eintritt;

damit verbinden sich religiöse fragen und vorstellungen, die den dichter bewegen. Dazu tritt die herbe politische lyrik, die weit entfernt von der anfänglichen zuversichtlichkeit, schmerz, hass und verachtung ausströmt: so macht sich auch hier wieder die charakterseite seiner lyrik geltend.

Als die schleswig-holsteinische frage die gemüter wieder bewegte, liess auch Storm sich wieder vernehmen, zuerst skeptisch, voll bitterer resignation, nach dem tode Friedrichs VII. abwechselnd voll froher hoffnung und angst und ungeduld, bald voll begeisterung über den frühlingssturm der bewegung, bald voll grimm und schmerz über mangelnden wagemut; er 'schreit' seinen schmerz in die welt hinaus, er will wirken, zur tat reizen: so stehen die 'Gräber in Schleswig' einzig da! Die mächtige bewegung führt zu glücklichem ende, aber Storm gibt nicht der feudalen, sondern der volksbewegung das verdienst. Er kehrt als landvogt nach Husum zurück; der traum eines selbständigen Schleswig-Holstein wurde zunichte. Die heimat hatte ihn wieder, aber vergeblich lauschen wir auf einen frohen klang. Er hat 'aus dem offenen schacht des lebens den edelstein der dichtung nicht gehoben', wie er 1850 gesungen, 'berichten mag es die geschichte, doch keines dichters froher mund'. Das ist das letzte wort Storms in dieser sache.

Seine politische lyrik unterscheidet sich wesentlich von der zeitgenössischen. Mehr lyrisch als politisch, 'absichtslos aus innerem drange entstanden' (brief an Horn vom 28. märz 1873), verkündet sie nicht politische ideale, sondern bringt persönliche empfindungen in persönlich gefärbter sprache zum ausdruck: was sie so an politischer und momentaner wirkung einbüsst, bringt sie durch dauernde künstlerische werte mehr als reichlich ein. Zu den politischen liedern stellt verfasser eine gruppe von versen, in denen der dichter sich über gesellschaftliche und staatliche zustände äussert, in unverhülltem hass gegen die feudalpartei, mit überwindender satire, mit lächelndem humor gegenüber konventioneller heuchelei, staatskalenderern nnd 'kleinen, regierungslustigen mitkreaturen.' Soziales empfinden besass Storms in hohem grade, aber soziale lieder, die not und elend darstellen, hat er nicht gedichtet.

In der frühe eines köstlichen maimorgens musste Storms sein liebstes begraben (1865). Tiefe schatten senken sich über den verlassenen hernieder, der sonnenschein ist aus seinem leben ausgelöscht. Jäh zuckt neue lebensfreude auf, um alsbald wieder zusammenzusinken, lockende bilder des unsterblichkeitsgedankens tauchen verheissend empor, damit 'unerbittliches licht' sie alsbald zerstöre; empfindungen und stimmungen, wie sie der tod beschwört, weniger tod und todesstunde selber, bezeichnen die gefühlskomplexe, die jetzt noch einmal die lyrische produktion stärker beleben. Und ein altes motiv erhält neue nahrung: das schnelle vergessenwerden der toten. Allein seit die lyrische quellkraft im anfang der fünfziger jahre einmal stockte, nimmt sie immer mehr ab, wenn sie auch gelegentlich wieder stärker hervorbricht. Storms lyrik wird mehr und mehr von seiner novellistik verschluckt. Verfasser trägt zur erklärung dieser schwer zu begreifenden erscheinung einiges bei: Storms lyrik erwächst aus dem erlebnis, der kreis der stimmungen und situationen ist nicht weit und verengt sich immer mehr. Die vornehmste quelle war die liebe, aber nachdem die erregbarkeit der jugend beruhigt, vermag liebeslust und leid das glück ruhigen besitzes nicht mehr zu erschüttern. Erst der tod der geliebten frau bewirkte eine schmerzliche belebung solcher gefühle, und starke, nach aussprache drängende erregung verursachte ihm das geschick Schleswig-Holsteins und die sehnsucht nach der heimat. Danach verklingen

auch diese töne. — Zur natur hat Storm ein inniges verhältnis, aber nicht wie der junge Goethe sucht er ihr inneres zu enthüllen, in ihr herz zu dringen, ihm genügt das einssein mit ihr. Und nicht wie Eichendorff vermag er seine landschaft immer neu zu gestalten, 'er hat jedes seiner naturmotive nur einmal vollwertig ausgeschöpft' (s. 104). Nur die heimische landschaft schenkte ihm lieder, von der umgebung Potsdams, Heiligenstadts ist nichts in seine lyrik eingegangen. Einen weiteren grund hat die sparsamkeit der gedichte in scharfer selbstkritik und der 'künstlerischen keuschheit', mit der er seine lyrik übte. An all dem ist sicher etwas richtiges, allein zur vollen erklärung genügt es natürlich nicht. Das lyrische empfinden Storms stirbt nicht, es geht in die novellen ein, die die künstlerische ausdrucksform seines alters darstellen.

Die heimatliche **natur** entlockt auch dem entfernten anfangs noch einige lieder, dann aber verschwindet sie mehr und mehr, und als er zurückgekehrt, erblüht sie neu und reich in seinen novellen. Aber sie stellt sich ihm jetzt weniger in meer und heide dar, denn in haus, hof und garten. So haben wir einerseits eine einengung, andererseits eine erweiterung des naturkreises. Auch im einzelnen macht sich eine grössere intimität der behandlung bemerkbar. Immer noch herrschen mittags-, abend-, nachtstimmungen vor; doch der mond verschwindet fast. In den sinnesqualitäten zeigt sich eine deutlich spürbare wandlung: die geruchseindrücke verlieren sich, dagegen schärft sich das gehör ('Meeresstrand'). Die naturbeseelung tritt zurück, ebenso wie die beseelung von gefühlen und körperteilen zunimmt und abnimmt mit der liebeslyrik, dagegen belebt er klänge gern. So lässt sich im allgemeinen seit 1853 eine abwendung von dem stilmittel der beseelung feststellen. Die praxis entspricht der theorie, wenn die personifikation aus der alterslyrik völlig schwindet (vgl. Niendorfkritik).

*

Das jahr 1868 emfand Storm selbst als einen lebensabschnitt, der ihn zu einem rückblick auf leben und arbeit hindrängte; er fasste seine dichtungen zum erstenmal in einer gesamtausgabe zusammen. Seine produktion ruht, sein schöpferisches vermögen scheint gehemmt; er wendet sich seiner kritischen anthologie, dem hausbuch aus deutschen dichtern zu. Um so kraftvoller entfaltet sich dann seine novellistische gestaltungskunst. Allein der lyrische quell fliesst nur noch spärlich (IV. kap. Alterslyrik). Die schweren erlebnisse des alternden hinterlassen auch in den gedichten (mehr noch in den novellen) ihre spur, aber aus dunklen schatten erblüht wieder der milde strahl des humors, der auch viele seiner späteren verse übersonnt. Seine gedichte blicken mit sehnsuchtsaugen in die jugend, in die vergangenheit: es entsteht das meisterstück 'Über die heide' (1875), so sucht er in den fiedelliedern den ton der jugend wieder zu treffen, so greift er noch einmal zum ritornell (W. 271). Vergehen und vergessen üben schmerzliche gewalt auf den gealterten, aber kein sentimentales spiel, kein seliges erinnern, sondern trostlose, frostige wirklichkeit ist es, die ihn bewegt. Eine neigung zur aussprache in kurzen sprüchen, widmungen, gelegenheitsgedichten, lyrischen einlagen in den novellen, die von liebe, vergehen und tod sprechen, bildet sich aus. Die arbeit an der 'Wald- und wasserfreude' hat dem dichter sein letztes lied geschenkt ('Verirrt'). Noch einmal schlägt er polemische töne gegen Geibel an. Und dann ist es zuletzt wieder der tod, der mit magischer gewalt von seinem empfinden und schauen besitz nimmt.

Bei der betrachtung der natur in Storms alterslyrik muss man die neuen fiedellieder als eine besondere gruppe ausscheiden, weil sie sich bewusst an die jugendlyrik anschliessen und somit die bestandteile Eichendorffscher lyrik wieder hervorholen. Im übrigen setzt sich die angedeutete entwickelung fort: das meer verschwindet, aber 27 jahre nach 'Abseits' entsteht 'Über die heide'! Der wald taucht wieder auf. Der herbst ist die jahreszeit des alters, aber der herbststimmung fehlt das hoffnungsvolle; wärme und behagen aber atmet immer noch die schilderung des abends; der wind ist wie dem kinde so dem greise ein lieber vertrauter. Auch am poetischen bilde hat die natur nicht mehr den anteil wie früher. Eine auffällige stilistische fortentwickelung zeigen gedichte wie 'Geh nicht hinein!', 'Ein sterbender'. Die beobachtung ist schärfer, die wiedergabe realistischer, die sprache tritt demgemäss aus dem 'poetischen' ausdruckskreis heraus, der rhythmus ist hart und stossend, die konstruktion abrupt und verschachtelt, der reim fehlt. Man braucht nicht gleich von naturalistischem stil zu reden, aber eine hinneigung dazu tritt wie in den späteren novellen so auch in diesen gedichten zutage. Es handelt sich nicht um einen neuen stil, nicht um eine stilwandlung auf grund veränderter künstlerischer überzeugung, sondern um neue durch den gegenstand bewirkte und bedingte ausdrucksmöglichkeiten, die sich nicht erst jetzt entwickeln, sondern schon in der vorhergehenden periode hervortreten: das zuerst genannte gedicht gehört dem jahre 1878–79, das letzte dem jahre 1863 an.

Den schluss des ersten teils bildet eine den zeitraum seit 1843 umfassende besprechung der metrik und melodik nach wortakzent und versakzent, takt, vers, strophe, reim und anderen musikalischen elementen; schon die zusammenfassung der letzten drei perioden beweist, dass eine 'wesentliche entwickelung' der metrischen kunstform nicht vorliegt.

Alles in allem: 'eine auffallende entwickelung hat Theodor Storm als lyriker nicht gehabt. Sie bietet der darstellung nicht scharfe wendungen und ragende marksteine als bequeme zielpunkte. Ein crescendo und decrescendo des schaffens, ein leises erweitern, verengen und verschieben des motiv- und naturkreises, das stärkere hervortreten der einen oder anderen seite seines wesens, kleine stilistische wandlungen unterscheiden die gedichte der verschiedenen zeiten voneinander (s. 130)'.

*

Der zweite teil der arbeit bringt zunächst (V. kap.) auf einigen seiten eine zusammenfassung der theoretischen äusserungen Storms über das wesen der lyrik. Allein diese frage verlangt eine gesonderte behandlung, wenngleich die knappe herausstellung der hauptgesichtspunkte, die Herrmann bietet, dankenswert ist. Ich muss es mir daher auch versagen, das material nachzutragen, das sich aus Storms briefen an Friedrich Eggers, die Herrmann nur bei der korrektur benutzen konnte, gewinnen lässt.

Das künstlerische schaffen Storms oder besser die art seines künstlerischen schaffens bildet den gegenstand des letzten (VI.) kapitels. Aus dem gleichen grunde wie vorher muss ich auch hier darauf verzichten, an dieser stelle die mannigfaltigen aufschlüsse zu verwerten, die die genannten briefe sowie Gertrud Storms biographie bieten. Storm konnte seine poesie nicht kommandieren, sie kommandierte ihn. Die künstlerische gestaltung erwächst in einigen fällen, die wir beobachten können, unmittelbar aus dem erlebnis. Mit der inneren gestaltung ist die form in ihren grundzügen gegeben, sodass uns der einblick in dies stadium

des schaffens verwehrt ist. Aber auf den energischen entwurf folgte eine lange, suchende, prüfende pflege; manche verse hat er immer wieder vorgenommen. Das angefügte verzeichnis der lesarten gewährt uns einen lehrreichen einblick in diese bemühungen, die zwar zumeist die form betreffen, gleichwohl dem vollen ausdrucke des lyrischen gehalts formale rücksichten opfern. Die stilistischen änderungen sind von dem streben nach höherer einfachheit diktiert, besonders bei der durcharbeitung der jugendgedichte. Die meisten lesarten ergeben die klanglichen abtönungen.

Der anhang enthält eine Ergänzung zu den literaturangaben in Schützes Stormbiographie, 2. Aufl. 1907, von nicht weniger als 60 nummern. Weiter ein Verzeichnis der datierbaren gedichte. Nach Gertrud Storm müssen hier eingereiht werden: 'Morgens' (W. 215–16) 1845 (s. 180); 'April' (W. 230) mai 1853 (s. 217); 'Junge liebe' (W. 300) erster entwurf 1837 (s. 149); 'Oktoberlied' (W. 191–92) 28.–29. oktober 1848 (s. 191); 'In der frühe' (W. 225) 25. dezember 1851 (s. 206–7).

Es folgt ein Verzeichnis der druckorte mit angabe des ersten druckes jedes gedichts, dann ein Chronologisches verzeichnis der lesarten: zu s. 167, 'Junge liebe', nr. 46 ff. wären die ersten beiden strophen des ersten entwurfes von 1837 zu vergleichen, die Gertrud Storm a. a. o. s. 149 bietet; zu s. 175, 'Geschwisterblut', nr. 152, 153, die beiden unchristlichen, kraftvollen und glühend-sinnlichen schlussstrophen der ersten fassung, besonders der letzten strophe gegenüber wirkt die endgiltige, inhaltliche und formale umänderung matt und schwächlich (ebd. s. 212):

Erste fassung:	Endgiltige fassung:
Sie gab ihm ihren süssen mund, Doch war sie bleich zum sterben. Sie sprach: So ist die stunde da, Dass beide wir verderben'.	Die schwester von dem nacken sein Löste die zarten hände: 'Wir wollen zu vater und mutter gehen; Da hat das leid ein ende.'

Eine liste der abweichungen der neueren drucke von der ausgabe letzter hand, sowie ein register der gedichte (nach ihren anfängen) mit hinweis auf die stellen, wo von diesen gehandelt wird, und auf die betreffenden lesarten, beschliessen den anhang, der viel arbeit und höchst wertvolle angaben enthält.

Fleiss, umsicht, scharfsinn und geschmack haben in der vorliegenden arbeit einen der wertvollsten beiträge sur Stormliteratur geschaffen. Innerlich begründete periodisierung, übersichtliche anordnung des stoffes, die in vierfacher wiederholung dieselben gesichtspunkte durchführt, eindringende analyse nach gehalt und form ergeben ein zusammenhängendes und klar gestuftes bild der künstlerischen entwickelung, die aus romantischer verbrämung und unselbständigem nachempfinden den weg findet zur schöneren wirklichkeit der schleswig-holsteinischen heimat, deren herz in Storms poesien schlägt, deren antlitz er unvergänglich geprägt, und durch heisses bemühen um den höchsten adel der form zu immer reinerer offenbarung eigenen wesens und erlebens. Freilich war dem verfasser gut vorgearbeitet, sein schifflein hatte meist gewiesenen kurs, und er konnte sich einer ausgebildeten methode bedienen; aber er hat beide vorteile mit geschick und feinsinn genutzt. Gleichwohl muss nunmehr der analyse ergänzend die synthese sich gesellen, die das lyrische kunstwerk in den mittelpunkt der ästhetischen betrachtung rückt und die feineren probleme des dichterischen organismus löst. Auch in materieller

hinsicht ist zunächst von der vollendung des lebensbildes durch des dichters tochter noch vieles zur geschichte der Stormschen lyrik zu erwarten.

DANZIG. CARL MEYER.

Paul Wüst, Gottfr. Keller und Conr. Ferd. Meyer in ihrem persönlichen und literarischen verhältnis. Leipzig, H. Haessel 1911. XI, 197 s. 3,50 m.

Wir wissen längst, dass die beiden Züricher nachbarn Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer grundverschiedene dichter und sich dessen auch vollkommen bewusst waren, dass sie in diesem gefühl persönlich sorgsam umeinander herumgegangen sind und sich etwa in einem Züricher dioskurendenkmal gar seltsam ausnehmen würden. Zu einem anderen ergebnis kommt auch das buch von Wüst nicht. Dennoch ist es durchaus nicht ohne wert, auch nicht von so unverhältnismässiger und ärgerlicher breite, wie es auf den ersten blick scheinen könnte. Trotz sehr geringen neuen ergebnissen sachlicher art kann man daraus lernen, weil es methodisch gut gearbeitet ist. So bietet ja auch z. b. Kösters kleines meisterwerk über die 'Geharnschte Venus' weit mehr als die lösung einer an sich wenig wichtigen verfasserfrage.

Eine 'Chronik der beziehungen' (s. 104) zwischen den beiden dichtern ist es, was Wüst in zwanzig sauber abgegrenzten kapiteln uns vorführt. Um 1870, also als reife menschen, treten sich beide zuerst gegenüber. Neben seltenen förmlichen besuchen folgen sich sparsame, wohl überlegte briefchen, die zumeist an die gerade vorher erschienenen schriften der beiden anknüpfen, für deren übersendung danken. Diese akten werden von Wüst sorgsam revidiert und interpretiert; von buch zu buch, von blatt zu blatt führt er uns und zeigt uns des verbindlichen Meyer schüchternes handreichen und des so wenig verbindlichen Keller gemessene zurückhaltung mit ihrer oft geradezu abschreckenden kühle und trockenheit. Es ist kein spannendes drama wie das langsame werden der freundschaft zwischen Goethe und Schiller; eine eigentliche entwicklung liegt überhaupt kaum vor und zu einer freundschaft zwischen beiden ist es ja nie gekommen. Überall geben die gegensätze — kapitel 10 behandelt sie im zusammenhang — als das primäre den ausschlag, die spärlichen übereinstimmungen — und Wüst überschätzt sie noch nach meinem gefühl — wirken fast mehr nur als retardationen. Es bleibt bei blossen 'beziehungen', und diese beziehungen waren zumal in den letzten jahren, wie der verf. es gut ausdrückt (s. 148), 'diplomatisch geregelt wie die zwischen zwei grossmächten, deren grenzen sich nun einmal berühren, die keine sympathie des blutes für einander empfinden, aber beide von der notwendigkeit überzeugt sind, im beiderseitigen interesse und zur wahrung des politischen gleichgewichts sich zu vertragen und nicht an einander vorbeizusehen.'

Wir schätzen es, dass Wüst der gefahr, ein thesenbuch zu schreiben, eine künstliche zweieinigkeit zu konstruieren, zu entgehen gewusst hat. Betsy Meyer hat einmal geschrieben: 'Sie erscheinen mir, wie zwei demselben starken boden entwachsene, denselben rauhen winden ausgesetzte bäume, die in einiger entfernung der eine vom andern, jeder in seiner art, wie nussbaum und eiche, in die breite und die höhe gehen.' Bei Wüsts sinnigem zusatz: 'Ich glaube, dass die baumkronen doch hier und da, wenn die luft danach gieng, ineinander wehten' (s. 159), wird es sein bewenden haben.

Ist das resultat Wüsts also nicht gerade neu, so ist es doch immer ein resultat, dasjenige, was uns bisher nur das subjektive gefühl gesagt hatte, jetzt objektiv bewiesen zu sehen. Überall zeigt sich der verf. als guter kenner der schon recht beträchtlichen Keller- und Meyerliteratur, mit der er sich in einem grösseren anhang von noten vielfach auseinandersetzt. Aber nicht nur mit sicherem wissen, sondern auch mit psychologischem feingefühl für menschen und dichtungen hat er sein nur zuweilen bis zur pedanterie sauberes und bis zur subtitität feines buch geschrieben, in dem für jeden einzelnen der beiden und viele ihrer werke manche förderlichen beobachtungen und urteile abfallen.

BERN. HARRY MAYNC.

Konrad Hentrich, Wörterbuch der nordwestthüringischen mundart des Eichsfeldes. Gedruckt mit unterstützung des Vereins für thüringische geschichte und altertumskunde. Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht, 1912. VIII, 109 s. 4 m.

Hentrich arbeitet an einer grammatik seiner mundart für die Bremersche sammlung und legt uns einstweilen diejenigen ergebnisse seiner aufnahme der mundart vor, die sich auf den wortschatz beziehen, soweit derselbe sich entweder vom schriftdeutschen unterscheidet in bedeutung, bildung oder geschlecht oder ihm gänzlich fehlt, ferner kulturhistorisch bedeutsame ausdrücke und eine anzahl sprachlich bemerkenswerter flurnamen — diese leider nur in lautschrift, ohne nebenstehende übersetzung. Er tut mit dieser getrennten veröffentlichung recht, denn eine grammatik ist kein idiotikon, kann und soll es nicht sein. Das vorliegende 'Wörterbuch' ist nicht nach der alphabetischen reihenfolge angelegt, sondern es bringt seinen stoff in gruppen, wodurch die übersichtlichkeit bedeutend gewinnt, wenn man auch gelegentlich an mehreren orten suchen muss bis man findet was man wissen will; so steht z. b. das zeitwort das bedeutet 'junge werfen' sowohl für das reh (*lamə*) wie für den hasen (*ju̜və*) in der abteilung 9. hof, *c* vieh, während auch sowohl die abteilung 10. feld, als 11. wald je eine unterabteilung 'tiere' aufweisen. Auch bei dem worte für bienenkönigin (*wīzr*) wird man nicht von vornherein klar sein, ob man es unter dem vieh des hofes oder den tieren des gartens, feldes oder waldes suchen soll. Schliesslich überwiegen aber wohl doch die vorteile der einteilung nach bedeutungsgruppen.

Was die lautbezeichnung betrifft, so ist es im grossen und ganzen diejenige der Bremerschen sammlung, nur dass — aus typographischen gründen? — für den stimmhaften velaren reibelaut statt des üblichen ags. ʒ ein neues fremdartiges zeichen eingeführt ist, und dass die offene eigenschaft von vokalen durch ein untergesetztes häkchen bezeichnet ist, das bei Bremer näselung angibt. Die bedeutung der lautzeichen ist vorne tabellarisch kurz aber im allgemeinen genügend angegeben. Nur genügt es meines erachtens nicht, zu sagen '*z*, *ž* = stimmhafte alveolare reibelaute' und '*s*, *š* = stimmlose alveolare reibelaute'. Gerade mundart wörterbücher werden sehr oft auch von volkskundeforschern, kulturhistorikern, ort- und flurnamenforschern benutzt, die da nicht wissen, dass man mit *š* und *ž* unseren *sch*-laut und seine stimmhafte entsprechung zu bezeichnen pflegt.

Auch die akzentbezeichnung reicht oft nicht aus. Zwar scheint im grossen und ganzen die betonung die gleiche zu sein wie in der schriftsprache; aber gar oft ist man doch nicht sicher, so z. b. bei *frānliχnām* (s. 95) 'fronleichnam', s. 38

auch im sinne 'die besten kleider' aufgeführt, s. 10 *tulīrə* 'fiebern, phantasieren', s. 67 *pārtsəlīn* 'porzellan' und *zālfetn* 'serviette' und in anderen fällen.

Wie es mit der aufnahme oder nichtaufnahme zu halten ist, das wird manchmal schwer zu entscheiden sein. Gar mancher dem bekannt ist, dass dieses oder jenes wort in der einen oder anderen mundart eine besondere gestalt hat, oder dass sich verschiedentlich besonders altertümliche wörter erhalten haben, der möchte sich überzeugen, wie es damit in der vorliegend bearbeiteten mundart steht. Hierüber gibt einem dieses wörterbuch nicht immer aufschluss. So z. b. fehlt das mhd. *menen* 'die zugtiere, bes. die am pflug, führen'. Heisst das fehlen nun soviel als 'das wort hat die lautgesetzlich regelmässige gestalt' oder 'das wort ist nicht vorhanden'? Ebenso finde ich nicht 'biene'. Und doch fragt man sich, geht dieses in der ma. sicher vorhandene wort nun zurück auf mhd. *bin*, *bine* f. oder *bine* n. oder etwa auf *imbe*?

Sehr schmerzlich vermisse ich s. 45 f. unter 6. *b*, kindesfrohsinn, die eichsfeldische bezeichnung für die freistatt (beim fangen und ähnlichen spielen, pax, ruhe, ruhhaus, schlag), deswegen, weil manche mundarten hier uralte, vielleicht auf das kirchliche asylrecht, wenn nicht gar auf vorchristliche gepflogenheiten zurückgehende wörter besitzen — vgl. dänisch *hille*.

Dass verf. grundsätzlich auf jede etymologie verzichtet hat, wird mancher mit mir bedauern, so z. b. bei *falgīkr* 'art zervelatwurst, eichsfeldische nationalwurst' (s. 41), oder bei *gurraimə* 'langsam kochen, braten lassen' (s. 42), ebenso wie man wohl gerne in der unterabteilung 'Ausdrücke der musikantensprache' (s. 99), sowie unter 16. 'Geschäftsverkehr und reise' gerne die deutschen, romanischen, jüdischen und kundenwörter getrennt gesehen hätte.

Gelegentlich sind auch sonst jüdische ausdrücke eingedrungen: s. 33 lesen wir *šāwəsrok* als bezeichnung des sonntagsrock, freilich ohne zu erfahren, ob diese bezeichnung nur im scherze gebraucht wird — wie etwa *šawəsdekl* 'steifer hut' in der Nürnberger gegend — oder allgemein, auch im ernste.

Mitunter lässt die angabe der bedeutung zweifel zu. So ist s. 41 *wek* erklärt als 'geformte butter'. Heisst die butter stets *wek*, wenn sie nur überhaupt geformt ist? Oder geht etwa das *wek* auf eine bestimmte — wohl zwiefach keilige — form, die eben bei der butter üblich ist?

Manchmal ist es schwer, für dinge die dem schriftsprachlichen ideenkreis ferne liegen, eine erklärung zu wählen, die nun allen Deutschen verständlich ist, so z. b. s. 45 bei *šos* und seinen bedeutungsverwandten. Statt des wohl ebenfalls nur mundartlichen 'knipper' wäre wohl besser als das am allgemeinsten verständliche das freilich nicht gerade schöne 'schnellkugel' gewählt worden.

Bedeuten (s. 46) wirklich *flitsəpōʒn* und *orməst* beide 'armbrust' und nicht vielmehr das erstere 'bogen'?

Was ist wohl ein 'nabelring', als was s. 70 das eichsf. *nāwlriŋkn* erklärt wird?

Angesichts des umstandes, dass unter zwetsch(g)e fast jede gegend etwas anderes versteht, wäre wohl s. 78 das eichsf. *kwatšn* besser durch den botanischen namen als durch 'zwetsche' erklärt worden.

Meinen die s. 80 aufgeführten *špalsn* wirklich 'grannen', nicht vielmehr die 'spelzen', d. h. die häutigen hülsen der einzelnen körner z. b. beim weizen, beim hafer?

Da uns s. 84 mitgeteilt wird, dass das wort, das anderswo die ratte bedeutet, *rāts*, im Eichf. den iltis bezeichnet, so möchte man natürlich wissen, wie nun dort die ratte genannt wird.

Eine unstimmigkeit scheint es mir, wenn s. 102 *morjnkrošn* (richtig mit *o* neben den folgenden?) als mariengroschen, *krešn*, *gūdnkrešn* und *zi̧lwrkrešn* als groschen, *gi̧ln* als gulden, dagegen *wisfenək* als frühere münze erklärt wird. Jene bezeichnen doch ebensogut frühere münzen wie der weisspfennig.

An offenbaren druckfehlern sind mir folgende aufgefallen: s. 9 *påkåzə* 'bande' wohl zu lesen *påkā̊žə*, s. 67 *trinknstånə* 'holzbierkrug' lies °*štånə*, s. 80 *månkorn* 'roggen mit weizen gemischt' lies *månkhorn*, s. 64 fehlt bei *tērfā̊l* türpfosten die angabe des geschlechtes, s. 99 muss in den worten '*holsšpeldr* m. holz zerkleinern' irgend etwas nicht in ordnung sein. Aber was?

Die vorstehenden bemerkungen sind nicht gemeint als tadel, sondern als vorschläge und beiträge zu dem anhang, den der verfasser s. V in aussicht stellt, und ich wende mich nun dem zu, was über inhalt und vollständigkeit des wörterbuchs zu sagen ist, das so ziemlich alles enthält was innerhalb des mundartlichen gedankenaustausches zur sprache zu kommen pflegt, einschliesslich einer anzahl dem soldatenleben angehöriger wörter und wendungen; auch gemeindeeinrichtungen sind nicht vergessen, und sehr willkommen ist das verzeichnis beachtenswerter mundartlicher namensformen eichsfeldischer ortschaften s. 93.

Willkommen wird ferner dem volkskundeforscher sein, dass Hentrich, s. 32 ff., in abteilung 4 kleidung, gerade noch vor torschluss die mit der alten tracht aussterbenden bezeichnungen für die teile derselben festgelegt und erklärt hat, wie auch sonst gar manches zur volkskunde sich zeigt, z. b. in der bezeichnung *mā̊rəktri̧kn* 'alpdrücken' (s. 15), in den abteilungen haus, hof, feld.

Sehr wichtig ist auch für die vergleichende mundartenkunde die abteilung 14: kirche, kirchliche einrichtungen, religion, deswegen weil ja das Eichsfeld die einzige gegend ist, in der altüberkommene thüringische mundartwörter für besondere einrichtungen der katholischen kirche vorkommen können.

Einen schier unglaublichen reichtum besitzt die sprache an bezeichnungen für die begriffsgruppen faul, lodderig, unordentlich, wüster gesell, schmutzfink, für zu hastiges oder allzu langsames sprechen, an flüchen und schelten aller art, an scherzhaften und verhüllenden bezeichnungen für jede art des *corriger la fortune* und die die es tun, für alle arten des alkoholgenusses und übergenusses, wie das wohl in den meisten mundarten der fall ist.

Zwischen den zeilen lässt schon dieses wörterbuch manches durchschimmern, was eigentlich erst der grammatik und vielleicht noch anderen mundartarbeiten des verfassers vorbehalten ist. So eröffnen sich schon jetzt ausblicke insbesondere auf bildung von partizipien und adverbien dazu wie in *štilšwīni̧nks* 'stillschweigend' (s. 105), auf erhaltung des suffixes germ. *iþō*, *iðō* in abstrakten zu adjektiven wie *klentə* zu klein (s. 19 f.). Aber auch ausblicke auf uraltes kulturgut, z. b. zählweisen ergeben sich, wenn wir s. 109 lesen, dass im garten für zwanzig gesagt wird *štī* oder *štīje*, dass der vorletzte *ōnainlestə* heisst.

Bei den zahlreichen fremdwörtern lässt sich – ausser den üblichen lautsubstitutionen – das walten der volksetymologie verfolgen, so wenn aus massakrieren wird *mortsåkərīrə* (s. 63).

Wir begrüssen das vorliegende wörterbuch mit freuden und erwarten mit spannung das erscheinen der grammatik in Bremers sammlung.

ERLANGEN. AUGUST GEBHARDT.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaktion ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu rezensieren. Eine zurücklieferung der rezensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

Arnim, Achim v. – Hartmann, Max, Ludw. Achim von Arnim als dramatiker. [Breslauer beiträge zur lit.gesch. 24.] Breslau, Ferd. Hirt 1911. (IV), 132 s. 3,40 m.

Arthur-sage. – Arthurian legends or the Hebrew-German rhymed version of the legend of king Arthur, published for the first time from manuscripts and the parallel text of editio Wagenseil together with an introduction, notes, two appendices and 4 facsimiles by L. Landau. [A. u. d. t.: Hebrew-German romances and tales and their relation to the romantic literature of the middle ages. I. – Teutonia . . . hrg. von W. Uhl. 21.] Leipzig, Ed. Avenarius 1912. LXXXV, 249 s. und 4 facs. 6 m.

Baumann, Alexander. – Jaffé, Walther, Alexander Baumann (1814–57). Ein beitrag zum Wiener literarischen vormärz und zum volkstümlichen lied in Österreich. [Forschungen zur neueren lit.gesch. hrg. von F. Muncker. 42.] Weimar, Al. Duncker 1913. XX, 140 s. und 10 lichtdruckbeilagen. 9,60 m.

Bēowulf mit ausführl. glossar hrg. von Moritz Heyne. 10. aufl., bearb. von Levin L. Schücking. Paderborn, Schöningh 1913. XI, 329 s. 6 m.

Berger, Jakob, Die laute der mundarten des St. Galler Rheintals und der angrenzenden vorarlbergischen gebiete. [Beiträge zur schweizer-deutschen gramm. hrg. von Alb. Bachmann. 3.] Frauenfeld, Huber & co. 1913. (VIII), 231 s. und 3 karten. 6 m.

Bohnenberger, Karl, Die mundart der deutschen Walliser im heimattal und in den aussenorten. [Beitr. zur schweizer-deutschen gramm. 6.] Frauenfeld, Huber & co. 1913. XVI, 281 s. und 1 karte. 8 m.

Brant, Sebastian, Das narrenschiff. Faksimile der erstausgabe von 1494 mit einem anhang enthaltend die holzschnitte der folgenden originalausgaben und solcher der Locherschen übersetzung und einem nachwort von Franz Schultz. [Jahresgaben der Gesellsch. für elsäss. literatur. 1.] Strassburg, Trübner 1913. (IV), 327 + LVI s. geb. 15 m.

Brietzmann, Franz, Die böse frau in der deutschen literatur des mittelalters. [Palaestra 42.] Berlin, Mayer und Müller 1912. VII, 236 s. 4 m.

Burdach, Konrad, Vom mittelalter zur reformation. Forschungen zur geschichte der deutschen bildung, hrg. im auftrage der kgl. preuss. akademie der wissenschaften. 2. band: Briefwechsel des Cola di Rienzo hrg. von Konr. Burdach und Paul Piur. 3. teil: Kritischer text, lesarten und anmerkungen. 4. teil: Anhang. Urkundliche quellen zur geschichte Rienzos, Oraculum angelicum Cyrilli und kommentar des Pseudo-Joachim. Berlin, Weidmann 1912. (II), XIX, 471 s. und 3 taff.; XVI, 354 s. 16 und 12 m.

Cederschiöld, Wilhelm, Studier över genusväxlingen i fornvästnordiska och fornsvenska. [Sonderdruck aus Göteborgs kungl. vetenskaps- och vitterhets- samhälles handlingar, fjärde följden. XIV.] Göteborg, Wettergren & Kerber 1913. XI, 144 s. 4. 3 kr.

Cosquin, Emmanuel, La légende du page de Sainte Élisabeth de Portugal et les nouveaux documents orienteaux. [Extrait de la Revue des questions historiques, oct. 1912.] Paris 1912. (II), 47 s.

– Les Mongols et leur prétendu rôle dans la transmission des contes indiens vers l'occident européen. Étude de folk-lore comparé sur l'introduction du 'Siddhi Kûr' et le conte du 'Magicien et son apprenti'. [Extrait de la Revue des traditions populaires 1912.] Niort, G. Clouzot 1913. (II), 128 s.

Doneldey, Arnoldus. – Willeke, Franz, Das arzneibuch des Arnoldus Doneldey. [Forschungen und funde hrg. von Franz Jostes. III, 5.] Münster, Aschendorff 1912. (IV), 71 s. 2 m.

Eckhart, Meister. – Strauch, Philipp, Meister Eckhart-probleme. Rektoratsrede. Halle, Niemeyer 1912. 38 s. 1 m.

Edda (Sæmundar). – Sämunds Edda översatt från isländskan av Erik Brate. Stockholm, P. A Norstedt & söner 1913. XVI, 388 s. 6 kr.

Edda (Snorra). – Die prosaische Edda im auszuge nebst Vǫlsunga saga und Nornagests þáttr. Mit ausführlichem glossar hrg. von Ernst Wilken. 2. verbesserte auflage. Paderborn, Schöningh 1912–13. I (text): XV, 264 s. 4 m.; II (glossar): VII, 284 s. 6 m.

– – van Eeden, Willem, De Codex Trajectinus van de Snorra Edda. [Amsterdamer dissert.] Leiden, Eduard Ijdo 1913. (X), CXXVIII, 156 s.

Feist, Sigmund, Kultur, ausbreitung und herkunft der Indogermanen. Berlin, Weidmann 1913. XII, 573 s. und 5 taff. 13 m.

Gilm, Hermann, von. – Herm. v. Gilms familien- und freundesbriefe, hrg. von Moritz Necker. [Schriften des Liter. vereins in Wien. 17.] Wien 1912. XXXII, 351 s. geb.

Golther, Wolfgang, Die deutsche dichtung im Mittelalter, 800–1500. Stuttgart, Metzler 1912. VIII, 602 s. 6,75 m.

Goethe. – Brandt, Hermann, Goethe und die graphischen künste. [Beitr. zur neueren lit.gesch. hrg. von Max frhr. von Waldberg. 2.] Heidelberg, Winter 1913. X, 130 s. und 8 taff. 4,80 m.

– Kettner, Gust., Goethes Nausikaa. Berlin, Weidmann 1912. V, 74 s. 1,60 m.

Grillparzer. – Grillparzers gespräche und die charakteristiken seiner persönlichkeit durch die zeitgenossen, gesammelt und hrg. von August Sauer. 2. abteilung: Gespräche und charakteristiken (1863–71). [Schriften des Liter. vereins in Wien. 15.] Wien 1911. XXXIV, 359 s. geb.

Gusinde, Konr., Schönwald. Beiträge zur volkskunde und geschichte eines deutschen dorfes im polnischen Oberschlesien. [Wort und brauch . . . hrg. von Th. Siebs und M. Hippe. 10.] Breslau, M. & H. Marcus 1912. (VIII), 80 s. 1 m.

Hahn, Louis, Die ausbreitung der neuhochdeutschen schriftsprache in Ostfriesland. [Teutonia 24.] Leipzig, Avenarius 1912. XIX, 256 s. 6 m.

Hanke, Lothar, Die wortstellung im schlesischen. [Wort und brauch 11.] Breslau, M. & H. Marcus 1913. XIV, 112 s. 4 m.

Hartmann von Aue. – Riemer, Guido C. L., Wörterbuch und reimverzeichnis zu dem Armen Heinrich Hartmanns von Aue. [Hesparia, hrg. von Herm. Collitz. 3.] Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1912. (II), 162 s. 3 m.

Hebbel. – Dosenheimer, Elise, Friedr. Hebbels auffassung vom staat und sein trauerspiel 'Agnes Bernauer'. [Untersuchungen zur neueren sprach- und lit.gesch., n. f. 13.] Leipzig, Haessel 1912. (VII), 220 s. 4,60 m.

Hebbel. Gubelmann, Albert, Studies in the lyric poems of Friedr. Hebbel. The sensuous in Hebbels lyric poetry. New Haven, Yale university press 1912. XVIII, 317 s. geb. 2 doll.

– Hirth, Friedr., Aus Friedr. Hebbels korrespondenz. Ungedruckte briefe von und an den dichter nebst beiträgen zur textkritik einzelner werke. München und Leipzig, Georg Müller 1913. 180 s.

– Sickel, Paul, Friedr. Hebbels welt- und lebensanschauung nach den tagebüchern, briefen und werken des dichters. [Beiträge zur ästhetik begr. von Th. Lipps und Rich. M. Werner. 14.] Leipzig und Hamburg, Leop. Voss 1912. VIII, 234 s. 6 m.

Herzog, Rudolf, Die schlesischen musenalmanache von 1773–1823. [Breslauer beiträge zur lit.gesch. 23.] Breslau, Ferd. Hirt 1912. (VI), 154 s. 3,80 m.

Hildebrandslied. – Pongs, Hermann, Das Hildebrandslied, überlieferung und lautstand im rahmen der ahd. literatur. [Marburger dissert.] Marburg 1913. (VII), 208 s.

Holtei. – Moschner, Alfred, Holtei als dramatiker. [Breslauer beiträge zur lit.gesch. 28.] Breslau, Ferd. Hirt 1911. (VIII), 185 s. 4,60 m.

Immermann. – Wohnlich, Oskar, Tiecks einfluss auf Immermann, besonders auf seine epische produktion. [Sprache und dichtung ... hrg. von H. Mayne und S. Singer. 11.] Tübingen, Mohr 1913. XI, 72 s. 3 m.

Immessen, Arnold, Der sündenfall, mit einleitung, anmerkungen und wörterverzeichnis neu hrg. von Friedr. Krage. [German. bibliothek hrg. von W. Streitberg II, 8.] Heidelberg, Karl Winter 1913. (VI), 250 s. 6,40 m.

Jellinek, Max Herm., Geschichte der neuhochdeutschen grammatik von den anfängen bis auf Adelung. [German. bibliothek II, 7 [1].] Heidelberg, Winter 1913. X, 392 s. 7,50 m.

Jungbauer, Gustav, Bibliographie des deutschen volksliedes in Böhmen. [Beiträge zur deutsch-böhmischen volkskunde ... geleitet von Ad. Hauffen. 11.] Prag, J. G. Calvesche buchhandlung 1913. XLVII, 576 s. 6 m.

Jung Stilling. – Stecher, G., Jung Stilling als schriftsteller. [Palaestra 120.] Berlin, Mayer & Müller 1913. VIII, 280 s. 7,80 m.

Junk, Viktor, Gralsage und graldichtung des mittelalters. [Sitzungsberichte der kais. akademie der wissensch. in Wien, phil.hist. kl. 168, 4.] 2. aufl. Wien, Alfr. Hölder 1912. (II), 193 s. 4,30 m.

Kauffmann, Friedrich, Deutsche altertumskunde. Erste hälfte: Von der urzeit bis zur völkerwanderung. München, C. H. Becksche verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) 1913. XV, 508 s. und 35 taff. 10 m.

Kluge, Friedr., Urgermanisch. Vorgeschichte der altgermanischen dialekte. 3. aufl. [Grundr. der germ. philol. hrg. von H. Paul. II.] Strassburg, Trübner 1913. XI, 289 s. 6 m.

Knapp, Albert. – Knapp, Martin, Alb. Knapp als dichter und schriftsteller. Mit einem anhang ungedruckter jugendgedichte. Tübingen, Mohr 1912. XII, 288 s. 5 m.

Kock, Axel, Sprogets forandring, bearbejdet af Lis Jacobsen. København, H. Hagerup 1913. 175 s. 3 kr.

Kuhn, Adalbert, Mythologische studien, hrg. von Ernst Kuhn. 2. band: Hinterlassene mythologische abhandlungen. Gütersloh, C. Bertelsmann 1912. VIII, 200 s. und 1 portr. 6 m.

Lamprecht, Karl, Einführung in das historische denken. Leipzig, R. Voigtländer 1912. 164 s. 2 m.

Morgan, Bayard Quincy, Nature in middle high german lyrics. [Hesperia. 4.] Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1912. VIII, 220 s. 7,80 m.

Mosen, Julius. – Mahrholz, Werner, Julius Mosens prosa. Ein beitrag zur lit.gesch. der Romantik und des Jungen Deutschland. [Forschungen zur neueren lit.gesch. hrg. von F. Muncker. 41.] Weimar, Al. Duncker 1912. (IV), 115 s. 3,60 m.

Ólafsson, Jón, Orðabók íslenzkrar tungu að fornu og nýju. 1. hefti: a – áætlun. Reykjavík, prentsmiðjan Gutenberg 1912. VIII, 202 s. 4°. 5 kr. (subskriptionspreis 3,50 kr.).

Das werk ist auf 4 bände (von je 4 heften) berechnet. Es verspricht neben dem wortschatz der altisländischen prosa auch den wortvorrat der neuisländischen sprache aufzunehmen, also einem oft empfundenen bedürfnisse, dem auch das kleine isländisch-englische wörterbuch von G. T. Zoëga nicht völlig genügen konnte, abzuhelfen.

Ordbok öfver svenska språket utgifven af Svenska akademien. Häfte 47. Dialektisk – dikta. Lund, Gleerup (Leipzig, Nils Pehrsson) 1912. Sp. 1185–1344. 1,50 kr.

Otfrid. – Engelberg, Bruno, Zur stilistik der adjektiva in Otfrids Evangelienbuch und im Heliand. Halle, Niemeyer 1913. VII, 158 s. 4,60 m.

Paludan, J., Fransk-engelsk indflydelse paa Danmarks litteratur i Holbergs tidsalder. [A. u. d. t.: Fremmed indflydelse paa den danske nationallitteratur i det 17. og 18. aarhundrede. II.] Udgivet med understøttelse af Carlsbergfondet. Kjøbenhavn, Nationale forfatteres forlag 1913. (VI), II, 512 s.

Pipping, Hugo, Studien über die funktion des trommelfells. [Acta societatis scientiarum fennicae XLII, 3.] Helsingfors 1913. (II), 47 s. und 3 taff.

Prutz, Robert. – Büttner, Georg, Rob. Prutz. Ein beitrag zu seinem leben und schaffen von 1816–1842. [Teutonia 25.] Leipzig, Ed. Avenarius 1913. IX, 185 s. 4 m.

Rosenstock, Eugen, Ostfalens rechtsliteratur unter Friedrich II. Texte und untersuchungen. Weimar, H. Böhlaus nachf. 1912. VII, 147 s. 3,20 m.

Rothe, Johannes. – Joh. Rothes lehrgedicht 'Des râtis zeucht'. Erster teil. Zum ersten male krit. hrg. von Alfr. Heinrich. [Progr. des realgymn. zu Berlin-Tempelhof.] 1913. 14 s. 4.

Sagen, Schlesische. III. IV. Zauber-, wunder- und schatzsagen von Richard Kühnau. Register zu band I–III. [Schlesiens volkstüml. überlieferungen . . . hrg. von Th. Siebs. V. VI.] Leipzig, Teubner 1913. XLVIII, 778 und (VI), 222 s. 12 und 5 m.

Schmidt, Ludw., Geschichte der deutschen stämme bis zum ausgange der völkerwanderung. II, 2. [Quellen und forschungen zur alten gesch. und geogr. hrg. von W. Sieglin. 27.] Berlin, Weidmann 1913. VIII, 126 s. 4 m.

Schroeder, Otto, Vom papiernen stil. 8. aufl. Leipzig, Teubner 1912. VIII, 101 s. 2,40 m.

Sigeher. – Brodt, Heinr. Peter, Meister Sigeher. [Germanist. abhandlungen . . . hrg. von Friedr. Vogt. 42.] Breslau, M. & H. Marcus 1913. VIII, 121 s. 4 m.

Spee, Friedr. von. – Becker, Adolf, Die sprache Friedrichs von Spee. Ein

beitrag zur geschichte der mhd. schriftsprache. Halle, Niemeyer 1912. XXXII, 127 s. 5 m.

Sperwære. Niewöhner, Heinr., Der Sperber und verwandte mhd. novellen [Häslein und Dulciflorie]. [Palaestra. 119.] Berlin, Mayer & Müller 1913. IX, 172 s. 4,80 m.

Sütterlin, L., Werden und wesen der sprache. Leipzig, Quelle & Meyer 1913. (VI), 175 s. geb. 3,80 m.

Þiðrekssaga. – Schaefer, Heinr., Waffenstudien zur Thidrekssaga. [Acta germanica, n. r. 3.] Berlin, Mayer & Müller 1912. (VI), 98 s. 2,50 m.

Thurau, Gust., Singen und sagen. Ein beitrag zur geschichte des dichterischen ausdrucks. Berlin, Weidmann 1912. VIII, 140 s. und 4 taff. 4 m.

Walther von der Vogelweide. – Essay und übertragungen von Max Nussberger. Frauenfeld, Huber & co. 1913. (VIII), 100 s. geb. 1,60 m.

Weise, Alfr., Die entwickelung des fühlens und denkens der Romantik auf grund der romantischen zeitschriften. [Beitr. zur kultur- und universalgesch. hrg. von Karl Lamprecht. 23.) Leipzig, R. Voigtländer 1912. (VIII), 188 s. 6 m.

Weise, Oskar, Unsere muttersprache, ihr werden und ihr wesen. 8. aufl. Leipzig, Teubner 1912. VIII, 288 s. geb. 2,80 m.

Wulfila. – Stamm-Heynes Ulfilas . . . text, gramm., wörterb. neu hrg. von Ferd. Wrede. 12. aufl. Paderborn, Schöningh 1913. XXVI, 493 s. 6 m.

Zehme, Arnold, Germanische götter- und heldensage. 2. aufl. Leipzig, G. Freytag 1913. 228 s. geb. 2 m.

NACHRICHTEN.

Am 30. april 1913 verschied zu Berlin der ord. professor an der dortigen universität, geh. regierungsrat dr. Erich Schmidt (geb. 20. juni 1853 zu Jena).

Professor dr. John Meier (Basel) wurde zum ord. honorarprofessor an der universität Freiburg i. B. ernannt; der ord. professor dr. Rudolf Meissner in Königsberg folgte einem rufe an die universität Bonn; der privatdozent professor dr. Georg Baesecke in Berlin gieng als nachfolger Meissners, zunächst als extraordinarius, nach Königsberg.

An der universität Strassburg habilitierten sich für deutsche literaturgeschichte dr. Ludw. Pfannmüller und dr. H. Naumann; an der universität Graz für deutsche philologie dr. Karl Polheim.

Den charakter als geh. hofrat erhielten die ord. professoren dr. V. Michels in Jena und dr. W. Golther in Rostock; den charakter als geh. regierungsrat der ord. professor dr. Fr. Kauffmann in Kiel.

Die 52. versammlung deutscher philologen und schulmänner wird von dienstag den 30. september bis freitag den 3. oktober 1913 in Marburg a. L. stattfinden. Als obmänner der germanistischen sektion fungieren professor dr. Ernst Elster in Marburg, Rotenberg 15a, und professor dr. Ferd. Wrede in Marburg, Gisselbergerstr. 19.

THÜRINGISCHE RUNENFUNDE.

Wenn ich schon vor längerer zeit[1] und auch jüngst wieder in der Zeitschrift für den deutschen unterricht, bd. 24, s. 246 die ansicht unterstützt habe, die erfindung der runenzeichen sei den Goten zuzuschreiben, da sie am frühesten von allen germanischen stämmen die klassische griechisch-römische kultur, allerdings mit mancherlei sogenannten skythischen elementen vermischt, aufgenommen hätten, so erfährt diese annahme durch die jüngst publizierten, ziemlich umfänglichen, wenn auch dem inhalt nach nicht sehr bedeutungsvollen runenfunde aut deutschem boden eine unerwartete bestätigung[2].

Im neuen nordostviertel von Weimar wurde in den achtziger jahren des vorigen jahrhunderts ehemaliges ackerland zu bebauen begonnen, das sich bald durch die zahlreichen gräberfunde als altgermanischer friedhof erwies. Doch erst in den neunziger jahren ging man an eine systematische untersuchung der gräber und an die sorgfältigere bergung der funde, die vorher achtlos verschleppt worden waren. Eröffnet wurden insgesamt 88 gräber, darunter 29 männer-, 46 frauen- und kindergräber, 10 gräber, bei denen das geschlecht der bestatteten nicht festzustellen war, und 3 pferdegräber. Alle gräber sind unterschiedslos über den friedhof verteilt, der vermutlich nordwestlich von einem aus der alten stadt fortführenden weg angelegt worden war. Die in den gräbern von männern gefundenen beigaben sind die auch in den übrigen germanischen reihengräbern anzutreffenden: das zweischneidige langschwert (spatha), die stosslanze, der wurfspeer, die axt, pfeilspitzen, messer, schildbuckel, sporen usw. Von der tracht haben sich nur die metallbeschläge und die schnallen des gürtels und wehrgehänges, außerdem spuren einer ringbrünne erhalten. Ferner fanden

1) In meinem büchlein 'Die deutsche sprache', 1906, s. 17; vgl. O. von Friesen, Om runskriftens härkomst, 1904, B. Salin Altgermanische tierornamentik, 1904, s. 146 ff. und Sophus Bugge, Norges indskrifter med de ældre runer, 1905, Indledning: Runeskriftens oprindelse og ældste historie, heft 1, s. 92 ff.

2) A. Götze, Die altthüringischen funde von Weimar. Berlin, Ernst Wasmuth A.-G., 1912.

sich in den männergräbern vereinzelt toilettegeräte (kamm, schere, pinzette), feuerzeuge aus stahl und stein, gefässe und dergleichen mehr. Nur in den frauengräbern treten die fibeln auf, die stets mehrfach vorhanden sind; es sind teils runde scheiben-, teils bügelfibeln oder kleine exemplare in form von vögeln usw. Sonstiger schmuck, wie nadeln, ketten, armringe, durchbohrte bergkristallkugeln, anhänger, ohrgehänge, fingerringe, vielfach aus gold und mit almandinen besetzt, ist ebenfalls vertreten. In keinem frauengrab fehlt der spinnwirtel, während die hölzerne spindel vergangen ist. Wir treffen ferner näh- und häkelnadeln, schlüssel, einen schreibgriffel und einen silbernen löffel (von dem gleich ausführlicher zu reden sein wird) in frauengräbern an[1].

Die zeitstellung des friedhofs ergibt sich aus dem inventar. Man muß die anlage der frühesten gräber in die 2. hälfte des 5. jhs., also noch in die blütezeit des thüringischen reiches setzen; doch wurde der friedhof noch bis ins 7. jh. benutzt. Die ältesten gräber entstammen also der zeit der höchsten machtfülle des thüringischen staates (gegen 500 n. Chr.), wo Bisinus als könig herrschte. Seine tochter Radegunde heiratete (etwa 506) den Langobardenkönig Wacho; sein sohn und nachfolger (anfangs neben seinen brüdern Baderich und Berthachar), Herminafrid, heiratete des grossen Ostgotenkönigs Theodorich nichte Amalaberga[2]. Gegen ihn zog der Frankenkönig Theuterich im jahre 531 zu felde; mit den Sachsen vereint brachte er den Thüringern an der Unstrut eine vernichtende niederlage bei. Ihr land wurde zwischen Franken und Sachsen verteilt, ihr könig Herminafrid nach Zülpich gelockt und ermordet. Seine gattin floh mit ihren kindern zu ihrem bruder, dem Ostgotenkönig Theodahad[3].

Die geschichtliche überlieferung über die blüte und den untergang des thüringischen reiches ist äusserst dürftig und bald von sagen umrankt worden. Nun erhält sie durch die gräberfunde in Weimar für uns einen realen hintergrund; denn auf einem löffel und verschiedenen schmuckstücken aus drei gräbern von frauen finden sich inschriften. Diejenige auf dem silbernen löffel enthält den namen

1) Die ins museum für völkerkunde zu Berlin gelangten funde sind jetzt in den charakteristischen und besterhaltenen stücken ausgestellt. Ihre art zeigt, dass wir es mit gräbern vornehmer und reicher persönlichkeiten zu tun haben.

2) Prokopius, De Bello Gotico I, 12: Ἑρμενεφρίδῳ τῷ Θορίγγων ἄρχοντι Ἀμαλαβέργαν τὴν Ἀμαλαφρίδης τῆς ἀδελφῆς παῖδα (Θευδέριχος πάρθενον ἠγγύησεν).

3) Genaueres bei Ludwig Schmidt, Allgemeine geschichte der germanischen völker bis zur mitte des 6. jhs., 1909, s. 185 ff.

Basenae

in lateinischer antiquaschrift. Basina war aber nach Gregor von Tours[1] die gemahlin des königs Bisinus von Thüringen (in der 2. hälfte des 5. jhs.), so dass wir den gegenstand (den silbernen löffel) wohl als ihr (oder einer namensverwandten?) einst gehörig betrachten dürfen. Das weibliche grab freilich, in dem er aufgefunden wurde, kann nicht das der königin Basina gewesen sein, da sie später ihren gemahl verließ[2] und den Frankenkönig Childerich (gest. 481 v. Chr.) heiratete, seines sohnes Chlodwich mutter wurde[3] und vermutlich neben ihm in Tournai in Belgien begraben wurde. Dort ist bekanntlich im jahre 1653 sein grab gefunden worden, das unter anderen gegenständen einen goldenen siegelring mit dem brustbild des königs und der umschrift *Childerici regis* enthielt. So hat uns ein zufall die namen von mann und frau in inschriften auf grabfunden erhalten.

Neben die nur geschichtlich interessante inschrift *Basenae* 'der Basina (gehörig)' treten die für uns weit wichtigeren runeninschriften auf mehreren schmucksachen aus zwei anderen gräbern im ältesten teil des friedhofs. Sie sind deshalb so bedeutungsvoll, weil sie in verbindung mit dem chronologisch genau zu datierenden namen *Basina* vorkommen und somit die ersten auf deutschem boden gefundenen runeninschriften sind, die sich zeitlich festlegen lassen. Sie sind im älteren futhark rechtsläufig geschrieben, meist sehr fein eingeritzt und nicht alle ganz sicher lesbar. Es sind überwiegend nur namen. Wert-

1) Mon. Germ. hist. script. rer. Merov., bd. I, buch II, kap. 12: *Childericus abiens in Thoringiam apud regem Bysinum uxoremque eius Basinam latuit.* Basena, Basina wird als thüringische königin auch im Chronicon Hugonis (Mon. Germ. hist. VIII, 326, 32 ff., s. w. u.) erwähnt. — Der name ist bei E. Förstemann, Altdeutsches namenbuch, I², sp. 249 verzeichnet. Er ist wohl eine ableitung von einem dem altenglischen *baso* 'purpurrot' entsprechenden germ. st. **basa-* mit suffix *-ina-*. Der masc. name *Baso* ist ebenfalls bei Förstemann a. a. o. vertreten; im altbairischen findet sich *Pasun*. Ganz entsprechend gebildet ist eine ableitung von att-gr. φαεινός, lesb. φάεννος 'glänzend', der dor. name Φάηνος und der ark.fem. name Φαηνά (aus *φαϝεσνᾱ) zu hom. φάος, att. φῶς 'glanz'.

2) Gregor von Tours a. a. o.: *Simul Basina illa relicto viro suo ad Childericum venit.* Als motiv für ihre flucht gibt sie in naiver weise an: *Novi quod sis valde strenuus ideoque veni ut habitem tecum. Nam noveris, si in transmarinis partibus aliquem cognovissem utiliorem tibi, expetissem ubique cohabitationem ejus.* ... Der grund, weshalb Basina den Childerich aufgesucht hat, dürfte zutreffend sein, da er gerade wegen seines ausschweifenden lebenswandels einst von seinen Franken verjagt worden war.

3) Chronicon Hugonis a. a. o. *Childericus, filius Merovei, regnum invadit anno ab inc. Dom. 466 et regnavit a. 24, qui genuit filium ex Basina Toringorum regina nomine Chlodoveum.*

voll sind aber auch diese spärlichen reste für uns, weil wir wissen, dass diese runeninschriften einem bestimmten stamme zugeschrieben werden dürfen — was bei den übrigen deutschen runenfunden nicht der fall ist — und weil ihre sprache offenbar westgermanisch, also vermutlich altthüringisch ist. Die sicher lesbaren namen sind übrigens zum grossen teil auch schon aus anderen quellen bekannt.

Die lesungen, die A. Götze publiziert hat, sind von mir mit ihm zusammen an hand der originalstücke nachgeprüft worden. Dabei bin ich zu einigen abweichenden deutungen gelangt, auf die ich an der betreffenden stelle aufmerksam machen werde. Im grossen ganzen freilich sind Götzes wiedergaben richtig. Wir trennen uns nur in wenigen punkten, zumal solchen, wo bei der mangelhaften überlieferung eine verschiedene auffassung möglich ist.

Die gegenstände mit runeninschriften stammen aus nur zwei frauengräbern; in einem (nr. 57) fanden sie sich auf zwei silbernen bügelfibeln mit kerbschnittornament, halbrundem kopf, ovalem fuss mit tierkopf und (ursprünglich) sieben an die kopfplatte mit nieten aufgesteckten und auf der rückseite flachen knöpfen, von denen nur noch ein teil (fünf bezw. vier an den spangen und vier abgebrochene) erhalten ist. Im anderen grab (nr. 56) sind es ein viereckiger schnallenrahmen mit querbalken in der mitte und ein trommelförmiges, etwa 1½ cm im durchmesser grosses, durchbohrtes bernsteinstück, die runenzeichen aufweisen.

Betrachten wir zunächst die beiden gleichen bügelfibeln aus dem ersten grab. Auf der rückseite des fusses der einen hat Götze als *haribrg* gelesen:

ᚺᚨᚱᛁᛒᚱ ᚷ

(wobei das letzte zeichen in der höhlung des tierkopfes steht). Er bemerkt dazu, das *g* sei wegen raummangels mit *r* durch ligatur verbunden, aber dann von dem schreiber an der genannten stelle wiederholt worden. Es finden sich bekanntlich öfters in den inschriften mit der längeren (älteren) runenreihe solche ligaturen ('binderunen'), während sie bei der kürzeren (jüngeren) runenreihe in älterer zeit als äusserst seltene ausnahmen anzusehen sind. In deutschen runenschriften waren sie bisher nur aus einem beispiel (s. u.) bekannt[1].

1) Vgl. Ludw. F. A. Wimmer, Die runenschrift, s. 168, wo ᛖ *e* und ᛗ *m* auf der Torsbjärger zwinge als zu ᛗ verschlungen erwähnt werden, obwohl die beiden zeichen vermutlich zu verschiedenen wörtern (als end- und anfangsbuchstabe) gehören; oder ᛅ *aR* auf der Kragehuler lanze usw. Über eine ligatur auf der spange von Balingen (deutscher fund) vgl. Th. von Grienberger, Zeitschr. 40, 273 f.

Nun kommen ja auslassungen von buchstaben wie des *i*, wenn wir *Haribrg* lesen, auch sonst bei runeninschriften vor; so fehlt z. b. *i* ebenfalls in dem wort *þik* zu beginn der zweiten inschriftzeile der Freilaubersheimer spange[1]. Aber es liegt doch auch eine andere möglichkeit vor. Man kann das *g* in der höhlung des tierkopfes als zur aufschrift gehörig ansehen und sie als

Haribrig

entziffern[2]. Diese namensform ist (neben der gewöhnlichen **Haribirg* = *Heripirg* mit umlaut der ersten silbe und oberdeutscher verschiebung des *b* zu *p*) aus den Libri confraternitatum (ed. Piper, 1884, II, 105,1, s. 156) als *Heribrig* bei E. Förstemann, Altdeutsches namenbuch I², sp. 766 belegt. Die bildung ist eine metathetische form des namens *Haribirg*, dessen zusammensetzung aus **hari-* zu got. *harjis* 'heer' und *-*birg* wie in *Amalaberga* usw. klar ist. Daneben findet sich auch *Ariverga* (d. h. **Hariberga*) bei Förstemann a. a. o. verzeichnet. *-*berga* zu got. *bairgan* 'bergen' sollte man in der umgelauteten form *-*birg* eigentlich nur in einer *j*-ableitung (vgl. den völkernamen *Bergio* bei Jordanes, Getica 59,8)[3] erwarten.

An der gleichen stelle der zweiten fibel, wo bei der ersten *Haribrig* steht, lese ich den rest (?) einer inschrift, etwa:

ᛊᛁᚾ (durch den oberen teil des ᛊ geht ein strich).

Ob man mit Götze den anfang eines mit *sig-* (*sin-?*) beginnenden namens darin erkennen darf, scheint mir zweifelhaft. Denn im gegensatz zu den inschriften auf den anderen Weimarer stücken, die von offenbar geübter hand leicht und in elegantem schwung eingeritzt sind, sind diese paar zeichen schwerfällig und tief eingekratzt und ausserdem

— Das vorbild für die runenligaturen gab die lateinische epigraphik; auf denkmälern und zumal bei münzaufschriften zwang der beschränkte raum oft zu abkürzungen (z. b. † = ᛏᛁ; vgl. Handbuch der klass. altertumswissenschaft I², s. 652 und tafel VI); V͡E = VE auf einem bei Lübsow in Pommern gefundenen silbernen becher italischer herkunft aus dem 1. jh. n. Chr., vgl. Prähistorische zeitschrift bd. 4 s. 133.

1) Vgl. die wiedergabe bei R. Henning, Die deutschen runendenkmäler, tafel II oder bei L. F. A. Wimmer, De tyske runemindesmærker, s. 52 (Aarbøger for nordisk oldkyndighed etc., 1894). Die auslassung von vokalen erwähnt er in Die runenschrift, s. 329 f. Sie findet ihr vorbild gleichfalls in der lateinischen epigraphik und in handschriften; auch hier wird gerade *i* nicht selten ausgelassen (vgl. M. Wattenbach, Lateinische paläographie⁴, s. 81).

2) Auf diese möglichkeit hat mich Th. von Grienberger hingewiesen (briefliche mitteilung vom 27. mai 1913), dem ich auch andere wertvolle winke auf grund meiner mitteilungen verdanke; die originalstücke lagen ihm nicht vor.

3) M. Schönfeld, Wörterbuch der altgerm. personen- und völkernamen, s. 50.

findet sich quer durch das letzte zeichen *(g?)* ein langer kritz, als ob der schreiber mit seinem stichel ausgeglitten sei. Es könnte möglich sein, dass hier ein im runenschreiben wenig geübter die inschrift der anderen spange *Haribrig* als *Haribirg* kopieren wollte, wenn wir die zeichen nicht als wortanfang, sondern als wortende auffassen:

ᚾᛁᛊ (ein strich geht durch den unteren teil des ᛊ)

und annehmen, dass der ungeübte schreiber einen teil der vorlage nachahmte und auch diesen nur unvollkommen herausbrachte. Den anfang des wortes sowie die hasta des *r* am schlusse hätte er überhaupt nicht ausgeführt. Sonst wüsste ich mit den zeichen (*-nis??*) nichts anzufangen.

Auf der rückseite der zwei mittleren knöpfe der ersten fibel (mit der vollständigen inschrift *Haribrig*) lese ich übereinstimmend mit Götze auf dem einen *leob* und auf dem anderen *liub*. Bei letzterem ist allerdings der untere teil der rune ᛒ zerstört, es bleibt nur ᚱ; aber an der ergänzung zu *liub* kann kein zweifel sein. Dasselbe wort ist bekanntlich als *leub* in der inschrift der fibel von Engers bei Neuwied vertreten[1]. Haben wir es mit namen zu tun, so darf an *Leubius* (bei M. Schönfeld, Wb. der altgerm. personen- und völkernamen s. v. und G. Werle, Die ältesten germanischen personennamen s. v.) und an *Leubo, Liupo, Leuba, Lioba* usw. bei Förstemann I², sp. 1019 f. erinnert werden. Man vergleiche auch die häufige verwendung des entsprechenden slav. *ljubъ* in eigennamen: *Ljub, Ljuboj, Ljubomir, Bogoljub* usw.

Auf einem dritten (abgebrochenen) knopf der ersten spange liest man

ᚺᛁᚱᚨ *hira*

Ein wortstamm *Hiro* findet sich bei Förstemann I², sp. 845. Nun wollte Götze aber auf einem knopf der zweiten spange dasselbe wort lesen, obwohl hier deutlich

ᚺᛁᛒᚨ *hiba*

1) Siehe R. Henning, Die deutschen runendenkmäler s. 156. Sein zweifel an der echtheit der inschrift wird also durch die neuen Weimarer funde behoben, da wir nunmehr *leob, leub, liub* auch hieraus kennen. Nun ergibt sich auch die möglichkeit, die worte *leub winię* auf der grösseren spange von Nordendorf (s. R. Henning a. a. o. s. 104 f.) getrennt zu lesen und die inschrift zu deuten: Awa 'dem freunde Leob'. (Dativendung *-ię* nach den *ja*-stämmen oder wie ist ę ᛏ sonst zu deuten?) Vgl. zur erklärung von *leub* auf der spange von Engers noch L. Wimmer, De tyske runemindesmærker, s. 46 ff. und Die runenschrift, s. 59 anm. 6.

zu erkennen ist. Ich nehme daher an, dass in *hira* des abgebrochenen knopfes der untere teil des ᚱ durch rost, von dem sich an der betreffenden stelle deutliche reste finden, zerstört worden ist und der name ursprünglich ebenfalls *hiba* lautete. Auch in *liub* des einen feststehenden knopfes ist ja *r* statt *b* zu lesen, und dort kann kein zweifel an der richtigkeit der ergänzung bestehen.

Die wortform entspricht als fem. name dem bei E. Förstemann I[2], sp. 814 belegten masc. *Hibo*. Über die ableitung des kurznamens vergleiche man das an der genannten stelle bemerkte.

Auf einem ebenfalls abgebrochenen knopf der zweiten spange (mit der unvollständigen aufschrift) ist

ᛒᚢᛒᛟ *bubo*

zu lesen. Der name ist in verschiedener gestalt bei Förstemann I[2], sp. 318 vertreten und ist auch im langobardischen belegt (als *Pûpo*)[1].

Alle bisher genannten inschriften finden sich auf den beiden spangen des einen grabes (nr. 57). Ob wir in der inschrift *Haribrig* den namen der vermutlichen einstigen besitzerin erkennen dürfen, will ich dahingestellt sein lassen.

Auf den schmucksachen des anderen grabes (nr. 56) treffen wir den namen

a) ᚺᚨᚺᚹᚨᚱ und b) ᚺᚨᚺᚹᚨᚱ (*w* = ᚹ und ᚹ) *hahwar*

doppelt an. Er findet sich a) einmal auf der vorderseite des querbalkens des viereckigen schnallenrahmens als letztes wort (von den zwei vorangehenden werden wir später hören); ferner b) auf der konischen seite der trommelförmigen bernsteinperle. Der name als solcher ist bei Förstemann nicht belegt, wohl aber seine beiden bestandteile: *hah-*, das vermutlich als **hāh-* anzusetzen ist aus urgerm. **χanχ-* (zu altind. *sáṅkatē* 'schwankt', lat. *cunctor* 'zaudere'?), in *Haho*, *Hahicho*, *Hahbert* usw. bei Förstemann I[2], sp. 721, und *-war* (vgl. Förstemann I[2], sp. 1531) z. b. im namen *Thurvarus,* einem von Jordanes, Getica 85, 18 genannten Gotenführer, oder in dem namen eines Ostgoten Σκιπουαρ (bei Prokopius, De bello Gotico, IV, 23, 1), ferner in verschiedenen völkernamen wie *Varisti* oder *Warasci, Amsivarii* usw. Den namen *Hittiwar* liest man bei Förstemann I[2], sp. 1532. Man wird deshalb *-war* zu got. *war* 'behutsam', *warjan* 'wehren' und nicht als **-wār* zu got. *wērs,* ahd. *wār* 'wahr' zu stellen haben.

Als erster name findet sich auf der vorderseite des querbalkens des schnallenrahmens:

1) W. Bruckner, Die sprache der Langobarden, s. 97.

ᛁᛞᚨ *ida.*

Götze will ihn zweifelnd auch auf der bernsteinperle gelesen haben; ich konnte ihn auch nicht mit sicherheit erkennen und sehe nur etwa ᛁᛞᛊ; aber an der ergänzung zu *ida* wird ja wohl kein zweifel sein. Er ist neben dem masc. *Ido* aus dem Westfränkischen (7. jh.) bei Förstemann I², sp. 943 belegt. Der Angelnkönig *Ida* von Bernicia wird in der angelsächsischen chronik genannt.

An zweiter stelle auf dem schnallenrahmen findet sich der name

ᛒᛁᚷᛁᚾᚨ *bigina.*

Das stammwort liegt in altengl. *Biȝa*, ahd. *Bige, Pigo* vor; der name selbst findet sich bei Förstemann I², 303. Die form ᚾ für *n* ist zwar die seltenere neben der häufigeren ᚿ, findet sich aber in den hier behandelten runenschriften noch einmal in *awimund* (s. w. u.), ferner in dem wort *runa* der Freilaubersheimer spange[1]. Die lesung *Bigika,* die Götze vorschlug, ist aufzugeben.

Auf der rückseite des querbalkens des schnallenrahmens liest man folgende zeichen:

ᚨᚹᛁᛗᚢᚾᛞ ᛁᛊᛞᛁ

Der erste name *awimund* findet sich zwar bei Förstemann I², sp. 218 nicht, wohl aber andere komposita mit dem element **awi-,* wie *Awigaoz*, *Awileib,* die diminutiva *Awiko* und *Awika.* *Awila* ist bei M. Schönfeld a. a. o., s. 40, verzeichnet; einen westgotischen *Acemarus* verzeichnet W. Meyer-Lübke, Die altportugiesischen personennamen germ. ursprungs (Sitz.-ber. d. Wiener ak. d. wiss., philos.-hist. kl.), 1904, s. 18. Derselbe stamm steckt wohl in den *Aviones,* einem stamm im heutigen Dithmarschen, bei Tacitus, Germania 40 (die *Eōwan* des ags. epos?), dazu wohl auch die nord. *Ey-gautr* 'Insel- oder Wassergoten'. Das element germ. **awi-* (aus urgerm. **aȝwjō*) wird also mit altisl. *ey,* altengl. *ēȝ*, *īȝ*, ahd. *ouwa* 'au', mittellat. *-augia, -avia* (in *Scadin -avia*) zusammenhängen, wofür got. **awi* zu erwarten wäre, wenn die *ja*-ableitung zu *ahwa* 'wasser' sich hier fände[2]. Das zweite glied **-mund* ist das bekannte, schon in den ältesten germ. namen anzutreffende **mundus* (*Sigimundus, Sidimundus* usw.).

Hinter *awimund* ist noch *isd-* (*rd-?*) zu erkennen nebst dem

1) S. die abbildung bei L. Wimmer, De tyske runemindesmærker, s. 52 und seine ausführungen daselbst, sowie in 'Die runenschrift' s. 105 ff. über die formen der *n*-rune.

2) Vielleicht liegt sie in dem bei Jordanes, Getica (ed. Mommsen 1882) s. 163 belegten landschaftsnamen *Oium* vor, den K. Müllenhoff a. a. o. einem wulfilanischen **aujōm* gleichsetzen möchte.

rest eines senkrechten striches, und auf dem rahmen liest Götze ein *d*: indes ist an letzter stelle etwas mehr zu sehen:

ᛞᛚᛁᛁ

Wie dieser rest eines offenbar durch oxyd zerstörten wortes zu lesen ist, kann nur erraten werden (*ida? dli-??*).

Endlich liest Götze auf der bernsteinperle noch als rest zweier zerstörter worte ein zweifelhaftes *wiuþ* und ein ebensolches *ida* (s. oben s. 124). Als name ist ersteres nicht zu erklären. Zwar findet sich bei Förstemann, I², sp. 846 ein aus den Annales Corbeienses belegtes *Hiriuit,* dessen zweiter bestandteil vielleicht mit einer zu got. *weihs* 'heilig' gehörigen abstraktbildung as. *wīhetha,* ahd. *wīhida* 'weihung, eid, reliquien' zusammenhängen mag; aber zu der lesung *wiuþ* stimmt diese kombination nicht. Man darf aber an *þiuþ* denken, da der runenschreiber die zeichen ᚹ und ᚦ unterschiedslos für *w* braucht (s. o. bei *hahwar*) und sie daher auch für *þ* wahllos einsetzen mochte. *þiuþ* bedeutet im gotischen 'gutes' ἀγαθόν; gegensatz *unþiuþ* κακόν; der sinn des runensatzes auf der bernsteinperle (s. unten grab nr. 56, 2) wäre also: 'Hahwar [wünscht] gutes [der] Ida' [1]. Ausserdem sind auf der bernsteinperle noch einzelne zeichen oder reste von solchen zu sehen, wie *h,* reste eines *e* oder *d* und striche oder punkte, denen keine bedeutung zukommt.

Ich gebe nun eine aufstellung der runenzeichen, die Götze und ich auf den verschiedenen gegenständen gelesen haben.

Grab nr. 56.

1. Viereckiger schnallenrahmen mit querleiste in der mitte, auf der sich die inschriften zumeist finden.

a) Vorderseite der querleiste:

ᛁᛞᚨ⁝ᛃᛁᚷᛁᚾᚨ⁝ᚺᚨᚺᚹᚨᚱ⁝

b) Rückseite der querleiste:

ᚨᚹᛁᛗᚢᚾᛞ⁝ᛁᛊᛞᛁ

c) Auf dem rahmen:

ᛞᛚᛁᛁ

1) Dat. sing. wie *dalina* auf der spange von Freilaubersheim (nach L. Wimmer, De tyske runemindesmærker, s. 66). Über die dativendung – *a* bei fem. *ō*-stämmen vgl. W. Braune, Ahd. gramm.³, § 207, anm. 5, s. 183. Aber die lesung des letzten runenzeichens von *ida* steht ja nicht sicher fest; möglicherweise war es ursprünglich ein ᛟ, von dem der grössere teil der verwitterung zum opfer gefallen ist.

2. Trommelförmige bernsteinperle.

Die inschriften befinden sich fortlaufend auf dem mantel.

ᚺᚨᚺᚹᚨᚱ⁝ᚹᛁᚢᚹ⁝ᛁᛞᚲ

Grab nr. 57.

1. Silberne, stark vergoldete bügelfibel nr. 1.

a) Auf der rückseite des fusses und in der höhlung des tierkopfs:

ᚺᚨᚱᛁᛒᚱ ᚷ

b) Auf zwei noch an ihr befindlichen knöpfen:

ᛚᛖᛟᛒ ᛚᛁᚢᚱ

c) Auf einem abgebrochenen knopf:

ᚺᛁᛁᚱᚨᛁ

2. Das paarige exemplar nr. 2.

a) Auf der rückseite des fusses:

ᚲᛁᚾ (strich durch den oberen teil des ᚲ).

b) Auf einem der feststehenden knöpfe:

ᚻᛁᛒᚨ

c) Auf einem abgebrochenen knopf:

ᛒᚢᛒᛟ

Die gegenstände, auf denen sich die runeninschriften befinden, der viereckige schnallenrahmen mit querstab und die trommelförmige bernsteinperle aus dem grab 56, ferner die beiden silbernen bügelfibeln aus dem grab 57, sind noch nicht veröffentlicht, da in der vorliegenden publikation von A. Götze zunächst die im besitz des Weimarer museums befindlichen gräber enthalten sind, während die in das Berliner museum für völkerkunde gekommene andere hälfte der funde, unter denen sich obige stücke finden, in bälde veröffentlicht werden soll. A. Götze hat nur vorläufig in dankenswerter weise seine runenlesungen mitsamt seinen deutungen, die aber im vorstehenden vielfach berichtigt sind, der wissenschaftlichen welt zugleich mit seiner ansicht über die herkunft der schmuckstücke, speziell der fibeln, auf denen die runeninschriften angebracht sind, bekannt gegeben.

Ein teil der in den schmuckstücken (fibeln, schnallen) aus den gräbern vertretenen motive gehört nach A. Götze in den kreis der sogenannten gotischen kunst, über die er bereits vor mehreren jahren ein reich illustriertes werk ('Gotische schnallen') veröffentlicht hat. Die künstlerischen motive (z. b. ein doppeladler mit einander zuge-

kehrten köpfen) sollen eher nach Italien als nach Südrussland weisen, das im allgemeinen als der ausgangspunkt der altgermanischen tierornamentik angesehen wird. Sie teilt sich in zwei strömungen, eine nördliche, die sich offenbar auf uralte beziehungen der Goten zu ihren in den früheren sitzen zurückgebliebenen volksgenossen stützt, und eine südliche, dem tale der Donau folgende (vgl. das schon zitierte werk von B. Salin). Nun sind die beziehungen der Thüringer zu dem Ostgotenreich in Italien nicht nur verwandtschaftlicher art, wie wir oben s. 118 sahen, sondern auch politischer art gewesen. Denn sowohl die Thüringer wie die Ostgoten suchten im bund mit den Westgoten dem wachsenden expansionsdrang der Franken entgegenzutreten[1]. Politische und verwandtschaftliche verbindungen ziehen aber solche wirtschaftlicher art nach sich. Es ist anzunehmen, dass die aus klassisch gebildetem milieu kommende Amalaberga bei ihrer verheiratung mit dem Thüringer Hermanfrid ein gewisses gefolge von Goten und Gotinnen mitbrachte, auch selbstverständlich ihrer hohen stellung entsprechend ausgestattet wurde. So erklärt sich wohl die herkunft der aus dem ostgotischen kunstkreis stammenden schmuckstücke am einfachsten. Aber auch das vorkommen von runeninschriften auf einzelnen derselben findet dadurch seine natürliche lösung. Sicher befanden sich im gefolge der fürstentochter leute, die es verstanden, runenzeichen zu ritzen und mit ihnen eine eigentumsmarke oder eine widmung auf einem schmuckstück anzubringen. Die Germanen ahmten mit diesen aufschriften, die meist nur namen mit einer kurzen widmung enthalten, einen römischen brauch nach; man vergleiche die inschrift der Freilaubersheimer spange (s. weiter unten) mit ähnlichen lateinischen dedikationen: *iudicio te amo* oder *veni Dado vita* auf zwei fibeln aus Stahl, Kr. Bitburg (von Fr. Marx, Römisch-germanisches korrespondenzblatt 4, 22 f. veröffentlicht)[2].

Dass die Goten bereits im 4. jh. die germanischen runen kannten, ergibt sich bekanntlich aus der entlehnung der zwei zeichen ᚢ (*u*) und ᛟ (*o*) ins schriftgotische, sogenannte wulfilanische alphabet. Der zu den Nordgermanen führende weg der bekanntschaft mit den runenzeichen wird durch die speerspitze von Kowel (inschrift: *Tilarids*) und den gleichen fund von Müncheberg in der Mark (inschrift: *Ranja*)

1) Prokopius, De bello Gotico I, 12: Θόριγγοί τε καὶ Οὐισίγοτθοι τὴν Γερμανῶν [i. e. Φράγγων] δύναμιν ἤδη αὐξομένην δειμαίνοντες Γότθων τε καὶ Θευδερίχου ξυμμαχίαν προσποιήσασθαι ἐν σπουδῇ εἶχον.

2) Die sitte der dedikationen und eigentumsmarken auf schmucksachen reicht zum Orient hinüber. So steht auf einer im Wiesbadener museum befindlichen

bezeichnet[1]. Die inschrift des goldrings von Pietroassa (die R. Löwe, IF 26, 203 ff. einleuchtend als *Gutan(ē) Jowi hailag* 'dem Jupiter, d. h. Donar der Goten heilig' gedeutet hat) bezeichnet den anfang des Donauwegs, auf dem und in dessen nähe oder seiner abzweigung zum Rhein und zur Rhône fast sämtliche bisherigen deutschen runenfundstellen liegen. Das hat George Hempl[2] bereits erkannt und geglaubt, die verbreitung der im mittleren und südlichen Deutschland gefundenen runeninschriften den wandernden Burgunden zuschreiben zu dürfen. Um seine hypothese annehmbar erscheinen zu lassen, lässt er das runenalphabet um die mitte des 1. vorchristlichen jahrtausends in Westjütland entstehen, wohin die westgriechischen buchstaben, die den ostitalischen nahe verwandt sind, durch die Veneter infolge des bernsteinhandels gekommen seien. Von dort, der alten heimat der Angeln und Jüten, hätten sich die runen weiterverbreitet über Südskandinavien und zu den festländischen stämmen der Nord- und Ostseeküsten (Friesen, Burgunder, Vandalen, Goten), endlich nach England infolge der auswanderung der Angeln und Jüten.

Man kann nicht sagen, dass Hempls hypothese anklang gefunden hat. Sie ist aber auch nach den Weimarer funden nicht mehr haltbar. Denn hier haben wir unzweifelhaft auf altthüringischem gebiet aufgedeckte runeninschriften vor uns, wo niemals Burgunder gesessen haben[3]. Aus den sprachformen lässt sich freilich nicht mehr

und bei Wolfsheim in Rheinhessen gefundenen gürtelplatte mit scharnier auf der rückseite in Pehlevischrift der frühen Sassanidenzeit der Name *Ardešir* (altpers. Ardaχšaˢrā = Artaxerxes). Der neupersische könig dieses namens († 238 n. Chr.) wurde von dem römischen kaiser Alexander Severus besiegt, der später selbst in der nähe von Mogontiacum ermordet wurde (235 n. Chr.). Daher vermutet A. von Cohausen ansprechend, dass dies schmuckstück von Alexander Severus in Persien erbeutet und bei seiner ermordung von ihm oder einem seiner gefolgsleute getragen wurde (Annalen des vereins für Nassauische altertumskunde, 12 (1873), s. 217). Ebenso urteilt M. Dalton, Archaeologia, bd. 58, s. 265 f. in dem aufsatz: On some points in the history of inlaid jewellery. In beiden artikeln wird vermutet, dass Persien die bezugsquelle für die westländischen halbedelsteine (almandine) gewesen sei (vgl. auch weiter unten anm. 2 auf s. 131).

1) R. Henning, Die deutschen runendenkmäler, s. 9 f. bezw. s. 135 will *Ran(i)nga* oder *Ran(u)nga* lesen; aber die deutung des zeichens ᛃ ᛃ als *j* ist mit Th. von Grienberger, Arkiv för nordisk filologi, N. F. 25, 368 f. wohl als feststehend zu betrachten.

2) Runic studies. The linguistic and ethnografic status of the Burgundians. Stanford University 1909.

3) Ostgermanische brandgrubengräber will A. Götze (Die vor- und frühgeschichtlichen altertümer Thüringens, s. XXXVI), freilich in nachbestattungen bei Oldisleben aus dem 1. jh. n. Ch. erkennen. Aber es ist unbekannt, welchen ver-

entnehmen, als dass sie westgermanisch sind (fehlendes nom. -*s* in *Awimund*, nominativendung -*o* in *Bubo*). Es scheinen namen und worte in altthüringischer lautform aufgezeichnet worden zu sein. Die schreiber können Goten gewesen sein oder Thüringer, die die runen von ihnen gelernt haben.

Ähnliches muss auch mit anderen sogenannten deutschen runeninschriften geschehen sein. Denn wenn wir z. b. die besterhaltene und fast einzig ganz deutbare inschrift, die der Freilaubersheimer spange, die übrigens durchaus demselben kunststil wie die Weimarer spangen mit runenzeichen angehört, ins auge fassen:

boso wraet runa

þ(i)k dalina golid[1],

so beobachten wir, dass *þik* und *wraet* = got. **wrait* noch unverschoben sind. Diese erscheinung wäre an und für sich nicht auffällig, da wir ja bis um 800 nichtverschobenen wortformen sogar auf streng hochdeutschem gebiet begegnen[2]. Wir müssen eben annehmen, dass der urgermanische lautstand nach dem eindringen der Germanen in Mittel- und Oberdeutschland noch viele generationen erhalten blieb und dass die lauteigentümlichkeiten der autochthonen bevölkerung, die meiner ansicht nach die verschiebung bewirkten[3], erst im laufe der zeit durchdringen konnten, als dieses element die erobernde germanische schicht grösstenteils aufgesogen hatte.

Aber es gibt noch eine andere möglichkeit, die nicht hd. wortformen zu erklären. Sie können von gotischen händlern, die ihre waren auf den oben genannten handelswegen vertrieben, herstammen,

sprengten teilen eines ostgermanischen stammes sie angehören könnten; die Burgunder begannen erst um die mitte des 2. jhs. n. Chr. ihre sitze im Warthe- und Netzedistrikt zu räumen und nach Schlesien zu ziehen (L. Schmidt, Allgemeine geschichte der germ. völker bis zur mitte des 6. jhs., s. 68).

1) So mit Th. von Grienberger, Zeitschr. 43, 289 ff. statt der Henningschen lesart *godda* (a. a. o. s. 139 f.), in die er früher angesetztes *golda* (a. a. o. s. 86 f.) besserte. Alles natürlich gleich unsicher, da die letzten zeichen unlesbar sind.

2) So stossen wir noch um 800 n. Chr. auf unverschobenes *p, t, k, d* in eigennamen auf bairischem sprachgebiet: *Diupstadun* neben *Tiufstadem, Pontena* – *Pfunzina, Cucullos* = *Kuchel, Teoderic* = *Deotrich* usw. (Th. von Grienberger, Mitt. d. ges. f. Salzburgische landeskunde, bd. 26, die ortsnamen des Indiculus Arnonis, s. 66 und J. Schatz, Altbairische grammatik, s. 63 f.).

3) Verf. P. B. Beiträge 36, 307 ff. Siehe jetzt auch Zfceltphil. 9, 107 (aus H. Zimmers nachlass). Die lautverschiebung ist also ein einheitlicher organischer akt, für dessen einzelne phasen man keine chronologie aufstellen kann. Aus diesem grunde widersprechen sich die nach diesem gesichtspunkt angestellten versuche und müssen deshalb als gänzlich verfehlt angesehen werden.

indem sie die aufschrift zwar in hd. sprache anzubringen versuchten, unbewusst aber ihrer eigenen sprachgewohnheit entsprechende formen einmischten (man vergleiche dieselbe erscheinung bei dem durch einen nd. schreiber erhaltenen, ursprünglich hd. fragment des Hildebrandsliedes)[1]. Es fällt nämlich bei der betrachtung der Freilaubersheimer inschrift noch ein umstand auf. Das zeitwort *gōljan* (falls die deutung *golid* richtig ist) kennen wir nur aus dem Gotischen; es findet sich in keinem anderen germ. dialekt. Selbst der name der schenkerin der spange, *Boso,* könnte einer Gotin angehört haben; wir finden ihn z. b. als frauennamen in Spanien, also auf westgotischem gebiet (vgl. M. Schönfeld a. a. o. s. 52 f.). Er ist freilich hauptsächlich bei den Westgermanen verbreitet, aber auch bei den nordischen völkern nicht unbekannt: altisl. *Bosi* in einer runeninschrift (s. Förstemann I², sp. 239 f.)[2]. Wenn ferner die lesung *þiuþ* 'gutes' auf der Weimarer bernsteinperle richtig ist, so wäre zu beachten, dass dies simplex ebenfalls nur im gotischen vorkommt (s. S. Feist, Etym. got. Wb. s. v.).

Was uns aber ganz besonders berechtigt, die Freilaubersheimer spange in eine parallele mit den thüringischen funden zu setzen, ist der umstand, dass auch bei dem rheinhessischen gräberfeld, dem sie entstammt, direkte beziehungen zum Ostgotenreich nachzuweisen sind. In einem kindergrab fand sich nämlich eine münze, die von dem könig Totila (541–552) geprägt ist[3]. Auch sonst erinnert das inventar des grabs der Dalina ganz an dasjenige der Weimarer frauengräber: hier wie dort finden wir zwei silberne fibeln, rosettenförmige gewandnadeln mit almandinen, einen spinnwirtel (oder ein schmuckstück) aus bergkristall, einen trinkbecher aus glas, ein tongefäss usw. Bei der weitreichenden übereinstimmung der gräberausstattung bei den deutschen stämmen darf uns diese tatsache freilich nicht überraschen. Die kontinental-germanische kultur hatte eben ihre gemeinsame quelle in der provinzial-römischen kultur.

Die runen waren bei den festländischen Germanen, nach dem

1) An wandernde runenlehrer im Norden denkt auch S. Bugge in Norges indskrifter med de ældre runer. Indledning, Runeskriftens oprindelse og ældste historie. 2. heft (1913) s. 196 ff. Die sprache in den ältesten nordischen runenschriften will er als herulisch ansehen (a. a. o. s. 202, 204 und passim).

2) Man beachte, nebenbei bemerkt, dass der name der eigentümerin der Freilaubersheimer spange offenbar ungermanisch ist; *Dalina* stellt sich zum kelt. namen *Dalos*: s. Holder, Altkeltischer wortschatz I, 216: *Dalagni maqi Dali* '(Stein) des Dalagnos, des sohnes des Dalos'. Die endung *-ina* (oder *-ena*) kann freilich keltisch oder germanisch sein.

3) R. Henning, Die deutschen runendenkmäler, s. 79.

mangel an steininschriften und den spärlichen funden zu schliessen, im gegensatz zu den skandinavischen und englischen stämmen, offenbar nie volkstümlich, was einen ferneren beweis für ihre fremde herkunft bildet. Man kann nicht den grund ins feld führen, dass das lateinische alphabet in Deutschland die runenzeichen zu früh verdrängt habe. Das würde für England in noch höherem masse gelten, denn von da kam ja erst mit dem christentum die gelehrte bildung zu den festländischen stämmen. Und doch haben wir in England eine anzahl grösserer runeninschriften auf denkmälern aus christlicher zeit: die inschrift des kreuzes von Ruthwell, der säule von Bewcastle, des runenkästchens usw. Mit der mannigfachen verwendung der runenzeichen und ihrer langen lebensdauer im norden (bis ins 16. und 17. jh.) lassen sich die dürftigen festländischen funde überhaupt nicht in parallele stellen. Die inschrift *Basenae* in lateinischer antiqua auf dem silbernen löffel eines frauengrabes (nr. 52) desselben friedhofs, der auch die runeninschriften barg, spricht auch gegen die allgemeine verwendung der runen in Deutschland. Wenn sie so populär gewesen wären, so hätte man auch diese eigentumsmarke in runenschrift anbringen können, so gut wie die vielen namen auf den spangen usw. Man wende nicht ein, dass das auf der einen seite der mittelscheibe (des nach römischem muster hergestellten löffels) befindliche Christusmonogramm in jüngerer form[1] gegen die anwendung von runenzeichen spreche, da der löffel offenbar von einem kunstgewerbler römisch-christlicher herkunft angefertigt worden sei. Runeninschriften christlichen inhalts und mit christlichen emblemen sind selbst in noch viel späterer zeit in England und im skandinavischen Norden etwas ganz gewöhnliches.

Wir stellen also zum schluss nochmal fest, dass sich die meisten auf festländischem deutschen boden gefundenen runeninschriften auf altsachen finden, die sich dem kunststil der gotisch-germanischen tierornamentik anreihen. Das ursprungsgebiet dieser kunstübung wird nach der herrschenden ansicht bekanntlich in Südrussland gesucht und zwar nimmt man an, dass es die Goten sind, die sie unter römisch-griechischem und skythisch-barbarischem einfluss ausgebildet oder wenigstens verbreitet haben[2]). Nun hat Götze jüngst eine grössere

1) A. Götze, Die altthüringischen funde von Weimar, s. 26.

2) Ganz anders urteilt freilich Joseph Strzygowski in dem aufsatz 'Ostasien im rahmen vergleichender kunstforschung' (Ostasiatische zeitschr., bd. 2, s. 5): 'Die völkerwanderungskunst ist ebensowenig von den Germanen geschaffen wie die islamische kunst von den Arabern. Das phänomen der 'verroterie cloisonnée' gibt

anzahl von schnallen mit tierornamentik aus Italien, woher bis jetzt nur wenige beispiele für diesen germanischen kunststil vorlagen, veröffentlicht[1]. Er hat die ausbildung des schnallentypus mit grosser platte in die blütezeit des Ostgotenreiches in Italien (493–554) verlegt und glaubt auch eine speziell westgotische form (mit augenbrauenwülsten am dorn) nachweisen zu können, die sich zu den Franken verbreitete[2]. Auch wir sind in den vorangehenden zeilen auf beziehungen zwischen den deutschen stämmen und den Ostgoten aufmerksam geworden, so dass einer annahme des imports der schnallen aus Italien nichts im wege stünde.

Aber wenn man die mit runeninschriften versehenen schnallen lieber als dem nordischen typus angehörig ansehen und sie mit B. Salin[3] durch den gegen ende des 5. jhs. einsetzenden nordsüdlichen kulturstrom nach Deutschland kommen lassen will, so wäre auch diese annahme für die hier vertretene ansicht, dass die runenzeichen in Deutschland niemals volkstümlich waren, kein hinderungsgrund. Man müsste dann eben die nordische herkunft der runen an stelle der gotischen setzen. Dabei bliebe aber noch das bedenken, dass wir so frühe und so enge beziehungen der kontinental-deutschen stämme zu ihren nordischen brüdern wie die zu den Ostgoten historisch nicht nachweisen könnten.

Zum schlusse unserer ausführungen erübrigt es sich noch, einiger in den Weimarer funden vertretenen runenformen zu gedenken. Doppelte formen weisen *w* (und *þ*?) als ᚹ und P, *b* als ᛒ und ᛒ, sowie *h* (s. weiter unten) auf. Von der ligatur ᚱ, die nach A. Götze in *rg*,

durch die vereinzelt auf europäischen funden vorkommenden Pehleviinschriften, wie durch den gebrauch des indischen almandins in einer technik, die noch heute in Indien angewendet wird, einen guten fingerzeig für den ursprung der ganzen kunstgattung. Ähnliche wege weisen auf den germanischen altsachen die neigung zum flächenschmuck an sich und die herrschaft des dreistreifigen bandornaments, das in Europa sowohl wie in der armenischen plastik, in syrischen und koptischen handschriften und in denkmälern der frühislamischen kunst gleichzeitig herrschend ist.

1) A. Götze, Gotische schnallen. Berlin o. j. (1907).

2) Zu dem typus der gürtelschnalle mit grosser platte gehören von den deutschen funden die spange von Charnay und die grosse spange von Nordendorf; kleiner ist die platte der spange von Engers. Übrigens finden sich solche plattenfibeln auch in Südrussland, wie die auswahl dortiger funde im Museum für völkerkunde in Berlin zeigt.

3) Altgermanische tierornamentik, s. 356 ff.

eher aber in *ri* aufzulösen ist, war schon oben (s. 120) die rede; sie ist bisher aus anderen funden nicht bekannt.

Selten ist auch die mehrfach in den Weimarer runeninschriften vertretene form des *h* als ᚺ, einmal (auf dem abgebrochenen knopf der bügelfibel 1) auch ᚺI. Sie ist sonst nur aus der inschrift der einen spange von Bezenye nachgewiesen (vgl. L. Wimmer, De tyske runemindesmærker, s. 26). Als die älteste form dürfen wir wohl die der inschrift des goldrings von Pietroassa: H mit gradem querstrich ansehen. Dann findet sich ᚺ ᚺ mit schrägem querstrich in den älteren nordischen inschriften. Ein doppelstrich ist im Norden nicht anzutreffen [1]. Dagegen liegt in ags. inschriften die (auch neben obiger form in den Weimarer runenfunden anzutreffende) form ᚺ vor (z. b. auf dem Themsemesser) mit zwei von links nach rechts geneigten querstrichen, die auch in der Friedberger spange vertreten ist [2].

BERLIN. SIGMUND FEIST.

ERÖRTERUNGEN ZU DEN DEUTSCHEN RUNENSPANGEN.

4. Die runenspangen von Nordendorf [3].

a) Die grössere spange.

Drei fragen harrten nach Henning's [4] publikation der inschrift noch der beantwortung: die eine, welche bewandtnis es mit dem auf das ᛟ in der dritten zeile, im worte *þonar* übergesetzten scheinbaren ᛚ habe, die andere, welche lesung der zu beginn der vierten zeile, vor dem die platte durchquerenden bruche, stehenden runenzeichen die richtige sei, die dritte, ob die vier zeilen, zusammengehörig, eine einheitliche legende ausmachen, oder ob sich nur 1–3 zu einer solchen zusammenschlössen, 4 dagegen als eine von diesen ganz unabhängige, textlich und zeitlich getrennte ritzung zu betrachten sei.

1) R. Henning, Die deutschen runendenkmäler, s. 51 f.

2) Vgl. R. Henning a. a. o. s. 116.

3) Erste abbildung der vorderseite der beiden spangen a) 10. und 11. kombin. jahresbericht des histor. kreisvereins für den reg.bez. von Schwaben und Neuburg für die jahre 1844 und 1845, verf. von ritter von Raiser, Augsburg 1846, taf. II, fig. 11; b) ebenda taf. III, fig. 14.

4) Die deutschen runendenkmäler, Strassburg, 1889, fol. a) s. 87–106 und b) s. 106–111.

Die beantwortung dieser drei fragen war aus der kleinen photographie in visitkartenformat nicht zu holen, die mir im jahre 1896 zur verfügung stand [1] und die ich auch später noch zu wiederholten malen, z. b. am 10. IX. 1900 bei direktem sonnenlichte untersuchte und in allen übrigen teilen zu lesen vermochte, sie ergab sich auch nicht aus einer photographischen aufnahme in natürlicher grösse, die mir im vorjahre Friedrich Höfle in Augsburg anfertigte, sie wurde erst durch eine vor kurzem in meine hände gelangte von demselben photographen besorgte reproduktion der beschriebenen platte in dem vergrösserten massstabe von 5 : 2 ermöglicht, die mir ausreichende grundlagen darbot, die aufgeworfenen fragen, ich hoffe abschliessend, zu beantworten.

Die art, wie diese spange in der regel abgebildet wird, mit der viereckigen platte des nadellagers nach oben, entspricht nicht der weise, in der die spange getragen wurde. In situ, am gewande befestigt, ist vielmehr die grosse platte nach abwärts gekehrt, der bügel nach aufwärts gerichtet zu denken; die nadel wurde von unten nach aufwärts in das kleid eingestochen [2].

In dieser situation von rückwärts angesehen, ordnet sich die inschrift so, dass die drei stichischen zeilen vom linken rande der platte gegen das nadellager zu laufen, die obere mit der kopflinie dem oberen, die untere mit der fusslinie dem unteren rande nahe, 1 und 2 am ende vom nadellager begrenzt. 3 aber in den freien raum am unteren rande hineingeschrieben, von dem sie etwa ein drittel füllt, während die restlichen zwei drittel von der in gerade umgekehrter orientierung – in situ: kopflinie unten, fusslinie oben – geschriebenen zeile 4 verbraucht werden. Beide zeilen, 3 und 4, stossen dicht aneinander, ohne doch ineinander hineingeschrieben zu sein und zwar so, dass sich zwar nicht am ende der zeile 3, wohl aber bei den zwei letzten buchstaben der zeile 4 das bestreben erkennen lässt, die zeichen wegen bemerkter raumknappheit zusammenzudrängen.

Die durchschnittliche höhe der buchstaben steigt in den zeilen von 1 bis 4 stetig an und erreicht in 4 beinahe das vierfache der buchstabenhöhe der ersten zeile.

Es beträgt beispielsweise, in den massen der von mir benutzten, vergrösserten photographischen wiedergabe ausgedrückt, die höhe des ᚦ in 1: 12 mm, in 3: 21 mm; die höhe des ᚨ in 1: 11 mm, in 2:

1) Zu diensten meiner bezüglichen arbeit im Arkiv för nordisk filologi 14 (1897) s. 130–136.

2) Vgl. fig. 440 in: Handbuch der deutschen altertumskunde . . . . von L. Lindenschmit . . . 1. teil, Braunschweig, 1880–89, s. 426.

22 mm, in 3: 16 mm, in 4: 39 mm; die höhe des ᛟ in 1: 12 mm, in 2: 19 mm, in 3: 21 mm; die höhe des ᛖ in 1: 15 mm, in 4: 42 mm.

Da somit das ansteigen der buchstabenhöhe von 1 bis 4 ein durchlaufender zug ist, ergibt sich aus der so sehr viel bedeutenderen höhe der buchstaben in der vierten zeile kein grund, sie inhaltlich abzutrennen und für eine mit den vorhergehenden drei zeilen nicht zusammengehörige zu erklären. Im gegenteil, man kann annehmen, dass der schreiber diese zeile, als den personennamen der inschrift enthaltend, durch besondere buchstabenhöhe habe hervorheben wollen, und das erklärt dann auch, dass er nicht in der flucht der dritten zeile fortfuhr, sondern die platte umwendete und eine neue zeile schrieb, deren buchstabenhöhe von der der dritten zeile völlig unabhängig gehalten werden konnte.

Über die einzelnen buchstaben der inschrift habe ich bei wiederholter untersuchung mit freiem auge und mit der lupe folgende beobachtungen notiert:

Zeile 1.

1. ᛚ: **l**; kein **a** oder **w**.

2. ᛟ: **o**; beine und dach nicht ganz verbunden.

3. X: **g**, kein **n**[1]. Der nach rechts absteigende strich allerdings kürzer als der nach links absteigende, der zugleich unter steilerem winkel gegen die grundlinie zustrebt, aber doch länger als der kreuzende schrägstrich des **n**. Längenverhältnis des rechts absteigenden striches zum links absteigenden bei dem in rede stehenden **g**: 9 mm zu 12 mm, dagegen beim **n** in **dan**: 8 mm zu 19 mm, beim **n** in **nar**: 9 mm zu 17 mm, beim **n** in **win**: 11 mm zu 35 mm; reduziert also der nach rechts abfallende, über dem boden schwebende strich des vorliegenden **g** zu dem nach links abfallenden, den boden berührenden wie 3 zu 4, dagegen durchschnittliches längenverhältnis des kreuzenden schrägstriches am **n** zum aufrechten stabe wie 3 zu 7,6.

4. ᚨ: **a**. Aufrechte hasta und seitliche abstriche unverbunden; unter dem zweiten ein zufälliger dritter abstrich, allerdings geritzt, aber nicht beabsichtigt, nicht in der länge der beiden anderen. Vermutlich nur durch unachtsamkeit beim ritzen entstanden.

5. ᚦ: **þ**. Unverbunden, insbesondere deutlich so beim unteren, aufsteigenden striche des seitendreieckes, der weder die beiden anderen striche trifft, noch gegen den endpunkt des oberen zielt, sondern, verlängert, von diesem 1 mm einwärts einfallen würde.

1) So hier und zeile drei 7 fälschlich: Dietrich in Z. f. d. a. 14 (1869), s. 75–83.

6. ᛟ: **o**. Dach und beine gleichfalls, insbesondere rechts nicht verbunden. Die eingeschlossene rhombische figur unregelmässig verschoben, insbesondere nach oben verlängert. Am linken dache aufsitzend ein sehr kurzes vertikales strichelchen, *nicht* litteral, von Dietrich ganz unberechtigt für ᛁ genommen.

7. ᚱ: **r**. Im unteren teile sehr schlank; der einspringende winkel des seitendétails berührt nicht die aufrechte hasta, sondern hält sich von ihr entfernt.

8. ᛖ: **e**. Nicht zu bezweifeln; die zweite, rechte hälfte des zeichens überhöht, d. h. nach aufwärts verschoben, offenbar mit rücksicht auf das unmittelbar angrenzende und den schriftraum abschneidende massiv des nadellagers.

Die buchstaben 6–8 stehen im allgemeinen auf tieferer zeile als 1–5. Die unteren teile des **o**, **r**, **e** reichen 5 mm unter den fusspunkt der vorhergehenden buchstaben hinab, wogegen sie die kopflinie dieser nicht erreichen.

Zeile 2.

1. ᚹ: **w**. Seitendétail rund; sehr schmaler bogen, aber unter der lupe zweifellos. ᚴ oder ᚨ ausgeschlossen, blosses ᛁ nicht evident und schon aus sprachlichen gründen nicht zuzulassen.

2. ᛟ: **o**. Dach und beine verbunden, das dach an beiden seiten überhangend.

3. ᛞ: **d**. Das zeichen rechts unten nicht geschlossen.

4. ᚨ: **a**. Ausgeprägt; der untere seitenast beginnt etwas abgerückt vom aufrechten stabe, der obere befindet sich mit dem abfallenden schrägstriche des folgenden ᚾ in *einer* flucht.

5. ᚾ: **n**. Der rechte teil des kreuzenden, nach rechts abfallenden schrägstriches etwas länger als der linke, aber X ausgeschlossen. Hinter dem fünften zeichen der zeile nach rechts, schon unterhalb des nadellagers: verfügbarer schriftraum der platte, auf dem nur mehrere, sich kreuzende kratze ohne litterale bedeutung zu sehen sind.

Zeile 3.

1. ᚹ: **w**. Das seitendétail beginnt wie bei einem ᚴ mit geradlinigem einsatze, der aber dann deutlich in eine kurve übergeht. Der untere ansatz des bogens sicher und scharf, die dazwischenliegende partie der kurve punktiert aussehend und daher nicht bei jeder tagesbeleuchtung ohne weiteres überzeugend.

2. ᛁ: **i**.

3. X: **g**. Zwei einen spitzen winkel bildende rammen kreuzen von unten nach aufwärts das rechte bein des zeichens. Längenver-

hältnis der beiden striche, des rechts absteigenden mit 16,5 mm zum links absteigenden mit 20 mm, wie 3 : 3,6 gegen 3 : 4 beim ᚷ in zeile 1.

4. ᛁ: **i**. An der rechten seite läuft, die aufrechte hasta ganz oben durchschneidend, eine peitschenförmige rille herab, möglicherweise überhaupt später, vielleicht aber durch unachtsamkeit schon beim ritzen des ᛁ entstanden. Ohne litterale bedeutung. Von möglicher interpretierung des zeichens als ᚢ (Dietrich) k e i n e r e d e!

5. ᚦ: **þ**. Der obere seitenstrich den unteren überhangend; gegen den hauptstab zu beide, insbesondere der obere, nicht verbunden.

6. ᛟ: **o**. Von eleganter und regelmässiger form, die grenzstriche des daches am firste sich kreuzend.

Auf das dach aufgesetzt, vom linken winkel des rhombus vertikal nach aufwärts geführt, ein stab mit vom endpunkte ausgehendem, nach rechts im spitzen winkel absteigendem seitendétail, auf den ersten anschein hin: ein markantes runisches ᛚ, dessen absteigender seitenstrich mit dem rechts abfallenden dachstriche des ᛟ in e i n e r flucht gelegen und dessen kopfpunkt vom scheitelpunkte des **o** 7 mm entfernt ist.

Die gabelung am firste, rechts mit freiem auge wahrnehmbar, eröffnet sich unter der lupe auch links als etwas blasseres strichelchen, das sich mit dem oberen seitendétail des vermeintlichen ᛚ zur geometrischen figur eines ᚦ verbindet, d. i. einer form des *þ* mit voller spannweite des seitlichen dreieckes, die auch anderwärts vorkommt,

z. b. auf dem steine von Reidstad[1]: ᛁᚢᚦᛁᚾᚷᚨᛉ,
auf dem amuletsteinchen von Valby[2]: ᚹᛁᚦ,
auf dem Braunschweiger runenkästchen[3]: ᚦᛁᛁ,

sehr nahestehend, d. h. mit massigem dreieck und beiderseits nur schwach übergreifender haupthasta auch auf dem Themsemesser und dem ringe von Forsa[4], endlich mit voller spannweite und abgerundet: ᚦ auf dem steine von Rök[5], dem zweiten steine von Vedelspang[6], mit dem namen *đhurs* verzeichnet in dem jünger nordischen alphabete

1) Norges indskrifter med de ældre runer udgivne ved Sophus Bugge. Christiania, 1891–1903. 1,217.

2) Die runenschrift von Ludv. F. A. Wimmer, Berlin, 1887, s. 77.

3) The Old-northern Runic monuments . . . collected . . . by George Stephens, London, vol. 2 (1867–68), s. 381.

4) Diese beiden: Wimmer a. a. o. tafel 3 und s. 291.

5) Sophus Bugge, Der runenstein von Rök . . . Stockholm, 1910, mit 4 tafeln.

6) Sønderjyllands runemindesmærker af Ludv. F. A. Wimmer, København, 1901, s. 42.

einer Leidener hs.[1], sowie als *d* im dalekarlischen alphabete des 16. jhs.[2], eine form, die auch dem runden ᚦ einer ags. münze[3] zu grunde liegt.

Allerdings das ᚦ der Nordendorfer inschrift, dessen unterer seitenstrich mit dem linken striche des daches am ᛟ zusammenfällt, erscheint hinsichtlich des vom kopfpunkte ausgehenden abstriches, mit freiem auge angesehen, nicht ganz geschlossen, und ein vollkommener zusammenschluss des abstriches an dem scheinbaren ᛚ mit dem links aufsteigenden gabelstrichelchen des daches stellt sich auch unter der lupe nicht her; es bleibt eine lücke von etwa 1 mm, die aber doch den sonstigen massen des zeichens gegenüber: aufrechte hasta 12 mm, abstrich von oben 5 mm, linkes dach des **o**: 6,5 mm, aufsteigendes gabelstrichelchen 1 mm, nicht in betracht kommt und die überzeugung nicht zu entkräften vermag, dass an dieser stelle, die eine lange, wagrechte schmarre von links nach rechts durchquert, die ursprüngliche kontinuität des striches durch abscheuerung gelitten habe.

Ohne beachtung dieser feineren anzeigen würde man sicherlich nur auf ᛚ raten, wogegen das längenverhältnis des seitendétails von 5 mm zur aufrechten hasta mit 12 mm in keiner weise spräche, da z. b. bei dem ᛚ der ersten zeile: abstrich 7 mm, gerader stab 12,5 mm, die relative länge des seitenastes sehr viel beträchtlicher ist.

Das ligierte oder, besser gesagt, nachträglich korrigierend ergänzte zeichen ist demnach mit **þ͡o** zu translitterieren.

7. ᚾ: **n**.

8. ᚨ: **a**. Der untere abstrich nicht verbunden.

9. ᚱ: **r**. Der buchstabe endet unten 2 mm vor der haupthasta des ᛚ der gegenlaufenden zeile. Hinter dem abstriche des ᚱ zwei schrammen, eine kürzere parallel zu diesem und eine längere, beide genannten buchstaben von links oben nach rechts unten in weiter erstreckung durchschneidend. Der einspringende winkel des seitendétails am **r** berührt die aufrechte hasta nicht, sondern hält sich von ihr entfernt.

Zeile 4.

1. ᚢ: **u**. Mit deutlicher, weiter kurve; die aufrechte hasta, im oberen und unteren teile unzweifelhaft, nur in der mitte verstrichen

1) Photographie von Goedeljee in Leiden; s. Jahresber. . . . der germ. philologie 32 (1910), XIX A. 12.

2) Johan Bure, Runakænslanæs læræ-span, Ubsaliae 1599 fol.; neu hrg. von G. E. Klemming, 1882.

3) H. A. Grueber, Handbook of the coins . . . taf. 1, nr. 8.

und in ihrem verlaufe nicht durchweg zu verfolgen. Ihre existenz lässt sich jedoch geometrisch beweisen. Zieht man zur vertikalen orientierungslinie des zeichens in beliebiger distanz nach links eine parallele senkrecht auf die grundlinie, so zeigt sich, mit dem zirkel abgemessen, dass der kopfpunkt des oben sichtbaren winkels des buchstabens von dieser parallele gleich weit entfernt ist, wie der fusspunkt der im unteren teile konstatierbaren spur einer aufrechten hasta, die daselbst von einer langen, in sanfter neigung nach rechts aufsteigenden schramme unmittelbar ausgeht, während die kurve des ᚢ diese schramme kreuzt und 4 mm unter sie herabhängt. Von der gesamtlänge des aufrechten stabes mit 34 mm lassen sich oben 5 mm, unten 14 mm genauer verfolgen, während man bei den mittleren 15 mm die trace verliert.

Etwa 10 mm unter dem kopfpunkte findet sich, mit einem parallel zur haupthasta verlaufenden schatten unmittelbar verbunden, eine kurze absteigende linie, eine andere 2 mm über dem kopfpunkte nach einwärts gelegen – in diesem falle vielleicht nur aneinander gereihte vertiefungen –, deren letztere auf tafel 3 bei Henning zum oberen abstrich des vermeintlichen ᚨ gemodelt ist. Dieser strich, bis zur direktion der haupthasta verlängert gedacht, würde indessen das präsumptive **a** nicht unbedeutend über den kopfpunkt des zweiten, wirklich dastehenden **a** emporheben, er ist auch zum obersten, geradlinig anhebenden teil der kurve keineswegs parallel, sondern gegen den aufrechten stab unter einem minder spitzen winkel gesenkt.

Die mitte der kurve, 17 mm unter dem kopfpunkte, 19 mm über dem unteren ende, wird von einem aufsteigenden, 7 mm langen striche gekreuzt, der den abstrich des folgenden zeichens zu berühren scheint, jedoch nicht in der flucht desselben gelegen ist, sondern mit ihm in einem sehr stumpfen winkel zusammentrifft.

Ist dieser kreuzende strich, der etwas verbreitert und minder scharf aussieht, geritzt, so kann er nur als schrägstrich eines mit dem **u** ligierten **n** verstanden werden, wogegen die tatsache, dass die drei einzelnen **n** der inschrift nach rechts abfallende kreuzungen besitzen (ᚾ), nichts entscheidet, da eben dieser orientierung des schrägstriches die kurve nicht günstig ist.

2. ›, ein nach links offener, stumpfer winkel, dessen schenkel je 8 mm lang sind, so orientiert, dass das obere ende ganz nahe an die kopflinie der zeile heranreicht, das untere, wie gesagt, einen die kurve des vorhergehenden buchstabens kreuzenden schrägstrich berührt. Das zeichen ist als ein im oberen zeilenraume angebrachtes,

links gewendetes **k** zu bestimmen. Ein umgewendetes **k** findet sich auch in der linksläufigen legende des brakteaten 38: ᛉᚨᚲᛅ Stephens 2,545.

Ausser der kurve des ᚢ, die in ihrem ganzen verlaufe deutlich verfolgt werden kann, ist rechts von ihr keine spur einer aufrechten hasta zu sehen, die nach aufwärts verlängert die beiden endpunkte des hakens träfe und ihn zum seitendreieck eines ᚹ gestaltete. Henning, der die kurve nicht darstellt, nicht andeutet, hat augenscheinlich ihren unteren abschnitt als teil einer zu seinem hypothetischen **w** gehörigen, aufrechten hasta missverstanden.

Bugge, der die inschrift zweimal, 1877 und 1885, am objekte zu lesen versuchte, wollte[1] den in rede stehenden haken als rechten teil eines runischen ᛟ betrachten und in der tat könnte dieser meinung sowohl ein vom oberen ende nach links abfallender, als ein nahe vom unteren ende steil aufgerichteter schatten vorschub leisten, doch ergibt die einbeziehung keines von beiden, die jeweils nur einseitig verwandt werden könnten und sich gegenseitig ausschlössen, eine befriedigende konfiguration und orientierung, die zugleich mit dem, hinsichtlich des ersten buchstabens der zeile gewonnenen ergebnisse vereinbar wäre. Es fehlte ferner das nach rechts abfallende bein des **o** vollständig und der buchstabe sässe nicht wie die übrigen ᛟ der inschrift auf der grundlinie, sondern schwebte über ihr.

Bugge a. a. o. wollte ja ausserdem unter der zeile noch ein in diese gehöriges, nachträglich hinzugefügtes ᚾ entdeckt haben. Dazu veranlasste ihn ein unter dem fusse des folgenden ᚨ nach rechts gelegenes, kleineres, gekreuztes zeichen, das man als **n** oder **g** interpretieren könnte, wenn sich nicht unter der lupe erwiese, dass nur der rechts absteigende strich eine tatsächliche furche, der links absteigende aber im oberen teile überhaupt kaum konstatierbar, im unteren aus einer reihe zufälliger lakunen zusammengesetzt sei.

3. ᚨ: **a**. 39 mm hoch. In der höhe des unteren endes des oberen abstriches kreuzt ein sehr flach nach rechts absinkender strich die haupthasta, ein anderer, von der mitte dieser kommender, grenzt mit dem oberen abstriche zusammen ein zufälliges dreieck ab. Rechts vom fusspunkte gelegen, nach links gegen den unteren abstrich zu aufsteigend: eine gegabelte schmarre – zufällige verletzungen, die das bild des klar hervortretenden buchstabens nicht zu beirren vermögen.

4. ᛚ: **l**. Hinter dem die platte von oben nach unten durchquerenden bruche das seitendétail eines runischen **l**: 16 mm lang, auf

1) Norges indskrifter ... 1, 139.

der mir vorliegenden photographie als blasse, doch sichere linie erscheinend, und der obere teil des aufrechten stabes, 20 mm lang, als dunkle linie, die gegen den bruch in sehr spitzem winkel konvergiert und von ihm abgeschnitten wird. Von der aufrechten hasta des buchstabens demnach so ziemlich genau die obere hälfte erhalten, beziehungsweise konstatierbar.

5. ᛗ : **e**. 42 mm hoch; die beiden parallelen etwas nach auswärts gebaucht. Oben rechts herablaufend, gegen den rechten kopfpunkt steil konvergierend eine starke, etwa 16 mm verfolgbare, zufällige ramme.

6. ᚢ : **u**. Aufrechte hasta 49 mm lang, die kurve 8 mm kürzer. Die haupthasta in sehr flacher welle geführt.

7. ᛒ : **b**. 39 mm hoch; die haupthasta geradlinig, aber nicht genau senkrecht, sondern etwas nach links umfallend. Die seitendreiecke unverbunden. Ein steil nach rechts aufsteigender schmiss kreuzt die mitte der haupthasta.

8. ᚹ : **w**. 40 mm hoch; das seitliche dreieck sehr massig, die haupthasta im unteren teile sehr flach nach links geschweift.

9. ᛁ : **i**. 38 mm hoch; oben rechts angelehnt eine kleine flache schlinge, sowie ein kurzer, geradliniger abstrich, ähnlich dem seitendétail des **l**, doch wesentlich kürzer.

10. ᚾ : **n**. 33 mm hoch.

11. ᛁ : **i**. 34 mm hoch; ganz an das untere ende des kreuzenden schrägstriches des **n** herangerückt. Distanz beider aufrechten hasten 3 mm, oben etwas weiter.

Buchstabendistanzen innerhalb der buchstaben 4 ff. der zeile, nach den senkrechten hasten gemessen bisher: 9 mm, 5 mm, 7–9 mm, 10 mm, 8 mm, 5 mm; distanz des in rede stehenden **i** zum folgenden, letzten buchstaben: 5 mm.

12. ᛇ : **ė**. 38 mm hoch; die haupthasta in flachem bogen nach rechts ausladend. Der untere seitenstrich unverbunden, sehr steil ansteigend, nicht typisch nach links, sondern ein wenig nach rechts geneigt, zugleich länger als der obere nach rechts abfallende seitenstrich. Über die translitterierung dieses zeichens mit **s** bei Dietrich ist kein wort zu verlieren.

Die gesamte legende translitterire ich demnach:

1 5 8
1. **logaþore,**

1 5
2. **wodan,**

3. **wigiþþonar,**

4. **unkaleubwinie.**

Ihre einteilung in worte ergibt sich mir aus einer graphischen anzeige. Der verfertiger der inschrift hat in der dritten zeile das *þ* des komplexes *wigiþ* zunächst haplographisch genommen, dann aber, indem er den anlaut des folgenden wortes mit einem nachträglich hinzugefügten *þ* versah, das erstere dem auslaute des voranstehenden wortes allein gesichert. Daraus folgt unweigerlich, dass das zweite wort der zeile wirklich *þonar* laute und dass das erste, soferne es ein verbum ist, nicht, wie Henning glaubte, eine dritte sing. praesentis optativi sein könne, sondern eine dritte sing. praes. indicativi sein müsse. Aus der paarung des substantivs *þonar* mit dem in der vorhergehenden zeile stehenden worte *wodan* ist des weiteren zu schliessen, dass es sich in der inschrift nicht um den physikalischen donner handle, sondern in der tat um den heidnischen gottnamen, der auch im sächsischen taufgelöbnis *ec forsacho . . . thunaer ende uuoden ende saxnote ende allēm them unholdum the hira genotas sint*[1] mit dem anderen heidnischen gottnamen zusammen genannt ist.

Es ergibt sich ferner, dass, wenn *wigiþ þonar* prädikat und subjekt eines satzes sind, für den vorhergehenden satz das prädikat in der zu *wigiþ* parallelen form *logaþ . . . wodan* abzuschneiden sein wird, von dem zugehörigen subjekt durch einen, noch zu erörternden redeteil *ore* getrennt.

Noch eingehendere aufklärungen über worttrennung und syntaktischen bau der gesamten legende ermöglicht das in der vierten zeile vor dem deutlichen personennamen *leubwinie* stehende wort *unka*, das sich mit dem akk. plur. fem. des possessivpronomens der ersten person dualis *unka* 'unser beider' in den Essener evangeliarglossen zu Lukas 23, 41: 'in eadem dampnatione es. et nos quidem: *tholod it*: iuste · nam digna factis recipimus · *uuerth(lico) angeld(ad) unca sundia*'[2] äusserlich deckt, jedoch in der spangeninschrift wegen des folgenden personennamens nicht plural sein kann, sondern singular sein muss.

Nach den maskulinen deklinationsformen des singulars des analog verkürzten as. possessivpronomens der ersten person pluralis beurteilt, die ich dem glossare Wadsteins s. 235 236 entnehme: *use, usas* und

1) Altsächsische sprachdenkmäler, faksimile-sammlung hrg. von J. H. Gallée, 1895, tafel XIa.

2) Kleinere as. sprachdenkmäler hrg. von E. Wadstein, 1899, s. 58 (135b der hs.).

uses, usemo, wozu ergänzend aus dem Hel. 1218 *usa drohtin* und 83 *usan drohtin*, könnte *unka*, wenn maskulin, nur nom. sing. sein, wogegen sowohl die augenscheinliche abhängigkeit der kombination: pronomen und personenname, von dem verbum *wigiþ*, als auch die flexion der dastehenden namensform *-winië* spricht, die, falls sie eben nicht dativ[1] ist, welchen kasus die flexion von *unka* (dat. sing. Hel. m. *usumu*, fem. *useru!*) selbst ausschliesst, auf das maskulinum as., ahd. *wini*, afries., ags. *wine*, an. *vinr*, got. *-wins* (beleg: acc. *Batwin* Kal.) überhaupt nicht mehr bezogen werden kann.

Unter den kontinentalen germanischen dialekten zeigen, ausser dem altsächsischen, verkürzte formen des possessivpronomens das altfriesische: *use, unse, onse* 'unser'[2], sowie auch die alten fränkischen dialekte und diese gewähren zugleich eine spur alter dualisformen: *unker zueio*, Otfrit III, 22, 32.

Da sich nun für das fränkische eine flexivische scheidung des nominativs vom akkusativ singularis feminini : nom. *unsu guati*, Otfrit III, 19, 9, akk. *bi unsa muater*, Otfrit IV, 32, 12, *unsa hinavarth*, Ludw. 38, nachweisen lässt[3], schränkt sich die bestimmung des possessivpronomens *unka* der inschrift, dessen flexion die des historischen akk. sing. femini ist, um so mehr auf dieses genus und diesen kasus ein.

Die tatsächlichen belege der namenkomposita mit *wini* gewähren sowohl die alte vollere form des substantivs, ahd. Libri confrat. *Albuini, Eburuuini, Adaluuine*, als auch eine verkürzte *Albuin, Eburuuin, Adaluuin*, ebenso ags. Searle: *Easterwini, Ælfuini, Hildewine, Sigewine, Chenuin*, nur überwiegen ersichtlich im ags. die belege mit abgeschwächtem auslaut auf *-wine*, im ahd. die mit auslautverkürzung auf *-uuin* und diese ist natürlich auch schon als basis der latinisierung *-uinus* der zahlreichen westfränkischen repräsentanten im Pol. Irm.[4] vorauszusetzen. Da das kritische wort ein maskuliner *i*-stamm ist, muss der akkusativ im westgermanischen dem nominativ gleich sein, also entweder auf *-i*, oder *-e*, oder nullflexion auslauten. Dem entspricht die kompliziertere endung des namens *leubwinië* doch keines-

1) Henning, s. 195 und Zeitschr. 43 s. 292.

2) Altfriesisches wörterbuch von K. Freiherrn von Richthofen, Göttingen, 1840, s. 1117.

3) Altfränkische grammatik . . . von J. Franck, Göttingen, 1909, § 173 und Althochdeutscher sprachschatz . . . von E. G. Graff, Berlin, 1 (1834), kol. 391.

4) Polyptyque de l'abbaye de Saint-Germain des Prés . . . publié par A. Longnon, Paris, tome 1 (1895), s. 378–79.

falls, es kann sich also auch nicht um den akk. sing. eines dem maskulinen gleichformigen femininen *i*-stammes, sondern nur um den akk. sing. einer movierung mit *i̯ŏ*-suffix handeln.

Die flexion *-ie*, deren *i* als ein konsonantisches *i̯* zu verstehen ist, gehört in den kreis der bei J. Franck § 139 verzeichneten *e*-formen von appellativischen *i̯ŏ*-stämmen im akkusativ und, von diesem aus übertragen, auch im nominativ sing.: *uueramote, garde, gruobe, fuzze, sunne,* so dass man urteilen muss, es habe sich Henning eigentlich auf keinem schlechten wege befunden, da er s. 105 die glosse des vocabularius Sti. Galli 37: *cumpurie* 'tribus' [1] in erwägung zog, aber in der meinung, auch das unmittelbar vorhergehende wort sei ein personenname und zwar ein solcher im nominativ, nicht zu verwerten vermochte.

Inwieweit eine motion mit *i̯ŏ*-suffix bei den fem. namen des elementes *-wini* regel oder nur gelegentliches mittel war, lässt sich allerdings nicht mit voller sicherheit sagen. Die 12 femininen *-uina, -oina* des Pol. Irm. ergeben einen nationalen nominativ auf *-uin,* dem man die stammbildung nicht ansieht, und ebensowenig gewähren die übrigen bei Förstemann [2] verzeichneten feminina bündigen aufschluss. Höchstens dass man die latinisierung *Adaluinia* des verbrüderungsbuches von St. Peter, falls diese herstellung aus der hsl. form *adalumia* zutrifft, oder das glaubliche fem. *Kuotwine* der Libri confrat. 1, 183, 2, neben latinisiertem *Cuotwina* ebenda 1, 232, 1, unter dem gesichtspunkte der erhaltenen *i̯ŏ*-flexion betrachten könnte, die aber doch nach dem stande des ahd. hier ebensowenig erwartet wird, wie bei den im nominativ flexionslosen, appellativischen movierungen auf *ini̯ŏ*: *cuningin,* oder bei den frauennamen auf *-gund, -gard, -hild,* Franck a. a. o., oder bei anderen evidenten movierungen wie *Otulp* gegen mask. *Otulf,* beide in Libri confraternitatum.

Unwahrscheinlich ist es jedoch nicht, dass die namen mit *-wini,* um weiblichen charakter gewinnen zu können, von vornherein der motion mit *i̯ŏ*-suffix bedurften und dass ebenso auf appellativischem boden die bekannte ahd. movierung mit *i̯ōn*-suffix: *winia, winiga* nur spätere umbildung einer solchen mit dem vokalischen suffix *-i̯ŏ* sei.

unka Leubwinie 'nostrum amborum Leubviniam' steht demnach als objekt im zweiten satze, abhängig von *wigip* und, soferne der erste und zweite satz koordiniert wären, auch abhängig von *logap*.

1) Bei Graff 4, 405 aus cod. Sg. 913.

2) Altdeutsches namenbuch, 1. bd., 2. aufl., Bonn, 1900, col. 1610.

Das possessivpronomen lehrt, dass zwei sprechen oder sprechend gedacht sind, wie in der inschrift von Järsberg (Varnum): . . . *Hara-ƀanaR (wi)t iah ek erilaR* . . .[1], oder in der stelle des Widsíð 103–104 *donne wit Scilling sciran reorde / for uncrum sigedryhtne song ahófan* . . ., sie sind jedoch hier nicht mit namen genannt und nur für den engsten kreis der zeitgenossen durch die gleichfalls nicht näher definierte beziehung zur trägerin des erwähnten frauennamens gekennzeichnet; denkbar somit: ein elternpaar, das von seiner tochter spricht.

Henning 94 identifizierte das verbum des zweiten satzes mit ahd. *uuīhen, uuīhan* 'dedicare, sancire, benedicere, initiari, ordinari, exorcizare, offerre, facere', an. *vígia* und erklärte das *g* der inschriftlichen form als grammatischen wechsel zum *h*. Das ist ja richtig, doch kann das kein grammatischer wechsel innerhalb der einzelnen konjugationsformen sein, denn das *g* beherrscht im an. verbum das ganze paradigma, so wie das *h* das ganze paradigma des ahd. verbums.

Die beispiele bei Graff 1, 724–726, einschliesslich Isidor, bieten wohl einige fälle von synkope, aber kein *g*. Ebenso zeigt das as. material im Heliand, die 3. sing. praet. ind. *uuīhida*, *uuīhda*, die 2 imper. pl. *giuuīhat* Cott., *geuuīhad* Mon., das part. praet. *giuuīhid*[2] nur *h*, ausserhalb dieses denkmales: *giuuihid* asn., *wieda* 3 spti[3] *h* und vereinzelte synkope. Dagegen gewährt das afries. *g* und synkope: *wiga, wia,* auch in ableitungen *wigelsa, wielsa*[4] und ebenso das andfränk.: *geuuīgen, sulun* 'benedicent' psalm 71, 15, *geuuīgit got* 'benedictus Deus' psalm 65, 19, *sī* . . . *geuuīgit* . . . *inde geuuīit* . . . 'sit . . . benedictum . . . et benedicentur . . .' psalm 71, 17, *geuuīit* 'benedictus' psalm 71, 18, *inde geuuīit* 'et benedictum' psalm 71, 19, *geuuīet* 'benedicite' psalm 67, 27[5].

Man muss demnach für den dialekt der Nordendorfer inschrift eine paradigmatische form mit *g* verlangen, und dies um so mehr, als das andere verbum, an das man denken könnte: 3 sing. praes. ind. ahd. *uuigit,* ags. *wigeþ*, beiderseits zu *wegan* 'movere, permovere, ponderare', ags. auch 'uehere, ferre', die ermittelung eines einleuchtenden sinnes nicht zu verbürgen scheint.

1) Noreen, An. gramm. I³, anhang 21.

2) Heliand . . . ed. J. Andreas Schmeller, Monachii, 1830, Glossarium, s. 132.

3) Wadstein, s. 246.

4) Richthofen, s. 1146.

5) Kleinere altniederdeutsche denkmäler . . . hrg. von M. Heyne, Paderborn, 1867, passim.

Aus den belegstellen des Tatian[1] erhellt, dass die bedeutung 'benedicere' nicht bloss am kompositum *giuuīhen* haftet, sondern auch dem einfachen verbum *uuīhen* zukommt, dass ferner das objekt der benedictio nicht bloss auf gott eingeschränkt sei, sondern auch eine sache: 'brot' 160, 1, oder leute: *inti uuīhita in thō Simeon* 'et benedixit illis Simeon' 7, 7 sein könne.

Wīgiþ þonar übersetze ich demnach 'benedicit Thonar'.

Die form des germanischen gottnamens der spange ist genau die des Tatian für den physikalischen donner *quadun thaz thonar gitan uuari* 'dicebant tonitruum factum esse' 139, 7 und für den personifizierten donner der bibel *Boanerges, thaz ist arrekit thonares kind* 'B., quod est filii tonitrui' 22, 6, abweichend von der form *Thunaer* des sächsischen taufgelöbnisses, deren vokal der stammsilbe zu dem der ags. formen *þunor, þuner,* auch *-ar* und *-ur* im suffixe, stimmt.

Die betrachtung des ersten satzes als eines koordinierten, mit dem identischen objekt des zweiten, begegnet mannigfachen schwierigkeiten. Es scheint mir in höherem grade geraten, denselben als einen selbständigen mit völlig disparatem inhalte anzusehen, der aber doch an dem, an erster stelle genannten gotte ebenso irgendeinen charakteristischen zug hervorhebt, wie der zweite, der den *þonar* als segnenden gott im allgemeinen, oder zu einer bestimmten gelegenheit vorführt.

Die form *logaþ* kann nur die dritte sing. praes. indicativi eines *ōn-* oder *ēn*-verbums sein, mit abschwächung des flexivischen vokales zu kurz-*ŏ* oder kurz-*ĕ* und umfärbung zu *ă*. Diese erscheinung ist, wenn ich mich im besonderen auf die *ō*-verba beziehe, im ags. und afries. nachweisbar, in den as. denkmälern gegebene tatsache[2], in den afränk. zum mindesten vorbereitet[3] und selbst in einem so alten bair. denkmal wie das Keronische glossar (740–745) genügend bezeugt[4]. Dagegen werden kurzvokalische ausgänge an stelle der langen in den alten alemannischen denkmälern nicht angetroffen.

Dieses verbum konstatiere ich in ags. *lógian,* comp. *gelógian* mit den bezeugten formen u. a.: *gé lógiaþ, hí . . . lógodon, dæt man . . . lógige, du gelógast, (hé) gelógaþ,* 2. imper. sing. *gelóga,* dessen bedeu-

1) Tatian. lateinisch und altdeutsch . . . hrg. v. E. Sievers, 2. ausg. Paderborn, 1892.

2) Altsächsisches elementarbuch von F. Holthausen, Heidelberg, 1899, § 464.

3) Franck a. a. o. §§ 196,59.

4) Über das Keronische glossar . . . von R. Kögel, Halle, 1879, s. XXV, XXIX, 180.

tungen, von ags. *lóh* n. 'platz, stelle' aus zu entwickeln, die begriffe 'ponere, disponere, reponere, collocare' variieren. Die bei Bosworth-Toller[1] ausgeschriebenen beispiele, zum einfachen verbum: 'seine rede auf etwas einrichten, die netze im schiffe zurecht legen, eine sache irgendwo unterbringen', oder zum zusammengesetzten: 'einen ort mit einer besatzung versehen, hinein setzen, hinein stellen, plazieren, in ordnung legen (bringen), niederlegen = bestatten', reflexivisch 'sich nach etwas richten' erlauben für das absolut gebrauchte zeitwort die bedeutungsermittelung: 'aufstellen, einrichten - ordnen'. Das gleiche verbum ist afries. *logia,* bei Richthofen s. 909 aus zwei textstellen des Emsiger landrechtes nachgewiesen, die schon Henning s. 96–97 in revidierter fassung abgedruckt und insoferne durchaus in das richtige licht gesetzt hat, als er zu dem einen passus *Hwersa ma ene fona ut logath, sa schelma hir thet god al ful lasta, alsa ful sa hir logad is* die formel eines anderen fries. textes *ist thet mar ene frouwa ut iewa,* ferner eines nd. *is dat men ene vrouwen uth ghyft,* sowie ahd. *ūz keban* im spottverse auf *Liubene* vergleicht und bemerkt *sa hir logad is* könne nur durch 'als für sie festgesetzt, bestimmt ist' wiedergegeben werden. In derselben weise ist dann wohl auch der zweite beleg *Hwersa hir en iuncfrou hia selve biriucht, iefta mith ene monne logath* zu übersetzen 'sobald sich eine jungfrau selbst berät oder sich mit einem manne vergibt', d. h. das verbum ist hier zunächst auf den abschluss des ehevertrages zu beziehen.

Auch für das folgende wort *ore* bietet der ags. sprachschatz eine erklärungsmöglichkeit in dem, gleichfalls schon von Henning gestreiften worte *ór l fruma* 'initium', mit den aus dem bezüglichen belegsmaterial bei Bosworth-Toller, s. 763, zu erhebenden, besonderen bedeutungen: '(tages)anbruch, beginn, anfang, ursprung', im besonderen auch örtlich gedacht 'vorderste reihe, vorhut, front des heeres'; mit der präpositionalen bindung *cwealmes on óre* zeitlich und *heriges on óre* örtlich und der kontrastierung *secgan ór and ende,* (*gecýdan*) *ór . . . óþ ende.*

Die form des Nordendorfer textes *ōre,* identisch mit dem ags. dativ *óre,* erkläre ich als temporales adverbium, hinsichtlich dessen bildung das nominaladverbium aschwed. *mōte* dat. sing. 'dagegen, entgegen'[2], an. *í móti,* mhd. *ze muoȝe,* sowie die adverbien ahd. *inne* 'intus', *uzze* 'foris', *haime* 'domi' verglichen werden können. Das ags. wort, von dem ich früher die meinung hatte, dass es aus lat. *ōra* ,küste'

1) An Anglo-Saxon dictionary based on the ms. collections of . . . J. Bosworth . . . ed. by T. N. Toller . . . Oxford, 1882, s. 646 und 411.

2) A. Noreen, An. grammatik II § 470,2, a. 7.

entlehnt sei, dürfte doch wohl german. abkunft und ablaut zur basis *ar* 1 '. . . sich erheben' bei Alf Torp[1], s. 17, sein.

Es steht m. e. nichts entgegen, sich den satz *lōgaþ ōre Wōdan,* in dem der gottname genau in der form des zweiten Merseburger zauberspruches *Uuodan* (bis) auftritt, aus der strophe des ags. runenliedes:

ós byþ ordfruma ǽlcre spráece,
wísdómes wraþu and witena frófur
and eorla gehwám éadnys and tóhiht[2]

erläutert zu denken, ihn mit 'disponit ab initio Wodan' zu übersetzen und als einen dogmatischen satz des german. glaubensbekenntnisses zu betrachten, während der folgende, þonar betreffende, eher kultisch ist.

Ähnlich, nur in epischer darstellung, verhalten sich ja auch die charakteristiken in den beiden Merseburger sprüchen, hinsichtlich der *Idisi: sāzun, heptidun, lezidun, clūbōdun,* inbetreff *Uuodan's: biguol* und wenn diese zu dem behufe, einer beabsichtigten zauberhandlung als einleitung oder vorbild zu dienen, in worte gefasst sind, so kann wohl ein ähnliches auch für den zweiten satz der legende: *lōgaþ ōre Wōdan; wīgiþ þonar unka Leubwinje* in anspruch genommen werden, d. h. der satz, der formell eine aussage ist, kann im tieferen grunde eine anrufung des gottes sein.

Die inschrift, für deren erklärung ags., afries., as., aniederfränk. wörter und formen herangezogen werden mussten, kann nur als fränkisch bestimmt und muss sprachlich von den fränkischen gebieten jenseits der Donau, nördlich des fundortes, abgeleitet werden.

b) Die kleinere spange.

Auch für die kleinere spange von Nordendorf konnte ich nunmehr eine von demselben photographen besorgte, im masstabe 5 : 2 vergrösserte aufnahme benutzen, die mich in den stand setzte, über die lesung dieser inschrift zu neuen aufschlüssen zu gelangen. Mit zuhilfenahme der lupe ergab sich mir hinsichtlich dieser legende, die in e i n e r zeile von links nach rechts, die halbkreisförmige platte querüber, geschrieben ist und zwar so, dass ihre fusslinie an den oberen rand der am körper getragen gedachten spange herangerückt, die kopflinie gegen den äusseren bogenförmigen rand der platte ge-

1) Wortschatz der germ. spracheinheit unter mitwirkung von H. Falk . . . umgearb. von Alf Torp . . . Göttingen, 1909, s. 322–23.

2) Linguarum vett. septentrionalium thesaurus . . . auctore G. Hickesio. Oxoniae, 1705, 1, 135 (Grein-Wülker, Bibl. der ags. poesie I, 331 fg.).

kehrt ist, also in einer situation, die dér der vierten zeile der grösseren spange entspricht, folgender bestand:

1. ᛒ : **b**. Die dreiecke des buchstabens unverbunden, die aufrechte hasta über das untere dreieck hinab verlängert. Ein schiefer, vom vierten buchstaben aus flach nach links absinkender strich berührt in sehr spitzem winkel die untere seite des oberen dreieckes, ohne in ihn überzugehen. Ein anderer, auch den kopf des dritten buchstabens durchkreuzender, nach links abfallender strich, trifft den endpunkt der oberen seite des oberen dreieckes; unterhalb des legitimen unteren seitenstriches desselben und parallel zu ihm verläuft bis in das **r** hinein eine weitere, schwach tingierte ramme.

2. ᛁ : **i.** Ganz an die scheitelpunkte der beiden seitlichen dreiecke des vorhergehenden buchstabens herangerückt, doch ohne eigentliche berührung, da die scheitel offen gelassen sind. Ausser den vorerwähnten rissen kreuzen die hasta in der mitte zwei kurze, sanft nach rechts aufsteigende schrägstriche mit längeren rechten hälften als linken.

3. ᚱ : **r.** Sehr schön und schlank. Der einspringende winkel des seitendétails hält sich fern von der haupthasta. Der untere abschnitt endet über und in ziemlicher entfernung vom fusspunkte des folgenden buchstabens.

4. ᛇ : **ė**. Anscheinend nur ᛚ mit etwas nach links ausgebuchteter hasta. Am linken unteren ende ragt jedoch sehr steil ein seitenstrich empor, der mit dem fusspunkte der haupthasta nicht verbunden ist und auch nicht von der lagerung eben dieses ausgeht, sondern etwas über ihm beginnt. Ein +-artig gekreuzter strich, nicht litteral, geht durch den unteren abschnitt des hauptstabes und ein wirres bündel von kratzen füllt den raum bis zum folgenden aufrechten stabe. Die litterale bedeutung des beschriebenen linken, unteren aufstriches wird durch diese zufälligen verletzungen sehr beirrt, doch lässt sich das sichere ᛇ der grösseren spange in allen seinen teilen hier wiedererkennen.

5. ᛚ : **l.** Ein aufrechter stab, von dem etwas unter der mitte ein seitenstrichelchen nach abwärts gesenkt ist. Dasselbe greift nicht nach links über. Der buchstabe deckt sich vollkommen mit dem **l** von Freilaubersheim im namen *Dal(l)ėna*.

6. ᛁ : **i.** Auf unverletzter stelle der platte stehend.

7. ᛟ : **o.** Etwas niedriger als die übrigen buchstaben; das rechts aufgestellte bein im unteren teile geschwungen. Das zeichen

auch unten ein wenig kürzer, jedoch orientierung auf die grundlinie beabsichtigt.

8. ᛖ : **e.** Auf glatter stelle der platte. Der von der ersten hasta absteigende seitenstrich, der linke des einspringenden winkels, länger als der andere, reicht über den vereinigungspunkt beider hinab.

9. ᛚ : **l.** Deutliches exemplar der gewöhnlichen form, wie auch zweimal auf der grösseren spange.

10. Y : **w.** Anscheinend aufrechte hasta, von deren mitte nach rechts ein mit nach oben gewendeter knickung oder kurve anhebender seitenstrich abzweigt. Aber die beiden abschnitte des aufrechten stabes, der obere und untere, liegen nicht strikte in einer geraden, sondern stossen am ansatzpunkte des seitendétails in einem, allerdings ausserordentlich stumpfen, winkel zusammen. Die beabsichtigte figur nicht, wie man bisher glaubte Ƴ, sondern Y, d. i. **u** in lateinischer orientierung und auf ein bein gestellt, wie das griechische **Y** oder das alat. **u,** beispielsweise der Forumsinschrift. Lautgeltung *w,* entsprechend der des gleich orientierten zeichens lat. **V** des brakteaten 49 und 49b, rune nr. 13, 14 und 7[1].

1 5 10

Die ganze zeile, translitteriert **birėlioelw,** lässt sich, nach sprachlichen wahrscheinlichkeiten beurteilt, in zwei mit der grenze zwischen *o* und *e* sich scheidende komplexe zerfällen, von denen der erste als maskuliner *n*-stamm angesehen werden darf, während sich der zweite ohne weiteres als nominativ sing. des german. adjektivs **elwa-* erkennen lässt, das von ahd. *elo,* flektiert mask. *eluuer,* neutr. *eluuaz* 'fulvus, crisus, albidus', Graff 1,225, mhd. *elweʒ* her bekannt ist, im oberdeutschen bair. *elb* 'gelb, lohbraun', z. b. von tierwolle (schafe, ziegen) gebraucht[2], schweiz. *älw, älb, elb*[3] noch heute fortlebt und dessen bestand ausserhalb dieser beiden germ. dialektgebiete durch den urnord. beinamen *Elwa* des brakteaten von Sotvet (zwei exemplare), bei Bugge, NI m. d. æ. r. 1,172 als 'den gule' erklärt, gewährleistet wird. Eine weitere spur des gemeingerm. adjektivs **elwa-* findet sich im volksnamen Ptol. Αἰλουαίωνες, Tac. mit prothetischem *h* und mit zwischenvokalischem *c* (anstelle und in funktion eines zwischenvokalischen *h, ch*) akk. pl. *Helueconas,* var. *Eluheconas,* germ. vermutlich **Elwijonz* anzusetzen.

1) Arkiv för nordisk filologi 29 (1913), s. 359 und 358.

2) Bayerisches wörterbuch . . . von J. A. Schmeller, 2. ausg. bearbeitet von G. K. Frommann, München, 1872–77, bd. 1,66.

3) Schweizerisches idiotikon . . . bd. 1, Frauenfeld, 1881(–85), kol. 211.

Die vokalische form des adj. *elo* habe ich schon Gga. 1906 s. 155 aus den Libris confrat. als beinamen nachgewiesen, doch darf nicht verschwiegen werden, dass diese form allesfalls auch eine vereinfachte schreibung für *Ello,* ebenda mehrfach (neben *Allo,* beide aus **Aljo*, got. **Alja*), sein könnte. An sich besteht jedoch kein hindernis, dass neben der sogenannten schwachen oder konsonantischen form des adjektivs auch die sogenannte starke oder vokalische als beiname erscheine, wie ahd. Libri confrat. *Perat, Rīch, Zeiz* neben *Peracto, Rīcho, Zeizo,* an. *Bjartr, Rauðr, Teitr*[1] erhärten.

Die moderne aussprache des auslautenden konsonanten *w* als *b* in bair. *elb,* nhd. *gelb, gelbes* gegenüber mhd. *el, elwes* und *gel, gelwes* stammt sicherlich aus den flektierten formen, wogegen in anderen fällen von *wa*-stämmen, wie nhd. *mehl, mehles* gegen mhd. *mel, melwes* und mod. bair. *melbler,* gesprochen *mäiwlă,* 'mehlhändler', der ausgleich auf grundlage des vereinfachten nominativs erfolgte.

Es ist demgemäss das auslautende *b* von bair. *elb* und nhd. *gelb* oder selbst das bilabiale *w* von schweiz. *älw* keine fortsetzung des ahd. *ŏ* in *elo,* sondern eine solche des inlautenden *w* von gedeckten formen wie *eluuer,* weshalb für den namen der kleineren Nordendorfer spange trotz der zur got. orthographie stimmenden schreibung *w* nicht aussprache *w*, sondern aussprache reduziertes *ŭ*: **Elŭ* zu fordern ist. Die bedeutung des namens entspricht der von lat. 'Flavus'.

Den vorhergehenden komplex lese ich mit konsonantischem *i̯* in der ableitung **birèli̯o* und erkläre dieses wort, das ich als zweistämmigen personennamen weder nachzuweisen noch glaubhaft zu konstruieren vermag, als gewerbsnamen mit *jan*-suffix gleich got. *aúrtja* 'γεωργός, vinitor' zu hypothetischem **aúrtus,* entlehnt aus lat. *hortus*; *fiskja* 'ἁλιεύς' zu *fisks* 'ἰχθύς'; *kasja* 'κεραμεύς' zu *kas* 'σκεῦος, κεράμιον'; *swiglja* 'αὐλητής' zu ahd. *swegala* fem. 'tibia, fistula' (ahd. *swegalāri!*); *waurstwja* ‚ἐργάτης' zu *waurstw* 'ἔργον'; as. *uuurhtio,* ags. *wyrhta* 'operarius' zu as. *giuuurht* fem. 'actio, opus', beziehungsweise ags. *wyrht* fem. dasselbe; as. *scenco* 'pincerna', germ. lat. *scancio* zu mhd. *der schanc* 'gefäss'; ags. *bytla* ‚aedificator' zu *botl* 'domus, aedes'. Von diesen beispielen ist nächst got. *swiglja* das an letzter stelle angeführte ags. wort wegen des zusammentrittes eines dem grundworte angehörigen *l* mit dem *j* der ableitung für den Nordendorfer fall besonders lehrreich. Es ergibt sich **birèl-jo(n)* nicht anders wie **butl(i)-jo(n)* oder **swigl(i)-ja(n)*. Diesem gewerbsnamen lege ich das schon

1) Altnordische namenstudien von H. Naumann, Berlin, 1912, passim.

von Henning, s. 108, ans tageslicht gezogene ahd. wort einer Pariser glosse (Pb. 2 nach Graff 3, 156!) 'urna, quam rustici vocant *biral*, capit quatuor, adpensantur CXX libre; congius, minor *biral*, capiens LX libras', das in Tatian 80,6 *namun sie thie áleiba, zuelif birila, thero broccono folle* und in Hel. Cott. 2867–69 *thar muoses uuarth, / brodes ti lēbu, that man birilos gilas / tuelifi fulla* . . . benutzt ist, um den ausdruck *cophinos* 'körbe' des lateinischen evangelientextes zu übersetzen.

Das verhältnis der 'urna', von der die glosse sagt 'capit quatuor', d. i. offenbar 'congios', zum 'congius' im zweiten abschnitte ist nach dem masse von 120 pfund zu 60 nicht ganz klar, da die zahl der auf den ‚congius' zu berechnenden pfunde ja nur den vierten teil der auf die 'urna' entfallenden, also 30 nicht 60, betragen sollte. So viel aber sieht man, dass sowohl *biral* und *minor biral* als *birila* und *birilos* hohlmasse für flüssigkeiten oder auch für trockene gegenstände sind und dass daher das nomen agentis **birēljo* wörtlich 'einer, der mit urnen oder mit der urne zu schaffen hat' ebensowohl einen verfertiger von derlei hohlmassen, wie mhd. *scheffelære* zu *scheffel* 'modius', als auch einen amtlich bestellten *messer* (*kornmesser, weinmesser* u. ähnl.) GDW. VI, 2123 bezeichnen könne.

Dass diese kurze inschrift von 10 zeichen, die den besitzer oder spender der spange nennt, zwei **l**-formen aufweise, mag störend erscheinen. Es ist jedoch keine sache, an der die gegebene erklärung scheitern müsste. Die spange von Charnay zeigt zwei **n**, die brakteaten 41, 36, 39 zwei **a** (*a* und *A*)[1], der stein von Flemløse, Wimmer s. 348, ein **a** und zwei **A**-formen.

Die sprache der kleineren spange anders zu beurteilen, als die der grösseren, liegt kein zwingender grund vor. Auch zeitlich wird man sie nicht trennen und beide nicht allzuweit über die zeit herabzurücken versuchen, für die durch Venantius Fortunatus (530 bis etwas nach 600) der aktive gebrauch der runenschrift bei den westlichen Germanen des kontinentes bezeugt ist. Beide Nordendorfer spangen wird man um 600, oder in das erste viertel des siebenten jahrhunderts zu datieren haben.

Dass die vorgetragene erklärung sich mehrfach auf sprachliches material gründet, das schon Henning verwertet oder erwogen und verworfen hat, betrachte ich nicht als nachteil.

1) S. Bugge, Bidrag til tolkning af danske og tildels svenske indskrifter (Aarbøger 1905 s. 267).

Es liegen gewisse notwendigkeiten im sprachlichen stoffe und in den kulturhistorischen hintergründen, denen man sich, ohne ins bodenlose zu geraten, nicht entziehen kann. Es ist nicht sache eines späteren forschers nur um des reizes der neuheit willen durchaus mit anderen bausteinen bauen zu wollen, als seine vorgänger das versucht haben.

CZERNOWITZ. VON GRIENBERGER.

BEZIEHUNGEN ZWISCHEN STELLUNG UND FUNKTION DER NEBENSÄTZE MEHRFACHER UNTERORDNUNG IM AHD.

(Fortsetzung.)

Zweiter Abschnitt.

Die stellung der nebensätze mehr als 2. grades.

Vorbemerkungen.

In diesem abschnitt wird auf die typen, die die nebensätze 1. und 2. grades bilden, keine rücksicht mehr genommen, sondern nur auf die stellung zum nächstübergeordneten satz. Am fähigsten nebensätze von mehr als 2. grade aufzunehmen ist typus 1. Ihm folgt typus 3, und für nebensätze 3. grades auch typus 2 und 4, die nur vereinzelt darüber hinausgehen. Andere typen sind überhaupt nicht oder kaum beteiligt. Im allgemeinen gilt ferner, dass sich nebensätze von mehr als 3. grade an einen nachgestellten obersatz anschliessen, freilich nicht ausnahmslos.

Behaghel § 533 A I b 3 sagt gegen Peters s. 3, dass es im H. nur nebensätze bis zu 4 stufen gäbe[1]. H. 2530 enthält aber einen nebensatz 5. grades und 4237 erreicht allein den 7. grad.

I. Nebensätze 3. grades.

A. Dem übergeordneten nebensatz nachgestellt.

1. Der nebensatz 3. grades ist subjektsatz.

H. 5350: *West thu that te waron . . ., that thu giwald obar mik hebbian ni mohtis, ne wari, that it thi helag god selbo fargabi?*

1) § 536, II ist keine ausnahme, da es sich hier nicht um fortlaufende abstufung handelt.

Is. 4,12. 30,6. 32,7. 43,18. – M. 4,6. 14. – T. 7,2. 11,4. 87,3,2. 110,3,13. 145,12. 170,6,2. 185,11,3. – H. 119. 201. 3399. 4150. 5033. – G. 66. 228. – O. I 17,5. 23,27. 27,57. III 13,1. 15,9. IV 26,35. 28,9. 29,13. V 6,49. 23,235. – N 31,11. 35,23. 66,22. 68,8. 17. 76,28. 84,25. 86,9. 99,20. 104,7. 121,11. 155,8. 209,8. 272,1. 303,17. – W. 11,3. 117,12. – D. 11,33. 38,292. 46,65. 86 A 5b 13. B1,27. 91,23.

2. Der nebensatz 3. grades ist prädikatsergänzungssatz.

a) Prädikatsnomensatz.

W. 13,4: *Kunde mir o sponse, den ..., wer die verae fidei doctores sin, die ... unte die solih sin, daz du in iro herzen dir hereberga machest unte sie beskirmes ab omni fervore temptationis.*

Is. 34,13. – O. I 14,9. IV 29,13.

b) Objektsatz.

N. 216,20: *Flegre heizet tiu risonburg in Thessalia, tar die chreftigen steina noh ligent manige after felde, mit tien diu spel sagent, taz tie risen ze himele fuhtin.*

Is. 7,11. 10,11. 22,3. 32,15. 42,13. – M. 4,6. 41,6. – T. 21,9. 55,8. 68,3,2. 87,5,28. 88,8. 135,34,5. 143,8. 147,8. 179,1. 184,5. – H. 243. 679. 909. 1478. 1565. 1588. 1691. 2370. 2446. 2524. 2711. 2884. 3116. 3387. 3665. 3741. 4080. 4646. 4985. 5539. 5677. 5919. – G. 5. 43. 98. – O. I 1,93. 3,47. 27,51. II 3,63. 9,49. 12,63. 75. 14,37. 22,37. III 2,13. 5,3. 8,25. 11,11. 14,51. 18,31. 19,6. 20,17. 21,29. 23,51. 25,23. 26,19. 31. IV 7,45. 13,7. 20,35. 26,41. 29,13. 37,25. V 8,7. 12,51. 23,1. 25,13. – N. 31,23. 37,10. 42,8. 51,17. 53,12. 55,17. 66,11. 69,13. 71,5. 73,24. 81,22. 83,23. 101,21. 134,30. 142,12. 166,9. 211,11. 222,5. 229,2. 242,1. 253,3. 254,12. 256,19. 295,28. 297,8. 350,9. 363,11. – W. 13,8. 14,4. 37,7. 52,18. 81,5. 113,10. 136,10. – D. 38,280. 42,5. 44,2,5. 8,1. 86 A1,19. 90,76. 96,84.

Anm. zu H. 243. Kunze s. 26 verbindet 243 b und 246 a direkt. Ich rechne das beispiel, wie auch 405, das daher s. 15 in statist. erst. abschn. typ. 1. 2 b β,ββ eingestellt ist, zu der oben vorbem. s. 8 f., besprochenen erscheinung, lasse also 246 a von 244 f. abhängen.

c) Der nebensatz 3. grades ist adverbialsatz.

N. 98,10: *Ah ze sere wer was io daz, der eristo gruob uzer erdo gold unde gimma freisiga tiureda, tie noh kerno inne lagin, ube sie muosin.*

T. 15,4,6. 21,9. 80,8,5. 107,2,10. 3,11. 149,7,2. 177,1,4. 179,2. – H. 32. 64. 156. 159. 174. 239. 405. 440. 1032. 1359. 1409. 1962. 2144. 2474. 2524. 2642. 2681. 2968. 3036. 3103. 3613. 3661. 3792. 4129. 4237. 4360. 4409. 4452. 4470. 4691. 5033. 5853. G. 303. – O. I 2,3. 48. 3,47. 10,11. 15,15. 27,63. II 1,29. 2,24. 4,57. 7,29. 10,7. 17. 14,67. 17,15. 18,1. 22,37. 24,37. III 1,1. 4,3. 6,43. 14,13. 15,17. 43. 16,41. 69. 17,27. 20,13. 61. 21,29. 24,59. 26,27. IV 2,11. 7,41. 12,47. 15,37. 29,43. 37,25. V 1,7. 6,49. 12,19. 69. 71. 19,33. 23,127. 25,7. 71. – N 5,17. 17,6. 19,26. 20,26. 39,1. 67,15. 83,29. 86,3. 108,8. 17. 131,10. 134,30. 155,28. 177,20. 183,21. 204,19. 222,5. 238,16. 250,18. 270,23. 30. 271,19. 272,12. 278,32. 288,19. 303,17. 328,1. – W. 52,29. 33. 55,17. 58,4. 81,5. 106,7. 107,8. 130,8. 141,17. – D. 3,94. 30 b 12,1. 31,6,7. 32,1,3. 2,67. 34,14,3. 38,186. 43,6,3. 56,12. 86 B 2,38. 44. 4,5. 87,31. 90,47. 76.

3. Der nebensatz 3. grades bestimmt ein satzglied.

a) Das subjekt.

O. II 1,21: *Tho er deta, thaz sih zarpta ther himil, sus io warpta thaz fundament zi houfe, thar thiu erda ligit ufe, so was er io mit imo sar.*

T. 6,2,2. 65,2. 4,3. – H. 469. 480. 1950. 2450. 2479. 2785. 4378. 5023. – O. III 17,45. 21,1. IV 2,1. 4,23. – N. 19,26. 114,25. 176,23. 270,7. 342,10. 356,24. – W. 54,7. – D. 44,1,5. 55,5.

b) Das prädikat.

N. 65,4: *Tero sibeno ist grammatica diu erista, diu unsih leret rectiloquium (taz chit rehto sprechen), taz ioh chind kelirnen mugen, so wir tagoliches horen.*

O. I 2,3. II 9,75. 12,63. IV 5,19. V 5,11. 8,1. 12,19. – N. 14,13. 105,31. 158,30. 170,24. 186,21. 255,24. 301,24. 334,28. 358,19. – D. 33Bb1.

4. Der nebensatz 3. grades bestimmt eine prädikatsergänzung.

a) Das prädikatsnomen.

N. 240,14: *Tie den ferlazent, der gemeine ende ist, alles tesdir ist, tie habent sih tes wesennes keloubet ...*

H. 2660. 3834. 4150. 4409. 4691. 5080. – N. 133,7. 332,23. – W. 141,17. – D. 86B1,16.

b) Das objekt.

D. 70,1: *Wi lesed, tho sanctus Bonifacius pavos an Roma was, that he bedi thena kiesur Advocatum, that he imo an Romu en hus gefi, that thia luidi wilon Pantheon heton.*

Is. 18,20. 24,21. – M. 30,1. – T. 82,7,7. 171,1. 179,3. 197,2. – H. 1. 20. 891. 1272. 1420. 1967. 2113. 2530. 3187. 5456. – G. 60. – O. I 4,11. II 4,63. 12,83. III 14,37. 20,13. 23,16. IV 19,30. V 16,1. 23,1. – N. 17,6. 31,27. 89,12. 150,14. 239,13. 268,21. 336,4. 342,10. – W. 33,4. 48,19. 53,5. 54,14. 134,3. – D. 34,26,1. 38,186. 54,14. 78A1. 82,8,7. 86A4,4.

c) Eine adverbiale ergänzung.

N. 28,14: *To ouh ter chuning Opilionem unde Gaudentium hiez taz lant rumen ... kebot er, sie nerumdin Ravenna er demo tagedinge, daz er in legeta, daz man sie under ougon zeichendi unde so gezeichende uertribe.*

Is. 31,12. – M. 18,16. – T. 141,29,2. – H. 1801. – O. II 12,83. IV 1,37. – N. 49,17. 63,10. 99,26. 279,4. 292,27. 318,26. 326,23. – W. 58,16. 62,5. 107,8. 132,8. D. 82,9,7. 86B1,1. 91,39.

B. Dem übergeordneten nebensatz vorangestellt.

1. Der nebensatz 3. grades ist subjektsatz.

N. 166,5: *Nu tiuret ten lichamen, sowioso ir wellent, danne ir doh wizint, ter iu so wundertiure ist, taz ter mit tritagigemo riten mag ersterbet werden.*

H. 1527. – O. II 12,63. V 12,95. – N. 41,25. 114,7. – D. 32,2,61.

2. Der nebensatz 3. grades ist prädikatsergänzungssatz.

a) Objektsatz.

O. IV 2,22: *Quad, man sia mohti scioro firkoufen filu diuro . . ., then thar after lante farent wallonte, thaz man then in noti mit thiu ginadoti.*

b) Adverbialsatz.

H. 2561: *Ne welleo ik that gi it wiodan . . ., hwand gi biwardon ni mugun, gigomean an iuwon gange, thoh gi it gerno ni duan, ni gi thes cornes te filo, kido awerdiat, felliat under iuwa fuoti.*

O. III 14,17. IV 2,22. 7,83. 28,1. V 20,9. 25,71. – N 82,30. 154,3. 356,24. – W. 79,3. 114,7. – D. 34,11,1.

3. Der nebensatz 3. grades bestimmt das prädikat.

O. V 16,1: *Tho druhtin wolta reison, sin selbes riches wisôn sid themo sige, so gizam, then er in Satanase nam, fon themo . . ., gibot er sinen theganon . . .*

C. Dem übergeordneten nebensatz eingeschaltet.

1. Der nebensatz 3. grades ist subjektsatz.

N. 103,9: *So ouh tie be dero wilo begondon tyrannidem uoben, do woltun sie . . . niuwiu ambaht skepfen, diu man des iares mer danne einest wehseloti, daz tie, die darana warin, in dero friste ze neheinero insolentia gefahen nemahtin.*

T. 88,8,6. 119,9.

2. Der nebensatz 3. grades ist prädikatsergänzungssatz.

a) Objektsatz.

N. 116,23: *So etewenne geskah, taz ten, der sih ouh also anazocchota umbe loter nals umbe wara tuged, taz er philosophus neware, ein anderer mit ubele gruozta . . ., to truog er iz etewaz kedultigo . . .*

T. 168,4. – O. III 26,31. – D. 70,10.

b) Adverbialsatz.

H. 936: *He is mid is dadium so strang, so mari endi so mahtig . . ., that ic thes wirdig ni bium, that ic moti an is giscuoha, thoh ic si is scalc egan, an so rikiumu drohtine thea reoman antbindan.*

M. 23,18.

3. Der nebensatz 3. grades bestimmt ein satzglied.

a) Das subjekt.

O. IV 3,6: *Tho quam ther liut mit driuwon thaz seltsani scouwon, thaz sie gisahin ouh tho thaz, thaz ther man, ther ju dot was, . . . leben andera stunt* (s. Erdmann z. st.).

N. 38,10. 302,8. 303,17. – W. 52,10. 107,8.

b) Das prädikat.

O. II 14,103: *Ir quedet in alawari, thaz manodo sin noh fiari, thaz thanne si, so man quit, reht arnogizit.*

4. Der nebensatz 3. grades bestimmt eine prädikatsergänzung.

a) Das prädikatsnomen.

H. 159: *Tho ward that hebencuninges bodon harm an is mode, that he is giwerkes so wundron scolda endi that ni welda gihuggean, that ina mahta helag god so alaiungan, so he fon erist was, selbo giwirkean, of he so weldi.*

b) Das objekt.

O. V 9,15: *Gab einer antwurti, selb so er iz zurnti, thaz leid, thaz inan ruarta, thaz gener es ni fualta.*

T. 135,30. – W. 124,5.

c) Eine adverbiale ergänzung.

O. IV 6,35: *Er zalta in ouh tho in alawar . . ., wio se minnotun thar, thaz man sia hiazi meistar, zi goumon, thar sie ouh azin, zi herost io gisazin . . .*

II. Nebensätze 4. grades.

A. Dem übergeordneten nebensatz nachgestellt.

1. Der nebensatz 4. grades ist subjektsatz.

O. III 23,16: *Was in thar ginuagi, man ekrod es giwuagi, er ekrodi thaz westi sar zi theru fristi thia unmaht, thia er thar tholeta, then er so minnota.*

O. IV 37,25. – D. 44,2,5.

2. Der nebensatz 4. grades ist prädikatsergänzungssatz.

a) Prädikatsnomensatz.

N. 82,30: *Lege darzuo, daz sumelicher alesaliger so zurdel ist, iz neware allez, so er welle, ..., taz er sih sar missehebet ioh luzzeles tinges.*

O. IV 28,1.

b) Objektsatz.

H. 1478: *Than seggio ic iu te waron oc, that thar man is siuni magun swido farledean an mirki men, ef he ina latid is mod spanen, that he beginna thero girnean, thiu imu gegangan ni scal.*

T. 87,3,2. – H. 32. 4691. – O. I 10,11. III 15,17. 16,41. V 25,71. – N. 5,17. 69,13. 101,21. 105,31. 116,23. – D. 86 B 1,27.

Anm. zu H. 32. Kracke 14 fasst ***al that sea bihlidan egun giwarahtes endi giwahsanes*** als einschaltung. Vgl. aber 1185 ***al that sie thar fehas ehtun.*** Zugleich ist das ein Zeichen für den anschluss von *al* an den relativsatz.

c) Adverbialsatz.

D. 32,2,67: *Man chuit, ouh si ein prunno, da man abe prinne fone huorgiluste, inbizzers, so inan durste.*

Is. 18,20. 30,6. – T. 179,3. – H. 243. 891. 2785. 3834. 4129. 5033. – O I 27,57. III 4,3. 21,1. 25,23. 26,27. – N. 14,13. 19,26. 83,23. 133,7. – D. 43,6,3. 86 B 4,5.

3. Der nebensatz 4. grades bestimmt ein satzglied.

a) Das subjekt.

N. 49,17: *Wanda aber ... menniskon muot so getan ist, taz iz sih tero warheite geloubendo sar heftet an den lukken wan, fone demo diu timberi chumet dero muottrubedo, tiu warra anasiht irrit, so choroen dia trimbi ze erest ubernemen ...*

Is. 24,21. – H. 4080. – W. 53,5. – D. 38,292.

b) Das prädikat.

H. 480: *Nu ic thi herro scal ... gerno biddean, nu ..., that thu thinan holdan scalc nu hinan hwerban latas ..., nu mi the willeo gistod, dago liobosto, that ic minan drohtin gisah, holdan herron, so mi gihetan was langa hwila.*

O. III 14,37. V 12,71. – N. 272,12. 279,4.

4. Der nebensatz 4. grades bestimmt eine prädikatsergänzung.

a) Das prädikatsnomen.

G. 60: *Nu wet ik, that ik scal an thinum heti libbian, ..., nu ik mi thesa firina gideda, so ..., so ik thes nu wirdig ni bium ..., that thu mi alatas ledas thingas, tianomo atuemeas.*

H. 4237.

b) Das objekt.

H. 1272: *Tho gengun sie twelibi samad rincos te theru runu, thar the radand sat . . ., the allumu mancunnie . . . helpan welde, formon wid them ferne, sohwene so frummien wili so lioblika lera, so he them liudian tho thurh is giwit mikil wisean hogda.*

H. 1565. 2524. 2530. – G. 5. – O. III 26,31. – N. 272,12. 278,32. – D. 38,186.

c) Eine adverbiale ergänzung.

N. 158,30: *Aber der namo des keedeles . . . wio uppig unde wio fersihtig neist ter, ter namo deshalb nieht kemeinet nedarf werden ze mari, wanda er ze einemo andermo triffet, also an dirro diffinitione skinet, taz nobilitas ist chomen lob fone dero forderon wirden.*

O. IV 4,23. – N. 303,17.

B. Dem übergeordneten nebensatz vorangestellt.

Der nebensatz 4. grades ist adverbialsatz.

H. 3792: *Habdun im widersakon gihalodun te helpu . . ., the thar andward stod . . ., that he iro word obarhordi, ef sie ina forfengin, that sie ina than feteros an . . . leggien mostin . . .*

D. 86 B 1,27.

C. Dem übergeordneten nebensatz eingeschaltet.

1. Der nebensatz 4. grades ist odjektsatz.

T. 177,1,4: *Giberehto thinan sun, thaz thin sun thih giberehto, soso thu imo gabi giwalt iogiwelihes fleisges, thaz, allen then thu imo gabi, gebe in ewin lib.*

2. Der nebensatz 4. grades bestimmt ein satzglied.

a) Das subjekt.

T. 7,2: . . . *brahtun sie inan tho in Hierusalem, thaz si inan gote gianticurtitin, so iz giscriban ist in gotes ewu, bithiu wanta iogiwelih gommanbarn, thaz wamba erist intuot, heilag gote ginemnit.*

b) Das prädikat.

O. II 18,1: *Ni wanet, thaz gizami, thaz ih zi thiu quami, ih mih in thiu rachi, then wizzod firbrachi odo, so ih nu redino, thehein thero forasagono, suntar . . .*

3. Der nebensatz 4. grades bestimmt das objekt.

D. 38,292: *Maria milde kuningin nu muozestu gelovet sin der diner otmuote und aller diner guode, d a r u m b e dig Crist genam ce muoder, a l s iz wale gezam, d a z den aller besten man, d e r i e i n d u s e w e r l t q u a m, daz beste wif gebere, du in wives kunne were.*

III. Nebensätze 5. grades.

Dem übergeordneten nachgestellt.

1. Der nebensatz 5. grades ist prädikatsergänzungssatz.

a) Objektsatz.

Is. 18,20: *Fater meinida dhar sinan sun, d h u o ir chiminnan chneht nemnida, u b a r dhen ir sinan gheist gab, u m b i dhen druhtin nerrendo Christ sineru selbes stimnu urchundida, d h u o ir quhad: D r u h t i n e s g h e i s t i s t u b a r m i r.*

Is. 30,6. – N. 19,26.

b) Adverbialsatz.

O. III 21,1: *Firlihe mir nu selbo krist, ther . . . , t h a z ih nu hiar gimeine, w e n a n ther man bizeine, t h e r . . . ni mohta sehan er, e r . . . er zi thiu iz gifiarta, mit hanton sinen ruarta thes betalares ougon, t h a z e r s i d m o h t i s c o u w o n.*

H. 2530. – O. I 10,11.

2. Der nebensatz 5. grades bestimmt das subjekt.

D. 38,286: . . . *unde hilf, d a z min sele werde ce deile den lieven godes engelen, niet den leiden duvelen, d a z sie mih dare brengen, d a ih muoze vinden die eweliche frowede, d i e da havent ce himile die fil selige godes kind, d i e d a r z u o i r w e l e t s i n t, daz ih . . .*

3. Der nebensatz 5. grades bestimmt das objekt.

O. I 27,57: *So hoh ist gomaheit sin, t h a z mih ni thunkit, m e g i sin, t h e i h scuahriomon sine zinbintanne birine oda ih gekneuwe suazo fora sinen fuazon, z i t h i u thaz ih inklenke thie riomon, t h i e r g i s c h r e n k e.*

H. 4237.

IV. Nebensätze 6. grades.

1. Der nebensatz 6. grades ist objektsatz.

H. 4237: s. V, nebensatz 7. grades.

2. Der nebensatz 6. grades bestimmt eine adverbiale ergänzung.

O. I 10,11: *Nu wilit er ginadon ..., gihugit, thaz er her iz liaz, thaz er in ofto gihiaz, sos er gihiaz iuwanne themo drutmanne, thaz er uns sin gisiuni in lichamin gabi, thaz wir so gidroste ... sin imo thiononti ... alla dagafristi, thi er uns ist lihenti.*

V. Ein nebensatz 7. grades.

Der nebensatz 7. grades ist adverbialsatz.

H. 4237: ... *Was imu thar mid is iungarun, so ina thar Judeono enig ni wissi ti warun, hwand he ... endi im filu sagde waroro wordo, so nis an thesaru weroldi enig ... manno so spahi ..., that thero lerono mugi endi gitellien, the he thar ... gisprak ... endi gibod, that sie sie gerewidin te godas rikie allaro manno gehwilic, that sie mostin an themu mareon daga iro drohtines diurida antfahen.*

Dritter Abschnitt.

Statistik der stellungskonkurrenzen.

Vorbemerkungen.

Die konkurrenzen der nebensätze 1. grades gehören genau genommen nicht in den bereich der arbeit, ihre gruppierung ist daher nicht bis ins einzelste spezialisiert, sondern die unterschiede, die sich daraus noch ergeben, ob beiden oder nur einem (und dann welchem) der nebensätze 1. grades nebensätze weiteren grades folgen, sind vernachlässigt. Doch sind in den beispielen nach gelegenheit beide möglichkeiten berücksichtigt und die belege, wo beiden nebensätzen 1. grades nebensätze weiterer grade folgen, durch kursivdruck der zahlen ausgezeichnet. Aus mangel an material wurden ferner drei und vier nebensätze 1. grades, drei nebensätze 2. grades und die nebensätze von mehr als 2. grade summarisch behandelt.

Als konkurrenz gelten natürlich nicht fälle wie $a < b < c$, $c^1 > b^1$. Auch in perioden folgender art braucht nicht mehr konkurrenz vorzuliegen: $b > a$, a^1, $a^2 \ldots a^x < b^1 \ldots$ Ferner rechne ich nicht hierher fälle wie $a < b < c$, c^1, in denen c und c^1 also koordiniert, aber als verschieden der satzeinleitung nach erscheinen, z. b. H 94 ... *thu tid ..., that thar gitald habdun ..., that scolda ...* Bei den konkurrenzen der nebensätze 1. grades ist schliesslich kein typusunterschied gemacht:

$a < b < c \mid b^1$ und $a < b \overset{\frown}{\underset{\smile}{c}} b \mid b^1$ stehen, wenn die funktionen gleich sind, neben einander usw.

Gar nicht behandelt ist das zusammentreffen von typus 11 und 12 einer-, mit 1 und 4 andererseits. Die fälle mögen daher hier angeführt werden: 11 : 1 H. 4080. O. II 12,83. IV 14,9. 11 : 4 : 1. T. 179,3. 12 : 1. O. II 4,17. Nicht behandelt sind noch folgende einzelfälle: ein zwischen zwei parallele nebensätze 1. grades eingeschobener satz O. II 12,31. Ein zwischen b und c gestellter nebensatz 1. grades O. V 6,49. Typus 3 mit einem den hauptsatz umschliessenden weiteren nebensatz 1. grades N. 31,27. Endlich typus 6 und 8 mit einem weiteren nebensatz 1. grades eingeschaltet in den zweiten teil von a T. 83,2.7. N. 38,10. H. 1674.

I. Konkurrenz von nebensätzen 1. grades.

A. Zwei nebensätze 1. grades.

I. Beide nebensätze 1. grades nach dem hauptsatz.

1. Der erste subjektsatz.

α) Der zweite adverbialsatz.

D. 34,4,9: *Woli gizam den herin, daz si alli vri werin, daz si merri wunni habitin, ob sin vrilichin lobitin.*

H. 4,4,5. – H. 211. – O. s 44. V 12,25. – *N. 36,15.*

β) Der zweite ist bestimmungssatz zum prädikatsnomen.

H. 1496: *Betera is imu than odar, that he thana friund . . . farwerpa, mide thes mages endi ni hebbea thar eniga minnea to, that he moti eno up gestigan ho himilriki, than sie helligethwing, bred baluwiti bedea gisokean, ubil arbidi.*

H. 1865.

Anm. zu H. 1496. Anders Kunze s. 75. Vgl. aber H. 1865. sowie die s. 177 und 189, Statist. dritt. abschn. II A I A 1 β und III, I aufgeführten H-stellen.

2. Der erste nebensatz 1. grades ist prädikatsergänzungssatz.

a) Objektsatz.

α) Der zweite ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

N. 5,2: *Sanctus Paulus kehiez tien, die in sinen ziten wandon des suonetagen, taz er er nechame, er romanum imperium zegienge unde Antichristus richeson begondi.*

O. II 8,25. – D. 83,47. 55. 66. 87,34.

ββ) Adverbialsatz.

O. I 27,37: *Thes gidua thu nu unsih wis, wer thoh manno thu sis, thaz wir iz then gizaltin, thie unsih hera santin.*

Is. 14,11. 19,22. Is. M. 33,7. – M. 5,2. 30,1. 38,6. – T. *33,1.* 3. 69,8. 132,11. 141,20. *151,4.* 178,3. 179,1. 194,3,3. – H. 855. 1897. 2561. *3834.* – O. IV 1,33. 12,61. 35,23. 37,7. V 7,32. *25,37.* – N. 31,11. 130,3. 137,16. 203,16. 329,1. *353,24.* 358,19. – D. 3,69. 33G105.

β) Der zweite nebensatz 1. grades ist bestimmungssatz zum objekt.

N. 155,15: *Waz tarf ih sagen fone dien gesuason dero chuningo, wio weih tie sin, sid ih selben die chuninga geouget habo so weiche, tie chuningo gewalt intsezzet, wilon unz er greht ist, wilon so er bevallet.*

Is. 34,1.

b) Der erste nebensatz 1. grades ist adverbialsatz.

α) Der zweite ist subjektsatz.

N. 105,31: *Also skinet, sid tie zagosten ze ambahten choment, taz tie sacha guot nesint, tie dien wirsisten mugen haften.*

M. 21,14. – N. 173,12.

β) Der zweite nebensatz 1. grades ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

H. *3619*: *Ok mag ik giu gitellien, of gi thar to williad huggien endi horien, that gi thes heliandes mugun craft antkennien, hwo is kumi wurdun an thesaru middilgard managun te helpu, ia hwat he mid them dadiun drohtin selbo managas mende, ia behwiu thiu marie burg Hiericho hetid, thiu thar an Judeon stad gimacod mid murun.*

T. 159,5,3. – H. 480. 3634. 5409. – O. I 3,47. III 24,17. IV 25,1. V 13,7. – N. 232,30. 347,20. – D. 30 b 12,1.

Anm. zu H. 3619 (oben beispiel). Ich gehe davon aus, dass die sätze *hwo ... ia hwat ... ia behwiu* koordiniert sind. Kunze s. 42 und 75 lässt *hwo ...* von *that gi ... antkennien* abhängen und stellt dies koordiniert zu *ia hwat ...* Dies lehne ich also ab. Zweifelhaft ist aber die einstellung von *of ... antkennien.* Kunze lässt den *that*-satz direkt von *gitellien* abhängen. Aber mir scheint das nur möglich, wenn man dabei *that* final fasst. Das ergäbe $a < b \mid b^1 \mid b^2 \ldots$: *of* ... = b, *that* ... = b^1, *hwo* ... = b^2. Besser scheint mir $a < b < c \mid b^1 \ldots$ So ist es oben beurteilt: ‘wenn ihr aufpassen wollt, damit ihr des heilands macht erkennt, dann will ich euch sagen, wie ...’

ββ) Der zweite nebensatz 1. grades ist adverbialsatz.

D. 82,1,7: *So teta unser trotin, to er an der werilte mit menischon was, ze diu das ter fient nihet verstunde, daz er gotes sun ware.*

T. 9,2. 110,3,18. 156,6. 165,7,4. – H. 1217. 4360. 5775. – O. II 1,49. 24,9. III 17,45. IV 12,47. V *15,23.* – N. 71,14. 166,5. 363,8. – W. 109,5. – D. 43,14,3.

γ) Der zweite nebensatz 1. grades ist bestimmungssatz zum prädikat.

O. V 8,33: *Si nan sar irkanta,* so er *then namon nanta,* thaz *si garo er firliaz, unz er sia wib hiaz.*

N. 73,24. – D. *86 B 2,69.*

3. Der erste nebensatz 1. grades ist bestimmungssatz zu einem satzglied.

a) Zum subjekt.

α) Der zweite ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

D. 38,44: *Oug saget uns alsus du buoch, du heizet Exodus,* daz *Moyses ein heilig man sag einen busch, de der bran.*

H. 2307. 5682. – O. III 21,1. – W. 13,4.

ββ) Adverbialsatz.

H. 1424: *Er scal bediu tefaran himil endi erde,* thiu *nu behlidan standat,* er *than thero wordo wiht biliba unlestid an thesumu liohte, thea sie thesum liudiun her warlico gebudun.*

Is. 28,1. – H. 2785. – N. 17,6. 136,19. – D. 3,94.

β) Der zweite ist bestimmungssatz zum prädikatsnomen.

O. IV 13,47: *Ther fiant [ni wari] io so hebiger,* then *ih intriati thiu mer,* thaz *mih io ginotti, theih thin firlougneti.*

b) Der erste nebensatz 1. grades ist bestimmungssatz zum prädikat.

α) Der zweite ist subjektsatz.

N. 234,30: *Taz ist natura rerum,* also *si selba sar nah leret . . .,* daz *mit virtute, diu bona ist, beatitudo gwunnen werde, diu . . .*

H. 1502.

β) Der zweite ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

O. IV 11,9: *West er selbo ouh,* so *iz zam,* thaz *er uns fon gote quam joh avur, sos er wolta, zi imo faran scolta.*

ββ) Adverbialsatz.

O. V 8,29: *Bi namon sia druhtin nanta,* so *ih hiar fora zalta . . .,* sama *so er zi iru quati: 'irknai mih . .'*

H. 679. – O. I 14,17. III 5,9.

γ) Der zweite nebensatz 1. grades ist bestimmungssatz zur adverbialen ergänzung.

O. h 149: *Mit karitate ih fergon, so bruederscaf ist giwon, thi unsih scono, so gizam, fon selben satanase nam.*

4. Der erste nebensatz 1. grades ist bestimmungssatz zu einer prädikatsergänzung.

a) Zum prädikatsnomen.

α) Der zweite ist adverbialsatz.

O. IV 29,21: *Was si nu thero worto unwirdig filu harto, thaz iaman thaz thar sprachi, thaz wiht ira firbrachi, wanta sia span scono karitas in frono . . .*

β) Der zweite bestimmt das subjekt.

T. 82,7,20: *These willo ist mines fater, thie thar mih santa, thaz giwelih ther, thie gisihit then sun inti giloubit . . ., habe ewinaz lib.*

b) Zum objekt.

α) Der zweite nebensatz 1. grades ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

W. 85,3: *Jh biton iuwih heiligen sela, ir da treffet ad supernam Hierusalem, da der ist visio aeternae pacis, daz ir minemo sponso kundet minen siechetagon, der mir ane liget uone siner minno . . .*
H. 2032. – O. II 18,13. III *14,51.* – D. 83,41.

ββ) Adverbialsatz.

N. 127,21: *Ih wile dir aber erfore gemalen dia werltsalda, diu dir chundera ist, taz tu daranah, so du disa durhchiesest, . . . ena deste baz pechennest unde . . .*
N. 229,9. – W. 51,20. – D. 38,280. 78 A 1.

β) Der zweite ist bestimmungssatz zum prädikat.

N. 291,3: *Dar haltent tie sternen io noh fasto dia gehelli, dia sie after iro gesezzedo io hilten, also iz tarana skinet, taz tiu heiza sunna neirret ten chalten manen sinero ferte, noh . . .*

c) Der erste bestimmt eine adverbiale ergänzung.

α) Der zweite nebensatz 1. grades ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

O. IV 19,47: *Sis . . . bisuoran thuruh thes forahta, ther alla*

worolt worahta, thaz thu unsih nu gidua wis, oba thu gotes sun sis, . . .

D. 83,59.

ββ) Adverbialsatz.

N. 360,26: *Ein wanchot nu gotes wizentheit nah minero skepfedo, diu mir mittundes ufwirdet, so daz si muge sament mir hertwesselunga tuon des wizennes, nah tiu ih wilon einez wile, wilon anderaz?*

T. 2,9,5. 11,4. – N. 211,4. 292,27. – W. 80,3. 9. 103,9. 26. – D. 56,21.

β) Der zweite ist bestimmungssatz zum subjekt.

H. 3343: *Ni mahte imu thar enig fruma werden fan themu heroston, the thes huses giweld, biutan that thar gengun is hundos to, likkodun is likwundon, thar he liggiandi hungar tholode.*

II. Beide nebensätze 1. grades vor dem hauptsatz.

1. Der erste subjektsatz.

Der zweite adverbialsatz.

H. *5361*: *So hwe so sulic word sprikit . . ., quidit, that hie hebbian mugi cuningduomes namon, ne si, that ina im thie kesur gebe, hie wirrid im is weruldriki.*

Anm. Das bild dieser stelle wäre also $(b, b^1, b^2 < c \mid b^3 < c^1) > a$. Anders Kunze 100, ebenso möglich.

2. Der erste nebensatz 1. grades ist adverbialsatz.

α) Der zweite ist subjektsatz.

N. *157,6*: *Wanda doh tinen gewalt tiu uzerosten lant furhten, so India ist ostert unde Tile nordert, taz tu io nieht uberwinden nemaht scadohafte gireda unde wenegliche chlaga taz chit tie sunda, die zechlagonne sint, taz sint unmahte . . .*

N. 242,28. 284,8. – D. 34,20,7.

β) Der zweite ist adverbialsatz.

N. *138,18*: *Toh man demo daranah tinoe mit kehonagoten sachon unde mit allero follun, so gnuoge tuont ze tagalti unde ze spile, ube er io doh uzer dero cheuio ze holz indrinnen muoz, tar er sinen lieben scato sihet, so ist imo diu uordara fuora unmare.*

O. I 11,7. II 18,19. – N. 66,11.

III. Je ein nebensatz 1. grades vor und nach dem hauptsatz.

1. Der nebensatz 1. grades vor dem hauptsatz ist subjektsatz.

α) Der nach dem hauptsatz ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Prädikatsnomensatz.

N. 126,29: *Tiu noh fore sint, tiu sint solih, taz siu zendent, so du iro chorost, unde . . .*

N. 254,6. 324,27.

ββ) Objektsatz.

D. 86B1,9: *Daz er die ziweni jungerun so fure sante in alla die stete, dare er selbi chomen wolti, daz bizeichinet: swenne unseriu muot . . .*

H. 2607. – O. III 16,15. – N. 287,16. 326,32. – W. 145,3. – D. 56,21. 65,17.

γγ) Adverbialsatz.

N. *183,12*: *So man zweio geiihet, dien he note daz tritta folget ioh ane gegiht, taz heizet mit rehte illatio, wanda iz duobus sumptis alde, ube iz so geskihet, tribus sumptis wirt illatum . . .*

M. 14,1. – T. 87,8,17. 112,3,9. 119,12,8. 145,12. – H. 3320. – N. 21,27. 42,23. 220,6. *270,11.*

β) Der nebensatz 1. grades nach dem hauptsatz bestimmt das prädikat.

N. *240,14*: *Tie den ferlazent, ter gemeine ende ist . . ., tie habent sih tes wesennes keloubet [. . .], taz etelichen odewano wunder gedunchen mag, taz ih tie chede newesen, dero . . .*

γ) Der nebensatz 1. grades nach dem hauptsatz bestimmt das objekt.

N. 133,18: *Der dero iihet, ter iihet sines undanches tes tritten, taz tir chit: 'taz iogelicher . . .'*

2. Der nebensatz 1. grades vor dem hauptsatz ist prädikatsergänzungssatz.

a) Objektsatz.

α) Der nach dem hauptsatz ist subjektsatz.

T. 94,4,3: *Ther dar biswichit einan fon thesen luzilon, the dar in mih giloubent, biderbi ist imo, daz ana si hangan quirnstein in sinan hals inti . . .*

β) Der nach dem hauptsatz ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

O. V 22,11: *Wio sconi thar in himile ist, thu es io giloubo ni bist, wio festa frumo niazent, thie sih io thara liezent.*

T. 127,4.

Anm. T. 127,4 durch die zusammensetzung der vorlage unklar.

ββ) Adverbialsatz.

N. 111,30: *Tio ouh hara baz sizzent, tar Siene ist civitas Aegypti, tien ist si obe houbete in solstitio, so si gat in cancrum.*

Is. 1,22. – T. 82,7,7. – H. 1974. – O. I 27,23. II 14,39. – N. 194,17. – D. 79 A26.

γ) Der nebensatz 1. grades nach dem hauptsatz bestimmt ein satzglied.

αα) Das subjekt.

N. 311,12: *Temo wizze unde sin gelazen sint, temo ist ouh kelazen chiesunga, mit tero er dingolih skeide, weder iz zetuonne si alde nesi.*

ββ) Das prädikat.

W. 99,7: ... *die er uindet dealbatos perfecto candore virtutum, die liset er ze sih, als er quadh: Ubi fuerit ...*

b) Der nebensatz 1. grades vor dem hauptsatz ist adverbialsatz.

α) Der nach dem hauptsatz ist subjektsatz.

N. *34,7*: *Ware ih pezigen, daz ih wolti chilicha brennen unde ..., noh tanne ware reht, so iz ze gagenwerti chame unde ih sculdo geiahe unde ubersaget wurte, taz tanne uber mih reht urteilda gienge.*

O. III 1,33. IV 11,29. 21,15. V 15,39. 21,7. 11. *13.* – N. 61,10. 14. 76,28. *158,18.* 181,22. *242,1.* 24. 247,3. *256,19.* 276,13. 277,26. 293,14. 301,18. 318,20. 321,31.

β) Der nebensatz 1. grades nach dem hauptsatz ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

O *III 24,59*: *Thaz druhtin ouh gisceinta, waz er mit thiu meinta, thaz ..., gibot er, sie mo zelitin, wara sie nan legitin.*

Is. 6,15. 7,11. *16.* – M. 38,7. – T. 7,5. 45,7. 87,3,2. 88,2,3. 135,30. 206,2. 230,1. – H. 2048. 3857. 3860. 4581. 4884. – G. 66. – O. I 87. s 33. I *1,31.* 11,9. II 11,53. 14,23. 53. 17,7. III *5,3.* *6,43.* 7,49. *14,37.* *17,27.* *31.* 20,155. IV *1.1.* 26,49. 35,11. 37.1. V 15,1. 16,1. 20,79. *21,9.* – N. 28.14. 58,16. 72,19. 84,16. 116,23. 140.25. 175.28. 228,14. 239.13. 242,11. 283,27. 288,1. 302,8. – W. 128,10. *141,17.* – D. 96,46.

ββ) Adverbialsatz.

H. *3728*: *Ef gi sie amerriad ..., that her ni motin manno barn waldandes craft wordun diurien, than sculun it hropen thoh harde stenos for thesumu folcskepi ..., er than it eo belibe, nebo man is lof spreke ...*

Is. *8,2.* 29,16. – T. 7,2. *21,11.* 33,2. 35,2. 53,1. 104,6,8. 110,3,4. 13. 119,8. 131.3.2. 4,2. *134,9,3.* 143.8. 162.1,7. 167,3. – H. 794. 2273. 2934. 3236. *3399.* 4848. 5794. – G. 207. 334. – O II 6,3. *12,57.* 21,1. 22,37. III *7,53.* *22,61.* 67.

IV 4,33. *5,19.* *15,59.* 17,13. – N. *49,17.* 68,8. 74,32. 79,11. 80,17. 92,25. 117,14. 23. 121,18. *123,14.* *127,4.* 129,9. *148,23.* 150,6. 154,3. 176,5. 211,11. 220,22. *222,5.* 14. 279,28. 299,24. 317,17. 360,5. – W. 46,3. 67,3. *79,3.* 92,2. 131,3. *141,9.* – D. 3,31. 70,4. 82,3,8. 5,3. 86 A5 a6. B2,38. 89,44. *95,22.* 96,50.

γ) Der nebensatz 1. grades nach dem hauptsatz bestimmt ein satzglied.

αα) Das subjekt.

N. *270,7*: *Wanda der nordkibel ist obe erdo, also der suntkibel ist under erdo, bediu negant tiu zeichan nieht in sedel, diu nahost imo sweibont, also arcti tuont, tie ...*

Is. 10,11. – H. 4378. 4696. – O. I *23,1.* III 14,13. – N. 84,25. *86,9.* 24. 154,8. 13. 162,13. 249,10. *250,28.* *278,20.* 342,10. – W. 93,2. 147,3. – D. 47,4,11.

ββ) Das prädikat.

D. 82,1,10: *An diu daz siu offen sint, daranna bezeichenit er abir unserin trotin, als er selbo quad ...: Ego dormio ...*

Is. 8,18. – N. *41,13.* – W. *42,2.* – D. 96,28.

δ) Der nebensatz 1. grades nach dem hauptsatz bestimmt eine prädikatsergänzung.

αα) Das prädikatsnomen.

N. 110,29: *Sid iz an linea, dero terminus iz ist, neheinen teil nehabet, so neist iz ouh nehein teil des circuli, des medietas iz ist.*

T. 34,1. – H. 4861. – N. 259,10.

ββ) Das objekt.

H. 2113: *Thoh ic undar geweldi si adalcuninges, thoh hebbiu ic erlo getrost ..., thea mi so gehoriga sint, that sie thes ne word ne werc wiht ne farlatad, thes ...*

Is. 37,9. – T. 10,1. 18,2. – *H. 1620. 3265.* – G. 71. – O. I 14,1. 18,31. *V 25,29.* – N. 19,7. *26.* *40,2.* 71,5. 103,9. 104,7. 150,14. 200,25. 215,17. – W. *32,3.* *81,5.* 127,2. *133,3.* – D. 82,11,14.

γγ) Eine adverbiale ergänzung.

D. 32,2,55: *Der danne heis ist, gitrinchit er sin einist, er singit so luto, deiz wunterint dei liuto.*

T. 147,12. – O. IV 2,1. V 23,223. – N. 253,3.

3. Der nebensatz 1. grades vor dem hauptsatz bestimmt das prädikat.

Der nach dem hauptsatz ist adverbialsatz.

O. V 7,37: *Joh so ih hiar nu zellu, ward mir we mit minnu, theih sino liubi in mih giliaz, ob ih sia niazan ni muaz.*

D. 43,4,1.

4. Der nebensatz 1. grades vor dem hauptsatz bestimmt das objekt.

Der nach dem hauptsatz ist bestimmungssatz zum subjekt.

N. 124,16: *Taz ... taz tiu missehellen quatuor elementa, diu allero corporum samo sint, ewiga gezumft habent, taz ..., taz ..., taz ..., suslicha ordinem dero dingo festenot tiu minna, diu dia erda unde den mere rihtendo dwinget unde ...*

IV. Ein nebensatz 1. grades ist eingeschaltet, der andere steht nach dem hauptsatz.

1. Der eingeschaltete ist subjektsatz.

Der nachstehende ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

T. 132,5: *Giwesso thie nahiston, inti thie inan er gisahun, thaz her betalari was, quadun: enoni ist ...*

ββ) Adverbialsatz.

O. III 15,47: *Ni sprachun, thie thaz zaltun, thie sino guati nantun, worton offonoro bi forahtun thero Judeono, joh thaz heroti sulih ni abahoti, thaz in iz ni wari zala ...*

2. Der eingeschaltete ist prädikatsergänzungssatz.

a) Objektsatz.

Der nachstehende bestimmt eine adverbiale ergänzung.

D. 83,18: *Dara nah bito ih, daz du mir gilazzast aller dero tuginde teil, ana die noh ih noh nieman dir lichit, ze erist durh ... unte durh ... unte durh das heiliga cruce, in demo du alle die werolt lostost, unta durh ...*

b) Adverbialsatz.

α) Der nachstehende ist subjektsatz.

O. I 9,21: *In thinemo kunne, zel iz al bi manne, so nist, ther io gihogeti, thaz io then namon habeti.*

β) Der nachstehende ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

T. 80,8: *Thie man, tho sie gisahun, thaz her teta zeihhan, quadun, thaz these ist warlihho wizago, thie thar zuowert ist in mittiligart.*

T. 55,2. 135,20. – W. 99,3. – D. 66,18.

ββ) Adverbialsatz.

D. 55,14: *Wesa din willo, sama so in himile est, sama in erdu, daz nu so unpilipono enti so erlicho, soso de engila in demu himile dinan willun arfullant, des mezzes wir inan arfullan muozzin.*

O. IV 11,33.

γ) Der nachstehende ist bestimmungssatz zur adverbialen ergänzung.

H. 3299: *Odur mag man olbundeon, thoh he si unmet grot, thurh nadlan gat, thoh it si naru swido, saftur thurhslopien, than mugi cuman thiu siole te himile thes odagan mannes, the her al habad giwendid . . .*

N. 293,30.

3. Der eingeschaltete nebensatz 1. grades bestimmt ein satzglied.

a) Das subjekt.

α) Der nachstehende ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

D. 86 B3,15: *Diu guote erda, diu dir vone demo samen furi bringet cehinzicvaltigis wuochir, diu pizeichinet die, die got furhtent unte minnent unte dar ana volewonent, so daz si alla wila willeclichen wurchent siniu werh.*

ββ) Adverbialsatz.

H. 5267: *Allaro barno bezt, thero the io giboren wurdi an liudio lioht, an lidubendiun geng, antat sie ina brahtun, thar he an is benkia sat, cuning Herodes.*

O. IV 16,49. – N. 114,25. – W. 53,5. 65,5. 118,2. – D. 47,4,61. 83,1.

β) Der nachstehende bestimmt ein satzglied.

αα) Das subjekt.

N. 158,30: *Aber der namo des keedeles, tes sih cnuoge guollichont, wio uppig unde wio fersihtig neist ter, ter namo deshalb nieht kemeinet nedarf werden ze mari, wanda er ze einemo andermo triffet . . .*

ββ) Das prädikat.

W. 52,26: *. . . wante apostoli unte martyres, die der mit iro selbes bluote himelriche arnoton, die habent ouh dar die meisto era unte daz heresta gesidele, als iz quit: nimis confortatus est . . .*

γ) Der nachstehende bestimmt eine prädikatsergänzung.

αα) Das prädikatsnomen.

W. 9,2: *Cedar, qui interpretatur tenebrae, er was Ismahelis sun, von demo Ismahelitae cuman sint, die der huser nehabend, sunter ...*

W. 136,10. – D. 39,10,1.

ββ) Das objekt.

W. 119,4: *Diu ratio mentis tuae, mit dero du dine gedanka rihtest, also mit capite membra reguntur, diu ist glich demo berge Carmelo, qui interpretatur cognitio circumcisionis.*

D. 43,20,7.

γγ) Eine adverbiale ergänzung.

D. 47,4,1: *Der guote Santobias, der gotes wissage was, sinen sun er sande so verre in fremdiu lande, daz er des wolte wænen, daz ern niemer mere gesæhe.*

W. 112,8.

b) Der eingeschaltete nebensatz 1. grades bestimmt das prädikat.

α) Der nachstehende ist adverbialsatz.

O. I 15,15: *Nu lazist thu mit fridu sin, so gihiaz mir io thaz wort thin, ... thinan scalc, druhtin, wanta thiu min ougun nu thaz giscouwotun, thia heili, thia thu uns garotos ...*

O. I 1,113. – N. 280,11.

β) Der nachstehende bestimmt das subjekt.

O. I 1,57: *Ziu sculun Frankon, so ih quad, zi thiu einen wesan ungimah, thie liutes wiht ni dwaltun, thie wir hiar oba zaltun?*

γ) Der nachstehende bestimmt das objekt.

N. 102,26: *Ja wolton iuwere forderen, also du wano ih kehugest, wio du lase, umbe dia ubermuoti dero consulum tiligon iro ambaht, taz selba ambaht toh fore was anagenne dero libertatis.*

4. Der eingeschaltete nebensatz 1. grades bestimmt eine prädikatsergänzung.

a) Das prädikatsnomen.

Der nachstehende bestimmt das subjekt.

T. 82,7,14: *These willo ist thes, ther thie mih santa, fateres, thaz, al thaz her mir gab, ih ni furliose fon themo ...*

b) Das objekt.

α) Der nachstehende ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

O. V 10,9: *Ih weiz sie filu harto thahton thero worto, thiu in thar warun meista thes sines todes drosta, fon Moysese selben joh forasagon allen, wio iz tharana ist al gizalt, er todes duan scolta ubarwant.*

ββ) Adverbialsatz.

N. 289,19: *Ten nid tero undecim fratrum Joseph, an demo sie sih rehtes weges keloubet habeton, den brahta got ze wege, to er . . . sie fore demo gedeumuota, den sie sih wandon ferdrucchet haben.*

T. 179,2.

β) Der nachstehende bestimmt das objekt.

T. 239,2: . . . *Petrus gisah then iungoron, then ther heilant minnota, folgentan, ther dar lineta in themo abandmuose obar sina brust inti quad: trohtin . . .*

c) Der eingeschaltete nebensatz 1. grades bestimmt eine adverbiale ergänzung.

α) Der nachstehende ist adverbialsatz.

T. 135,25,5: . . . *thurah thaz folc, thaz thar umbistentit, quad, thaz sie gilouben, thaz thu mih santost.*

O. II 5,23.

β) Der nachstehende bestimmt das prädikat.

N. 322,8: *Wanda wir gechoufen umbe in mit demo werde rehtero deumuoti, so fleha sint, daz tiura geld sinero gnadon, in dia einun wis tie liute sament kote choson mugen unde sih petondo nahen zuo demo ungesiunlichen liehte, ioh er sie ieht erbiten.*

γ) Der nachstehende bestimmt das objekt.

D. 86 B2,31: *In dere sehsti werlte, in dere wir nu piren, do chom selbo unser herro der filius dei unte picherte . . . die heidinen, vona den dir irwuohs diu heiliga chistinheit, diu dir stet unzi an den ente dere werlte.*

W. 137,6.

V. Ein nebensatz 1. grades eingeschaltet, der andre vor dem hauptsatz.

1. Der eingeschaltete nebensatz 1. grades ist adverbialsatz.

Der vorangestellte ist adverbialsatz.

D. 90,76: *Wando du . . ., wando du allen den fergibest iro sculda, so welihe . . . unde die dir antlazont iro scolaren, unde ube si*

ouh . . . suona bietant . . ., fone diu ferlazi ih vone herzen in das selbe gedinge, nah diu so du . . . mir ferrist gelazest, allen minen scolaren . . .
N. 351,16.

2. Der eingeschaltete bestimmt ein satzglied.

a) Das subjekt.

Der vorangestellte ist adverbialsatz.

T. 40,7: *Oba ir, mit thiu ir ubile birut, wizzut guot zi gebanne iuweren kindon, wuo mihhiles mer iuwer fater, thie in himile ist, gibit guotu inan bitenten.*
N. 263,12. – D. 67,28.

b) Der eingeschaltete bestimmt das prädikat.

Der vorangestellte ist adverbialsatz.

O. h 123: *Laz thir in muat thin, thie thar bezirun sin, so bistu, so ih thir sagen scal, gotes drut ubaral.*

3. Der eingeschaltete bestimmt das objekt.

Der vorangestellte ist subjektsatz.

D. 65,31: *Sohwerso farah forstilit, daz biuzan deru mooter leben mag, feorzug pentinga, die tuent sol. I, gelte . . .*

VI. Beide nebensätze 1. grades eingeschaltet.

1. Der erste bestimmt ein satzglied.

a) Das subjekt.

Der zweite ist adverbialsatz.

O. V 7,9: *Ther man, ther thaz suachit, thes er harto ruachit, thar er es mithont mista in war, er kerit . . .*

b) Das prädikat.

Der zweite ist subjektsatz.

N. 308,29: *Nube, also ih chad, tar ener begruob, taz tiser dar gruob, tiu gerunnen unde geuielen zesamine.*

2. Der erste bestimmt eine adverbiale ergänzung.

Der zweite ist adverbialsatz.

O. II 1,1: *Er allen woroltkreftin joh engilo gisceftin, so rumo ouh, so in ahton man ni mag gidrahton, er se joh himil wurti joh erda ouh so herti, ouh wiht in thiu gifuarit, thaz siu ellu thriu ruarit, so was io wort wonanti . . .*

B. Drei nebensätze 1. grades.

I. Die nebensätze 1. grades stehen nach dem hauptsatz.

Etwa D. 42,49: *La mih geniezen, swenne ich dich nenne; daz ich . . . daz geloube unde daz an dir erkenne, daz nieman guoter mac des verlougen, dune siest der erbarmde muoter.*

H. 3834. – O. I 1,85. IV 29,43.

II. Ein nebensatz 1. grades steht vor dem hauptsatz.

Er ist prädikatsergänzungssatz.

α) Objektsatz.

D. 96,119: *Swelhe die sint, die houpthafte sunte habent getan . . ., den ratin wir, also vater kinde ratin sol, daz si zuo ir pharrari chomin unde . . .*

β) Adverbialsatz.

D. 34,26,1: *Swi wir givalln, so sol iz unsich ruwin und suli wir goti vil wol gitruwin, der Davidin dethi lobisam, sit er Urjam virrith, dem . . ., der . . ., so lang och, der gotis drii stund virlouginoti, ist nu di himilsluzzili draginti.*

T. 121,4,6. 138,7,3. – O. I 4,65. II 12,63. III 2,13. IV 11,47. – N. 225,19. – W. 52,18. 107,8. 114,10.

III. Zwei nebensätze 1. grades vor dem hauptsatz.

1. Der erste subjektsatz, der zweite adverbialsatz.

N. 328,15: *Taz kot foresihet, wanda er daz anasihet, fone diu ist iz note, also ouh taz note ist, taz wir etewen ieht sehen tuon, doh iz ter tuonto note netue.*

2. Der erste adverbialsatz.

a) Der zweite subjektsatz.

O. II 3,43: *Thoh thisu wuntar ellu warin filu stillu . . ., thaz ther fater ougta, thar man then sun doufta, thaz eina wari uns nuzzi, habetin wir thie wizzi.*

b) Der zweite adverbialsatz.

H. 148: *So wit thes an uncro iugudi gigirnan ni mohtun, that wit erbiward egan mostin . . ., nu wit sus gifrodot sint, habad unc eldi binoman elleandadi, that wit sint an uncro siune gislekit endi . . .*

O. I 21,1. – N. 44,11. 53,12. 71,10. 147,13. 165,21. 269,17.

3. Der erste ist bestimmungssatz zum prädikat, der zweite adverbialsatz.

N. 321,16: *Unde daz allero dingo zaligosta ist in gedang zenemenne, danne diu foresiht alliu ding chumftigiu ordenoe unde*

so lang is nicht negestande ze menniskon willen, so neist nehein rat, nube an got, ter al guot kibet, unsere sculde gesmizen werden.

IV. Ein nebensatz 1. grades eingeschaltet, die beiden anderen nach dem hauptsatz.

Etwa D. 67,16: *In godes minna ind in thes christanes folches ind in unser bedhero gehaltnissi fon thesemo dage frammordes, so framso mir got gewizci indi mahd furgibid, so haldih thesan minan bruodher, soso man mit rehto sinan bruodher scal, in dhiu thaz er mig so sama duo indi . . .*

W. 33,4. 55,17. 122,3. 134,3. 148,3.

V. Ein nebensatz 1. grades eingeschaltet, je einer vor und nach dem hauptsatz.

Etwa N. 98,19: *To si in siechen fant . . . unde er des fortunam sculdigota, samoso er sia in dinge maloti . . . , to solta si imo note, wanda si medica ist, mit tiu zi erist heilen sin muot, daz si is keantseidoti, dia er is zeh.*

O. V 8,7. – N. 108,8. 152,12. 228,29. – D. 14,1. 43,5,3.

VI. Zwei nebensätze 1. grades eingeschaltet, einer nach dem hauptsatz.

T. 116,5: *In morgan mihil menigi, thiu dar quam zi themo itmaligen tage, mittiu sie gihortun, thaz ther heilant quam zi Hierusalem, infiengun zwig palmboumo inti . . . inti reofun: heil . . .*

C. Vier nebensätze 1. grades.

Etwa N. 348,1: *Sid alliu ding kewizeniu fone iro selbero natura newerdent kewizen nube fone dero wizenton, so wir ouh fore sageton, so sehen nu, gagen des iz muoza si uns, welea stata gotes substantia habe, daz wir ouh chiesen mugin, wiolih sin scientia si.*

T. 134,8,4. – O. II 10,7. IV 7,45. – N. 349,14.

II. Konkurrenz von nebensätzen 2. grades.

A. Zwei nebensätze 2. grades.

I. Beide nebensätze 2. grades stehen nach ihrem obersatz.

A. Im typus I.

1. Der erste nebensatz 2. grades ist subjektsatz.

α) Der zweite ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

O. V 12,25: *Waz wuntoro ist, thaz wolta, ther iamer leben scolta, er ingiang ungimerrit duron so bisperrit, tho . . .*

N. 70,5. 194,17.

ββ) Adverbialsatz.

G. 193: *Thu giwald habas obar thesan middilgard manna kunnias, so that gio werdan ni scal waldand fro min, that thu thar te henum duoas ubila endi guoda lioba endi leda, wand sia gilica ni sind.*

H. 201. – O. I 9,13. IV 6,15. – N. 62,27. 328,15.

β) Der zweite nebensatz 2. grades ist bestimmungssatz zum prädikatsnomen.

H. 4581: *Be that he thea wurdi farsihit endi he thes arbedies endi scauwot, than wet he that te warun, that imu wari wuodiera thing, betera mikilu, that he gio giboran ni wurdi libbiendi te thesumu liohte, than he that lon nimid ubil arbedi inwidrado.*

H. 3741. – N. 237,13.

Anm. Vgl. oben s. 162 Statist. dritter abschn. I A I 1 β anm.

2. Der erste nebensatz 2. grades ist prädikatsergänzungssatz.

a) Objektsatz.

α) Der zweite ist subjektsatz.

O. III 24,73: *Tho sprachun sumiliche . . . bihiu . . . bihiu . . . bihiu er ni biwurbi, thaz ther sin friunt nirsturbi, ther kreftig er was so fram, then blinton deta sehentan.*

β) Der zweite nebensatz 2. grades ist adverbialsatz.

D. 86 B2,2: *Wer wirdit rehtere kikagenmazzit demo husherren denne unser herro der heilige Christ, der dir rihtet, alla die er kiscuof, also der husherro rihtet die imo untertanen.*

H. 2162. – G. 198. – O. I 23,57. II 12,9. IV 35,23. – N. 51,17.

γ) Der zweite nebensatz 2. grades ist bestimmungssatz zu einer prädikatsergänzung.

αα) Zum prädikatsnomen.

N. 83,23: *Ne ist nu na diu saliglicha suozi gemiskelot mit managero bitteri, tiu demo nio so suoze neist, ter sia niuzet, taz er sia getwelen muge, si . . .*

ββ) Zum objekt.

T. 68,3,2: *Noh ir thaz lasut, thaz . . . wuo her ingieng in thaz gotes hus inti brot fora gote gisaztu nam inti az inti gab then, thie mit imo warun, thiu erloubit ni warun imo zi ezzanne nibi . . .*

b) Der erste nebensatz 2. grades ist adverbialsatz.

α) Der zweite ist subjektsatz.

H. 3405: *Late man sie an iro modsebon selbon keoson, hweder im suotiera thunkie te giwinnanne,* so lango *so sie an thesaru weroldi sind,* that *sie eft ubil ettha god aftar habbien.*

O. V 15,23.

β) Der zweite ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

H. 5853: *Thes gi gilobian sculun endi gihuggian thero wordo, the hie iu te waron oft selbo sagda,* than *hie an iuwon giside was an Galilealande,* hwo *hie scoldi gigeban werdan gisald an sundigaro manno ... hand ...,* that ...

T. 156,6. 231,3. – H. 453. – O. III 1,33. IV 19,30. 29,43. h 97. – N. 71,14. 114,25.

ββ) Adverbialsatz.

N. 336,4: *Tannan sageta Aristotiles in cathegoriis, taz privatio nemuge ferwandelot werden in habitum,* so daz *edentulus furder dentes kwinne alde nah calvitio capillata frons werde,* wanda *er neheina rationem newissa, nah tero ...*

H. 1463. 3634. – O. II 3,7. III 14,17. IV 1,1. 6,23. 13,7. 15,59. – N. 300,20. – D. 30 b12,1. 56,12.

γ) Der zweite nebensatz 2. grades ist bestimmungssatz zum prädikat.

D. 86 B2,38: *Swie die zi jungisti chomen,* so *inphiengen si doh folliz lon,* wanda *in daz himelrih offen stuont,* so *si allererist got volgetin,* so *iz auh noh uns allen tuot, swenne ...*

O. II 14,106.

3. Der erste nebensatz 2. grades ist bestimmungssatz zu einem satzglied.

a) Zum subjekt.

α) Der zweite ist adverbialsatz.

N. 357,8: *Wanda nehein not netuot kan den gerno ganten, sowio michel not si,* daz *er gange,* so *er gat.*

β) Der zweite ist bestimmungssatz zum prädikat.

N. 68,17: *Ouh stritent sie, daz iz tie sculde nesin,* ze dien *der inzihtigo gebrieuet si,* also *iz ofto ze Romo fuor daz ...*

b) Zum prädikat.

Der zweite ist subjektsatz.

N. 222,5: *... des nesi dih wunder, wanda das kelimfet,* so *dih Plato lerta,* taz *tiu wort tien gehaft sin, fone dien ...*

4. Der erste nebensatz 2. grades ist bestimmungssatz zu einer prädikatsergänzung.

a) Zum prädikatsnomen.

Der zweite ist bestimmungssatz zum prädikatsnomen.

W. 126,5: ... *unte mache sie so constantes, daz sie ... unte sie so pervigiles doctores sin dinero Ecclesiae, quae est vinea tua, daz sie iro auditores machen zaller erest in fide florere unte sa daranah fructum boni operis proferre, unte sie ...*

b) Zum objekt.

Der zweite nebensatz 2. grades ist objektsatz.

H. 3691: *We ward thi Hierusalem ..., thes thu te warun ni west thea wurdegiskefti, the thi noh gîwerden sculun, hwo thu noh wirdis behabd heries craftu endi thi bisittiad slidmode man fiund mid folcun.*

O. IV 1,37. – W. 51,15.

c) Zur adverbialen ergänzung.

α) Der zweite nebensatz 2. grades ist subjektsatz.

N. 41,25: *Neweist tu, wio iz funden ist an dero burgeo, dannan du burtig pist,* sower darinne welle zimberon, *daz ter newerde ze uztrippen getan.*

β) Der zweite ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

W. 79,3: ... *do gewisota er mines herzen mit tactu miserationis, daz ih mih erquam in minen gedankon unte in minemo sinne, qui per ventrem significatur,* so lang er so starkiu ding durh mih leit ..., *wie ih danne scule zwiuelan deheiner slahto arbeit durh sinen willon lidan.*

ββ) Adverbialsatz.

H. 480: *Nu ic thi herro scal ... gerno biddean,* nu ic sus gigamalod bium, *that thu thinan holdan scalc nu hinan hwerban latas an thina friduwara faran, thar er mine fordrun dedun weros fon thesero weroldi, nu mi the willeo gistod dago liobosto, that ...*

W. 117,12.

γ) Der zweite nebensatz 2. grades ist bestimmungssatz zum prädikat.

N. 31,11: *Tero brieuo undriuwa chame wola uure, man geeiscota wola, wer sie scribe, ube ih chomen muosi ze iro anasagun, die mih is zihent, taz in allen dingen starchesta ist, ih meino ube ...*

B. Im typus 3.

1. Der erste nebensatz 2. grades ist subjektsatz.

α) Der zweite ist adverbialsatz.

N. 84,25: *Ube saligheit ist taz forderosta menniskon guot noh taz nicht taz forderosta guot neist, taz man ferliesen mag, wanda daz echert forderora ist, taz . . . , so neist nehein zwiuel, nube . . .*

β) Der zweite nebensatz 2. grades ist bestimmungssatz zum prädikat.

O. V 25.29: *Si thar, thaz ni dohta, so mir giburren mohta, zellet thio gimeiti minera dumpheiti . . .*

2. Der erste nebensatz 2. grades ist prädikatsergänzungssatz.

a) Objektsatz.

Der zweite ist adverbialsatz.

N. 66,11: *Stritet man darumbe, waz nuzze si zetuonne alde zelazenne, also man ze Romo streit, weder . . . , wanda . . , pe diu heizet diu slahta strites deliberativa.*

O. V 7,39. – D. 90,76.

b) Adverbialsatz.

α) Der zweite ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

N. 98,19: *To si in siechen fant sines muotes unde er des fortunam sculdigota, samoso er sia in dinge maloti, daz si in darazu braht habeti, to solta si imo note, wanda . . . , mit tiu ze erest heilen sin muot, daz . . .*

N. 302,8.

ββ) Adverbialsatz.

O. II 12,63: *So Moyses ju zi thiu gifiang, thaz er thia natarun irhiang . . . , then cittar thar bifiangi thaz er thara giangi, in thes todes gahi thara zi iru sahi, so limphit, thaz . . .*

β) Der zweite ist bestimmungssatz zum prädikat.

N. 317,17: *Wanda doh kot tiu ding fone diu anasehe, wanda siu chumftig sint, so sie wanent, siu negeskehent aber nieht, turh taz . . .*

3. Der erste nebensatz 2. grades ist bestimmungssatz zu einem satzglied.

a) Zum subjekt.

Der zweite nebensatz 2. grades ist objektsatz.

T. 193,1: *Tho gisah Judas, ther inan salta, thaz her fornidirit was, riuwa gileitit widarbrahta thie drizzug pfenningo . . .*

b) Zum prädikat.

α) Der zweite nebensatz 2. grades ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

H. 1573: *Ac than gi willean te iuwomo herron helpono biddean, thiggean theolico, thes iu is tharf mikil, that iu sigidrohtin sundeono tomea, than dot gi that so darno.*

ββ) Adverbialsatz.

N. 260,14: *Wanda sie infelicissimi warin, so si darfore chad, ube sie iomer musin sin inpuniti, so werdent sie note puniti feliciores.* O. II 17,5. III 14,13.

β) Der zweite nebensatz 2. grades ist bestimmungssatz zum objekt.

W. 146,1: *Doh ich minen wingarton beuolehan habe den winzurnelon, also du zelist, die sin huoten, ich tuon sin iedoch selbo alliz ana wara.*

4. Der erste nebensatz 2. grades ist bestimmungssatz zum objekt. Der zweite ist objektsatz.

N. 119,30: *Al daz si fone dien rebus saget, die fortuna gelazet, so opes sint unde ..., wio murgfare die sin unde wio sie durh taz fersihtig sin, daz ist al disputatio.*

C. Im typus 9.

Der erste nebensatz 2. grades ist subjektsatz, der zweite adverbialsatz.

O. II 9,55: *In thiu, quad, wari follon zi erkennene mannon, thaz er got forahta, tho er sulih werk worahta; joh sinero worto er horta filu harto, tho er in sulih thing gigiang, so nah zi herzen gifiang.*

II. Beide nebensätze 2. grades stehen vor ihrem obersatz: im typus 2.

1. Der erste ist subjektsatz, der zweite objektsatz.

O. III 17,31: ... *odo sprachin bi thaz, ther er ginadiger was, thaz suazis er gilerti, zi sarphidu iz bikerti.*

2. Der erste ist objektsatz, der zweite adverbialsatz.

N. 121,3: *Fone diu wizist, al daz si nu sprechen wile in laude alde in vituperatione fortunae, wanda si certa persona ist et quasi dea, taz si daz rhetorice tuon sol.*

3. Der erste und zweite sind **adverbialsatz.**

N. 85,5: *Tiz argumentum chit, wanda an summo bono saligheit ist, tar des pristet, taz tar saligheit nesi.*

N. 129,3.

III. Es steht je ein nebensatz 2. grades vor und nach dem obersatz.

A. Zusammentreffen von typus 1 und 2.

1. Der voranstehende nebensatz 2. grades ist subjektsatz.

Der nachstehende adverbialsatz.

N. 357,15: *Ze dero selbun wis ist not, sowaz tiu gagenwerta foresiht anasihet, taz iz so si, doh iz neheina naturlicha not nehabe.*

O. IV 8,5. – N. 347,20.

2. Der voranstehende nebensatz 2. grades ist prädikatsergänzungssatz.

a) Objektsatz.

Der nachstehende ist bestimmungssatz zum subjekt.

N. 170,24: *Tar chius tir, daz alles tinges undurftig ist unde mahtig unde erhafte ist, also . . . , taz temo undurft ist, taz iz mare nesi.*

b) Adverbialsatz.

α) Der nachstehende nebensatz 2. grades ist subjektsatz.

O. IV 3,13: *Bi hiu se thes ni hogetin, oba sie thaz gifrumitin, thaz er nan mohta ana wan heizan afur ufstan joh mit theru krefti arur nan irquicti, ther er nan tode binam, hiaz uzer themo grabe gan.*

β) Der nachstehende nebensatz 2. grades ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

W. 85,1: *Ih besweron iuwih junkfrouwen ze Hierusalem, ob ir minen wine uindet, daz ir imo kundet, daz ih sinero minnon siechon.*

T. 110,3,13. 171,4. – H. 639. – O. V 23,127. – D. 70,1.

ββ) Adverbialsatz.

D. 11,33: *Hera santa mih god joh mir selbo gibod, ob iu rat thuhti, thaz ih hier geruhti, mih selbon ni sparoti, uncih hiu gineriti.*

T. 135,34,5. – H. 4904. – O. IV 14,7. 25,1. – N. 270,30. 289,13. 336,8. – W. 33,4. 49,6. 134,3. – D. 30 b 19,3.

γ) Der nachstehende ist bestimmungssatz zu einem satzglied.

αα) Zum subjekt.

O. V 23,139: *Ni wirthit ouh innan thes, zi stunton brest imo thes, ni in jungistemo thinge thoh elti nan githwinge, thiu mo allaz liob inselzit joh mahto nan gihelzit, duit imo widarmuati thia jugundlichun guati.*

N. 167,29.

ββ) Zum prädikat.

N. 61,17: *Ten troum antfristota imo so sin tohter, daz in Cirus aber solti gevahen unde an daz chruze henchen, unde so in der regen nazti, daz in diu sunna trucchendi, also iz taranah fuor.*

N. 74,28.

γ) Der nachstehende nebensatz 2. grades ist bestimmungssatz zu einer prädikatsergänzung.

αα) Zum prädikatsnomen.

N. 37,10: *Ih wile echert taz heizen daz knotesta leid an dero misseskihte, so man ieht sculde anasmizet, die in not kestozen sint, daz man sie sar ahtot frehtige, des sie lident.*

D. 87,34.

ββ) Zum objekt.

N. 299,31: *Fone diu gescah, so er harauf ze tages liehte cham, daz imo unwillota unde er einen feim erspeh, fone demo acconita erwuohs chruoto wirsesta.*

D. 83,47.

B. Zusammentreffen von typus 3 und 13.

1. Der voranstehende nebensatz 2. grades ist subjektsatz, der nachstehende objektsatz.

T. 135,19: *Thie Judei mit iru warun in themo hus inti sia fluobritun, mit thiu sie gisahun Mariam, thaz siu sliumo erstuont inti uzgieng, folgetun iru.*

2. Der voranstehende objektsatz, der nachstehende bestimmungssatz zur adverbialen ergänzung.

O. II 6,29: *Inti er er iz firslunti, theiz widorort irwunti joh thaz er es firleipti, iz avur tharakleipti in then boum, thar si iz nam, ni missigiangin wir so fram.*

IV. Ein nebensatz 2. grades ist eingeschaltet, der andere ist dem obersatz nachgestellt.

A. Zusammentreffen von typus 1 und 4.

1. Der eingeschaltete ist subjektsatz.

α) Der nachgestellte ist subjektsatz.

T. 87,8,17: *Jnti the thar arnot, mieta intfahit inti samonot fruht in ewin lib, thaz, der the sahit, saman giueha, inti the dar arnot.*

β) Der nachgestellte ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Prädikatsnomensatz.

N. 282,20: *Sint tie liute danne so ganzes sinnes, taz tie, die sie guote ahtont alde ubele, note so sin, so sie sie ahtont?*

ββ) Objektsatz.

N. 58,24: *Ter status taz chit ter burgstrit heizet in rhetorica absolutum, so der, den man malot, tero tate nelougenet unde er aber sculde lougenet unde er chit, wola so tuon muosi.*

T. 100,3,2. 110,3,4.

2. Der eingeschaltete nebensatz 2. grades ist adverbialsatz.

α) Der nachgestellte ist subjektsatz.

Is. 30,6: *Ni sindun firstandande, dhazs, so selp so ir dhurah weraldi aloosnin wardh chiboran chisaghet, so sama auh ward chiquhedan, dhazs ir bi mittingardes nara chirista gimartirot werdan, dhes . . .*

β) Der nachgestellte ist prädikatsergänzungssatz.

αα) Objektsatz.

H. 1744: *That mugun gi undarhuggean wel, that eo the ubilo bom, thar he an erdu stad, goden wastum ne gibid nec it oc god ni gescop, that the godo bom . . . bari bittres wiht.*

N. 127,21.

ββ) Adverbialsatz.

N. 85,8: *Tero menniskon natura ist so getan, taz si echert tanne, so si sih pechennet, anderen dingen forderora si unde aber dien tieren hinderora si, ube si sih nebechennet.*

M. 30,5. – D. 83,68.

γ) Der nachgestellte nebensatz 2. grades ist bestimmungssatz zu einer prädikatsergänzung.

αα) Zum prädikatsnomen.

Is. 24,21: *Waar ist, dhazs, so oftoso dhea Christes fiant dhesiu heilegun foraspel chihorant umbi Christes chiburt so bifangolode sindun simbles, dhazs sie ni eigun eowihd, hwazs . . .*

ββ) Zum objekt.

N. 270,23: *Mag in ouh wunder sin, ziu foller mano, danne*

eclypsis lunae in mitta naht wirt, alles kahes petunchelter die minneren sternen skinen laze, die er fore dahta, unz . . .

M. 29,26.

γγ) Zur adverbialen bestimmung.

H. 1830: *Farstodun wise man that he so lerde liudeo drohtin warun wordun, so he gewald habde, allun them ungelico, the thar an erdagun undar them liudskepa lereon warun acoran undar themu cunnie.*

3. Der eingeschaltete nebensatz 2. grades ist bestimmungssatz zu einem satzglied.

a) Zum subjekt.

α) Der nachstehende ist adverbialsatz.

N. 39,1: *Tu getemperost taz iar . . . so daz taz loub . . . unde daz chorn, daz man ze herbeste sahet, so Arcturus mit tero sunnun ufkat, ze sumere rifee, so aber Syrius mit tero sunnun ufkat.*

N. 65,28.

β) Der nachstehende nebensatz 2. grades ist bestimmungssatz zum prädikat.

W. 81,5: . . . *do aller erist uernam ih incomprehensibilitatem diuinitatis eius, daz sie nehein acies humanae mentis, quam lippitudo mortalis fragilitatis reuerberat, nemag perfecte intueri, als iz quit: accedet . . .*

γ) Der nachstehende nebensatz 2. grades ist bestimmungssatz zur adverbialen ergänzung.

N. 103,1: *Liuius saget, wio Tarquinius superbus, ter ze Romo was septimus rex a Romulo, fertriben ward fone Bruto unde . . . umbe sina ubermuoti, fone dero er namen habeta, unde wio . . .*

H. 1801.

b) Zum prädikat.

α) Der nachstehende nebensatz 2. grades ist adverbialsatz.

N. 134,16: *Fone diu geslago, wanda eniu fieriu, so imo duohta, wunna tuont temo muote, also voluptas corpori tuot.*

O. II 14,97. – N. 349,14.

β) Der nachstehende ist bestimmungssatz zum subjekt.

O. IV 29,25: *Bisah si iz iogilicho thrato liublicho . . ., thaz thar wiht ni rometi . . ., biquami zioro . . ., joh thar, soso iz zami, wiht fulteres ni wari, thaz sih zi thiu gifiarti, thia kristes lih biruarti . . .*

γ) Der nachstehende ist bestimmungssatz zum objekt.

O. V 12,91: *Theist es allero meist, wi es druhtin quit, so thu weist, bi thia selbun minna, thia er lerta worolt alla, wio ...*

4. Der eingeschaltete nebensatz 2. grades ist bestimmungssatz zu einer prädikatsergänzung.

a) Zum objekt.

α) Der nachgestellte ist adverbialsatz.

N. 216,29: *Wile du nu ..., daz ih selben die reda, die ih tarfore geouget habo, zesamine slahe, daz taruz etelih scone gneista springe?*

W. 48,37. 84,12.

β) Der nachgestellte ist bestimmungssatz zum objekt.

D. 62,1,12: *Feorzuc nahto warte he e tages getanes, daz he ni protes ni lides ni neowihtes, des e tages getan si, ni des wazares nenpize, des man des tages gisohe ...*

b) Zur adverbialen ergänzung.

α) Der nachstehende nebensatz 2. grades ist adverbialsatz.

O. II 14,43: *Thu mohtis ... einan ruam joh ein gifuari mir giduan, mit themo brunnen, thu nu quist, mih wenegun gidranktist, theih zes puzzes diufi sus emmizen ni liafi, theih ...*

N. 140,20.

β) Der nachstehende nebensatz 2. grades ist bestimmungssatz zum subjekt.

N. 234,30: *Taz ist natura rerum ..., daz mit virtute, diu bona ist, beatitudo gewunnen werde, diu aber bona ist, unde ...*

H. 587.

γ) Der nachstehende nebensatz 2. grades ist bestimmungssatz zur adverbialen ergänzung.

H. 1409: *... ac ge it hoho sculun bredean that gibod godes, that it allaro barno gihwilic ... liudi farstanden endi so gefrummien, so ..., endi oc sulicu swidor, so ic iu nu seggean mag, alloro gumono gehwilic gode thionoian, than it thar an them aldom ewa gebeode.*

B. Zusammentreffen von typus 3 und 5.

1. Der eingeschaltete nebensatz 2. grades ist subjektsatz.

Der nachgestellte objektsatz.

N. 263,12: *Uuaz ube der, demo diu ougen genomen sint, ergaze, daz er siu iu habeta, unde er ..., soltin wir danne ...*

2. Der eingeschaltete ist bestimmungssatz zu einem satzglied.

a) Zum subjekt.

α) Der nachgestellte ist objektsatz.

N. 140,25: *Mugen diu so getanen,* so *scaz ist unde era, iomanne des kehelfen,* da z *imo neheines kuotes nebreste, so iehen dien dero saligheite, die . . .*

O. IV 7,55.

β) Der nachgestellte ist bestimmungssatz zur adverbialen ergänzung.

W. 119,15: *Also diu lana,* q u a e *vertenda est in purpureum colorem, zaller erist zesamene gebunten wirdit unte daranach geleget in die canales,* d a *siu mit sanguine conchiliorum genezzet werde, samo tuont dine filii . . .*

b) Zum prädikat.

Der nachgestellte nebensatz 2. grades ist bestimmungssatz zum objekt.

N. 165,21: *Ube die mennisken habetin,* s o *Aristotiles chit, luhsiniu ougen,* i h m e i n o d a z *siu den man durhsehen mahtin,* so siu innenan gesahin, *neduohti in danne ioh ter Alcibiadis lichamo ubelo getan na, der . . .*

3. Der eingeschaltete nebensatz 2. grades ist bestimmungssatz zu einer prädikatsergänzung.

a) Zum prädikatsnomen.

Der nachgestellte nebensatz 2. grades ist subjektsatz.

N. 277,26: *Also dero manigon ringo,* d i e a n *demo rade um einen steft werbent, ter under allon der innerosto ist,* t e r *nahost stefte ist, unde . . . ze dero selbun wis wirt . . . .*

b) Zum objekt.

α) Der nachgestellte nebensatz 2. grades ist bestimmungssatz zum subjekt.

N. 259,10: *Ube ouh temo wenegan,* d e r *alles kuotes tarbet, tehein ander wenegheit zuogestozen wurte ane dia,* f o n e *dero er weneg ist, neware er danne na enes unsaligoro, des . . .*

β) Der nachgestellte ist bestimmungssatz zu einer prädikatsergänzung.

αα) Zum objekt.

N. 56,15: *Wile du dinero frouwun,* d i a *du danches kwunne,*

sezzen eo, wio lango si mit tir si alde ouh wenne si rume, neferest tu iro danne unzalelicho mite na?

O. II 6,3.

ββ) Zur adverbialen bestimmung.

W. 147,3: *Wante du diritias mundi, quae per millenariam figurantur, uerkuisest unte uermanest pro spe vindemiae, diu der bezeichenet dulcedinem aeternae retributionis, so ist dir gehalten copia caelestium praemiorum, quam . . .*

V. Ein nebensatz 2. grades ist eingeschaltet, der andere ist dem obersatz vorangestellt.

Zusammentreffen von typus 2 und 4.

1. Der eingeschaltete ist adverbialsatz.

Der vorangestellte ist adverbialsatz.

N. 247,25: *Unde bechenne argumentando, so guot saligheit ist, taz alle guote, wanda sie guot sint, ouh salig sint unde . . .*

2. Der eingeschaltete ist bestimmungssatz zum prädikat.

α) Der vorangestellte ist subjektsatz.

O. V 12,33: *Theist giwis io so dag, thaz man giruaren mag, thaz iz mag, so ih nu redinon, wertisal irkoberon.*

β) Der vorangestellte ist adverbialsatz.

O. I 79: *Wanta thaz ist funtan, unz wir haben nan gisuntan, thaz leben wir, so ih meinu, mit freuwi joh mit heilu . . .*

O. V 25,23.

VI. Beide nebensätze 2. grades sind eingeschaltet.

1. Der erste ist subjektsatz, der zweite adverbialsatz.

W. 37,7: *Sihes duo, wie, der da obe stet ze den linebergon, so er sbrehhan wil ze den, die da nidana sint, sih nah in neiget?*

N. 251,30.

2. Der erste ist bestimmungssatz zum subjekt, der zweite adverbialsatz.

N. 67,7: *Neweist tu, daz Croesus, ter in Lidia chuning was, so er mittundes Ciro forhtlih was, daz er sar daranah erbarmelih wortener unde fone imo in daz fiur geworfener fone anaslahte erretet ward?*

B. Drei nebensätze 2. grades.

Etwa H. 1950: *Than seggeo ic iu te warun, so hwan so thius werold endiad endi . . ., that than Sodomoburg, thiu hir thurh*

sundeon ward an afgrundi eldes craftu, furu bifallen, that thiu than habad fridu meran . . . , than thea man egin, the . . .

M. 30,1. – T. 98,3,6. – N. 63,13. 197,32.

III. Konkurrenzen von nebensätzen 3. grades.

I. Beide nebensätze 3. grades dem obersatz nachgestellt.

Etwa O. II 22,37: *Nu ir birut thes giwon, ir fruma gebet kindon, joh al thaz in lichet, thaz ir se ni biswichet, wio harto mihiles mer gibit druhtin iuwer guat . . .*

T. 21,9. – H. 2524. 4150. 4691. – O. II 12,83. III 20,13. IV 37,25. V 6,49. 12,19. – N. 134,30. – D. 90,76.

Anm. zu H. 4150 vgl. s. 162 Statist. dritt. abschn. I A I 1, β.

II. Beide nebensätze 3. grades dem obersatz vorangestellt.

N. 82,30: *Lege darzuo, daz sumelicher alesaliger so zurdel ist, iz neware allez, so er welle, wanda er arbeite so ungewon ist, taz er sih sar missehebet joh luzzeles tinges.*

III. Ein nebensatz 3. grades vorangestellt, der andere nachgestellt.

Etwa N. 356,24: *Anderiu ist mit ibo unde mit kedingun, also diu ist, ube du weist einen man gan, daz tanne not ist, taz er gange.*

O. V 16,1. 25,71.

IV. Ein nebensatz 3. grades eingeschaltet, der andere nachgestellt.

Etwa H. 159: *Tho ward that hebencuninges bodon harm an is mode, that he is giwerkes so wundron scolda endi that ni welda gihuggean, that ina mahta helag god so alaiungan, so he fon erist was, selbo giwirkean, of he so weldi.*

O. III 26,31. – N. 116,23. 303,17.

IV. Konkurrenzen von nebensätzen 4. grades.

I. Einer dem hauptsatz voran-, der andere nachgestellt.

D. 86B1,27: *Er . . . hiez siu haben die mitewari des lampis, so daz si ire crimme nieth ni uobten in die ire untertanen, so sumelichere site ist, so si kiwalt kiwinnent, daz sie denno den tarent, den si frume scolten.*

II. Einer eingeschaltet, der andere nachgestellt.

D. 38,292: *Maria milde kuningin nu muozestu gelovet sin der diner otmuote und aller diner guode, dar umbe dig Crist genam ce muoder, als iz wale gezam, daz den allerbesten man,* d e r *ie in duse werlt quam, daz beste wif gebere,* d u *in wives kunne were.*

Anhang.

Verteilung der satzarten auf funktionen und typen.

Vorbemerkungen.

Im folgenden wird das gesamte material noch einmal vorgeführt. Die ordnung erfolgt zunächst nach den funktionen: I. subjektsätze, II. prädikatsergänzungssätze, III. bestimmungssätze. Da die letzteren nicht weiter nach dem bestimmten glied untergeteilt sind, sei hier bemerkt, dass für prädikatsbestimmende sätze relativsätze, *so* und einmal zweifelhaft (N. 272,12) *thanan* in betracht kommen. Innerhalb der oberteilung werden die grade, dann die typen (bei nebensätzen von mehr als 2. grade die stellung) als teilungsprinzipien verwandt, zuletzt dann die satzarten. Hier werden unterschieden: 1. relativsätze, 2. verallgemeinernde sätze, 3. indirekte fragesätze, 4. konjunktionalsätze[1], 5. uneingeleitete sätze, 6. direkte rede. Nr. 2 zerfällt in zwei gruppen: a) *so hwer so, so hwelih so, so hwedar so,* b) *so wanna so, so hwar so, so wara so, so wio so,* und *so* mit den adverbien und adverbialen ausdrücken *al die wila, berhte, ferrest, filo, fram, gerno, lango, ofto, schiere, wit.* Die konjunktionalsätze werden alphabetisch, das stichwort in der form des Brauneschen lesebuchglossars (aber *th* nach *s*), aufgezählt.

Im einzelnen ist hier noch zu bemerken: 1. dass *thaz* und *hwanta*, wo sie für *quia* = ὅτι vor direkter rede stehen, prinzipiell als subordinierende konjunktionen angesehen sind. Ich kann es mir

1) Einige der unter *ni* gestellten fälle können als uneingeleitet mit zufälliger negation *ni* gelten. Unter *ni* und *nibu* ist funktionsscheidung nicht immer zweifellos. Unter *so* sind zusammengefasst *so, soso, also,* (*so*) *sama* (*so*), (*so*) *selb so, sar* (*so*), *io so, sulih so, samomanig* (N. 63,10). Unter *ane thaz* sind auch *butan* (*newan*) *that* (*so*) behandelt. Diese fälle sind ausserdem nicht ganz sicher, da meist mischkonstruktionen vorliegen, vgl. Behaghel § 546. Unter *thiu* mit präpositionen sind *after, fan, in* (*an*), *mit* und *nah thiu* vereinigt. *Hwanta* umfasst auch die verbindung mit *bithiu* und blosses *bithiu*. Endlich sind bei N. und W. die lateinischen konjunktionen ihren deutschen entsprechungen zugeschrieben.

nicht anders denken, als dass die ahd. mönche, wo sie in ihrer vorlage *quia* oder dergl. fanden, dies als wirkliche konjunktion = 'denn, weil' oder 'dass' auffassten. Entstehen dadurch unmögliche satzgebilde, so sind sie als anakoluthe zu betrachten, ich bin aber hier in der aufnahme der stellen lieber weit- als engherzig gewesen und scheide nur aus: Is. 38,18, T. 79,5,7. Hinweisen möchte ich auf T. 131,24,6 *noster : iuwar*, was Sievers im glossar nicht erwähnt.

2. ist bezüglich der adverbialen konjunktion *hwanta* zu bemerken, dass hier die bekannte unsicherheit ko- oder subordinierender funktion die zuverlässigkeit beeinträchtigt. Die ganze gruppe mit Diels s. 3 auszuschalten, halte ich für verfehlt. Auch wenn man die 'ursache der verteilung' selbst nicht anzugeben vermag, ist die mitteilung der verteilung wünschenswert und ich bin, in dieser hinsicht vor allem, den verschiedenen arbeiten über ahd. wortstellung zu dank verpflichtet. Meinerseits kann ich nur sagen, dass vorangestellten nebensatz einleitendes *hwanta* stets subordinierend ist. Im übrigen sind die stellen, die ich für subordiniert halte, in der statistik aufgezählt. Hier seien noch die verzeichnet, in denen ich mich zweifelnd für koordination entschied: H. 999. 1649. 2227. 2724. O. I 79 (möglich wäre (b < c | c^1 . . .) > a) II 11,67. N. 112,3. 143,9. 222,9. 299,24. 319,9. 328,7 (trotz des konjunktivs). W. 28,5. 48,32. 51,13. 52,14. Die stellen aus W. gegen Brodführer s. 73, namentlich 48,32: *nu ih . . . uernoman habon, wie uerro er gesceidan ist uon anderen heiligon* [*wanta sie sint puri homines, er ist aber verus deus unte verus homo*], *nu wil ih* . . . Hier tragen *sie* und *er* starken ton, dadurch entsteht eine pause zwischen *wanta* und *sie,* die sich meinem empfinden nach bei vorliegender verbstellung nicht mit nebensatzgeltung verträgt; *wanta* liegt unterhalb und ausserhalb des gesamtsatztones. Vgl. 'weil sie sínd puri homines': 'denn sie sínd puri h.': beides möglich. Aber 'weil – síe sind p. h.': 'denn – síe sind p. h.': nur das zweite möglich.

3. Noch eine bemerkung zu den uneingeleiteten sätzen. Stellen wir hier O. III 4,13 *ther thanne thaz gisitota, thar erist inne badota* neben II 18,13 *joh ouh thaz bimide, er man nihein ni nide,* so halte ich das erste beispiel für asyndetische parataxe, das zweite für asyndetische hypotaxe und sehe den entscheidenden unterschied in der spitzenstellung des pronomens im zweiten fall. Vgl. etwa noch I 1,126 mit IV 11,3. 24,17. Weitere belege finden sich bei Erdmann I 163 ff. Ich habe also die fälle der zweiten art als abhängig betrachtet. Bei dieser gelegenheit möchte ich für H. 2260 die lesart *tho bigan that*

folc undar im, werod *w u n d r o d a* vorschlagen. Die änderungen beider hss. werden dadurch verständlich.

I. Subjektsätze.

A. In nebensätzen 1. grades.

1. Im typus 1.

α) Relativsätze.

N. 93,24: *Aber daragagene bedurfen die luzzel, t i e des sehent, taz sie iro geziug kescaffoen after naturlichero note, nals after demo unmeze dero giredo.*

Is. 39,1. – M. 30,17. – T. 129,4,6. 174,2,3. 8. 185,11,3. – H. 1. 1308. 1352. 1817. 1920. – G. 5. – O. I 1,103. 9,21. 11,45. II 2,24. 12,9. 31. 16,17. III 13,39. 18,3. 19,3. IV 4,23. 12,45. 23,43. V 23,31. – N. 65,22. 70,10. 82,25. 83,20. 98,10. 131,10. 151,28. 154,31. 306,5. 324,11. 358,24. – W. 58,12. – D. 2,58. 34,26,9. 43,9,1. 89,2.

Anm. 1. Zu O III 19,3 *nist untar uns, theiz . . .* hier mit Piper zur stelle (wohl auch Erdmann, durch verweis auf I 1,93) *theiz* in *thaz iz* zu zerlegen, ist nicht nötig. I 1,93 halte ich *thaz* für demonstrativ. Und das von Piper herangezogene III 4,24 ist nicht zu vergleichen, da der *thaz*-satz konsekutiver prädikatsnomensatz ist 'niemand ist so, dass er . . .', während hier das oft genug belegte 'keiner ist, der . . .' vorliegt.

Anm. 2. Zu N. 65,22. 83,20. *Wer ist, ther . . . , er neile . . .*: die stellen gehören nur hierher, wenn *er neile* als fortsetzung des relativsatzes gelten darf 'der . . . und der nicht . . .'

β) Indirekte fragesätze.

H. 1085: *Gescriban was it giu lango, an bocun gewriten, h w o giboden habad is engilun alomahtig fader, that sie thi at wege gehwem wardos sindun . . .*

H. 4150. 4904. – O. V 12,91. – N. 62,8. 83,29. 108,17. 297,29.

γ) Konjunktionalsätze.

αα) H w a n t a.

T. 134,8,1: *Ja ist giscriban in iuweru ewu, w a n t a ih quad: ir birnt gota?*

ββ) I b u. Durch 'vikariat'[1].

N. 305,4: *Mir ist taz rawa nals muhi, u b e ih keeiscon muoz, tes mih langet . . .*

γγ) N i.

O. V 23,139: *Ni wirthit ouh innan thes . . . , n i in jungistemo thinge thoh elti nan githwinge, thiu mo allaz liob inselzit . . .*

H. 243. – O. III 1,33.

1) Vgl. Mourek 1897,59.

δδ) So.

M. 39,18: *Enti danan ist joh, so nu galesan ist: truhtin . . .*

εε) Thaz.

Is. 1,14: *Dhanne ist nu chichundit, dhazs fona dhemu almahtigin fater dhurah inan ist al wordan, dhazs chiscaffanes ist.*

Is. 3,6. 24,21. 32,15. 34,18. 43,18. – M. 21,14. – T. 15,3,5. 4,6. 49,1. 82,5,5. 87,8,9. 168,1.3. 177,2. – H. 159. 603. 1496. 1502. 1865. 5404. 5420. 5674. 5689. – O. I 65. I 5,35. 22,43. 27,53. II 4,57. 95. 12,83. 14,99. 101. III 19,6. 20,13. 145. IV 1,27. 37. 11,29. 24,17. V 6,49. 12,25. 14,1. 15,39. 20,86. 23,262. 24,11. h 97. – N. 5,11. 17. 35,6. 36,15. 21. 37,3. 61,10. 14. 63,4. 68,20. 70,26. 72,8. 74,28. 81,22. 92,21. 93,22. 105,31. 114,12. 142,12. 145,24. 206,19. 234,30. 244,16. 250,48. 251,4. 256,19. 268,7. 270,30. 285,31. 299,31. 304,6. 330,27. 331,25. 336,8. 352,5. – W. 52,16. – D. 56,83. 70,10. 79A102. 86A3,12.

δ) Uneingeleitete sätze.

O. III 23,16: *Was in thar ginuagi, man ekrod es giwuagi, er ekrodi thaz westi . . .*

O. I 1,93. III 16,30. IV 7,45. V 9,45. 21,13.

2. Im typus 2.

α) Relativsätze.

O. V 5,3: *Tho liefun sar, so thu weist, thie inan minnotun meist . . .*

β) Indirekte fragesätze.

[H. 4904, zugleich typus 1.]

γ) Konjunktionalsätze.

αα) Ni.

O. IV 1,37: *Iz, druhtin, ni bilibe, thaz ih es thoh giscribe, ni iz . . . fora thinen ougon liche . . .*

[O. V 23,139, zugleich typus 1.]

ββ) Nibu.

N. 85,11: *Taz nemag nio ze leibo werden, den disiu murfara salda heuet, nube er sia wize so murga wila werenta, alde newize.*

γγ) Thaz.

D. 3,63: *Pidiu ist demo manne so guot, denner ze demo mahale quimit, daz er rahono weliha rehto arteile.*

O. I [65, typus 1] 79. s 27. II 8,5. V 12,33. – N. 34,7. [74,28, typus 1.] 110,4. 158,18. 169,19. 171,20. 194,25. 225,19. 242,1. [270,30, typus 1.] 290,15. [299,31. 336,8, typus 1.] 303,10.

δ) Uneingeleitete sätze.

O. II 3,57: *Thaz ist uns hiar gibilidot, in kriste giredinot, gibadost thu tharinne, er widar thir io winne.*

[O. V 9,45, typus 1.]

3. Im typus 3.

α) Relativsätze.

T. 156,7,2: *Therde intfahit, ob ih wen sentu, ther intfahit mih.*
T. 42,1,1. 4. 104,5,7. – O. I 15,23. II 3,43. 19,3. III 16,21. 18,21. – N. 70,20. 79,7. 119,30. 164,22. 195,22. 203,25. 240,14. 270,11. 349,29. – D. 96,23.

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe a.

D. 65,27: *Sohwerso farah forstilit fon demo sulage, der slozhaft ist, gelte sol. XLV.*
Is. 38,4. – M. 7,27. – T. 44,27. 59,4,3. 141,15,2. – H. 3320. 5361. – O. I 24,17. III 16,15. 17,39. V 11,11. – N. 65,15. 324,27. – W. 138,4. – D. 65,31. 66,3.

γ) Indirekte fragesätze.

N. 120,7: *Wiolih aber selbiu fortuna si, also si nu sagen wile unde ouh tarfore sageta, taz ist civile ...*

δ) Konjunktionalsätze.

αα) Ibu. Durch vikariat.

N. 220,30: *Ube wir aber cheden: si haec duo sunt, illud tertium erit, taz heizet latine ratiotinatio.*

ββ) So. Durch vikariat.

N. 279,14: *So wir ein fone anderen erraten, also Aristotiles lerta, daz ist ratiocinatio.*
N. 183,12. 238,4. 307,29.

γγ) Thaz.

D. 86B1,9: *Daz er die ziweni jungerun so fure sante in alla die stete, dare er selbi chomen wollti, daz bizeichinet: swenne ...*
O. I 2,41. III 1,23. – N. 157,6.

ε) Uneingeleitete sätze. Durch vikariat.

N. 12,15: *Aber infuortint ir mir einen ureden mit iuwermo zarte, so ir diccho tuont, taz ne wage mir so nieht.*
N. 133,28. 184,25. 318,26. 336,14.

4. Im typus 4.

α) Relativsätze.

M. 40,20: *Hwaz furirinnit, ir, daz ih quedan scal, wizut.*
N. 350,9.

β) Indirekte fragesätze.

H. 3215: *Thar was tho waldandes megincraft gimarid, hwo scal allaro manno gehwilic ... is weroldherron sculdi endi scattos, thea imu giskeride sind, gerno gelden.*
[O. V 12,91, typus 1.]

γ) Konjunktionalsätze.

αα) I b u. Durch vikariat.

N. 139,20: *Fone diu haltet taz mennisken an sinero natura, u b e er ze gote, fone demo er cham, widere funden chan.*

N. 228,6.

ββ) T h a z.

N. 152,6: *Tannan skinet, t a z tie dar hiezen patres unde senatores, joh ane ambaht michela dignitatem habeton.*

[Is. 24,21, typus 1. — O. I 79, typus 2. IV 1,37, typus 1. V 12,33, typus 2.] — N. 115,29. 173,12. [234,30, typus 1.] 251,30. 281,29. 326,12.

δ) Uneingeleitete sätze.

O. V 12,65: *Mit thiu ist gizeinit mannon, s i h untar in io minnon joh ouh thiu minna, so thu weist, si io zi druhtine meist.*

5. Im typus 5.

α) Relativsätze.

N. 44,5: *T e r do, do diu sunna in cancro meistun hizza teta, filo sata . . . , ter gange . . . chornloser ze holzeichelon.*

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe a.

D. 65,29: *S o h w e r s o farah in felde, daar hirti mit ist, forstilit, gelte sol. XV.*

N. 196,7.

γ) Konjunktionalsätze. T h a z.

N. 250,6: *D a z al, daztir ist, ein ist unde ein guot ist, daz sint zwei sumpta.*

N. 254,6.

6. Im typus 6.

Relativsätze.

T. 132,5: *Giwesso thie nahiston, inti t h i e inan er gisahun, thaz her betalari was, quadun . . .*

T. 83,2,7.

7. Im typus 7.

T h a z.

N. 308,29: *Nube, also ih chad, tar ener begruob, t a z tiser dar gruob, tiu gerunnen . . . zesamine.*

8. Im typus 11.

T h a z.

[O. II 12,83, typus 1.]

9. Im typus 13.

Relativsätze.

D. 43,16,7: *Diu vone dem tiufel aver vert, der sich dere mit gote nieht irwert, alsez pli verbrinnet.*

B. In nebensätzen 2. grades.

1. Im typus 1.

α) Relativsätze.

H. 1306: *Quad, that oc salige warin, thie hir wiopin iro wammun dadi.*

Is. 1,14. 34,13. – M. 5,2. 14,8. – T. 4,4,5. 6. 5,9. 9,3. 11,1,4. 4. 21,11. 50,1. 69,8. 74,2,3. 87,8,17. 21. 116,3. 131,4,2. 138,7,3. 155,7,2. – H. 812. 1300. 1316. 1406. 1665. 3712. 4978. 5430. 5682. – O. I 1,113. 20,35. II 5,23. III 4,39. 47. 8,15. 20,119. 24,73. IV 1,33. 3,13. 5,63. 6,15. 7,63. 18,37. 37,25. V 5,11. 10,23. 12,25. 15,23. 22,11. 25,71. – N. 40,2 53,12. 62,4. 27. 70,5. 81,16. 96,2. 103,31. 129,9. 136,13. 152,12. 156,13. 194,17. 197,8. 203,16. 211,4. 11. 212,4. 217,14. 249,10. 260,9. 280,11. 293,30. 317,31. 327,19. 328,15. 329,24. 330,27. 331,25. – D. 35,16,1. 38,22. 47,3,6. 62,1,16.

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe a.

D. 34,31,7: *Nu hastu herro dinin miltin rat allin dinin holdin zi vrowidi bracht, daz dih . . . al daz lobi, swaz dir ist undir deme himili joch dar obi.*

γ) Indirekte fragesätze.

N. 71,17: *Tes strites tuont tie iudices ende, wanda an iro iuditio stat, weder man in haben sule fure sculdigen alde fure unsculdigen.*

Is. 3,6. – O. V 25,55. – N. 207.14.

δ) Konjunktionalsätze.

αα) Ibu. Durch vikariat.

O. I 8,11: . . . *joh thahta, iz imo sazi, ob er sia firliazi.*

N. 30,9. 73,24.

ββ) Ni.

O. IV 12,26: . . . *so kraftlichan wewon so thultit er in ewon, thaz imo sazi thanne, ni wurti er io zi manne.*

H. 1967. – O. IV 15,37.

γγ) Nibu.

H. 3728: . . . *than sculun it hropen thoh harde stenos for thesumu folcskepi . . . , er than it eo belibe, nebo man is lof spreke . . . .*

δδ) So.

Is. 28,1: *Endi dhuo bilunnun dhiu blostar iro ghelstro . . . , dhazs arfullit wurdi, so er bifora wardh chichundit dhurah dhen forasagun.*

εε) Thaz.

W. 52,33: *Ouh nist uns gnada uersaget, wanta da nah sa gescriban ist, daz daz mittelode des diskes mit minnon geslihtet si . . .*

Is. 30,6. – T. 9,2. 79,11. 80,4,7. 135,29,3. – H. 201. 679. 1121. 1475. 1527. 2446. 2711. 3236. 3265. 3405. 3741. 4302. 4581. 4691. – G. 193. – O. II 3,11. 7,58. 9,39. 12,37. 57. 18,1. III 4,17. 19. 16,69. 19,6. 26,31. IV 5,63. 11,33. V 5,17. 11,35. 15,45. – N. 32,3. 41,25. 61,14. 78,25. 95,14. 187,24. 222,5. 240,14. 356,21.24. – W. 124,5. – D. 34,26,9. 86A4,4. 97,1.

ε) Uneingeleitete sätze.

O. IV 22,16: *Quad, war in liob ioh suazi, man Barabban in liazi.*

O. I 9,13. 27,57. III 5,19. 25,23. V 1,1. 10,9. 15,23. 20,86.

ζ) Direkte rede.

T. 56,4,4: *Faret inti lernet, waz thaz si: ih wili miltida, nalles bluostar.*

Is. 8,18. IsM. 33,28. – M. 39,18. – T. 18,2. 26,1. 28,1. 30,1. 31,1. 32,1. 64,6,4. 82,5,10. 117,3,8. – W. 87,11. 103,15.

2. Im typus 2.

α) Relativsätze.

N. 158,18: . . . *tannan geskihet, ten du ahtost kuollichen, taz ter si umbehuget in andermo lande.*

O. I 2,3. II 8,5. III 17,31. 18,31. IV 1,37. V 12,33. – N. 85,11. 169,16. 242,1. 303,10. 347,20.

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe a.

H. 306: *So was than thero liudeo thau . . ., so hwilik so thar an unreht idis gihiwida, that siu simbla thana bedscepi buggean scolda, fri mid ira ferhu.*

H. 4169. – O. I 14,9. II 12,63. III 18,31. 20,97. IV 8,5. – N. 357,15. – D. 87,26.

γ) Konjunktionalsätze. Ibu. Durch vikariat.

D. 87,26: *Ich gihe demo alemachtigen gote . . ., swaz so ich ie ubeles getete, daz daz min scult was, ub ich ie ieht guotes getete, daz daz sin gnada was.*

3. Im typus 3.

α) Relativsätze.

D. 3,85: *Denne der gisizzit, der dar suonnan scal enti arteillan scal toten enti quekkhen, denne stet dar umpi engilo menigi . . .*

T. 109,2,6. – O. s 23. I 1,119. III 6,43. IV 4,33. 5,61. 36,23. V 15,1. 21,5. 9. 11. 13. 25,29. – N. 59,27. 69,10. 84,25. 213,22. 236,19. 242,24. 28. 251,13. 254,12. 277,26. 332,33. – W. 141,9. 17. – D. 3,11.

β) Indirekte fragesätze.

O. II 8,19: *Sar so thaz irscinit, waz mih fon thir rinit, so ist thir . . . thaz herza filu riuwag.*

N. 225,19.

γ) Konjunktionalsätze: Thaz.

N. 156,9: *Aber so iz io fert, taz tie sigenten iro swari niderzihet, pediu neirwant iro newederer.*

T. 82,11,6. 96,2,9. – H. 4378. 4696. 4861. 5361. – O. I 18,31. IV 21,15. V 14,19. 20,79. – N. 116,23. 176,5. 204,19 253,3. – D. 37,9,7.

δ) Direkte rede.

Is. 7,16: *So dhar ouh after ist chiquhedan: Endi got chiscuof . . . , suohhen dhea nu auur . . .*

4. Im typus 4.

α) Relativsätze.

W. 37,7: *Sihes duo, wie, der da obe stet ze den linebergon . . . , sih nah in neiget?*

T. 26,2. 28,1,3. 82,7,20. 87,8,17. 88,8. 9,2. 100,3,2. 5. 107,3,6. 110,3,4. 18. 112,3,5. 118,3,6. 119,8. 131,14,2. 133,3,2. 141,20. 143,3. 171,3,4. 177,5. – O. II 17,21. III 24,1. – N. 58,24. 142,16. 152,6. 247,25. 250,8. 251,30. 282,20. 323,7. – D. 34,26,1. 54,14. 90,57.

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe a.

T. 100,5: *Ih quidu, bidiu, sowelih uorlazzit sina quenun . . . , huorot.*

T. 98,3,6.

5. Im typus 5.

Relativsätze.

N. 250,6: *Daz, al daz tir ist, ein ist unde ein guot ist, daz sint zwei sumpta.*

N. 254,6. 263,12.

6. Im typus 6.

α) Indirekte fragesätze.

M. 37,17: *Diz gotspel, daz nu niuwost hear galesan warth fona unseremo truhtine Christe, hweo er genc oba sewes wazarum . . . , irmanot unsih za forstantanne . . . .*

β) Konjunktionalsätze: Thaz.

D. 14,1: *Got, thir eigenhaf ist, thaz io genathih bist, intfa gebet unsar . . .*

7. Im typus 9.

Thaz.

O. II 9,55: *In thiu, quad, wari follon zi erkennene mannon, thaz er got forahta . . . joh sinero worto er horta filu harto . . .*

8. Im typus 10.

Relativsätze.

D. 32,1.29: *Der verit fone Arabia in Egiptilant in sinem werva, der, chuit man, vara uber daz rota mere.*

9. Im typus 11.

α) Relativsätze.

T. 179,3: . . . *thie du mir gabi, ih willa thaz, dar ih bin, thaz sie sin mit mir, thaz . . .*

O. I 9,37. – N. 217,8. 279,4.

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe a.

O. IV 14,9: *So welih so iz ni habeti, gibot er, thes giziloti, er . . .*

O. IV 33,39.

10. Im typus 12.

Thaz.

O. II 4,17: *Wioz io mohti werdan, thaz wolt er gerno irfindan, thaz man io so gizami in thesa worolt quami . . .*

11. Im typus 13.

α) Relativsätze.

N. 148,11: *Ter ioh ticcho consul wirdet, ferwallot ter odewano ferro under enderske liute, tuot in danne dar erhaften sin heimiska era?*

T. 135,19. – O. II 14,53. – N. 22,27. 277,26. – D. 32,2,55. 65,15.

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe a.

D. 11,39: *So wer so hier in ellian giduot godes willion, quimit he gisund uz, ih gilonon imoz . . .*

C. In nebensätzen 3. grades.

1. Dem obersatz nachgestellt.

α) Relativsätze.

H. 3399: . . . *than ni thurbun sie an thea hell innen, an that fern faren, ef sie gefrummiad so, so thea gebiodad, the thea bok lesat them liudiun te lerun.*

Is. 30,6. – M. 4,6. – T. 87,3,2. 110,3,13. 145,12. – O. III 15,9. IV 26,35. V 6,49. – N. 35,23. 66,22. 76,28. 84,25. 99,20. 121,11. 209,8. 272,1. – W. 117,12. – D. 46,65. 86A5b13.

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe a.

G. 66: . . . *nu wet ik, that ik hier ni mag eniga hwila libbian, hwand mi antwirikit, so hwat so mi an thisun wega findet . . .*

D. 91,23.

γ) Indirekte fragesätze.

O. IV 28,9: *Tho rietun thie ginoza, si wurfin iro loza, thaz sie mit thiu gizami, welih sa imo nami.*

N. 68,8.

δ) Konjunktionalsätze.

αα) Hwanta.

T. 11,4: . . . *artota in theru burgi, thiu thar ist giheizzan Nazareth, zi thiu thaz gifullit wurdi, thaz giquetan was . . ., wanta her Nazareus wirdit ginemnit.*

T. 7,2. 170,6,2.

ββ) Ibu. Durch vikariat.

N. 31,11: *Tero brieuo undriuwa chame wola uure . . ., ube ih chomen muosi ze iro anasagun, die mih is zihent, taz in allen dingen starchesta ist, ih meino ube man ze gagenwerti chomen muoz.*

γγ) Ni.

O. IV 29,13: . . . *mit in ist io mit ebinu thiu tunicha giwebinu . . ., bi thia ther loz suanta, . . . theiz wari so gisprochan, ni wurti wiht firbrochan . . .*

δδ) Thaz.

H. 4150: *Mi thunkid wunder mikil . . ., hwi gi that te warun ni witin, that her is betera rad barno gehwilicumu, that man her enne man aldru bilosie . . .*

T. 185,11,3. – H. 119. 201. 5033. 5350. – G. 228. – O. I 23,27. 27,57. III 13,1 – N. 68,17. 86,9. 104,7. 155,8. 303,17. – D. 11,35. 38,292. 86B1,27.

ε) Uneingeleitete sätze.

O. I 17,5: *Tho druhtin krist giboran ward, . . ., thaz blidi worolt wurti . . ., thaz ouh gidan wurti, si in ewon ni firwurti . . ., tho quamun ostana in thaz lant . . .*

O. V 23,235.

ζ) Direkte rede.

Is. 4,12: *Ibu Christus auur got ni wari, dhemu in psalmon chiquhedan ward: 'Dhin sedhal . . .', hwer ist dhanne dhese chisalbodo got fona gote?*

Is. 32,7. 43,18. – M. 4,14. – W. 11,3.

2. Dem obersatz vorangestellt.

α) Relativsätze.

N. 166,5: *Nu tiuret ten lichamen,* so *wio* so *ir wellent, danne ir doh wizint, t e r iu so wundertiure ist, taz ter mit tritagigemo riten mag ersterbet werden.*

O. II 12,63. V 12,95. – N. 114,7. – D. 32,2,61.

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe a.

H. 1527: *Than seggio ic iu te waron oc, hwo it thar an them aldon eo gebiudit, s o h w e s o ogon genimid odres mannes . . . , that he it eft mid is selbes scal san antgelden mid gelicun lidion.*

N. 41,25. – D. 32,2,61.

3. Dem obersatz eingeschaltet.

Relativsätze.

T. 119,9: *So minnota got thesa werolt, thaz her sinan einagon sun gab, thaz, iugiwelih t h i e in in giloubit, ni furwerde . . .*

T. 88,8,6. – N. 103,9.

D. In nebensätzen 4. grades.

Dem obersatz nachgestellt.

α) Relativsätze.

D. 44,2,5: *Disiu zal ist so here, swie der tiufel daz verchere, der chwit, daz der gelogen habe, d e r dir von siben iuwecht sage.*

O. III 23,16.

β) Konjunktionalsätze: T h a z.

O. IV 37,25: *Ni duemes, so thie rietun, thie thie knehta miattun . . . , theiz ni wurti irfuntan, t h a z druhtin was irstantan.*

II. Prädikatsergänzungssätze.

A. Prädikatsnomenssätze.

AA. Nebensätze I. grades.

1. Im typus 1.

α) Relativsätze.

N. 78,22: *Taz ist, t a z mir we tuot, so ih is kehugo.*

T. 13,8,3. 64,6,4. – N. 103,15. 118,28. 201,2.

β) Konjunktionalsätze.

αα) S o.

O. II 2,35: *Ist sin guati ubaral, s o in kinde zeizemo scal, then fater einigan in not drutlicho minnot . . . .*

ββ) Thaz.

N. 126,29: *Tiu noh fore sint, tiu sint solih, taz siu zendent, so du iro chorost . . . .*

H. 453. – N. 70,5. 167,29. 221,21.

2. Im typus 2.

Thaz.

H. 306: *So was than thero liudeo thau . . . , sohwilikso thar an unreht idis gihiwida, that siu simbla thana bedskepi buggean scolda, fri mid ira ferhu.*

N. 81,29. [167,29, typus 1.]

3. Im typus 4.

Relativsätze.

N. 338,9: *Disiu ist, tiu dir ouget tia samenthafti, dia siu begrifen habet, mit tisen worten . . .*

BB. In nebensätzen 2. grades.

1. Im typus 1.

α) Relativsätze.

T. 88,5,5: *Gieng der man inti sagata den Iudeon, daz der heilant was, der dar teta inan heilan.*

W. 107,6.

β) Konjunktionalsätze.

αα) So.

N. 282,20: *Sint tie liute danne so ganzes sinnes, taz tie, die sie guote ahtont alde ubele, note so sin, so sie sie ahtont?*

O. V 24,11.

ββ) Thaz.

N. 150,14: *. . . sazton sie dictatorem, tes maiestas solih ware, daz nioman des nehabeti prouocationem ad populum, daz . . .*

T. 145,12. – D. 83,51.

2. Im typus 3.

α) Relativsätze.

W. 138,4: *Wante swer die sint, die sie warlicho habent, die brinnent in iro herzen per amorem . . .*

N. 65,15. 86,9. 189,11. – D. 96,119.

β) Konjunktionalsätze.

So.

N. 242,1: *Ube iz so ist, so wir mittundes after redo chaden . . ., so ist offen . . .*

CC. In nebensätzen 3. grades.

Dem obersatz nachgestellt.

Konjunktionalsätze.

α) So.

N. 82,30: *Lege darazuo, daz sumelicher alesaliger so zurdel ist, iz newarc allez, so er welle . . ., taz er sih sar missehebet joh luzzeles tinges.*

β) Thaz.

W. 13,4: *Kunde mir . . ., wer die verae fidei doctores sin, die . . . solih sin, daz du in iro herzen dir hereberga machest unte . . .*

O. I 14,19. IV 29,13.

DD. In nebensätzen 4. grades.

Dem obersatz nachgestellt.

Relativsätze.

O. IV 28,1: . . . *sih thes tho gieinotun, in fieru sie iz gideiltun, wanta iro warun fiari, thie in theru dati wari, thaz sie iz sus gimeintin inti ebono gideiltin.*

B. Objektsätze.

AA. In nebensätzen I. grades.

1. Im typus 1.

α) Relativsätze.

D. 42,13: . . . *du hast versüenet, daz Eve zerstorte, diu got überhorte.*

T. 19,8,5. 44,19,2. 68,3,2. 165,6,2. 178,12. – H. 32. – O. I 11,49. II 3,67. V 23,167. – N. 154,24. 155,6. 8. 227,10. 239,13. 331,8. – D. Br 38,27. 30b12,1. 42,53. 86B3,14. 15.

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe a.

H. 1980: *Thar williu ic imu an reht wesan . . ., so hwemu so minun hir wordun horid endi thiu werc frumid, thea ic . . . geboden hebbiu.*

H. 1962. 2144. – D. 72,3.

γ) Indirekte fragesätze.

H. 1032: *He consta is modsebon . . ., hwo he thesa werold erist . . . biswec mit sundiun, tho he thiu sinhiun twe . . . forledda mid luginum . . .*

Is. 7,11. 16. 22,3. 42,13. – M. 4,6. 31,1. 39,22. – T. 56,4,4. 68,3,2. 127,4. 138,7,3, 155,7,2. – H. 174. 201. 301. 492. 655. 909. 1475. 1527. 1665. 1671. 1750.

1771. 2076. 2260. 2307. 2470. 2607. 3405. 3496. 3619. 3712. 3850. 4302. 4308. 4491. 4590. 4651. 4691. 4838. 5023. 5061. 5171. 5409. 5789. 5916. – G. 251. – O. I 3,47. II 3,27. 4,17. 9,75. 19,1. III 3,3. 4,19. 39. 8,44. 12,21. 14,37.51. 16,69. 18,35. 20,3. 43. 63. 85. 119. 24,73. IV 1,1. 5,1. 6,15. 33. 35. 23,31.35. 25,1. 26,11. 37,7. V 4,57. 6,67. 8,1.25. 10,9. 22,11. 23,1. 191. – N. 14,23. 41,25. 51,17. 101,25. 103,1. 31. 113,31. 116,13. 134,13. 140,20. 155,15. 187,24. 202,24. 225,30. 238,16. 287,16. 295,28. 329,24. 346,15. – W. 13,4. 48,19. 107,8. – D. 33F52. G93. 39,6,1. 86A4,4.

δ) Konjunktionalsätze.

αα) Hwanta.

T. 88,8,6: *War, war quidu ih iu, bidiu cumit zit inti nu ist, thanna thie toton horent stemma gotes sunes . . .*

T. 74,8. 82,11a17. 87,5,16. 21. 6,2. 10,6. 96,3. 98,3,6. 108,4. 114,2,9. 117,3,8. 135,29,3. 146,3. 158,2,3.

ββ) Ni.

O. III 15,43: *. . . quadun, ni giswichi, nub er then liut biswichi . . .*

H. 2048. – O. I 1,31. II 7,29. IV 14,17. 20,7. h 39.

γγ) Nibu.

O. V 25,13: *Ni moht ih thaz firlougnen, nub ih thes scolti goumen, thaz ih al dati . . .*

O. s33. II 12,37. V 25,37. – N. 237,13. 260,9.

δδ) Thaz.

D. 86A4,3: *Nu bitto ih iuwih, daz wir daz unserere sela irbieten, daz wir demo fremeden lichinamen irbieten.*

Is. 30,6. 31,12. – M. 9,3. 19,16. – T. 26,1. 28,1. 30,1. 2. 31,1. 32,1. 33,1. 53,8. 55,8. 80,8. 88,5,5. 89,6. 90,3,11. 96,1,3. 100,3,2. 107,3,11. 119,4. 135,16,2. 30. 136,3,3. 149,6,2. 151,4. 153,2. 155,1, 159,5,3. 179,3. 190,1,2. 215,2. 239,4,5. – H. 122. 129. 134. 164. 345. 367. 405. 440. 469. 480. 510. 587. 620. 621. 630. 639. 729. 825. 873. 1101. 1300. 1306. 1316. 1320. 1420. 1463. 1478. 1492. 1507. 1517. 1532. 1744. 1830. 1950. 2032. 2093. 2107. 2124. 2210. 2213. 2553. 2621. 2625. 2711. 2718. 2773. 2827. 2878. 2945. 2952. 2968. 3008. 3036. 3043. 3045. 3047. 3083. 3103. 3164. 3187. 3340. 3347. 3387. 3428. 3574. 3634. 3722. 3741. 3827. 3829. 3860. 3929. 3964. 4041. 4080. 4129. 4174. 4280. 4346. 4452. 4457. 4470. 4581. 4643. 4843. 4884. 4982. 4985. 5080. 5102. 5232. 5262. 5273. 5350. 5413. 5430. 5447. 5539. 5555. 5574. 5598. 5603. 5617. 5682. 5708. 5818. 5922. – G. 56. 60. 66. 98. 226. 228. 277. 296. 303. – O. I 1,107. 3,37. 4,17. 10,11. 14,9. 15,5. 18,1. II 3,11. 5,15. 8,23. 37. 41. 9,7. 33. 75. 14,81. 103. 121. 18,1. 13. 24,29. 37. III 2,13. 35. 3,17. 4,3. 47. 5,3. 6,43. 7,5. 11,5. 13,1. 57. 14,103. 106. 15,17. 16,53. 17,57. 20,55. 148. 21,1. 22,3. 24,17. 23. 35. 25,19. 23. 26,13. 27. 31. IV 3,13. 5,31. 63. 6,23. 7,73. 8,5. 10,9. 12,29. 14,7. 16,9. 47. 18,37. 19,47. 20,37. 21,9. 24,35. 30,9. 36,15. 37,1. V 1,7. 4,17. 5,15. 17. 6,70. 7,59. 11,15. 45. 12,19. 71. 15,45. 16,7. 11. 25. 23,235. 24,7. 25,55. h 147. – N 5,2. 30,6. 9. 33,4. 21. 37,10. 62,13. 63,13. 65,28. 68,16. 17. 72,19. 74,4. 82,30. 96,2. 108,26. 113,9. 114,7. 122,29.

134,19. 170,24. 174,3. 197,32. 202,4. 205,23. 206,21. 209,28. 216,29. 258,23. 282,28. 294,9. 326,23. 327,14. 328,1. 335,32. 336,4. 353,24. 363,11. — W. 10,3. 16,1. 33,1. 4. 49,6. 72,3. 73,1. 3. 81,5. 83,2. 84,12. 85,1. 3. 124,5. 129,5. 131,7. 134,1. 3. 141,17. 145,3. 149,3. — D. 10,25. 33F55. G133. 35,2,5. 36,8,5. 38,44. 124. 148. 186. 44,8,1. 55,26hsB. 56,12. 21. 27. 62,1,12. 65,17. 66,18. 70,1. Wadst. 13,9. 72,11. 16. 18. 24. 46. 72c2. 79A5. 82,8,11. 83,15. 38. 41. 47. 51. 55. 66. 86B1,1. 3,31. 87,9. 13. 31. 34. 88,15. 90,7. 42. 91,35. 39. 237. 92,5. 93,9. 19. 96,84. 88. 97,1. 98,27.

εε) Thes.

G. 273: . . . *endi gode thankade . . . , thes he im thea helpa ferlech, that he muosta sea mid is ogum an luokoian.*

ε) Uneingeleitete sätze.

D. 10,21: *Herro ih thicho ze dir, thaz wazzer gabist du mir, daz ih mer ubar tac ne liufi hera durstac.*

O. I 1,1. 87. 8,11. 21. 9,13. 19,21. 23,12. 24,1. 25,20. II 5,22. 6,19. 7,58. 14,97. 18,11. 17. III 2,5. 3,5. 4,21. 35. 5,11. 11,10. 11. 12,13. 17. 14,17. 16,35. 20,61. 23,47. 24,45. 59. IV 2,11. 22. 3,9. 8,5. 13. 11,3. 15. 14,9. 15,37. 18,7. 19,30. 20,17. 21. 22,16. 23,27. 26,6. 49. 28,1. 9. 35,5. 9. V 11,21. 12,95. 21,9. 24,1. 25,71. — N. 46,30. 67,8. 102,1. 347,20. — D. 11,33. 32,2,67. 95,21.

2. Im typus 2.

α) Indirekte fragesätze.

N. 33,7: *Tu gehugest wola, to der chuning ze Berno eines mannes houbetsculde an allez taz herote cheren wolta . . . , mit welero uertrostedo unde mit welen unduron minero ureison ih fersprache tie unsculde alles tes herotes.*

H. 1897. — [O. IV 25,1, typus 1.] — N. 61,27.

β) Konjunktionalsätze.

αα) Ni.

O. III 23,37: *Drof ni zwivolot ir thes, biginnit er es nahtes, ni er blintilingon werne joh sero firspurne.*

[O. IV 14,17, typus 1].

ββ) Thaz.

D. 36,1,9: *Ein andir si sagitin, also si gilesin habitin, daz got wer uf dem himili sam giwaltig sami hi nidini.*

T. 127,1,5. — H. [639, typus 1] 1565. [1950, typus 1] 3834. 3914. 4035. 4169. 4678. — O. I [14,9, typus 1] 16,17. 24,11. II 23,25. III 11,11. 20,89. 24,85. 26,15. 19. IV [3,13. 8,5, typus 1] 19,34. V 11,39. 13,12. 25,23. — N. 28,14. [37,10, typus 1.] 50,23. 73,20. 85,5. 104,26. 121,3. 140,3. [170,24. 197,32, typus 1.] 247,25. 288,1. 332,16. 345,28. — W. [33,4, typus 1.] 46,6. [49,6. 85,1, typus 1.] 109,7. [134,3, typus 1.] — D. 37,2,5. [70,1, typus 1.] 75,8. 82,11,1. [83,47. 87,34, typus 1.] 87,26. 90,47. 94,21.

γ) Uneingeleitete sätze.

D. 31 III 5: *Du sprache, ube wir den behielten, wir paradyses gewielten.*

T. 132,13,3. 135.24,6. – O. I 8,17. II 6,7. 8,25. III 17,31. 18,31. 20,25. 97. [IV 8,5, typus 1.] – N. 169,16. [347,20, typus 1.] – D. [11,33, typus 1.] 28,3. 33Da5. 96,31.

3. Im typus 3.

α) Relativsätze.

O. II 12,81: *Ther mit giloubu thaz giduat, thaz zi imo gikerit sinaz muat, nist themo ser bizeinit . . .*

T. 40,8. 87,4,2. 94,4,3. – O. II 10,7. 14,39. IV 5,61. – N. 111,30. – D. 89,3.

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe a.

H. 1974: *So hwilic so than eft manno barno . . . ne wili wordun midan ac giit far gumskepi, that he min iungoro si, thene williu ic eft ogean far ogun godes . . .*

H. 1433. 4409. – O. III 14,79. – D. 49,1. 96,119.

γ) Indirekte fragesätze.

N. 162,19: *Wio manigiu ubel an in sin, diu beatitudinem nement, daz sageta ih fore langseimo . . .*

O. I 27,23. V 14,19. – N. 168,2. 201,11. 227,29. 268,21.

4. Im typus 4.

α) Indirekte fragesätze.

W. 37,7: *Sihes duo, wie, der da obe stet ze den linebergon, . . . , sih nah in neiget?*

T. 218,4. – H. 3661. – O. II 7,1. V 10,27. 13,7. – [N. 103,1. 140,20, typus 1.]

β) Konjunktionalsätze.

αα) Hwanta.

N. 177,5: *Nu forstuontun, wanta, allu thiu du mir gabi, fon thir sint . . .*

T. 88,8. [98,3,6, typus 1.] 100,5. 116,5,13. 119,6,4. 129,7,7. 131,14,2. 147,8. 161,4,3. 241,2. – D. 54,14.

Anm. zu D. 54,14: *wanta, . . . , daz . . . .*

ββ) Nibu.

N. 264,11: *Ih nezwiueloti nieht . . . , nube ih temo solti gewillon, der iz lite, mit enes ingeltedo.*

γγ) Thaz.

D. 42,58: *Bite in des, daz . . . und daz er dur den grimmen tot, den er leit dur die mennischeit, sehe an menniscliche not . . .*

[Is. 30,6, typus 1.] – M. 41.6. – T. 12,7,2. 26,2. 28,1,3. 29,2. [100,3,2, typus 1.] 112,3,5. 125,11,5. 132,18,5. [179,3, typus 1.] 217,5,3. – H. [587, typus 1.] 596. 1453.

[1744. 1830. 1950, typus 1.] 5723. – O. III 17,27. IV 11,7. 9. [V 25,23, typus 2.] – N. 61,7. [63,13. 65,28, typus 1.] 99,26. 166,9. 187,3. 202,19. 204,12. [216,29, typus 1.] 224,17. [247,25, typus 2.] 324,18. – W. 62,12. [81,5. 84,12, typus 1.] 124,3. 130,4. 8. [141,17, typus 1.] – D. 55,7. [62,1,12, typus 1.] 70,7. 83,59. 87,4. 88,18. 90,57. 91,23. [39, typus 1.] 79. 96,46.

γ) Uneingeleitete sätze.

D. 32,1,63: *Der sagata mir ze wara . . . , er ware givarn in Islant, dar michiln richtuom vant, mit melwe jouh mit wine, mit holze erline.*

O. [II 14,97, typus 1.] IV 15,57.

5. Im typus 6.

α) Indirekte fragesätze.

N. 120,21: *Ten underskeit leret unsih Cicero, ih meino wio wir bechennen sulin, welez civiles questiones sin alde philosophicae, mit tisen diffinitionibus.*

β) Konjunktionalsätze: Thaz.

D. 83,18: *Dara nah bito ih, daz du mir gilazzast aller dero tuginde teil, ana die noh ih noh nieman dir lichet, ze erist durh dina heiliga burt unta durh . . .*

6. Im typus 7.

Uneingeleitete sätze.

T. 181,1: . . . *inti betota, ob iz wesan mohti, erfuori fon imo thiu zit, quedenti: . . .*

7. Im typus 9.

Uneingeleitete sätze.

O. II 5,17: *Gilih, quad, goton warin, in thiu sie iz ni firbarin.*

O. II 6,15. 9,55. III 15,27. 21,11. IV 20,35. V 10,15. – D. 32,2,61. 95. 103.

8. Im typus 10.

Uneingeleitete sätze.

D. 32,1,29: *Der verit fone Arabia in Egiptilant . . . , der, chwit man, vara uber daz rota mere.*

O. II 19,7.

9. Im typus 11.

α) Indirekte fragesätze.

D. 42,5: *Do du den gebaere, der dich und al die welt gescuof, nu sich, wie reine ein vaz du maget do waere.*

O. I 9,37.

β) Konjunktionalsätze: Thaz.

N. 279,4: *Aber die so inwertig kote sint, taz . . ., welen wechsel mugen wir cheden, daz tie liden?*

T. 121,4,4. [179,3. – H. 4080, typus 1.] – O. I 11,33. IV 33,39. – N. 271,1.

γ) Uneingeleitete sätze.

D. 32,2,91: *Werdent si zisamine gimiscit unt wirt iz dar mite gitrenchit, so chodint si, diu wolla irsprenchila mittalla.*

[O. IV 14,9, typus 1.]

10. Im typus 12.

Indirekte fragesätze.

O. II 4,17: *Wioz mohti werdan, thaz wolt er gerno irfindan, thaz man io so gizami in thesa worolt quami . . .*

BB. In nebensätzen 2. grades.

1. Im typus 1.

α) Relativsätze.

D. 36,6,3: *Wir giloubin ani den Crist, der gischuf, alliz daz dir ist . . . .*

Is. 37,17. – M. 9,3. 17,22. – T. 13,21,2. 25,2. 68,3,2. 74,8. 82,5,5. 90,4,15. 141,17. 19. 151,7,4. 168,2,4. 170,3. 177,2. – H. 1072. 1182. 1583. 2524. 2785. 3438. 3829. 4109. 4643. – O. I 1,107. 3,37. 4,17. 65. 9,31. 10,11. 25,20. 27,37. II 5,15. 6,19. 8,23. 12,15. 18,17. 24,29. III 2,13. 7,53. 12,37. 16,53. 20,101. 184. 22,44. IV 1,27. 7,63. 26,11. V 6,70. 12,57. 16,11. 21,9. 23,235. h 77. – N. 30,6. 33,4. 37,3. 51,17. 80,17. 83,23. 98,19. 107,20. 114,12. 116,13. 134,19. 146,26. 155,6. 8. 174,15. 205,23. 232,30. 251,4. 272,27. 288,19. 289,19. 305,4. 306,5. 324,11. 346,15. 353,24. 358,24. 360,5. – W. 136,10. 149,3. – D. 17,9. 43,14,3. 72,24. 76,19. 86A4,3. B1,18. 2,2. 69. 87,9. 90,148. 92,5.

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe a.

D. 35,2,5: *Er sprach, daz er gebiti, swedir so er wolti richtum odir wisheit.*

T. 87,7,9. – H. 1541. 4892. 5051. – O. II 14,87. 101. III 24,17. IV 23,37.

γ) Indirekte fragesätze.

D. 30b4,2: *Tar chom vil selten dehein man, taz er her wider wunde unde . . . er in daz gesageti, weles libes sie dort lebetin.*

T. 40,1,4. 89,1,4. 105,2,6. 110,4,8. 129,10,4. 131,3,2. 132,18,2. 151,4. 168,3. 190,1,2. – H. 374. 603. 639. 852. 1750. 1865. 2037. 2162. 2524. 2530. 2621. 3444. 3691. 3808. 4296. 4452. 5033. 5080. 5171. 5545. 5775. 5853. 5922. – G. 226. – O. s5. I 2,3. 17,1. 19,5. 24,1. 27,53. II 8,18. 9,95. 11,65. III 15,9. 20,184. 21,1. 24,59. IV 1,37. 6,33. 7,45. 12,29. 45. 18,1. 19,47. 22,1. 26,6. 35,23. 36,15. V 6,17. 7,32. 20,5. 23,127. h 39. – N. 45,5. 68,30. 70,5. 79,31. 80,17. 102,1. 114,25. 121,11. 122,7. 127,4. 21. 156,13. 174,25. 194,17. 197,2. 209,8. 239,25. 282,28. 306,5. 311,12. 329,1. 348,1. – W. 46,3. 79,3. 96,2. 107,1. 8. – D. 65,17. 86A2,10. 5b1.

δ) Konjunktionalsätze.

αα) Hwanta.

T. 231,3: *Thiz sint thiu wort, thiu ih sprah zi iu . . . , bidiu wanta notdurf was . . . .*

D. 56,83.

ββ) Ni.

H. 453: *So was iro wisa than . . . , that that ni mosta forlatan negen idis undar Ebreon, ef iru at erist ward sunu afodit, ne siu ina simbla tharot te them godes wiha forgeban scolda.*

H. 2561. – O. s 44. I 1,113. 8,21. II 24,29. III 16,35. IV 1,11. 2,11. 8,5. 13,31. 45. V 19,3.

γγ) Nibu.

O. III 15,43: *. . . quadun, ni giswichi, nub er then liut biswichi . . . .*

δδ) So.

O. IV 16,49: *Judas . . . sih druhtine tho nahta, thaz er irfulti allaz, so er hiar forna gihiaz.*

H. 1759. – O. III 20,148. 24,17.

εε) Thaz.

D. 10,25: *Weiz ih, daz du war segist, daz du commen ne hebist.*

M. 23,18. – T. 15,4,6. 53,8. 90,3,11. 127,1. 132,11,5. 134,9,3. 135,25,5. 136,3,3. 156,6. 159,5,3. 165,7,8. 171,4. 175,5. 179,2. 197,2. 234,2. – H. 1. 96. 122. 129. 159. 184. 211. 334. 367. 394. 405. 572. 599. 620. 840. 1085. 1308. 1359. 1536. 1655. 1744. 1920. 2048. 2085. 2129. 2284. 2434. 2450. 2553. 2660. 2718. 2968. 3083. 3113. 3138. 3347. 3654. 3700. 3722. 3850. 3929. 3950. 3964. 4093. 4150. 4174. 4256. 4590. 4651. 4653. 4951. 4997. 5023. 5102. 5152. 5404. 5456. 5555. 5756. 5812. 5907. 5931. – G. 9. 56. 98. 198. – O. s 33. 39. I 1,1. 93. 2,48. 4,11. 9,21. 10,19. 11,13. 22,43. 23,57. II 3,35. 4,17. 7,65. 9,19. 12,9. 72. 75. 17,15. 18,11. 19,1. III 1,33. 5,3. 9. 11. 8,25. 11,5. 10. 13,13. 14,37. 16,30. 17,45. 57. 18,3. 19,3. 20,13. 63. 85. 22,61. 24,73. 25,19. 26,27. 59. IV 1,11. 3,6. 19. 4,23. 5,19. 6,5. 35. 13,31. 47. 14,7. 16,9. 19,30. 57. 20,17. 21. 37. 23,3. 23. 35. 26,35. 29,13. 21. 43. 30,9. 37,7. V 4,27. 6,67. 7,59. 8,7. 9,15. 11,35. 41. 12,67. 69. 95. 15,11. 23. 23,31. 167. 25,7. 13. 29. h 97. – N. 5,17. 14,23. 36,15. 57,11. 67,8. 70,10. 72,13. 93,24. 99,18. 117,23. 130,3. 154,24. 166,5. 194,17. 202,24. 204,5. 225,26. 256,25. 283,3. 290,9. 340,4. 363,11. – W. 13,11. 34,1. 51,15. 53,16. 62,8. 73,3. 85,1. 106,7. – D. 3,18. 33G98. 137. Jb3. 34,8,7. 38,124. 280. 47,4,1. 55,5. 56,18. 70,1. 79A17. 82,1,7. 83,66. 86A3,12. 87,31. 96,87.

ζζ) Thes.

H. 1400: *Latad iuwa lioht mikil liudiun skinan . . . , that si . . . thes waldand god . . . lobon . . . , thes he in sulica lera fargaf.*

ε) Uneingeleitete sätze.

O. II 4,95: *Thar ist gibotan harto . . . , thaz man . . . , man ouh bidrahtoti, er anderan ni betoti . . . .*

O. I 1,31. 85. 18,1. 23,57. II 12,23. 75. 18,13. III 4,21. 6,43. 15,47. 23,16. 47. 24,95. IV 1,1. 5,19. 9,5. 11,3. 12,47. 14,9. 20,7. 17. 21,9. V 1,7. 3,15. 12,5. 25. 16,43. 20,9. – N. 58,24. 154,31. 295,28. – W. 53,5. – D. 42,49.

ζ) Direkte rede.

Is. 14,11: *Endi saar dhar after offono araughida, hwer dher gheist sii, dhuo ir quhad: Israhelo got . . . .*

Is. 1,22. 16,4. 19,5. 22. 21,9. 24,1. 25,18. 26,14. 34,1. 35,21. 39,1. IsM. 33,7. – M. 14,8. 21,14. 30,17. 31,1. 38,6. – T. 13,8,3. 19. 21,5,5. 78,2. 82,8. 88,4,8. 89,6. 92,6,7. 100,3,2. 110,3,4. 13. 119,4. 127,4. 129,4,6. 131,7,2. 134,8,2. 4. 141,14. 26. 142,2. 159,5,3. 165,6,2. 167,2. 170,1. 174,2,3. 8. 3,3. 188,6. 201,3. 215,2.3. 238,3,3. 239,2. – O. IV 17,13. 26,35. V 8,29. 43. 14,14. – N. 45,28. 46,30. 53,4. 61,2. 62,13. 70,5. 71,14. 72,8. 93,22. 133,18. 143,12. 183,24. 27. 190,7. 216,7. 224,31. 235,12. 295,27. 304,6. 320,4. 323,23. – W. 2,2. 35,3. 36,2. 42,2. 52,26. 88,7. 91,6. 11. 99,3. 7. 128,6.

2. Im typus 2.

α) Relativsätze.

N. 121,3: *Fone diu wizist, al daz si nu sprechen wile . . . , taz si daz rhetorice tuon sol.*

O. III 17,31. V 11,39. – N. 170,24. – D. 94,21.

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe a.

H. 4035: *Ik thoh fro min te thi liohto gilobiu . . . , so hwes so thu biddien wili berhton drohtin, that he it thi san fargibid . . . .*

H. 3914. – O. II 8,25. – N. 194,25.

γ) Konjunktionalsätze: Thaz.

O. II 23,25: *Quit iogilih in thrati, thaz er zeichan dati in mines namon namati, thaz ih thoh thes gihogeti.*

3. Im typus 3.

α) Relativsätze.

W. 128,17: *Als abo diu uzzera rinta eiusdem pomi in wine getrunkeniu dwalm machet den, die man scal snidan oder brennan, samo tuont doctores.*

T. 32,4. 5,6. 38,3,3. 134,8,4. – O. I 24,17. II 9,87. 19,25. 22,17. III 16,15. 18,21. h 123. – N. 32,8. 79,11. 89,7. 91,18. 120,10. 141,1. 175,28. 228,14. 233,6. 240,14. 16. 352,18. – D. 10,9. 89,44. 90,76. 96,122.

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe a.

O. II 9,65: *Drahto io zi guate, so waz thir got gibiete . . . , so drinkist thu io mit willen thes luteren brunnen.*

D. 90,76.

γ) Indirekte fragesätze.

N. 112,29: *Tenchest tu danne, wio filo wazer unde fenne unde*

einote skertent tes selben fierden teiles, so ist tes anderes echert ein enge houestat tero menniskon.

M. 4,14. – T. 45,7. 54,3. 87,3,2. 99,2. – O. I 17,39. II 9,21. 14,23. III 8,37. 24,59. IV 1,1. 7,55. V 7,39. – N. 19,26. 40,2. 41,13. 48,24. 51,5. 9. 52,1. 66,11. 22. 76,22. 99,20. 119,30. 228,29. 236,26. 238,4. 242,11. 248,21. 269,17. 278,20. 283,27. 291,1. 302,8. 312,7. – W. 48,3. 79,3. – D. 10,9.

δ) Konjunktionalsätze.

αα) Hwanta.

T. 10,1: *Tho Herodes gisah, wanta her bitrogan was fon then magin, balg sih harto ....*

T. 88,2,3.

ββ) Ni.

O. III 16,41: *Nu ir sambazdag ni midet, nir iu kind bisnidet ..., ziu ist thanne iu widarmuati thisu selba guati ...*

γγ) So.

O. II 6,43: *Ob er sih thoh biknati, jahi, sos er dati, zaltiz allaz ufan sih, ni wurtiz alles so egislih.*

O. I 16,21.

δδ) Thaz.

Is. 38,4: *Dhiz susliihhe – so hwer so wanit, dhazs izs in Salomone wari al arfullit, filu aboho firstandit.*

Is. 6,15. – T. 11,3. 21,9. 11. 27,1. 31,5. 8. 40,8. 82,3,5. 104,8,9. 131,8,7. 24,7. 135,3,3. 19. 149,7,2. 193,1. 196,3,3. 199,11. – H. 148. 1433. 1573. 1974. 3320. 3399. 3728. 3857. 4848. 5361. 5388. – O. I 9. 51. 87. I 11,7. 20,1. II 1,21. 7,69. 12,57. 81. 18,19. 21,1. 41. III 5,3. 14,37. 79. 17,31. 22,61. 23,25. IV 4,11. – N. 14,13. 31,27. 34,7. 84,23. 98,19. 121,18. 140,25. 200,3. 263,12. 273,24. 289,1. 303,17. – W. 32,3. 41,6. 81,5. 114,7. 133,3. – D. 41,29. 86A5b13. 96,23.

ε) Uneingeleitete sätze.

O. IV 2,1: *Tho druhtin thaz gimeinta, er thesa worolt heilta ..., sehs dagon fora thiu quam er zi Bethaniu ....*

O. I 1,31. 43. II 22,37. III 17,27. IV 5,19. V 11,11. – N. 85,25. 127,4.

ζ) Direkte rede.

T. 17,6,6: *Bithiu wanta ih thir quad: 'gisah thih untar themo figboume', giloubis.*

Is. 8,2. 14,16. 18. 15,13. 16,15. 17,4. – M. 38,7. 39,8. – T. 42,1. 92,8,7. 121,3,3. 123,2,10. 145,17. 18. 147,12. 184,3. – N. 71,10. 133,28. 184,25. 220,30. 226,7. 325,12. 13. 15. 336,14.

4. Im typus 4.

α) Relativsätze.

W. 114,10: *Als aber ..., als ist dero mer, qui ..., danne dero, die der, al daz sie habent, durh minen willon wollen uerlazen.*

M. 30,1. 40,20. – T. 82,7,14. 88,12,7. 119,6,4. 131,11,8. 138,3. 241,2. – N. 250,28. 264,11. – W. 80,9. – D. 54,5.

β) Indirekte fragesätze.

N. 204,12: *Unde fernim wola, daz ih tir nu nieht neougo, wio gerno wihtelih si, fone dien willigen warbon dero sinnigun selo, nube* . . . .

O. III 7,2.

γ) Direkte rede.

Is. M. 33,3: *Isaias auh offonor . . . gafestinota, duo ir quad: 'Truhtines stimna . . .' bauhnenti* . . . .

5. Im typus 5.

Relativsätze.

N. 276,13: *Also der zimberman, daz er tuon wile, ze erest in sinemo muote bildot unde . . . , also ist taz ketan, daz* . . .

6. Im typus 6.

α) Relativsätze.

T. 67,15: *So allero giwelih fon iu, thie ni fursehhit, allen thiu her bisizzit, ni mag min iungiro wesan.*

T. 83,2,7. 135,27. 210,3. – O. V 7,9. – N. 228,29.

β) Indirekte fragesätze.

N. 120,21: *Ten underskeit leret unsih Cicero, ih meino wio wir bechennen sulin, welez civiles questiones sin alde philosophicae, mit tisen diffinitionibus.*

N. 102,26. – W. 48,8.

γ) Konjunktionalsätze: Thaz.

D. 35,5b30: *Zi dinim munsteri du wurchist in enim jari, wildu mirz gilobin zuwari, daz du snidis minu bant, cil manigir claftirin lanc.*

T. 55,2. 80,8,1. 5. 111,2,5. 116,5. 132,5. 135,11. 236,6. – O. IV 24,9. – N. 96,14.

7. Im typus 10.

Thaz.

O. II 19,7: *Thaz man sih ni firswerie, thaz, wan ih, wizod werie.*

8. Im typus 11.

α) Relativsätze.

O. II 7,43: *Then Moyses . . . io sageta joh . . . , thiu salida ist uns wortan, thaz wir nan eigun funtan.*

T. 121,4,4. – O. II 12,83. 14,37.

β) Indirekte fragesätze.

O. I 11,33: *War sinan gibadoti joh war sinan gilegiti, ni wanu, thaz si iz wessi* . . . .

N. 272,1.

9. Im typus 13.

Relativsätze.

N. 271,19: *Al daz selten geskihet unde des . . ., werdent sie des errihtet, so wirdet sar wunderonnnes ende.*

O. II 6,29. – D. 43,16,7.

CC. In nebensätzen 3. grades.

1. Dem obersatz nachgestellt.

α) Relativsätze.

D. 42,5: *Do du den gebære, der dich und al die welt gescuof, nu sich, wie reine ein vaz du maget do wære.*

M. 4,6. 41,6. – T. 68,3,2. 87,5,28. 88,8. – H. 1691. – G. 5. – O. I 3,47. II 22,37. III 2,13. 18,31. IV 6,49. V 23,1. 25,13. – N. 37,10. 42,8. 51,17. 142,12. 166,9. 211,11. 222,5. 253,3. 295,28. 363,11. – W. 37,7. – D. 28,280.

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe a.

O. V 8,7: *Thaz wir engil nennen, thaz heizent . . . boton in githiuti frenkisge liuti, thie io thaz irwellent, thaz sie thaz gizellent . . . so waz so in gibotan ist.*

γ) Indirekte fragesätze.

O. I 27,51: *Ir ni thurfut thoh, bithiu ther man ist nu untar iu, thaz sinu wort gimeinent, waz thisu werk zeinent.*

T. 135,34,5. 147,8. – H. 1588. 2370. 3387. 5539. – O. III 21,29. 23,51. V 12,51. – N. 66,11. 134,30. 297,8. – D. 86A1,19.

δ) Konjunktionalsätze.

αα) Hwanta.

T. 184,5: . . . *thaz wurdi gifullit thaz wort, thaz her quad, wanta, thie du mir gabi, ni forlos ih fon then iowiht.*

ββ) Ni.

O. IV 29,13: . . . *mit in ist io mit ebinu thiu tunicha giwebinu . . ., bi thia ther loz suanta, thaz . . . thes wurti ouh thar giflizan, ni wurti wiht firslizzan.*

γγ) So.

O. II 9,49: . . . *er al irfulti thuruh not, so druhtin selbo gibot, so er thaz swert thenita, ther engil imo hareta.*

δδ) Thaz.

G. 98: *Quadun, that sia wissin, that im that iro sundia gidedin, that im ni muostin aftar erebiwardos thegnas thian.*

Is. 24,21. – T. 21,9. 179,1. – H. 243. 679. 909. 1478. 1565. 2446. 2524. 2711. 2884. 3116. 3665. 3741. 4080. 4646. 4985. 5677. 5919. – G. 43. – O. I 1,93. II 3,63. 12,63. 75. 14,37. III 5,3. 8,25. 20,17. 25,23. 26,19. IV 7,45. 20,35. 26,41. 29,13. 37,25. – N. 31,23. 69,13. 73,24. 81,22. 101,21. 216,20. 242,1. 254,12. 350,9. – W. 13,8. – D. 44,2,5. 8,1. 96,84.

ε) Uneingeleitete sätze.

O. III 19,6: *Uns thunkit in giwissi, thaz iz honida si, thaz wir thes biginnen, wir honida gihengen . . . .*

O. III 14,51. 26,31. IV 13,7. 26,41. – N. 83,23.

ζ) Direkte rede.

Is. 7,11: *Ibu Christ got nist, sagheen nu dhea unchilaubun uns, zi hwemu got wari sprehhendi in genesi, dhar ir quhad: Duoemes mannan . . . .*

Is. 10,11. 22,3. 32,15. 42,13. – T. 55,8. 143,8. – N. 53,12. 55,17. 71,5. 229,2. 256,19. – W. 14,4. 52,18. 81,5. 113,10. 136,10. – D. 96,97.

2. Dem obersatz vorangestellt.

Relativsätze.

O. IV 2,22: *Quad man sia mohti scioro firkoufen filu diuro, . . ., man arme miti neriti . . ., ouh then thar after lante farent wallonte, thaz man then in noti mit thiu ginadoti.*

3. Dem obersatz eingeschaltet.

α) Relativsätze.

N. 116,23: *So etewenne gescah, taz ten, der sih ouh also anazocchota . . ., taz . . ., ein anderer mit ubele gruozta . . ., to truog er iz etewaz kedultigo . . . .*

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe a.

D. 70,10: *Endi thanana so warth gewonohed, that man hudigu . . . beged thia gehugd allero godes heligono, te thiu, so wat so wi an allemo themo gera vergomeloson, that wi it al hudigu gifullon . . . .*
T. 168,4.

γ) Konjunktionalsätze: Thaz.

O. III 26,31: *Giwisso wizun wir thaz, thaz uns iz harto wola saz . . ., thaz . . . er bi unsih wolta sterban joh eino thaz biwerban, thaz wir nirwurtin furdir al, thuruh then sinan einan fal . . . .*

DD. In nebensätzen 4. grades.

1. Dem obersatz nachgestellt.

α) Relativsätze.

H. 1478: *Than seggio ic iu te waron oc, that thar man is siuni magun swido farledean an mirki men, ef hi ina latid is mod spanen, that he beginna thero girnean, thiu imu gegangan ni scal.*

H. 32. – N. 69,13. 101,21. 105,31. – D. 86B1,27.

β) Indirekte fragesätze.

O. V 25,71: *Er quit, sin sumiliche, thoh in thaz werk liche, sie thoh . . . thes argen nemen gouma, thaz sie thaz io spurilon, wio sie in abuh redinon . . . .*

γ) Konjunktionalsätze.

αα) So.

O. III 16,41: *Nu ir sambazdag ni midet, nir iu kind besnidet, thaz man irfulle thuruh not,* so *ther wizzod gibot, ziu ist thanne iu widarmuati thisu selba guati?*

ββ) Thaz.

N. 5,17: *To ward, taz ten cheiser lusta, daz er Dioterichen uriuntlicho ze houe ladeta . . . unde in dar mit kuollichen eron lango habeta, unz er in des biten stuont,* taz *er imo ondi mit Otachere zeuehtenne . . . .*

H. 4691. – O. I 10,11. III 15,17. – 116,23.

δ) Direkte rede.

T. 87,3,2: *Oba thu wessis gotis geba, inti wer ist, the dir quidit: 'gib mir trinkan', thu odowan batis fon imo, thaz . . .*

2. Dem obersatz eingeschaltet.

Relativsätze.

T. 177,1,4: *Giberehto thinan sun, thaz thin sun thih giberehto, soso thu imo gabi giwalt iogiwelihes fleisges, thaz, allen* then *du imo gabi, gebe in ewin lib.*

EE. In nebensätzen 5. grades.

Dem obersatz nachgestellt.

α) Relativsätze.

Is. 30,6: *Ni sindun firstandande, dhazs, so selp so . . . , so sama auh ward chiquhedan, dhazs ir bi mittingardes nara chirista chimartirot werdhan, dhes martyrunga endi dodh wir findemes . . . , dhanne wir . . . dhurahfaremes,* dhazs *hear aer dhiu zi sagenne ist.*

N. 19,26.

β) Direkte rede.

Is. 18,20: *Fater meinida dhar sinan sun, dhuo ir chiminnan chneht nemnida, ubar dhen ir sinan gheist gab, umbi dhen druhtin nerrendo Christ sineru selbes stimnu urchundida, dhuo ir quhad: Druhtines gheist ist ubar mir.*

FF. In nebensätzen 6. grades.

Dem obersatz nachgestellt.

Thaz.

H. 4237: . . . *was imu thar mid is iungarun, so ine thar Judeono enig ni wisse . . ., hwand he . . . antfeng that folcscepi endi im filu sagde waroro wordo, so nis an thesaru weroldi enig . . . manno so spahi . . ., that thero lerono mugi endi gitellien, the he thar an themu alahe gisprak . . . endi simlun mid is wordun gibod, that sie sie gerewidin te godes rikie . . .*

(Schluss folgt.)

BONN. K. B. ERMAN.

CHRIST UND SATAN.

§ 1. 'Christ und Satan'[1] nannte Grein das von ihm als ein einheitliches ganzes betrachtete gedicht. Anders Wülker in der neuausgabe von Greins Bibliothek. Er zerlegt es in drei teile: Die klagen der gefallenen engel (v. 1–365); Christi höllenfahrt (v. 366–664); Versuchung Christi (v. 665–731)[2]. Wülkers neuerung beruht nicht etwa auf sicheren ergebnissen moderner forschung. Der gegensatz zwischen Grein und Wülker kehrt vielmehr in der ganzen literatur, die von Sat. handelt, immer wieder.

Sehe ich von allen unbedeutenden und älteren meinungen, die weiter unten berücksichtigt werden sollen, ab, so ergibt sich für die an Sat. anknüpfenden literarischen fragen etwa folgendes bild. 1883 behauptet Groschopp Anglia 6, 252[3]: 'In Sat. liegen reste einer einzigen grösseren dichtung vor, die ein restaurator unter einführung

1) Im folgenden Sat.

2) Im folgenden Sat. I, II, III.

3) F. Groschopp, Das ags. gedicht Christ und Satan, Anglia 6, 248 ff., auch als Leipz. diss. erschienen.

eigener sätze und anschauungen versucht hat, wieder zu einem ganzen zu vereinigen'. Und in demselben jahre konstatiert Kühn s. 6[1]: 'Das gedicht Christ und Satan zerfällt in drei dichtungen, von denen jede für sich einen besonderen dichter in anspruch nehmen kann'. 1906 meint Wülker (Literaturgeschichte[2] s. 61): 'Wohl vor der mitte des 10. jhs. entstand die dichtung, die man früher als einheitliches ganzes betrachtete, neuerdings aber mit bestem rechte in drei dichtungen zerlegt hat'; und Brandl 1909, Grdr.[2] s. 1046: 'Das ganze ist ein versuch, das erlösungswerk nach den grundsätzen des gefolgschaftswesens darzustellen', mit anderen worten, eine von einem einheitlichen gesichtspunkte aus konzipierte dichtung. – Nach Groschopp s. 264 gehört unser gedicht vor Cynewulf, also vor die zweite hälfte des 8. jhs. (vgl. Brandl a. a. o. s. 1034, Wülker a. a. o. s. 40), vielleicht noch vor den Beowulf; nach Brandl s. 1046 dürfen wir es nicht weit von Cynewulf abrücken. Ten Brink (Literaturgeschichte[2] s. 105) setzt es an das ende des 9. oder den anfang des 10. jhs., Wülker (a. a. o. s. 61) vor die mitte des 10. jhs. Kühn s. 28 weist es einer relativ späten periode zu – von rund 700 bis 950 mögen wir uns also einen zeitpunkt für die entstehung unseres denkmals aussuchen.

Die definitive entscheidung über das alter unseres denkmals kann wohl nur aus seinen grammatischen eigentümlichkeiten erbracht werden. Brandl ist der einzige, der hier eine verhältnismässig exakte methode für sich in anspruch nehmen darf. Er beurteilt die abfassungszeit auf grund der artikelverhältnisse; und auch dieses kriterium ist, wie er selbst gesteht, bei der späten überlieferung nur mit äusserster vorsicht zu handhaben. Alle übrigen lassen sich bei der altersbestimmung durch subjektive momente leiten.

Von der grammatik aus hoffe ich auch zu der viel umstrittenen verfasserfrage vorzudringen, trotzdem Kühn s. 38 meint, dass 'aus der untersuchung der überlieferung in dialektischer beziehung für die verfasserfrage nichts zu gewinnen ist'. Schon Sievers weist demgegenüber Beiträge 10, 196 auf eine grammatische eigentümlichkeit von Sat. I hin, und Beiträge 10, 499 konstatiert er einen dialektischen unterschied zwischen Sat. I und Sat. II – was freilich eine genauere nachprüfung (s. u. § 47) nicht bestätigt.

Ist Sat. das einheitliche werk eines einzigen verfassers oder hat die spätere überlieferung unsern text aus mehreren dichtungen mehrerer verfasser zusammengestückelt?

1) A. Kühn, Die ags. gedichte von Christ und Satan. Diss. Jena 1883.

Von syntaktischen beobachtungen aus ist vorläufig nichts zu erreichen. Die beiden Rostocker dissertationen von Walter und Meyer sind wertlos [1].

Auch die stilistik scheide ich aus. Zieglers Münsterer dissertation [2] zeigt trotz der bedenken, die ihr entgegenzustellen sind (Wülker, Grundriss s. 140), wie wenig sich für die gesamte Cædmonfrage, viel weniger also speziell für Sat., aus stilistischen beobachtungen folgern lässt. Hierzu eine schlagende illustration. Aus den eigentümlichkeiten in formel- und wortgebrauch der einzelnen teile schliesst Kühn s. 26 auf drei verschiedene verfasser. Und Groschopp s. 257 stellt fest: 'Auch sonst sind gleichlautende ausdrücke und sätze häufig. Für die beurteilung von Sat. (natürlich in dem oben erwähnten Groschoppschen sinne) sind diese wiederholungen besonders lehrreich und ausschlaggebend'. Dasselbe kriterium, durch tabellarische zusammenstellungen erhärtet, führt zu grundverschiedenen resultaten.

Endlich die metrik. Graz (s. 57–73) [3] hat sie in seiner schrift, die sich auf Kaluzas metrische anschauungen stüzt, für die verfasserfrage unseres denkmals in anspruch genommen. Abgesehen von der ablehnenden stellung, die sämtliche rezensenten den metrischen prinzipien Kaluzas entgegenbringen, betont Fischer Afda. 23, 41 mit recht: 'Metrische gleichheit muss nicht für identität des autors sprechen; umgekehrt darf metrische verschiedenheit nicht gegen die identität des autors ausgebeutet werden'. Und weiterhin begründet Fischer eingehend, dass sich aus zahlenmässiger bevorzugung des einen oder des anderen der neunzig versformen Kaluzas oder der fünf typen Sievers' fragen der autorschaft nicht lösen lassen.

Ich beschränke mich also einmal auf die von Sievers Beitr. 10 aufgestellte methode einer vereinigung von metrik und grammatik. Daneben bleibt dann noch ein anderer sicherer weg zur lösung unseres problems: die rein grammatische verarbeitung unseres denkmals. Groschopp und Kühn haben sich eingehender darum bemüht, und wiederum stehen sie scharf gegeneinander. Groschopp s. 266 fordert für die vorlage unseres gedichtes einen westsächsischen dialekt; die

1) L. Walter, Der syntaktische gebrauch des verbums in den ags. gedichten Christ und Satan. Diss. Rostock 1907; E. Meyer, Darstellung der syntaktischen erscheinungen in dem ags. gedichte Christ und Satan. Diss. Rostock 1907.

2) H. Ziegler, Der poetische sprachgebrauch in den sogenannten Cædmonschen dichtungen. Diss. Münster 1883.

3) F. Graz, Die metrik der sogenannten Cædmonschen dichtungen (Studien zum altgerm. alliterationsvers, hrg. von M. Kaluza, Heft 3). Weimar und Berlin 1894.

von diesem abweichenden formen der überlieferung sollen von nicht westsächsischen, und zwar kentischen schreibern herrühren (s. 275), und Sievers stimmt seiner annahme von kentizismen zu (Beitr. 10, 199)[1]. Kühn s. 42 scheint es hingegen 'nicht zweifelhaft, dass die uns vorliegende fassung in dem gemischten dialekt aus einer mercischen vorlage umgearbeitet ist'; mehrfach wendet er sich ausdrücklich gegen jeden kentischen einfluss. Anglischer herkunft ist unser denkmal auch nach Brandl a. a. o. s. 1044. Groschopps und Kühns arbeiten von 1883 scheinen die 1882 erschienene 1. auflage von Sievers' Ags. gr. noch nicht gekannt zu haben. Seit ihren untersuchungen ist also die eigentliche arbeit zur scheidung der altenglischen dialekte mit ihrem vorläufigen zusammenfassenden abschluss in Bülbrings Elementarbuch erst geschehen. Meine aufgabe ist also folgende: eine scheidung der sprachformen und eine darauf aufgebaute untersuchung über das entstehen des grammatischen mischmasches, über herkunft, zeit und schreiber unseres gedichtes. Dabei möchte ich nebenher auch dem letzten korrektor eine eingehende betrachtung widmen. Auf grund der bei dieser grammatischen untersuchung gewonnenen resultate soll dann die verfasserfrage gelöst werden.

§ 2. Der korrektor ist in den bisherigen abhandlungen beinahe vollkommen vernachlässigt worden. Sievers Zfda. 15, 456–61 setzt ihn als ziemlich gleichzeitig mit den drei schreibern unseres denkmals an; Wülker, Bibliothek s. 521, hält ihn für etwas jünger. Seine tätigkeit charakterisiert Groschopp s. 267: 'Was die korrigierende hand betrifft, so gehörte sie dem späteren Westsächsisch an und nahm, nach den glossarartigen überschreibungen zu schliessen, die änderungen nicht auf grund der vorlage, sondern nach ihrem gutdünken vor'. Unser hauptinteresse ist auf die in das kapitel laut- und formenlehre gehörigen besserungen gerichtet. Alle übrigen korrekturen behandle ich mit möglichster knappheit. Dabei scheide ich von vornherein alle änderungen aus, die dem korrektor nicht mit voller gewissheit zugeteilt werden können. Es handelt sich um stellen in den versen 42, 68, 108, 123, 124, 208, 291, 619, 621, 664, 684, 711[2].

Von wenig interesse ist die rein glossierende tätigkeit (v. 191). Von den textverbesserungen in 120, 213, 214, 217, 236, 389, 437, 588, 613, 682, 687, 693, 711 dürften wohl nur die in 213, 613 bei einer kritischen textgestaltung überflüssig erscheinen. Die orthographie

1) Vgl. auch Cosijns Kentizismen, Beitr. 21, 22 zu v. 42, 334 und Sievers' zustimmung a. a. o. s. 42 fussnote.

2) Nach Greinscher zählung.

bessert er v. 29 (*habban* für *haban*); vgl. auch *upp* 95 für *up*. Syntaktisch sind seine kasusänderungen in 94, 160, 229 ohne bedeutung; bessernd wirkte er in 97, 331, 476. Wichtig sind seine ergänzungen des ursprünglich fehlenden pers. pron. in 89, 95, 107. Die änderungen in 27, 96, 230, 233 sind ohne belang; zu 33 (flektierte form statt unflektierter der hs. nach *þæt*) vgl. Wülkers ausgabe und Holthausen, Angl. beibl. 5, 232. Dort, wo der zweite schreiber einsetzt (v. 126), lässt die tätigkeit des korrektors nach. Eine andere jüngere hand erscheint nur noch in 18, vielleicht auch in 9. In den folgenden zusammenstellungen zur laut- und formenlehre des korrektors ist die ursprüngliche handschriftliche form durch hs., die änderung des korrektors durch korr. bezeichnet.

Zum vokalismus.

Von dem zweimaligen korr. *ymbe* für hs. *ymb* 136, 220 und korr. *þurhdrāf* für hs. *þorhdrāf* 163 abgesehen, beziehen sich die änderungen auf vokale von haupttonsilben.

Wgm. *a* erscheint vor nasalis als hs. *a* 24, als *o* 125, 614: korr. *gelomp* 24, *gelamp* 125, *gangan* 614; erscheint als hs. *e*, korr. *æ* in *hæleð* 47, *sægdest* 63, *næssas* 91, *fæste* 104; erscheint als hs. *æ*, korr. *e* in *geferede* 92; erscheint vor *l* + kons. als hs. *a*, korr. *ea* in *ealda* 34, *geweald* 86, 118, *ealle* 93, *onstealdon* 114, *onweald* 118, *ealles* 119, *wealdendes* 119, *anwealdan* 209, *onstealde* 369, *gealgum* 511, *gealgan* 550; erscheint vor *r* + kons. als hs. *a*, korr. *ea* in *forweard* 21, *swearte* 52; erscheint nach *sc* als hs. *a*, korr. *ea* in *sceacan* 263. Anzumerken ist noch *æce* hs., *ēce* korr. 98; *burchstyde* hs., *burchstede* korr. 263; *þes* hs. = urgerm. **þesa* (anglisch, Wright § 465), *þæs* korr. = urgerm. **þasa* 77.

Wgm. *e* erscheint vor *r* + kons. als hs. *e*, korr. *io* in *wiorcum* 48, *wiorþun* 85, als hs. *eo*, korr. *y* in *hwyrfan* 120, als hs. *y*, korr. *eo* in *beorhtne* 263; erscheint vor *a* der folgesilbe als hs. *eo*, korr. *i* in *niman* 198; erscheint zwischen *s* und *lf* als hs. *eo*, korr. *y* in *sylfe* 23, als hs. *e*, korr. *y* in *sylfe* 648. Das *y* in *hwyrfan* ist spätws. und beruht auf umgekehrter schreibung für *u*, vgl. Bülbring § 268 anm. 1, § 280 und anm. Das *y* in *sylfe* ist spätws., namentlich ælfricisch; vgl. Bülbring § 306 C.

Wgm. *i* erscheint zwischen *w* und *r* + kons. als hs. *i*, korr. *o* in *wors* 24; erscheint nach *w* als hs. *i*, korr. *y* in *wylle* 109; vgl. Bülbring § 283 und die sonstigen *y* des korr.

Wgm. *u* erscheint nach *w* als hs. *o*, korr. *eo* in *hweorfan* 71.

Das *eo* ist spätws. und beruht auf umgekehrter schreibung für *u*; vgl. Bülbring § 280 anm., vgl. auch oben wgm. *e*.

Wgm. *ā* (*ǣ*) erscheint als hs. *e*, korr. *æ* in *wæron* 23, *grædige* 32, *forlæten* 69.

Wgm. *ī* erscheint nach *w* als hs. *i*, korr. *y* in *wȳn-* 94; vgl. oben wgm. *i*.

Wgm. *ai* erscheint umgelautet als hs. *e*, korr. *æ* in *clæne* 18, *gedælde* 19, *hælende* 54, *hælendes* 86, *gelædde* 87.

Wgm. *au* erscheint vor *h* als hs. *e*, korr. *ea* in *hēah-* 601; erscheint umgelautet als hs. *e*, korr. *y* in *ālȳfan* 116, *hȳnan* 172, 602, *gelȳfde* 246, *hȳran* 364, 645, *gehȳred* 607.

Wgm. *eo* erscheint vor guttural als hs. *i*, korr. *eo* in *lēoht* 68, *sēoc* 275.

Zum konsonantismus.

In *hrīnan* 267, *hlūde* 340, *hream* 716, *ehsle* 681 hat der korr. das in der hs. fehlende *h* zugefügt; zweifelhaft ist *hnīgan* 208. 716 hs. *āstāg*, korr. *āstāh*; 520 hs. *ah*, korr. *ac*. Für *ātre* 79 und *wīdor* 120 setzt korr. in übereinstimmung mit der sonstigen tendenz des denkmals die jüngeren *āttre* und *wīddor* ein.

Zur formenlehre.

Die acc. plur. *wyrte* 358, *sāwle* 407 der hs. ändert korr. in ws. *wyrta*, *sāwla*; oder sollten diese formen als gen. plur. gedacht sein? Dat. sing. *dryhten* hs., *dryhtne* korr. 82, wozu man Wülkers anmerkung vergleiche. Zu *gnornende* hs., *gnorniende* korr. 134, *onwecnað* hs. *onwecniað* corr. 604 vgl. Sievers, Beitr. 10, 482. Für den nom. plur. des pers. pron. 3. pers. hs. *hēo* 99, den acc. hs. *hē* 192, den dat. hs. *him* 22 hat der korr. *hȳ*, *hig*, *heom*. 627 setzt korr. für das praet. *gecwæð* das spätws. praes. *gecwyð* ein.

Damit ist Groschopps oben angeführte bestimmung des korr. zeitlich und dialektisch gestützt. Namentlich die notizen zu wgm. *e* zeigen, dass wir ihn genauer wohl der Ælfriczeit zuweisen dürfen.

§ 3. Ich wende mich nunmehr der scheidung der im text übereinanderliegenden sprachschichten und der festlegung des originaldialektes zu. Selbstverständlich verzichte ich auf eine genaue kodifizierung jeder vorkommenden form. Ich greife nur eine reihe der markanteren ae. dialektcharakteristika heraus, die ich dann aber mit möglichst vollständiger anführung der belege behandle. Ferner versuche ich alle eigentümlichkeiten, die für die zeit- und dialektbestimmung von original und schreiber wertvoll sind, zu buchen. Dabei

scheide ich jedoch alle die wörter aus, deren etymologie nicht zweifellos festgestellt ist. In der folgenden grammatischen übersicht gebe ich hinter jeder erscheinung nach Bülbring und Sievers den bereich ihres vorkommens an.

1. Zum vokalismus der haupttonigen vokale.

§ 4. Unbeeinflusst durch nachbarlaute erscheint wgm. *a* in geschlossener silbe als *e* in I *gefestnade* 3; *scref* 26, 73; *hefdon* 44; *feste* 58, 104; *hefde* 82; *wes* 90; *gefregn* 226; II *refnan* 500; *gefregn* 526; – als *ę* in I *hęfde* 33; – als *æ* in I *hæfde* 2, 33, 82, vgl. 68, 70, 151, 200, 227, 329 u. ö.; *mæg* 9, 11, 130, 169, 179; *æfter* 26; *fæstum* 39, vgl. 307, 324, 325; *wæs* 76, 81, 190, 226, 244, 247 u. ö.; *hæftum* 92, 148, vgl. 202, 319; *dæg* 105, 166; *gecwæð* 123; *scræf* 129; *-wæstmum* 130, vgl. 214; *mægencræft* 200, vgl. 350; *spræc* 249; *ādwæscan* 306; *cwæð* 306; *gefrætwod* 308; *befæðmeð* 310, 359; II *wæs* 366, 383, 405 u. ö.; *bræc* 381, vgl. 468; *cræft* 392, 585; *dæg-* 404, 466; *hæfde* 404, 444, 462, vgl. 485 u. ö.; *cwæð* 409, vgl. 626; *scræf* 419, 633; *hæftum* 427, 505, 522, vgl. 631; *gesæt* 432, 470; *bæd* 438; *oðfæsted* 445; *æpla* 483; *gefæstnod* 517, vgl. 611; *spræc* 536; *mæg* 540; *-stæf* 541; *æfter* 630; *gefrætewod* 649; III *fæste* 667; *bæd* 673; *wæs* 669; *-scræf* 691, 727; *bæc-* 698; *græf-* 708; *mæt* 713; *hæftas* 717; *hæfdon* 719; *cræft* 725. *e* = kent., V.Ps.; *æ* = ws., north., R.[1], Sievers § 151, Bülbring § 91.

§ 5. Vor nasalen erscheint wgm. *a* als *a* in I *gelamp* 24, 175; *anmēdlan* 74; *ongan* 78, 248; *-fangen* 144; *sange* 145, 235; *handum* 169; *andsaca* 191, vgl. 281; *nama* 193; *anwaldan* 209; *land* 213, 270; *standað* 220; *strang* 226, 248; *andfeng* 245; *can* 250; *lang-* 250; *man-* 311, 359; *þanon* 328; *andsacan* 340; II *andwlitan* 378, *manna* 401, vgl. 440, 459, 560; *handum* 417, 437, 460, vgl. 485, 489; *gelamp* 478; *āgangen* 501; *lange* 504; *-fangen* 518; *þancedon* 534, vgl. 552; *anwaldan* 642; *sang* 663; III *man-* 668, *andswarode* 675, 690; *gang* 701; *handum* 706; *ran* 712; *andsacan* 720; – als *o* in I *-clommum* 39, vgl. 103, 157; *ætsomne* 41, 127; *song* 45, 143, vgl. 155; *stondað* 46; *onwald* 60, 118; *onseon* 61; *mon-* 64, vgl. 272; *some* 83; *wloncra* 94; *gelomp* 125; *geblonden* 129; *wommum* 157, vgl. 227, 282, 333; *lond* 215; *hondum* 267, vgl. 360; *strong* 322; II *sronglīc* 387, vgl. 427, 517; *clom* 444, 454, 490, 637; *wonge* 481; *monna* 491, vgl. 515; *gongan* 526, 614, 651; *ætsomne* 526; *gelomp* 534, 569; *hondum* 540, vgl. 565, 580, 611, 615; *ongin* 547, *stondað* 620; *con* 629; – *bonan* 639; III *hondum* 680, 700; *lond-* 684; *monna* 689, vgl. 698; *gong*

708, vgl. 709; *wonna* 715. *o* namentlich V.Ps. und north., *a* Ælfric und ws. Evangelienübersetzer; Sievers § 65, Bülbring § 123.

§ 6. Vor *l* + kons. erscheint wgm. *a* als *a* in I *ymbhaldeð* 7, vgl. 260; *alne* 8, vgl. 55, 60, 61, 93, 118, 182, 203, 327, 330; *waldend* 24, 188, vgl. 119, 195, 198, 218, 253, 300; *alda* 34, vgl. 66, 76, 313, 323, 362; *gewald* 55, 86, 107, 118, 174; *onwald* 60, 118, 209; *onstaldon* 114; II *onstalde* 369; *waldendes* 396, vgl. 564, 585 u. ö.; *gewalde* 415; *nalles* 449; *balewe* 488; *galgum* 511, vgl. 550; *gesalde* 575; *aldre* 619; *caldan* 637; *anwaldan* 642; III *alne* 702; – als *ea* in I *nealles* 42, vgl. 87, 107, 137, 150, 154, 168, 197, 205, 224, 226, 245, 249, 254, 255, 322; *bealo* 71; *āseald* 90; *wealdend* 125; *ceald* 132; *scealcas* 133; *-weallas* 295; II *ealdor* 373, 567, 664; *ealle* 385, vgl. 393, 434, 465, 518, 522 u. ö.; *ābealh* 410; *forgeald* 418, 578; *sealde* 453; *cwealm* 499; *wealdendes* 577; *-behealden* 588; *healfe* 610; *weallas* 652; III *bealowes* 682; *gewealde* 687. *a* = merc., north., sporadisch frühws.; *ea* = ws., kent.; R[1] hat *ea* und *a* (Sievers §§ 158, 2, 80; Bülbring § 134).

§ 7. Als umlaut von wgm. *a* vor *l* + kons. erscheint *æ* in I *wælm* 30; *ābælige* 195; erscheint *e* in I *-welme* 27, *welme* 39. Beachtenswert sind die *hylle* I 338, II 434, III 717 gegenüber den regulären *helle* I 25, 133, II 375, 380, 400, 427, 431, 436 u. ö.; vgl. Sievers § 80, anm. 2. Sie sind spätws., ebenso wie das *syleð* I 292; vgl. Sievers a. a. o. *æ* = angl.; *e* = sächs. patois, kent.; R[1] schwankt zwischen *æ* und *e*; vgl. Sievers § 159, 3, Bülbring §§ 175, 179 c, 179 anm. 1, 180 c.

§ 8. Vor *r* + kons. erscheint wgm. *a* als *a* in I *forwarð* 21; *swarte* 52; II 640, III 704[1]; – als *ea* in I *wearð* 1, vgl. 256, 261; *middangeard* 8, 165; *bearn* 10, 86, 144, 153 usw.; *þearle* 38; *eart* 57; *earm* 57, 120, vgl. 73, 87; *hwearfdon* 72, vgl. 190; *sweartade* 78; *ĕarde* 93, vgl. 113, 116, 204, 231; *eardigað* 98; *-weard* 137; *bearme* 153, 357; *spearcum* 162; *gearwian* 287; II *swearte* 371, 447, 578; *wearð* 381; *hwearf* 400; *bearnum* 400, vgl. 470, 475, 577 usw.; *þearle* 421; *weard* 422, 514, 612, 660; *earm* 432, 448, 579, vgl. 636; *middangeard* 440; *eart* 441, 537; *nearwe* 446, 634; *earde* 458, 506; *mearc* 501; *eardað* 592; III *gewearð* 669, vgl. 711; *bearme* 672; *inneweard* 707; *earm* 713; *gemearcodes* 724. Gegenüber dem in allen dialekten begegnenden *ea* ist *a* nur für das north. charakteristisch; R[1] speziell hat, gegenüber sonstigem *ea* und *æ*, *a* namentlich nach *w*; vgl. Sievers § 158,1; Bülbring § 132 c.

§ 9. Als umlaut von wgm. *a* vor *r* + kons. erscheint *æ* in I

1) carcernes 490, vgl. 637, martiras 656 bleiben als lehnwörter unberücksichtigt; vgl. Wright § 66 anm. 2.

wærgðu 89; II *āwærgdan* 416; – erscheint *e* in I *underne* 1; *serede* 15; *wergum* 42; *ācerran* 217; II *edcerres* 451, *seredon* 498; III *cer* 698; – erscheint *y* in I *āwyrgda* 315; II *cyrre* 538; *āwyrgde* 628; III *āwyrgda* 676, 691, 699. Wie weit die *æ* und *e* auf ungebrochenes oder gebrochenes *a* (vgl. § 5) zurückgehen, lässt sich nicht entscheiden. Li, R[2] und R[1] haben *æ* und *e*; *e* begegnet sonst noch im angl., kent. und den sächs. patois; *y* ist spätws.; vgl. Sievers § 159,2; Bülbring §§ 176, 179a und anm. 1, 180a und anm. 2.

§ 10. Vor *h* und *h* + kons. erscheint wgm. *a* als *ea* in I *leahtrum* 263, vgl. 267; III *geseah* 716; als *e* in *e[h]sle* III 681. *ea* = ws., kent.; *e* entweder südl. north. (z. b. R[2]) oder ws. (Sievers §§ 82, 108,2; Bülbring §§ 133, 210, 313). Als umlaut erscheint durchweg das spätws. *i*, vgl. Sievers § 97, Bülbring § 306, z. b. in I *miht* subst. 2, 6, vgl. 8, 13, 165, 201, 232 u. ö.; *mihte* verb. 22, 338; II *michte* subst. 401 u. ö.; *niht* 426, vgl. 499; *mihte* verb. 493, vgl. 500 usw.; III *mihte* subst. 674, 694; *miht* verb. 696; *gesēne* < **săhnia-* I 230, II 441 ist angl. kent. nach Sievers § 222, 2.

§ 11. Wgm. *a* (= ags. *æ*) erscheint nach palatal als *æ* in I *gescæft* 139; – als *e* in I *forscepene* 72 (Sievers § 368 anm. 4 belegt es für V.Ps.); *scedes* 106; *gescefta* 203; *cestre* 258, 298; II *gescefta* 584; *cestre* 657; *gesceft* 664; – als *ea* in I *sceal* 48, 112, 120, 157, 171, 184, 188 usw.; II *sceal* 394; *gesceafta* 442, 560; *forgeat* 488; *geat* 649. *æ* = wsächs. patois; nördl. north. und R[1] *æ* neben *ea*; *e* = V.Ps., kent. und spätws.; *ea* = ws.; vgl. Sievers §§ 75,1, 157,3, 109; Bülbring §§ 152, 155, 156, 314.

§ 12. Als *i*-umlaut von wgm. *a* (= ags. *æ*) nach palatal erscheint *e* in I *sceppendes* 106, vgl. 309, *sceððan* 146; erscheint *y* in I *scypend* 57, 244, *cyle* 335; II *scyppend* 535, 563. *e* in *sceppendes* ist sächs. patois, north., kent., merc.; *sceððan* erscheint nach Sievers § 75 anm. 2 auch im strengws.; *y* ist spätws.; vgl. Sievers § 159,1; Bülbring §§ 181, 182, 290, 306.

§ 13. *u*-umlaut von wgm. *a* erscheint dem standpunkte von V.Ps. entsprechend als *ea* in II *eaples* 411; vgl. Sievers § 160,3; Bülbring § 245.

§ 14. Wgm. *a* (= ags. *a*) erscheint nach *sc* als *a* in I *scacan* 263; als *ea* in I *sceaða* 57, vgl. 72; II *sceaðena* 633. *a* = kent., merc., R[2]; *ea* = nördl. north., ws.; vgl. Bülbring §§ 301 ff.

§ 15. Wgm. *e* erscheint – unbeeinflusst durch nachbarlaute – in geschlossener silbe als *æ* in I *rægnas* 11; *-þægn* 66; *swægles* 124; II *gefætian* 521; als *e* in I *swegles* 23, 28, vgl. 45, 143, 351; *-selda*

43, vgl. 47, 173, 187, 202, 208 u. ö.; *helm* 164, 252; *þegnas* 325; *gesegnað* 360; II *þegen* 388, 426, vgl. 485 usw.; *telgum* 482; *seld* 588, 663; *helm* 658. *æ* findet sich häufig in R[1], seltener in Li., Ri.; *e* in den übrigen dialekten; vgl. Sievers § 152 anm.; Bülbring § 92, anm. 1.

§ 16. Das pronomen *self(a)* erscheint mit *e* in I 9, II 647; mit *y* in I 218, 306; II 441, 545, 663; mit *eo* in I 4, 13, 23, 57, 124, 145, 244, 260, 275, 309, 350 usw.; II 396, 404, 430, 462, 588, 590 usw.; III 692, 712. Das nebeneinander von seltenerem *e*, *y* und häufigerem *eo* entspricht genau dem sprachstande von R[1]; vgl. Bülbring § 304, anm. 1. Ferner ist *eo* charakteristisch für V.Ps., Royal Gl., Li, Ri und die frühkent. urkunden; *e* für Alfred und die spätkent. texte; *y* für das spätws.; vgl. Sievers § 81, Bülbring §§ 138, 304.

§ 17. Vor *r* + kons. ist wgm. *e* nach allgemein ags. regel (Bülbring § 132 b) zu *eo* gebrochen in I *eorð-* 1, vgl. 5, 16, 56, 246 usw.; *feor* 40; *hweorfan* 120, 270; *weorðmynt* 152; *heorte* 283; II *-weorþan* 393; *hweorfan* 419; *eorlas* 478; *eorþan* 496, 558 usw.; *beornas* 510; *georne* 595, 646; III *geornor* 705. Nach angl. ebnungsgesetz (Sievers § 164,1; Bülbring § 203 b) erscheint *e* nur in I *wercum* 48, während im übrigen vor *rc*, *(rg)*, *rh* konsequent das den übrigen dialekten zukommende *eo* auftritt in I *deorce* 105; *beorhtan* 139; *weorcum* 223; II *-weorces* 399, vgl. 489, 492, 552; *beorhte* 418, 484, 552; *deorcne* 455; III *beorh* 682. Die brechung unterbleibt in I *töwerþan* 85.

§ 18. Vor *h* + kons. erscheint wgm. *e* nach ws. (und spätkent.) sprachgebrauch als *i* in I *six* 15; *riht* 207, 347; III *riht* 688; vgl. Sievers § 108; Bülbring §§ 311, 312.

§ 19. Nach palatal erscheint wgm. *e* gemäss ws. regel (Sievers § 75, 3, Bülbring § 151) als *i* oder *y* in I *gylp* 254; *bescyrede* 343; II *gife* 572, 646; gemäss kent., angl. regel (auch sächs. patois) als *e* in I *sceld-* 309; vgl. Sievers § 157, 2; Bülbring § 151 anm.

§ 20. Als *u*-umlaut von wgm. *e* erscheint ein *eo* in I *meotod* 2, 8, 64, vgl. 83, 184, 143, 165, 173 usw.; *heolstres* (vgl. Sievers § 81, anm. 2); II *meotod* 401, 438, 459, 515 u. ö.; *geseotu* 602; III *meotod* 697; ein *e* in in III *metod* 668; nach *w* ein *eo* in I *weorulde* 211; *weoroda* 188, 198; II *weoroda* 564, 581; ein *o* in I *woruld* 59, vgl. 94, 181, 224, 315, II 502, 608; ein *e* in I *werud* 33, vgl. 253. Von diesen formen ist *metod* ws. (Sievers §§ 104, 3, 160, 2; Bülbring § 233); *meotod*, *geseotu* = sächs. patois, angl., kent. (Sievers § 104 anm. 1, 160, 2; Bülbring § 233 anm.); *weorulde* = kent., merc., R[2] (Sievers §§ 72, 104 anm. 2, 156 anm. 2; Bülbring §§ 267, 268); *woruld* = strengws. north.

(Sievers §§ 72, 104 anm. 2, 156 anm. 2; Bülbring §§ 266, 268); *weoroda* und *werud* stehen ws. beide nebeneinander (Sievers § 104, anm. 2).

§ 21. Als *o/a*-umlaut von wgm. *e* erscheint ein *eo* in I *spreocan* 78; *beoran* 158, 206; *feola* 160; *ongeotan* 301; II *feola* 477; ein *ea* in II *teala* 557, III 731. Der umlaut unterbleibt in *fela* 402, 497. *fela* = ws. (Sievers § 107, 2; Bülbring § 234); *eo* = kent., angl. (Sievers § 160; Bülbring a. a. o. und § 243); *ea* = north. (Li, Ri, Sievers § 150, anm. 1) und merc. (R[1], V.Ps., Sievers § 150 anm. 2).

§ 22. Wgm. *i* erscheint im allgemeinen als *i*, z. b. in I *firen-* 65, vgl. 160; *micelne* 83; *dimme* 105; *wille* 109, 116, vgl. 159; *him* 118, 125, 211 usw.; *lim-* 130; *winnað* 136, vgl. 232; *bringan* 149; *biteran* 149; *wlite* 152, 211 usw.; *sibbe* 207; *þider* 217; *sigora* 218 u. ö.; II *him* 374, 389 usw.; *wind-* 386; *wile* 392, 397; *firnum* 435, vgl. 480, 641; *geniþ* 446; *þingað* 447; *dimme* 455; *willan* 474; *micelne* 497; *firnedon* 619 usw. Daneben tritt das nach Sievers § 22, Bülbring § 283 nur sehr jungen ws. denkmälern zukommende *y* auf, z. b. in I *hym* 70, *fyrnum* 128, *þyssum* 134, *syndon* 150, *þysne* 157, *symle* 285, *synd* 358; II *fyrndagum* 463.

§ 23. Gebrochen erscheint wgm. *i* vor *r* + kons. in I *beornende* 158, II *beorneð* 414. Die brechung beruht auf angl. metathese (Bülbring § 132 anm.). *beornan* findet sich auch in V.Ps., R[1], gegenüber *birnan* ws., kent. (Bülbring § 518). Gebrochen und umgelautet erscheint wgm. *i* in gleicher stellung als *i* in I *āfirde* 67, vgl. 284; *wirse* 24; — als *y* in I *wyrse* 125, 141, 175, II *yrre-* 399. Der umlaut unterbleibt in I *eorre* 261, II 429. *i*, *y* ist im allgemeinen spätws. (Sievers § 100, Bülbring § 132 a); *āfirran* gilt jedoch auch konsequent für angl. (V.Ps., Li, Ri, Sievers § 169, anm. 1; Bülbring § 187 anm.); ebenso lässt sich *wyrse* für V.Ps. und north. nachweisen (Sievers § 156,4); *eo* = merc., kent., sächs. patois (Sievers § 159,5; Bülbring § 186 f.).

§ 24. *u*-umlaut und *o/a*-umlaut von wgm. *i* erscheint nach allgemein ags. sprachgebrauch in II *cleopað* 616 (Sievers § 107,4; Bülbring § 235); gemäss dem lautstande des angl., kent. und der sächs. patois in I *leomu* 155, *neoman* 198; II *hleonade* 433; III *weotod* 692 (Sievers § 160, Bülbring a. a. o.).

§ 25. Als *i*-umlaut von wgm. *u* gilt im allgemeinen *y*, z. b. in I *wyrhta* 14; *cyn* 20, 134, vgl. 64, 298, 311 usw.; *brytan* 23, vgl. 124; *bryne-* 27; *scyldī* 33; *ðrym* 36, 164; *wyn* 43, vgl. 175, 198, 211, 214; *dryhtene* 44, vgl. 68, 82; *synfulle* 52, vgl. 134, 180, 230 usw.; *lyge* 53; *lyðre* 62; *-hygdum* 50, 69; *hyhte* 70, vgl. 159, 216, 335; *āfylled* 100, vgl. 137; *wyrmas* 103, 136, vgl. 336; *flyge* 112; *flyhte* 112; *-cyning*

115, vgl. 183, 205 usw.; *-mynt* 152; *gehycgan* 194, 284, vgl. 252, 305; *bysne* 196; *snytero* 207; *lyft* 262; *styrian* 271; *gewyrcað* 303; *-byrig* 309; *gryndes* 331 usw.; II *-cyn* 366, 408 usw.; *wyrcan* 372; *yfeles* 374; *dyne* 380, 394, 404, 466; *āfyrhte* 385; *-cyning* 428, 437, 657 usw.; *gryre* 433, 454 usw.; *fyrde* 470; *snytero* 492; *þrym* 507, 662; *wynnum* 508, 650; *wyrhta* 585; *bycgan* 594; *hwyrftum* 631; *gylden* 649; III *cynnes* 668, 698; *cyning* 671, 688, 698; *wyrcan* 672; *myntest* 689; *hyht* 695; *ymbhwyrft* 702; *synne* 725; *yfele* 733. Daneben erscheint vor palatal nach spätws. und stellenweise angl. sprachgebrauch (selten Alfred und kent., Bülbring § 307) ein *i*, z. b. in I *drihten* 47, 109, vgl. 156, 164, 174, 187, 198, 202, 219, 222, 232 usw.; *hiht-* 138, 176; *driht* 177; *gehicgan* 179; *gingran* 191; II *drihtne* 394, vgl. 397, 404, 410, 435, 439, 443 usw.; *gingran* 522, 526 usw.; *hihte* 643; III *drihten* 665 usw.

§ 26. I *hweorfan* 342 für reguläres *hwurfon* ist spätws. umgekehrte schreibung (vgl. *weorpan*, *wurpan*; Bülbring §§ 268, 280 anm.).

§ 27. Wgm. *ā* (*ǣ*) erscheint nach ws. sprachgebrauch (Sievers § 57,2; Bülbring § 96) als *ǣ* in I *þǣr* 24, 27, 46, 108, 143, 154, 175 usw.; *hwǣr* 36; *wǣre* 63, 56, 124, vgl. 235, 330; *wrǣc-* 121; *dǣdum* 156, vgl. 186; *grǣdige* 192; *lǣte* 196, vgl. 228, 292; *cwǣdon* 229; *-mǣlum* 236; *rǣd* 250; *mǣgðum* 272; *strǣte* 287; *gesǣlige* 296; *blǣd* 363; *nǣddran* 337; *mǣre* 353; II *wǣron* 385, 391, 434, vgl. 518; *fǣhðe* 405, 641; *blǣd* 414; *mǣgðe* 425; *mǣran* 459, 560, 598, 624; *bǣron* 483; *ǣton* 483, vgl. 489; *mǣles* 501, vgl. 509, 551, 569, 631; *blǣd* 508; *dǣdum* 552, vgl. 576, 622; *dǣd* 576; *stǣleð* 640; III *nǣre* 676, vgl. 722; – nach dem sprachgebrauch der übrigen dialekte als *ē* (Sievers § 153a; Bülbring a. a. o.) in I *wēron* 23, *grēdige* 32, *forlēten* 69, *nēdran* 102, *wrēc-* 188, 259, *hīrēd* 348; II *hīrēd* 376, 423 usw.; *lēt* 407, 443, vgl. 545; *begēton* 474; *wrēce* 494; *blēd* 527, 593, 646; III *ēðm* 704. Übrigens schwankt R[1] zwischen *ē* und *ǣ* (Bülbring a. a. o. anm. 1).

§ 28. Nach palatal erscheint für wgm. *ā* (*ǣ*) ws. *ēa* (Sievers § 75,2; Bülbring § 153) in II *gēar* 368, vgl. 395, 503; *forgēaton* 642 (gegenüber II *begēton* 474, § 27); vor *h* angl. oder spätws. *ē* in I *nēh* 339 (Sievers §§ 82, 108,2, 163; Bülbring §§ 146, 316, 317).

§ 29. Wgm. *ai* erscheint umgelautet als *ǣ* in I *sǣ* 5, 9; *dǣles* 16; *ǣrest* 20, vgl. 47, 117, 123, 246 usw., 155, 300, 323; *ǣ'an* 40, vgl. 97, 322, 341; *gelǣrdæst* 53, vgl. 250; *ǣhte* 87, 117, 254, 279; *nǣnigne* 122, vgl. 146, 349; *mǣnan* 134; *hǣ'endes* 153, vgl. 219, 364; *gerǣcan* 169; *þǣre* 172, 177; *ālǣded* 178, vgl. 361; *þǣm* 179 usw.;

bedæled 186, vgl. 298, 344; *æghwylc* 194; *hæðenne* 268; *tæceð* 294; II *hælendes* 382, 426, 486 usw.; *ær* 383, 390, 409 usw.; *mændon* 386; *lædan* 398, vgl. 402, 423, 505, 553 usw.; *æne* 410; *gelærde* 413; *onæled* 421; *ræhte* 437; *æhte* 454; *hæþenne* 540; *dæleð* 581; *hælo* 582; *mæst* 606; *unclæne* 609; III *ænne* 677; *hælend* 683; *ær* 669, 689, vgl. 703; *læhte* 716; – als *ē* in I *clēne* 7, 18; *gedēlde* 19, vgl. 68, 122; *hēlende* 54, vgl. 85; *gelēdde* 88; als *ę* in II *lędað* 631. *æ* ist ws., angl., *ē* im allgemeinen kent. (Sievers §§ 90, 151; Bülbring § 167). *ē* findet sich nach Bülbring a. a. o., anm., vor palatalisierten dentalen genau wie in unserem denkmal auch in V.Ps. (z. b. *ālēdde*, ferner *clēne* Ri). Zum *ę* vgl. unten § 45.

§ 30. Vor *c, g, h* erscheint wgm. *au* als *ēa* in I *hēah-* 29, *flēah* 162, *ēagum* 140, 170, *dēah* 282 (vgl. *hēanne* 17, *hēan* 202); II *ēagum* 390; *þēah* 433, 518; III *ēac* 699, *ēagum* 717; – als *ē* in I *hēh-* 43, vgl. 47, 208, 220, *ēc* 326; II *hēh-* 372, 601, 655; III *hēh* 707, *ēgum* 726; – als *æ* in I *þæh* 266. *ēa* = ws., kent. (Sievers §§ 63, 163 anm. 2; Bülbring § 200); *ē* = angl. oder spätws. (Sievers §§ 108,2, 163; Bülbring §§ 200, 316, 317); *þæh* findet sich in Li, Ps, R[1] (Sievers § 163, anm. 1; Bülbring § 454 setzt angl. *þæh* als schwachtonige form an). Übrigens stehen *ðæh* und *ðēah* nach Sievers a. a. o. in R[1] nebeneinander, ebenso hat Ps *ðæh*, aber *ēc*; überhaupt schwankt R[1] wie unser denkmal zwischen *ē* und *ēa*.

§ 31. Als umlaut von wgm. *au* erscheint *ē* in I *hēran* 54, vgl. 133, 171, 183, 234, 317, 328, 364; *ālēfan* 116, vgl. 246, 251, 278, 291; *bēman* 172, 238; *gehēned* 190; II *bēgde* 381, vgl. 446, 468; *hēnðo* 399; *geflēmed* 463; *hēran* 595, 607, 645; *bēman* 602; III *hēhstan* 694, *lēg* 714; –*ī* in I *līge* 325; –*ȳ* in *gelȳfdon* 416, *ofergȳmdon* 486. *ē* = kent., angl., sächs. patois (Sievers § 159,4; Bülbring § 184); *ī, ȳ* = ws. (Sievers § 99; Bülbring §§ 183, 306).

§ 32. Für wgm. *eo* vor guttural erscheint im allgemeinen *ēo* nach ws. lautgesetz (Sievers § 106,1; Bülbring §§ 109, 312 anm.), z. b. in I *lēoht* 28, vgl. 106, 141, 166, 178, 253 usw.; II 367, 389, 449, 469, 556, 589 usw. Daneben erscheint *ī* in I *līht* 68, 361, III 679; in I *sīc* 275. Diese *ī* finden sich in denselben wörtern auf dem ganzen ags. sprachgebiet nur noch in R[1], und zwar hier neben *eo*; ein gen. *līhtes* begegnet dann noch in Ri (vgl. Sievers § 165, anm. 1; Bülbring §§ 321, 322).

§ 33. Für wgm. *iu* erscheint *ēo* in I *ðēostræ* 38, *onsēon* 61, *dēore* 82, vgl. 219, 243 usw., II 543; – *ȳ* in *lȳhteð* 105; – *ī* in *gelīhtan* 431.

ēo = merc. kent.; *ȳ* ist spätws.; *gelīhtan* könnte sowohl angl. als ws. sein; vgl. Sievers §§ 159, 5, 165, 2; Bülbring §§ 188 f., 195.

2. Zum vokalismus der nachtonigen vokale.

§ 34. In endsilben erscheint entsprechend dem standpunkt der ältesten denkmäler (Sievers § 44, Bülbring § 350 ff.) *æ* und *ę* in I *niðær undęr* 31 (Bülbring § 368 a); *ðeostræ* 38 (*æ* für altes *i*, vgl. unten *lǣdæð*); *gelǣrdæst* 53 (Sievers § 364,1); *wyrsæ* 141 (Bülbring § 389); *dreamæs* (Sievers § 237, anm. 1; Bülbring §§ 366 c, 369,1); *lǣdæð* 361 (Sievers § 358, anm. 2); III *noldæs* 733 (vgl. *gelǣrdæst*). Das *-æs* des gen. sing. der *o*-stämme findet sich nach Sievers a. a. o., abgesehen von den ältesten denkmälern, im north. und in R[1]; *-æð* für altes *-ið* zweimal in V.Ps. (Sievers § 358, anm. 1), sowie sporadisch in Li, Ri, R[1] (Sievers a. a. o., anm. 2).

§ 35. Im übrigen sei noch bemerkt, dass der dat. plur. konsequent *-um* lautet; dass gegenüber sonstigem *-on, -an* für den ind. plur. praet. das alte *-un* noch in I *sceolun* 30, 41, III *gesāwun* 718 (vgl. Sievers § 364, anm. 4) erscheint. Ferner ist zu beachten, dass das auslautende *-u der u*-stämme konsequent als *u* erhalten bleibt, vgl. z. b. I *duru* 98, *sunu* 63, 119, 143, 173, 243, II *duru* 380, 467, *sunu* 396, 528, 529 usw., III *duru* 723, sonst aber ein auslautendes *u* nur noch in I *wærgðu* 89 gegenüber gewöhnlichem *o* erscheint, vgl. z. b. I *menego* 83, 111, 201, 263, *earfoðo* 127, *strengðo* 2, 286; II *menio* 476, vgl. 504, *snytero* 492, *hǣlo* 582.

§ 36. Im praet. und part. praet. schwankt unser denkmal bei den sw. v. 2. klasse – abgesehen von seltenem *-ed-* im praet., I *gnornedon* 280, *cwānedon* 320, *staðeledon* 25, II *þanceden* 534, *firnedon* 620 – zwischen ws. *-od-* und kent.,angl. *-ad-* (Sievers § 413 f.), z. b. I *gefestnade* 3, *hēahgetimbrad* 29, *andsweradan* 51, *unreordadon* 66, *reordade* 75, *sweartade* 78, *hogade* 84, *gewunade* 103; II *hleonade* 433, *þrōwade* 490, *þingade* 509, *gewurðad* 537, *folgad* 569; III *lōcade* 727; I *forwundod* 131, *gewundod* 157, *syngodon* 230, *gebletsode* 242, *staðelode* 276, *gefrætewod* 308, *staðelodon* 345; II *weonodon* 468, *gefæstnod* 517, *sceawodon* 535, *geþingod* 598; III *geþrōwode* 666, *gefrætewod* 649, *costode* 671, *andswarode* 675, 690, *weotad* 692, *gemearcodes* 724.

3. Zum konsonantismus.

§ 37. II *mīre* für *mīnre* ist eine sehr junge form (Sievers § 188, anm. 5); II *þān* 423 ist spätws. für *þām* (Sievers §§ 187, 337; Bülbring § 568). – *v* für sonstiges *f* findet sich in I *seolva* 13, III 711;

die erscheinung ist nach Sievers § 194 in der älteren zeit seltener als in der jüngeren. — *d* steht für *ð*, *þ* nach der schreibgewohnheit sehr alter hss. (Sievers § 197, 199 anm. 1) in I *sīdas* 189; I *gecȳdde* 200 für älteres *gecȳðde* ist spätws. (Sievers § 405,2). — Gegenüber *ac* I 30, 112, 125, II 626, III 678 erscheint das nach Bülbring § 567 in Corp., V.Ps., R[1], R[2], Li, Ri, also auf angl. boden auftretende *ah* in I 267, 292, 331, 347, II 450, 520, 636, III 694, 696. *ah* und *ac* begegnen nach Bülbring a. a. o. nebeneinander in den sprachlich unreinen Blickling homilies[1]. — Für spirantisches *g* erscheint auslautend neben jüngerem *h* z. b. in II *āstāh* 549, 563, III *beorh* 682, *āstāh* 682, älteres *g* in III *lēg* 715, *āstāg* 717, 730, vermittelndes *hg* in I *sorhg-* 189 (Sievers § 214). — I *eisegan* 36 (gegenüber *egsa* z. b. 379, 385, 393, 405) wäre nach Sievers § 214,2 als kent. anzusprechen; Bülbring § 505 belegt den wandel von *g* > *i* vor konsonant jedoch auch fürs north. — *g* ist zwischen kurzem vokal und dental erhalten in I *oferhygdum* 50, 69, 197, vgl. 228, 344, *segdest* 63; II *þigdon* 411, *segdest* 430, *gelegdon* 539; nach ws. regel ist es geschwunden unter dehnung des vokals in I *oferhȳdes* 114, *sǣde* 126, vgl. 156, II *oferhȳda* 370, *sǣdon* 464, vgl. 471, 514, *gesēnað* 615; vgl. Sievers § 214,3, Bülbring § 530. — I *scyldī* 33, II *menio* 476 sind nach Sievers § 214,5 häufig in jüngeren texten. — I *middaneard* 165, 272 ist spätws. (Sievers § 214,7, Bülbring § 532 a) für älteres *middangeard*, z. b. 476 usw. — Neben älteren I *ātre* 79, *nēdran* 102, *wīdor* 120, II *tūdor* 659 stehen jüngere I *āttre* 40, 129, 163, 318, *ǣrror* 151, 299, *nǣddran* 337; II *nǣddran* 411, *hlūddre* 601 (Sievers § 229, Bülbring § 546)[2].

4. Zur deklination der substantiva.

§ 38. Im nom. acc. plur. der *ā*-stämme erscheint neben angl. *e* ws., kent. *a* (Sievers § 252, anm. 3; dasselbe schwanken zeigt R[1]), z. b. I *gesǣlige sāwle* 295, II *ēadige sāwle* 407, I *mihta miccle* 201; II *sāwla* 398, 464, 653, *blǣda* 418, 484. — II *feolo* 421 begegnet sonst noch Ps., north. (Sievers § 275).

5. Zum pronomen.

§ 39. Beim pronomen ist *hē* 192 acc. plur., III 718 nom. plur. zu beachten. Es findet sich nach Sievers § 334, anm. 3, nur noch in

1) Die Blickling homilies sind nach Brandl, Grdr. II 1[2] s. 1110, angl. herkunft, aber in spätws. umschrift überliefert.

2) Die von Bülbring § 344 angesetzte und auch von Sievers a. a. o. als wahrscheinlich hingestellte kürzung des vokals vor der geminierten konsonanz scheint mir nicht genügend begründet. Auch Holthausen behält in seiner Beowulfausgabe länge bei (vgl. z. b. Beowulf 2523, 2715).

Ps. R^1: ferner *ðes* gen. sing. I 77, 114, 123 gegenüber sonstigem *ðæs* I 101, 115, 173, 174, 187, 247, 275, 330, 350; II 399, 416, 418, 434, 501, 504 usw. *ðes* - kent. und V.Ps. (Sievers § 337, anm. 3, 4).

6. Zur konjugation.

§ 40. II *geþēah* 576 (~ *ðēon* 'gedeihen') ist ws. neubildung nach der 2. ablautreihe (Sievers § 383, 2). – I *hworfon* 71 ist wohl mit dem *worpon* von Li (Sievers § 388, anm. 6) zu vergleichen. Neben *gesāwon*, z. b. II 382, 390, 469, 538, III 718, steht angl. (z. b. R^1) II *gesēgon* 529 (Sievers § 391, anm. 7). – I *scealdon* 54 findet sich nach Sievers § 423, anm. 1, nur noch in R^2, Li. – I *eam* 168 ist charakteristisch für Ps, R^1 (Sievers § 427,1 und anm. 4); im übrigen begegnet *eom* z. b. 97, 130, 156, 177. – *seondon* I 104, III 709 ist nach Sievers § 427, anm. 2, kentizismus; im übrigen hat unser denkmal *syndon* I 150, *sind* II 617.

§ 41. Diese zusammenstellungen zeigen zunächst, dass unser denkmal eine reihe von spracheigentümlichkeiten besitzt, die nur dem ws., speziell dem spätws., dialekt zukommen, vgl. §§ 7, 9, 10, 11, 12, 16, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 26, 27, 31, 32, 33, 36, 37, 40. In einer anzahl von fällen decken sich diese erscheinungen mit den besserungen des korr.; vgl. korr. *sylfe* 23 mit § 16; korr. *wylle* 109 mit § 22; korr. *hweorfon* 71 für *hworfon* (§ 40) mit § 26; korr. *ǣ* für *ē* (wgm. *ā*, *ǣ*) mit § 27; korr. *ȳ* für *ē* (umlaut von wgm. *au*) mit § 31; korr. *ēo* für *ī* (wgm. *eo* vor guttural) mit § 32. Ausserdem sind sie vielfach sicher jünger als andere ausserws. eigenarten unseres denkmals; vgl. namentlich die *y* der §§ 7, 9, 12, 19, 22, 23, 31, 33 mit den neben ihnen stehenden, meistens andern dialekten zuzuweisenden vokalqualitäten. Wir müssen sie also gegen Groschopp, s. 266, den schreibern zusprechen, die damit zeitlich und dialektisch der periode des korr., also der Ælfriczeit, zuzuteilen sind.

§ 42. Für die frage nach dem ursprünglichen dialekt ergibt sich ebenfalls aus den obigen zusammenstellungen ein wichtiger fingerzeig. Unser denkmal zeigt nämlich in einer reihe von fällen (§§ 6, 7, 8, 9, 11, 15, 16[!], 27, 30, 32, 38) sprachlich genau dieselben schwankungen wie R^1, das nach Bülbring § 25 der zweiten hälfte des 10. jhs. angehört, und spätmerc., mit north. und sächs. formen durchsetzten dialekt aufweist; vgl. auch Sievers § 2, anm. 3. Ist Sat. also tatsächlich, wie bereits Kühn, s. 42, annimmt, aus einer merc. vorlage umgearbeitet? In welchem verhältnis stehen dann die schreiber zum originaldialekt? Ist etwa eine kentische zwischenredaktion anzusetzen?

§ 43. Sievers Beitr. 10, 195 ff. handelt über kentizismen in Genesis B, Exodus und Satan I. Auf grund der von ihm für diese drei gedichte nachgewiesenen alliteration *ea : g* meint er, 'dass nur der süden des landes als heimat der besprochenen gedichte übrigbleibt. Ich glaube, die ganze sammlung (Codex Iunius XI) ist in Kent oder dessen nachbarschaft zusammengebracht worden, für einzelne der gedichte auch direkt kentischer ursprung nachzuweisen (a. a. o., s. 196)'. Diese lokalisierung stützt er noch durch das in Sat. 363 begegnende *styde* für *stede* 'locus'. Er belegt diese form nur für das north. als *styd* (Li, Ri), für ortsnamen in Kent und den angrenzenden grafschaften (urkunden des 9. jhs.), sowie einmal für die mercische grafschaft Worcester in einer urkunde von 814 (*Dūnhāmstyde*). 'Wir hätten somit einen beleg für mercisches *styde,* welches passend dem northumbrischen *styd* zur seite träte. Für die ortsbestimmung unserer gedichtsammlung kann aber dieses *styde* so wenig in betracht kommen, wie die northumbrischen *styd*; denn *Dūnhāmstyde* liegt auf einem boden, wo wir kein *geall* erwarten können. *Styde* und *gea* für *ea* zusammen weisen, wie ich glaube, bestimmt auf Kent und nachbarschaft hin, und dort, in Kent oder Surrey, wird denn auch mit Groschopp, Anglia 6, 265 ff., die quelle der eigentümlichen dialektformen zu suchen sein, welche die hs. des sog. Satan auszeichnen'. Den damit von Sievers für Satan angenommenen kent. ursprung hat er auch später noch gelegentlich vertreten; vgl. Beitr. 21, 42 fussnote, und Cosijn a. a. o. zu Satan 42.

Wie verhält es sich denn nun mit der alliteration *g : ea* in unserem denkmal? Es handelt sich um v. 107:

Iū āhte[ic] gewald ealles wuldres.

Sievers skandiert den ersten halbvers ⊥́⊥́××⊥ (vgl. Beitr. 10, 260), wozu er bemerkt, dass die alliteration gewiss auf *iu,* nicht auf *āhte* ruhte. Nun hat die hs. nach Wülkers bemerkung zu der stelle nicht das in allen ausgaben seit Iunius zu findende *iu*, sondern deutlich *nu.* Dieses *nu* gibt aber keinen befriedigenden sinn, und möglicherweise wäre für das original dennoch ein *iu* anzusetzen. Aber wäre dieses *iu* an unserer stelle metrisch besonders hervorzuheben? Die folgende zeile lautet bei Grein (nach Ettmüller) und Wülker:

ær ic mōste in ðeossum atolan ēðele gebīdan,

was im anschluss an die hs. in

þær ic mōste usw.

zu ändern ist. Die änderung *þær* > *ær* führte Wülker mit Ettmüller

und Grein 'des reimstabes wegen' ein. Graz, Engl. stud. 21, 13 ff., weist dies mit recht zurück. Trennt man v. 107 von v. 108 durch einen punkt, so ergibt sich für den folgenden, durch *þær* eingeleiteten zusammenhang ein durchaus befriedigender sinn. Damit fällt aber die syntaktische abhängigkeit eines *ǣr* von *iū* und die sich daraus ergebende starke betonung des *iū* fort. Ich lese also 107 a als typus B mit *āhte* als reimwort. Und damit ist die möglichkeit gegeben, das *-styde* von v. 363 für die lokalisierung des originals auf merc. oder north. boden zu verwerten.

§ 44. Aus den obigen grammatischen zusammenstellungen geht hervor, dass unserem denkmal eigentlich kent. charakteristika, die keinem anderen dialekt angehören können, fehlen. Nur in *seondon* I 104, III 709 erscheint eine form, die sich nach Sievers § 427 sonst nur im kent. belegen lässt. Nach Greins Sprachschatz ist Sat. scheinbar das einzige poetische denkmal, das *seondon* aufweist. Ist für Sat. in diesem einen falle also tatsächlich kent. einschlag anzunehmen?

Gegenüber dem einen kentizismus weist Sat. eine ganze reihe von erscheinungen auf, die nur für das angl. sprachgebiet charakteristisch sind: *a* vor *l* + kons. § 6, *æ* als *i*-umlaut von *a* vor *l* + kons. § 7, *a* vor *r* + kons. § 8, *æ* als *i*-umlaut von *a* vor *r* + kons. § 9, *æ* für *a* nach *sc* § 11, *ea* als *u*-umlaut von wgm. *a* § 13, *æ* für wgm. *e* § 15, *e* für wgm. *e* vor *rc* § 17, *ea* als *o/a*-umlaut von *e* § 21, *beornan* § 23, *þæh* § 30, *ī* für wgm. *eo* vor *h* + gutt. § 32, *æ* in unbetonten endsilben § 34, *ah* § 37, *feolo* § 38, *hē* § 39, *hworfon*, *gesēgon*, *scealdon*, *eam* § 40. Sie können sich nur aus einem anglischen original erklären, wozu auch das *styde* (§ 43) stimmen würde. Diesem original sind dann auch alle die lauterscheinungen unseres textes zuzuweisen, die sowohl dem kent. wie dem angl. dialekt eigen sind. Innerhalb des angl. sprachgebietes ist ihm eine mittelstellung zwischen Ru[1], V.Ps. und Ru[2], Li, Ri einzuräumen. Es wird einem merc.-north. grenzdialekt entstammen. Für die altersbestimmung kommen in betracht das ungebrochene *e* in *tōwerpan* § 17, die § 35 zusammengestellten endsilbenerscheinungen, das *d* in *sīdas* § 37, möglicherweise auch die endsilben *-æ* von § 34. Sie dürften auf ein verhältnismässig hohes alter des originals, auf rund 750 n. Chr., weisen, was mit Brandls altersbestimmung auf grund der artikelverhältnisse zusammentreffen würde.

§ 45. Die oben aufgeworfene frage nach einer eventuellen kent. zwischenredaktion will ich auf einem umwege lösen. Dabei hoffe ich jedoch zu um so sichereren resultaten zu gelangen.

Bei der statistischen auszettelung der einzelnen lauterscheinungen ergab sich innerhalb unserer überlieferung eine merkwürdige verteilung der nach den obigen ausführungen dem angl. original zuzuweisenden formen. Sie lässt sich auch aus den obigen zusammenstellungen deutlich erkennen. Das *e* von § 4, die *o* von § 5, die *a* von § 6, die *æ*, *e* von § 7, die *a* von § 8, die *æ*, *e* von § 9, die *æ* von § 15, die *eo* von § 16, *wercum, tōwerpan* § 17, *dryhten* § 25, die *ē* von § 29, die *æ* von § 34, die *-ad-* von § 36, *sceolun, wærgðu* § 35, die einfachen konsonanten in *ātre* usw. von § 37, die *ðes* von § 39, *hworfon* und *scealdon* § 40 finden sich nur oder häufen sich auffallend in den ersten 125 versen. Von hieran treten einzelne der genannten erscheinungen ebenso wie die andern dem angl. original zuzuweisenden formen nur noch sporadisch auf. Nur ganz am schluss drängen sich wieder die anglizismen und altertümlichkeiten: *teala* § 21, *ēgum* § 30, *noldæs* § 34, *gesāwun* § 35 (vgl. *sceolun* oben), *lōcade* § 36, *lēg, āstāg* § 37, *hē* § 39. Hierzu halte man die oben mitgeteilte beobachtung, dass mit vers 126, also dort, wo der zweite schreiber einsetzt, die tätigkeit des spätws. korrektors erlahmt, ferner die tatsache, dass kurz vor schluss mit vers 711 der dritte schreiber einsetzt. Dann ergibt sich also folgende entstehungsgeschichte unseres textes, die alles bisher über original, schreiber und korrektor ausgeführte nur zu stützen vermag: Der erste schreiber bemühte sich vergebens, den ihm vorliegenden anglischen originaltext in ein glattes spätws. umzuschreiben; er brach daher ab; dem zweiten schreiber gelang die umschrift wesentlich besser; und erst der dritte hielt sich wieder treuer an die vorlage. Der spätws. korrektor sah sich daher namentlich in v. 1-125 zu verhältnismässig zahlreichen änderungen gezwungen.

Den schreibern hat der anglische originaltext vorgelegen. Dies fordert einmal die eigenartige gestalt unseres textes; dann lässt es sich auch aus folgenden erscheinungen erschliessen. In v. 33 erscheint *hęfde*: das vorliegende original hatte wohl merc. *hefde*; der schreiber schrieb dies ab, änderte dann aber in spätws. sinne (vgl. § 4). In v. 209 erscheint *āra* aus *āræ* gebessert. Es ist zweifelhaft, ob diese änderung vom schreiber herrührt, jedesfalls kann der schreiber das altertümliche *āræ* (vgl. Sievers § 252, anm. 1) nur direkt aus dem original übernommen haben. In v. 361 dürften in *lǣdæð tō līhte* wohl kaum zufällig zwei angl. charakteristika unmittelbar nebeneinander auftreten (§§ 32, 34). In v. 632 ist *lędað* aus *leadað* geändert: *leadað* ist entstanden durch vermischung eines im originaltext stehenden *ledað*

mit *laðað*: *ledað* stellt sich zu § 29. In v. 715 ist *læg* in *leg* gebessert; *læg* stand wohl im original (vgl. *wælm* neben *welm* § 7).

Damit dürfte sich auch die frage nach einer kent. zwischenredaktion erledigen. Für sie bleibt in der oben ohne jede hypothese auf rein sprachlichen momenten aufgebauten geschichte von Sat. kein raum. Wir müssen also *seondon* entweder dem original oder dem spätws. schreiber zuschreiben, wenn es auch sonst weder merc. noch ws. belegt ist. Übrigens scheinen mir die *seondon* an beiden stellen verdächtig: v. 709 ist korrupt, *on* ist nachgetragen; 104 b ist durch zweisilbiges *seondon* reichlich belastet.

§ 46. Zuletzt wende ich noch das von Sievers Beitr. 10, 464 aufgestellte dialektkriterium auf Sat. an. 'Die volle endung *-es, -eð* für die 2., 3. sing. ind. praes. der st. v. und der 1. sw. konj. steht in den anglischen mundarten fast durchgehends fest, in den südlichen mundarten ist dagegen deren *-e-* mehr oder weniger konsequent synkopiert, und dies ist (trotz starkem schwanken der südlichen texte im einzelnen) ein wichtiges kriterium für die dialektentscheidung'. Ich habe für unser denkmal folgende zweisilbigen formen notiert: I **ymbhaldeð* 7, *wriceð* 35, **lȳhteð* 105, **þenceð* 183, **gesēceð* 212, **scīneð* 223, **haldeð* 260, *forlæteð* 292, **syleð* 292, *tæceð* 294, **befæðmeð* 310, *āhefeð* 311, *scīneð* 352, **befæðmeð* 359, *lǣdæð* 361, **þenceð* 364, II **fēreð* 389, *beorneð* 414, **þenceð* 557, *siteð* 580, *dæleð* 581, *siteð* 586, *hāteð* 601, *cymeð* 607, *færeð* 608, **stæleð* 640. Einsilbig begegnet nur *sit* 218, wofür nach Sievers Beitr. 10, 474 *siteð* metrisch ebenso berechtigt wäre. Für die mit * versehenen formen fordert das metrum zweisilbigkeit. In den anderen fällen würde man ebensogut mit einsilbigen formen auskommen, soweit diese überhaupt zulässig sind (Sievers § 358, anm. 4). Der umstand, dass hier jedoch bis auf das eine, vielleicht dem schreiber zuzuweisende *sit* konsequent *-eð* erscheint (vgl. namentlich *lǣdæð* 361 und hierzu § 34), stellt die angl. herkunft unseres originals ausser zweifel.

§ 47. Damit dürfte sich auch die verfasserfrage erledigen. Vom grammatischen und grammatisch-metrischen standpunkte aus lässt sich gegen seine einheit nichts beibringen. Im gegenteil können die in den drei von Wülker angenommenen teilen aus der ws. umschrift auftauchenden angl. formen nur auf eine sprachlich einheitliche gestalt des originaltextes gedeutet werden. Der umstand, dass unsern schreibern das angl. original vorgelegen hat, verbietet uns ausserdem, eine zusammenstückelung aus verschiedenen fragmenten eines oder mehrerer verfasser durch die spätws. überlieferung anzunehmen. Rieger, Z. f. d.

ph. 7, 6 anm., war der erste, der ohne begründung das in der hs. überlieferte zerlegte, nachdem Ettmüller[1] bereits seine einheitlichkeit bestritten hatte. Ihm folgte Ten Brink (Literaturgeschichte 1², 102 ff.) mit seiner annahme von drei dichtungen, von denen uns nur die erste vollständig, die beiden anderen fragmentarisch überliefert seien – ebenfalls ohne begründung. Und ihm schloss sich Wülker an – wieder ohne begründung. Eine eingehende kritik von Groschopp und Kühn ist nach den obigen ergebnissen überflüssig; Groschopps annahme eines restaurators fällt ohne weiteres. Das einzig gewichtige moment gegen die einheitlichkeit unseres gedichtes hat Sievers, Beitr. 10, 499, zu bringen versucht. Es handelt sich um *fæger, fǣger*. Sievers konstatiert einen dialektischen unterschied im gebrauch der beiden formen, indem er *fæger* namentlich für südenglische dichtungen in anspruch nimmt. Nach ihm fordert nun Satan 213 in Wülkers 1. teil kürze, Satan 389 in Wülkers 2. teil länge. Damit würde sich Sat. I auch in dieser hinsicht als kent. ausweisen. Vers 213 a lautet jedoch nicht, wie Sievers im anschluss an Grein ansetzt: *mycele fæg(er)re land.* Die hs. hat vielmehr *fægre land,* das in *fæg(er)re* oder *fæg(e)re land* zu ändern ist. Dieses *fæg(er)re* oder *fæg(e)re* erfordert also an unserer stelle länge; *mycele* ist späterer zusatz des korr. Auch an allen anderen stellen, wo das wort in unserem gedichte vorkommt, ist wohl länge anzusetzen; vgl. 79, 308, 329, 457, 547. Damit dürfte also Brandls charakteristik unseres gedichtes (vgl. § 1) das richtige getroffen haben.

BONN. THEODOR FRINGS.

DEUTSCHE SPRICHWÖRTER IN MITTELALTERLICHER LATEINISCHER FASSUNG.

Wie so viele andere wertvolle deutsche literaturwerke des mittelalters in lateinische form gegossen worden sind, so sind auch die deutschen sprichwörter – abgesehen von den wenigen in Notker Labeos schriften angeführten[2] – zunächst in lateinischer sprache uns überliefert worden. Die deutschen sprüche wurden in lateinische gereimte hexameter oder seltener disticha umgearbeitet, und zwar geschah dies zu zwecken des unterrichts. Wie die dramen der Hroswitha den Terenz

1) Scopas and boceras, Quedlinburg u. Leipzig 1850.
2) Müllenhoff-Scherer, Denkmäler³, XXVII, 1.

ersetzen sollten, so sollten die neugeschaffenen lateinischen sinnsprüche die schöpfungen der antik-heidnischen gnomik, den Publilius Syrus, den Cato, Avian u. a., aus den kloster- und stiftsschulen verdrängen oder ihre lektüre doch möglichst einschränken. Wir verdanken dieser christianisierenden richtung in der damaligen pädagogik eine ältere überlieferung unserer sprichwörter als wir sonst besitzen würden.

Die älteste und umfangreichste sammlung dieser art, zugleich die einzige, von deren verfasser wir näheres wissen, ist die Fecunda ratis des Egbert von Lüttich, der dort in der schule des aus St. Gallen stammenden Notker von 982–990 die sieben freien künste studierte und dann jahrzehntelang bis an sein ende an der domschule dieser stadt in den fächern des Triviums unterrichtete. Sein werk ist mustergiltig herausgegeben von Ernst Voigt (Halle 1889). Für sprichwörter kommt nur das erste buch in betracht, das in den folgenden zitaten stets gemeint ist. Leider fehlt Egbert die gabe anschaulichen und packenden ausdrucks. Seine sprüche sind daher oft schwer verständlich und deshalb bald nach ihrer entstehung von einem anderen geistlichen lehrer bis vers 401 durch eine prosaische umschrift und erklärung glossiert worden.

Weit klarer und schlagkräftiger versteht sich ein gewisser Henricus auszudrücken, dessen sammlung unter dem titel Proverbia Henrici in mehreren handschriften überliefert ist. Sie stammt aus dem 11. jh. und bestand ursprünglich aus hundert gereimten hexametern; doch ist der grundstock durch zusätze und änderungen vielfach verändert worden.

Ich verbinde mit den Proverbia Henrici gleich das Florilegium Vindobonense, obwohl dieses erst dem 13. jh. angehört, weil die sprichwörtlichen teile desselben von Müllenhoff-Scherer (Denkmäler^3, XXVII, 2) mit den Proverbia Henrici zu einer einheit in alphabetischer ordnung zusammengefasst worden sind[1]. Von den 206 versen des Florilegs hat Müllenhoff 107 unter die sprichwörter, 14 unter die denksprüche (MS^3. nr. XLIX) aufgenommen; 85 hat er also ganz ausgeschieden. Das Wiener Florileg ist keine originalsammlung aus dem volksmunde, sondern eine zusammenstellung von lesefrüchten aus der antiken und mittellateinischen poesie. Die volkstümlichen sprüche, die es enthält, hat es aus älteren sammlungen entnommen. Ich zitiere im folgenden die in MS. s. 59–66 vereinigte sammlung der Proverbia Henrici und des Florilegium Vindobonense ohne signum, allein mit der zahl. Weitere sammlungen sind:

1) Vgl. zu diesen und den folgenden sammlungen auch Voigts Abhandlung über die ältesten sprichwörtersammlungen in der Zfda. 30, 260–280.

Die sprüche aus Scheftlarn aus dem 12. jh., herausgegeben von Wattenbach im Anzeiger für kunde der deutschen vorzeit, neue folge XX (1873), 217–220. Es sind dort 94 zeilen veröffentlicht, meist hexameter, aber auch freier gebaute verse; sie enthalten indessen keineswegs ausschliesslich sprichwörter.

Ferner die spruchsammlung von Sct. Omer, um 1200, herausgegeben von Voigt in den Romanischen forschungen 6, 557–574. Ihre anordnung ist alphabetisch. Unter jedem buchstaben stehen zuerst geistliche sentenzen, besonders aus Hildebert von Le Mans und Marbod, an die sich dann volkssprichwörter anzuschliessen pflegen.

Die Proverbia Rustici aus dem 13. jh. geben 76 sprichwörter und rätsel, von denen 22 aus der spruchsammlung von Sct. Omer stammen, 5 (2, 5, 9, 22, 69) sich auch bei MS. finden, davon einer, der zugleich in der sammlung von Sct. Omer steht, also 26 schon anderweitig belegte und 50 neue sprüche. Herausgegeben ist diese sammlung ebenfalls von Voigt in den Romanischen forschungen 3, 633–641 nach einer handschrift der ersten hälfte des 13. jhs., die aus Paris stammt und jetzt in Leiden ist.

Endlich das Florilegium Gottingense aus dem 14. jh., herausgegeben von Voigt in den Romanischen forschungen 3, 281–314. Es enthält 351 meist zweizeilige sprüche, in denen jedesmal die zweite zeile in der regel vom sammler selbst verfasst ist. Im übrigen entnahm dieser seine sprüche teils aus den poetischen originalwerken, teils aus älteren, alphabetisch geordneten spruchsammlungen, die uns unbekannt sind, die aber zum teil noch von sammlern des 16. und 17. jhs. (Neander, Seidel, Prätorius) benutzt zu sein scheinen.

Von geringerer bedeutung für die deutsche sprichwörterforschung sind folgende dem 11. jh. angehörende spruchdichtungen: Arnulf, Deliciae cleri, herausgegeben von Huemer, Romanische forschungen 2, 211–246; Otloh, Liber proverbiorum, herausgegeben von Pez, Thesaurus anecdotorum III, 2, 483–536; Wipo, Proverbia, herausgegeben von Bresslau, Hannover 1878.

Abgesehen von diesen speziell der gnomik gewidmeten sammlungen finden sich sprichwörter auch in der sonstigen literatur des mittelalters angeführt, namentlich bei denjenigen kirchenvätern, die eine volkstümliche redeweise lieben, wie z. b. Bonaventura und der heilige Bernhard[1]. Sie pflegen die sprichwörter nicht in metrischer form, sondern in prosaischer umschreibung zu zitieren und durch ein 'vulgo

1) Voigt, Fecunda ratis s. LXI, anm. 1.

dicitur' oder 'ut dicunt' als solche zu kennzeichnen. Da hier die metrische form fehlt, führe ich diese fassungen im folgenden nicht mit an. Dagegen haben die in die lateinischen mittelalterlichen dichtungen eingestreuten sprichwörtlichen wendungen selbstverständlich metrische fassung. Zu nennen ist hier namentlich der Isengrimus, den Voigt herausgegeben hat[1], und der von mir herausgegebene Ruodlieb[2]. Auch in deutschen dichtungen lehrhafter art, wie Freidank und Renner, sind nicht wenige sprichwörter enthalten. Sie sind gesammelt von Zingerle, Die deutschen sprichwörter im mittelalter (Wien 1864). Die deutsche prosaische überlieferung setzt mit den von Hoffmann von Fallersleben in den Horae Belgicae 1854 herausgegebenen Proverbia communia sive seriosa ein. Die lateinischen verse, die der sammler dieser niederländischen sprichwörter jedem derselben als übersetzung folgen lässt, haben keinen selbständigen wert für die überlieferung, da sie nicht ein fehlendes original vertreten. Dasselbe gilt von den späteren lateinischen versifikationen deutscher sprichwörter. Diese können also unberücksichtigt bleiben, soweit sie nicht etwa – wie oben gesagt – aus älteren, verlorenen spruchsammlungen geschöpft sind, was in jedem einzelnen falle schwer nachzuweisen ist.

Eine lateinische, prosaische übersetzung ohne deutsches original gibt dagegen Bebel, Proverbia Germanica (1508), vorzüglich herausgegeben von Suringar, Leiden 1879. Die Bebelschen fassungen haben also, da das deutsche original nicht daneben angeführt ist, wiederum einen gewissen überlieferungswert. Auch in Erasmus, Over nederlandsche spreekwoorden, herausgegeben von Suringar (Utrecht 1873), einem auszug aus dem grossen werke des Erasmus: Adagia, sind gute nachweise für die niederländische und deutsche sprichwörterüberlieferung gegeben.

Der zweck der nachfolgenden zusammenstellung ist, zu zeigen, in welcher form viele unserer jetzt noch gebräuchlichen und in modernen sammlungen aufgeführten sprichwörter in der mittelalterlichen lateinischen spruch- und sonstigen dichtung erscheinen, einer form, die, wie gesagt, in der regel zugleich die älteste überlieferung der betreffenden sprichwörter darstellt. Mit angeführt sind parallelen aus der mhd. poesie nach Zingerle, ferner, um die überleitung zu den modernen sammlungen herzustellen, die betreffenden nummern der Proverbia communia

1) E. Voigt, Ysengrimus, Halle 1884.
2) Vgl. s. 181 meiner ausgabe des Ruodlieb, Halle 1882.

und der Proverbia Germanica Bebels. Von modernen sammlungen sind besonders Körte, Düringsfeld und Simrock herangezogen, die ersteren beiden nach nummern, der dritte nach seiten zitiert, da in meiner ausgabe der Simrockschen sprichwörtersammlung die nummern ebenso wie die jahreszahl fehlen. Die quellen der sprichwörter habe ich nur hier und da angegeben. Über sie denke ich an einer anderen stelle im zusammenhang zu handeln.

Abkürzungen:

Zahlen ohne buchstaben bezeichnen die sammlung bei Müllenhoff-Scherer, Denkmäler I[3], 59–66.

F. = Fecunda ratis, s. o.
G. = Florilegium Gottingense, s. o.
O. = Spruchsammlung von Sct. Omer, s. o.
R. = Proverbia Rustici, s. o.
Sch. = Sprüche aus Scheftlarn, s. o.
B. = Bebels Proverbia Germanica, s. o.
E. = Erasmus, s. o.
Dür. = Düringsfeld, Sprichwörter der germanischen und romanischen sprachen, Teil I: Leipzig 1872, Teil II 1875.
K. = Körte, Sprichwörter der Deutschen, 2. Auflage, Leipzig 1861.
Pc. = Proverbia communia, s. o.
Sim. = Simrock, Die deutschen sprichwörter, 4. aufl., Basel, s. a.
Z. = Zingerle, Deutsche sprichwörter im mittelalter, s. o.

A.

1. Wer den aal hält bei dem schwanz, dem bleibt er weder halb noch ganz (Dür. I, 2).
Qui tenet anguillam per caudam, non habet illam. 192.

2. Wo aas ist, versammeln sich die adler (die raben). Math. 24, 28.
Vulturibus semper sunt nota cadavera villae. F. 394.

3. Adel allein bei tugend staht, aus tugend aller adel gaht (Körte 53).
Swer rehte tuot, derst wol geborn,
ân tugent ist adel gar verlorn. Freidank 54, 6.
Virtus nobilitat hominem, virtute relicta
Migrat in exilium nobilitatis honor. G. 203.

4. Niemand kann allen leuten allewege behagen (Tunnicius[1] 1297). – Wer's allen recht machen kann, ist noch nicht geboren (Sim. s. 446).

Nieman in allen
mac eben wol gevallen (Z. 11), Minnes. H. I, 207.
Errat homo vere, qui credat cuique placere;
Omnia qui potuit, hac sine dote fuit. G. 275.

5. Allzuviel ist ungesund (K. 124).
Quicquid erit nimium, datur experiendo nocivum. F. 495.

6. Alte soll man ehren, jungen soll man wehren.
Verbera debentur pueris, reverentia canis. F. 84.

7. Man kann dem alten vorlaufen, aber nicht vorraten (K. 152).
Raro senem sensu, sed habes praecedere cursu. 202.

8. Es ist kein ämtlein, es hat sein schlämplein (K. 193). – Ämtchen bringt käppchen (K. 195).
Officium nullum tam parvum, quin soleas (schuhsohlen) det.

9. Besser arm mit ehren, als reich mit schanden (K. 659). – Wenig mit recht ist besser als viel mit unrecht (Schulze, Die biblischen sprichwörter, Göttingen 1860, s. 68).
Justius est modicum quid diviciis sceleratis. F. 406.

10. Arme leute kochen dünne grütze (K. 4786). B. 208. Pc. 75.
Pultes exsorbet, non pulmentaria, pauper:
Utitur his habitis, non illis, forte quod absint. F. 691.

11. Aus den augen, aus dem sinn (K. 410). – Unkunde macht unminne. Pc. 166. B. 395. E. 150.
Ûz den ougen ist ûz dem muot. Z. 15.
Quisquis abest oculis, fructu privatur amoris. 100.
Saepius exclusum foris obliviscimur intus. F. 160.
Quicquid abest oculis, removetur lumine cordis. Wipo, Tetralogus 206.
Cor incendit oculus, ut stipulas foculus,
Voluptas non visa citius est elisa. Wipo, prov. 74.
Quod longe est ab oculis, longe est a corde. Anselm von Canterb., epist. I, 66.

12. Was das auge nicht sieht, beschwert das herz nicht (K. 411). Pc. 165.

1) Tunnicius, Die älteste niederdeutsche sprichwörtersammlung, hrg. von Hoffmann von Fallersleben, Berlin 1870.

Non oculo (oculis. G. 169) nota res est a corde remota. 134.

Saepe minus, quod non oculi videre, doletur. F. 179.

Vulgo dicitur: Quod non videt oculus, cor non dolet. S. Bernardus, Predigt zum allerheiligenfest.

13. Aussen rot, innen tot (Schellhorn, Teutsche sprichw. s. 124). – Aussen fix, innen nix (K. 447). – Aussen blank, innen stank (Tetzner, Deutsch. sprichwörterb. s. 40).

Res modo formosae foris, intus erunt maculosae. 205.

De pulcra subolent contracta piacula pelle. F. 45.

Nitens cutis sordidum demonstrat animum. Otloh 513, 15.

Quelle: Augustin, kommentar zu psalm 95, 3: Foris lucet, intus lutum est.

B.

14. Gegen den backofen ist schlecht gähnen. – Wer kann gegen backofen gähnen (K. 462). – Gegen den backofen ist übel gaffen (Sim. s. 36).

Es dunket mich ein tumber sin,
swer went den oven übergin. Freidank 126, 16. Pc. 402.

Est insufflare stultum fornacibus ore. 59.

Consumit flatum flans in fornacis hiatum. Sch. s. 1.

15. Es hilft kein bad am raben (Sim. s. 436). – Der raben bad und der huren beicht sind unnütz (K. 6098. Sim. s. 436).

Swer die krân tweht (wäscht), dâvon mêret sich ir swarzer glanz. Krone 2056. Andere zeugnisse aus mhd. dichtern Z. 84.

Albior estne quidem cornix studiosa lavandi? F. 63.

Balnea cornici non prosunt nec meretrici,
Nec meretrix munda nec cornix alba fit unda. G. 103.

In dem deutschen sprichwort ist bei der hure statt des leiblichen das geistliche bad eingesetzt.

16. Machte der bart heilig, so wär' der geisbock heiliger vater (Dür. I, 146). Wenn's auf den bart ankäm', wär' der ziegenbock könig (Tetzner, Deutsches sprichwörterb. s. 47).

Perspicuum satis est fatuas accrescere barbas,
Non omnes in pube genas prudentia condit. F. 689.

Si barbae sanctum faciunt, nil sanctius hirco. Eugen von Toledo bei Migne, Patrologia 87, 394.

Si quem barbatum faceret sua barba beatum,

In mundi circo non esset sanctior hirco. Odo von Ciringtonia, Parab. 52 (Voigt, Kleinere lateinische denkmäler der tiersage, s. 48).

In vestimentis non est sapientia mentis (Dür. I, 146).

Ähnlich: Es sind nicht alle narren beschoren (K. 5597) d. h. viele, die einen langen bart tragen, sind doch narren. – Pc. 472.

17. Wenn der bauer aufs pferd kommt, reitet er schärfer als der edelmann (K. 542). Kommt der bettler auf den gaul, wird er so stolz wie könig Saul (Sim. s. 55).

Enhein man sô nâhe schirt

sô der gebûr, der herre wirt. Freidank 122, 11. (Z. 17).

Sô swache liute werdent rîch,

So ist niht so unvertregelîch. Freidank 41, 8.

18. Es ist kein messer, das schärfer schiert, als wenn der bauer ein edelmann wird (Sim. s. 42). B. 537.

Scandit equum rabies cum stulto plurima servo. F. 229.

Paupere ditato nil acrius esse putato;

Crudeles inopes, dum veniunt ad opes. G. 71.

Quelle: Claudian, in Eutrop. 1, 181: Asperius nihil est humili, dum surgit in altum.

19. Ein bauer bleibt ein bauer, und wenn er schläft bis mittag (K. 554).

Cinge caput lauro, gemmis tege corpus et auro.

Qui fueras olim, manebis rusticus idem. G. 117.

20. Es fällt kein baum auf einen hieb (Dür. I, 164). – Es fällt keine eiche von einem streiche (Schellhorn, Teutsche sprichwörter 1797, s. 115).

Arbor per primum nequaquam corruit ictum. 11.

21. Wie der baum fällt, bleibt er liegen (Wächter, Altes gold in deutschen sprichwörtern, s. 18).

Ligna, per occasum quod nanciscuntur, habebunt. F. 379.

Non aberit lignum, ruerit quocunque locorum. Arnulf, Deliciae cleri 193.

22. Den baum muss man biegen, weil er noch jung ist (K. 575).

Laudant artifices baculum, quem flectere possunt,

Et puerum parere minis servilibus ultro. F. 773.

Statt servilibus ist wohl senilibus zu lesen: 'den drohungen älterer'.

Dum curvare potes vel curvam reddere virgam,
Faxis, ut ad libitum stet tua virga tuum . . .
Sic homo, dum puer est, doceatur iussa tenere. Alanus, Parab. VI, 61.

23. Wie der baum, so die frucht (Körte 568). – Den baum erkennt man an der frucht, den buben an der zucht (Sim. s. 44).
Von obeze wirt der boum erkant. Freidank 86, 21. – Pc. 93; 299.
Arbor sit qualis, fas est cognoscere malis. 12.
Fructibus ex propriis arbor cognoscitur omnis. Otloh, Proverbien bei Pez, Thes. anecd. nov. III, 2, 101.
Quolibet in pomo sentitur stirpis origo. Sch. s. 218.

24. Die zeit ist vorbei, da Bertha spann (K. 8868).
Hoc quoque cum multis abiit, cum Bertheca nevit. F. 241.

25. Ein bettler neidet den andern (Sim. s. 55). – Es ist dem einen bettler leid, dass der andere vor den türen steiht (K. 762). – Pc. 673.
Pro foribus stantem fastidit egenus egentem. 172.
Ante fores pauper turbatur, dum venit alter. Zeitschr. 9, 88, 39.

26. Eine biene ist besser als ein ganzer schwarm fliegen (Sim. s. 57). – Pc. 39. B. 25.
Praestat apes una immensis per moenia muscis. F. 123.

27. Blinder mann, ein armer mann, hätt' er auch samt und seide an (Sim. s. 60).
Lumina qui dolet eruta, non gemit irrita damna. F. 302.

28. Was der bock an ihm selber weiss, dasselbe zeihet er die geiss (Gruber, Floril. ethico-politicum 3, 98. K. 843).
Aestimat esse caprae vitium, quod scit caper in se. 58.
Creditur omne caprae, quod cognoscit caper in se. 30.
Quod caper in sese scit, capram credit habere. Sch. 41.
Credit inesse caprae caper hoc, quod deputat in se. Voigt zu F. 43 aus einer Münchener handschrift.

29. Böcke melken.
Proficimus, ceu lac distenditur ubere capri. F. 519.

30. Wer den bogen überspannt, der sprengt ihn (Sim. s. 62). Dehein boge sô guot ist, man muge in spannen, daz er brist. Freid. 108, 1. – Pc. 104. B. 222.

Fortius intentus frangetur saepius arcus. 69.

31. Wes brot ich esse, des lied ich singe (K. 927). Z. 23.

Cuius enim panem manduco, carmina canto. F. 445.

32. Gleiche bürde bricht keinem den rücken (K. 985).

Glîche burde brichet nieman den ruck. Z. 23.

Aequa et communis non frangit sarcina dorsum. F. 107.

Viribus aequa solet non frangere sarcina collum. Isengr. 1, 681.

D.

33. Wenn der dieb sich nähren möchte (– retten könnte), käm' er nicht an den galgen (Sim. s. 83).

Non suspendetur se iudice quisque latronum, 137. F. 249.

34. Je mehr man den dreck rührt, je mehr stinkt er.

Swer daz hor und den mist rüeret, daz ervûlet ist, der findet niuwan stank (Krone 1486). – Pc. 799. B. 66.

Stercus olet foedum, quo plus vertendo movetur, 229. F. 113.

Dicitur ecce lutum fetorem reddere motum. 43.

Plus hinc fetebit, quo stercus quisque movebit. R. 69.

E.

35. Wächst die ehre spannenlang, so wächst die torheit ellenlang (K. 1246). – Wein, weiber und würden ändern den ganzen menschen (Sim. s. 624).

Êr unde guot verkêret muot. Z. 61. – E. nr. 6.

Mutantur mores, quando mutantur honores. 35.

Motio crebra viri sed non promotio salva. F. 585.

Das wortspiel: motio – promotio scheint Egberts erfindung zu sein. Der gedanke selbst kommt nicht selten vor, z. b.:

Summa probos mutare potentia mores Dicitur. Gunther., Ligur. 1300.

Permutant mores hominum, cum dantur honores. Eberh., Bethun. Laborint. III, 117, wozu Terentianus Maurus, De versificatione 118 noch den pentameter setzt:

Corde stat inflato pauper, honore dato (Suringar, Over de Prov. comm. 25).

Honores mutant mores, sed raro in meliores. Petr. Bles. Epist. 15.

Saepe suos mores homo mutat propter honores. Neander, Vers. veteres proverbiales leonini s. 316.

Dasselbe, was hier von der ehre gesagt wird, wird auch dem reichtum zugeschrieben:

Grôz gewalt und irdisch guot verkêrent wîser liute muot (Renner 6003).

Divitiae mores mutant non in meliores,

Mutantur mores, cum comitantur opes. Neander, Vers. vet. prov. leon. s. 272.

Saepe solent census hominis pervertere sensus. Neander a. a. o. s. 314.

Als bild für einen emporgekommenen parvenü dient der hinaufkletternde affe:

Je höher der affe steigt, je mehr er den hintern zeigt (K. 82).

Als een aap te hoog will klimmen,

Vertoont hij ligt sijn kale billen, holländisch bei Suringar, Over de Prov. comm. s. 34.

36. Eilesehr brach den hals (K. 1324).

Incaute cecidit, temere quicunque cucurrit. 83.

Nemo nimis propere didicit nocitura cavere. O. 146.

Qui festinabit, non hunc deus ipse iuvabit. O. 258.

Ut non respiciat, qui sic discurrere temptat,

Forte cadet, quo non surgendi copia detur. F. 715.

37. Man muss das eisen schmieden, solange es warm ist.

Die wîl daz îsen hitz ist vol, vil bald man ez denn snîden sol. Z. 28. – Pc. 25.

Dum calidum fuerit, debetur cudere ferrum. F. 385. R. 57.

Tundatur ferrum, dum novus ignis inest. Is. 1, 400.

38. Auf dem eise ist nicht gut gehen (Sim. s. 107). – Wenn dem esel zu wohl ist, so geht er aufs eis und bricht ein bein (K. 1513, 1516).

Swenne dem esel ist ze wol, sô gêt er tanzen ûf daz îs. Z. 29.

Swer loufet ûf dem îse, der ist unwîse (zitiert von MS).

Curritur in glacie vehementer ab insipiente. 37.

Qui currit glaciem se monstrat non sapientem. 180.

39. Ende gut, alles gut.

Ist daz ende guot, sô wirt ez allez guot. Z. 28.

Ichn schilte niht, swaz iemen tuot,
und machet er daz ende guot. Freidank 63, 20. – B. 475. E. 80.
Omne bonum pulchre veniens in fine beatum. F. 8.

40. Guter und böser engel.
Angelus artifici bonus et malus ipse ministrat:
Ut sit in auxilio bonus, et probet alter, habetur. F. 893.
Est homo spiritibus commissus quisque duobus,
Unus custodit, alter subducere quaerit. G. 335.

41. Der esel und sein treiber denken nicht überein (K. 1507).
Idem animus non est asino pueroque minanti. F. 258.
(minari mittellt. = vieh drohend treiben, fr. mener.)
Optat sic asinus, tendit agāso (der eseltreiber) secus. Is. 4, 367.
En aliud minans, aliud meditatur asellus. Nigellus, spec. stult. (ed. Wright) s. 4.

42. Ein esel geboren, ein esel gestorben (Düringsfeld I, 15). – Der esel bleibt ein esel, und käm' er gen Rom (K. 1533).
In quo nascetur asinus corio morietur, 93. O. 117.
Dosinus est asinus genitali pelle potitus. F. 353.
Derselbe gedanke ist auf den wolf übertragen:
In qua pelle lupus modo nascitur, hac morietur. F. 240.

43. Wat den eenen sin uhl is, is den annern sin nachtigall.
Quae prosunt illis, oberunt animantibus istis:
Stat cita mors hominum, serpentis vita venenum, 178.
Effera mors hominis, serpentis vita venenum. F. 420.
„Das gift ist der tod des menschen, das leben der schlange", weil die schlange nach antikem glauben sich von giftkräutern nährt.

F.

44. Faulheit lohnet mit armut (K. 1623).
Subiacet, ut semper, solitis ignavia damnis. F. 307.
Manus sine opere mendicabit propere. Wipo, prov. 82.

45. Wenn das ferkel träumt, so ist es von trebern (Sim. s. 126). Pc. 110.
Adveniunt macrae de pastu somnia scrofae, 5.
Nocte suae[1] macra videt escae sus simulacra. O. 168.

1) H. sua.

46. Wenn man dir das ferkel bietet, so halte den sack auf (K. 1674). – Wem das ferkel geboten wird, soll den sack bereit haben (Sim. s. 126). – Pc. 95.

Cum tibi praebetur porcus, mox pala petetur[1]. R. 25.

47. Gebranntes kind scheut das feuer (K. 4216). – B. 566.

Ich fürhte als ein verbrantez kind (Urstende 103, 23).

Laesus ab igne puer timet illum postea semper, 101.

Territus igne semel post haec puer odit eundem. F. 106.

Homo ustulatus ignem timet. Candidus, vita Eigilis, c. 5.

Auf die katze übertragen:

Igne semel tactus timet ignem postmodo cattus, 79.

Ähnlich: Gebrühte katze scheut auch das kalte wasser (Sim. s. 292).

48. Je näher dem feuer, je heisser (K. 1701). – Pc. 802.

Als der sich nâhe biutet zuo der gluot,

Der brennet sich von rehte harte sêre. Rudolf von Fenis, Minnesangs frühling 82, 13.

Tanto plus calidum, quanto vicinius igni, 378.

49. In solchen wassern fängt man solche fische (Sim. s. 131). – In grossen wassern facht man grosse fische, in kleinen wassern gute fische (Agricola 1548, 189). – Pc. 437.

In tali tales capiuntur flumine pisces, 94.

50. Wer fische fangen will, muss vorher die netze flicken (Sim. s. 131. K. 1750).

Rete parat nummis, qui piscem captat[2] in undis. Sch. 57.

51. Man soll nicht eher fliegen, als bis man federn hat. – Er will fliegen, ehe er flügge ist (Sim. s. 134).

Sun, sô der vogel ê rehter zît
Von sînem neste fliegen wil,
Sich selben er vil lîhte gît
Den tumben kinden zeinem spil (Z. 160 und 199, wo auch andere mhd. parallelen).

Nidos destituens sine pennis corruit ales. F. 165.

1) Statt petetur ist wohl paretur zu lesen; pala muss hier ‚sack' bedeuten, sonst heisst es grabscheit, wurfschaufel.

2) Hs. capit, Voigt cepit, was aber dem sinne nicht entspricht.

52. Besser ehrlich geflohen, denn schändlich gefochten (Sim. s. 135).

Quam male pugnare, jucundius est fugitare. Sch. 35.

53. Die karge frau geht am meisten zur kiste. Pc. 203.

Coniugis est parcae, conclave frequenter adire, 27.

54. Viel geld, viele freunde. Nimmer geld, nimmer gesell. – Wo geld kehrt und wendt, hat die freundschaft bald ein end (Sim. s. 174).

Die wîle, daz ich bî guote bin,
sô hân ich friunde und hôhen sin:
swindet aber mir daz guot,
so swindent friunde und hôher muot (Renner 1596; s. Z. 39, wo noch andere mhd. belege).

55. Alte wege und alte freunde soll man in würden (ehren) halten (Sim. 613. K. 8209).

Guoten vriunt alten
sol man wol behalden. Kaiserchr. 121, 24. (Z. 41.) Dür. I, 62.

Callis et antiquus tibi non vilescat amicus, 21.

Nemo viam veterem vel amici spernat amorem, 117.

Non callem veterem, non obliviscere amicum, F. 190, wo veterem auch zu amicum gehört.

Calles antiquos serva veteres et amicos. G. 29.

Candidiore novo veterem non cambio callem. Is. 4, 727.

Saepe viatorem nova, non vetus, orbita fallit:
Sic socius socium non vetus, immo novus. Alanus, Parab. I, 13. Vgl. Ruodlieb, ausgabe von Seiler s. 64.

Cum tua bursa sonat, comitem te turba coronat;
Exhausto sonitu fies comes ipse tibi tu, G. 37.

56. Der frosch lässt das quaken nicht (Sim. s. 150).

Turpes rana sonos, nullum solet edere melos,
Ranae continuant hac tempestate coaxem. F. 325.
Hac tempestate ist glossiert durch in tempore sibi concesso, heisst also 'in dieser zeitlichkeit, so lange sie leben'.

57. Setz einen frosch auf goldnen stuhl, er hüpft doch wieder in den pfuhl (K. 2021). – Pc. 484. B. 297.

Rana super sedem velocius exit honorem. F. 11.

Rana petit saltum, quamvis ponatur in altum. Neander, Vers. vet. prov. leon. s. 308.

58. Aus böser wurzel üble frucht (Sim. s. 652). – Die frucht ist wie der baum (Sim. s. 151).

Radix saepe mala producit pessima mala, 200.

59. Frühregen und frühe bettelleut',
die bleiben nicht, bis' zwölfe läut't (K. s. 557, 10).
Non multum metuas matutinum hospitem et imbrem. F. 263.

G.

60. Gaben macht der wille gut (K. 2127).
Cum tibi praebetur laeto vultu, quod habetur,
Si non est multum, dantis tamen accipe vultum. G. 183.
Hospitis in mensa vultum, non fercula pensa. Neander, Vers. vet. prov. leon. s. 284. Werner (s. u. s. 286).

61. Geben ist seliger denn nehmen (K. 2208).
Geben tuot dem milten baz dan enphâhen. Freidank 86, 12.
Accipiente manu potiorem iudico dantis. F. 377.
Lucra beatius est dare quam suscepta fovere. F. 559.
Clauditur ad dandum vola, panditur ad capiendum:
Pendere, quam prendat, satius, qui caelica captat. Arnulph, Del. cleri, 385.

62. Du sollst nicht allen geistern glauben (Sim. s. 168). – Pc. 494. B. 98.
Omni spiritui tu semper credere noli, 147.

63. Gelegenheit macht diebe (Sim. s. 176). Pc. 614. B. 317.
Res docuit multas furari saepe facultas. O. 269.

64. Jeder gilt, soviel er hat (K. 3937).
Quantum ditetur, tantum valet et vir habetur. O. 253.

65. Er wächst wie die reife gerste (K. 2517).
Der sinn ist ironisch: er nimmt ab. – Pc. 409.
B. 358: Hic crescit ut maturum hordeum, h. e. decrescit, uti solet hordeum iam maturum.
Pullulat iste puer matura ut hordea messe. F. 591.

66. Was geschehen soll, das fügt sich wohl (Sim. s. 183).
Swaz geschehen sol, daz geschiht. Freidank 132, 6. Z. 50.
Absque suo nihil eventu consistere dicunt. F. 6.

67. Einem geschenkten gaul sieht man nicht ins maul. Pc. 480. E. 68. B. 515.

Cum dabitur sonipes gratis, non inspice dentes, 34.
Si tibi donatur quis equus, non dens videatur. R. 45.
Gratis equo oblato non debes pandere buccas. F. 128.
Gratis equo oblato ne contempleris in ore,
Ut numeres dentes, matris quibus ubera suxit. F. 845.

Anders gewandt:

Non nimis urgeri debet, qui commodat ultro,
Creber in os largae ne speculeris equae. Is. 3, 898.

68. Gewalt geht vor recht (K. 3592, 3, 4). – Rechten ist bös, wo gewalt richter ist (K. 6224). – Pc. 22. B. 17.

Justitiam opprimit invitam violentus et exlex. F. 315.

69. Jung gewohnt, alt getan. – Gewohnheit ist die andere natur (K. 2653).

Den site ein man unsanfte lât,
Den er von jugent gewonet hât. Freidank 108, 17.
Unde homo consuescit, vix unquam linquere nescit, 243[1].
Haud facile emergit, quod primo in fune domandus
Discit equus tener in freno mollisque capistro. F. 653.

Nach Horaz, ep. I, 2, 64.

Quo tener aptatur equus, illo more fruatur,
Freno laetatur, quod sibi ferre datur. R. 71.

70. Gleich und gleich gesellt sich gern. – Liebe macht gegenliebe (Sim. s. 340). – Pc. 365. B. 485.

Ein ieglîch suochet sîn glîchen. Morolf 508.
Als ein sprichwort, daz dâ stât:
Swâ gelîch sîns gelîchen hât,
dâ sîn beidiu wolgemuot. Z. 55.
Compar amat similem, quod amatur, amabit amantem, 26.

71. Das glück ist kugelrund (K. 2720).

Gelücke ist sinewel als ein bal. Freidank 114, 27. Weitere mhd. fassungen Z. 56.

Vertitur, heus! rerum mutabilis ordo vicissim. F. 278.

1) Unde hier 'woran', vertretung eines ablativs, vix verstärkt die negation in nescit.

72. Es ist nicht alles g o l d, was glänzt.

Ez enist nicht allez gold daz dâ glîzzit. Pfaffe Konrad 71, 14. Pc. 623. B. 324. Z. 58.

Aes quodcunque rubet, non credas protinus aurum. F. 121.

Non teneas aurum totum, quod splendet ut aurum. Alanus, Parab. 3, 1.

Omne, quod est rutilum, nomen non accipit auri;

Non aurum dico, quidquid fulgore superbit. Petrus de Riga de scta. Susanna 9 (bei Hildebert ed Beaugendre 1232).

73. G o l d noch so rot gibt der hungrige für brot. – Kein gold so rot, es muss heraus für brot (K. 2827). – Es ist kein gold so rot, oder es muss weichen dem brot (Zfda. 8, 362).

Praecarum penuria dat pro panibus aurum. F. 154.

74. Wer andern eine g r u b e gräbt, fällt selbst hinein.

Vil dicke er selbe drinne lît, der dem andern grebt die gruoben. Spervogel, Minnesangs frühling 22, 29. (Z. 60.)

Effodit foveam vir iniquus et incidit illam, 53.

H.

75. Ein rauch, ein bös weib und ein regen sind einem h a u s e überlegen (Sim. s. 441. Dür. I, 303).

In dem hûs sind drîer hande schaden:

Regen, rauch, ein bœse wîp, der dâ mite ist verladen. Minnesinger Hagen 3, 423.

Sunt tria damna domus: imber, mala femina, fumus, 232.

A fumo, stillante domo, nequam muliere

Te remove; tria namque solent haec semper nocere. Lütticher hs. des 14. jhs. bei MS. XXVII, 2, 232.

76. Aus anderer leute h a u t ist gut riemen schneiden (K. 6356).

Aus frembder heut breit riemen schneid. Burkhard, Waldis 4, 35, 26. Pc. 776. E. 50. B. 245.

Corrigias excide alieno in tergore largas. F. 271.

77. Der h e h l e r ist so gut als der stehler (K. 3356).

Criminis adiutor reus est censendus et auctor, 31.

78. Das h e m d ist mir näher als der rock (K. 3403). – Pc. 522.

Nam vicina quidem vulgatur ependima (ἐπένδυμα) vestis,

Interulae sed sunt propiora iuvamina carni. F. 607.

79. Eigener herd ist goldes wert.

Weistu, wie der igel sprach: „vil guot ist eigen gemach.“ Spervogel, Minnesangs frühling, 26, 34. – Pc. 336. B. 453.

Est dictum verum: privata domus valet aurum, 57.

Quo pretio possunt habitacula priva liceri?
Censeo pro magno, propriis considere tectis. F. 1194.
Lar proprius, licet exiguus, calet et valet aurum. G. 98.

80. Heute rot, morgen tot. – Heute stark, morgen im sarg, und andere gegenüberstellungen von heute und morgen K. 3520–3531.

Hiute liep, morgen leit, hiute wol, morne wê und ähnliche gegensätze Z. 68.

Lux manifesta hodie, sed crastina caeca diei. F. 141.

Genauer stimmt zu den deutschen sprichwörtern:

Luna hodierna bona est, crastina vero nocens. Is. III, 680.

81. Mit grossen herren ist nicht gut kirschen essen (K. 3441).

Wer mit herren ezzen wil
kirsen, dem werden gern die stil
geworfen in die ougen
ofenlîch und tougen. Z. 83.

Cerusa cum dominis non consulo mandere servis:
Mandunt matura, sed relinquunt sibi (mlt. für illis) dura.

In anderer lesart: Tollunt matura sed proiiciunt tibi dura[1]. G. 74.

82. Klarem himmel und lachenden herren ist nicht zu trauen (Sim. s. 245). – B. 40.

Sîn wolkenlôsez lachen bringet scharpfen hagel. Walther v. d. V. 29, 13.

Ridenti domino diffide poloque sereno, 208.

Ridenti domino nec caelo crede sereno:
Ex facili causa dominus mutatur et aura. Neander, Versus veteres prov. leon. s. 309.

Gratia magnatum nescit habere statum, ebenda s. 283.

Auf das weib übertragen:

Ex facili causa mulier mutatur et aura. Zeitschr. 9, 86.

83. Was dem herzen gefällt, das suchen die augen (Sim. s. 247). –

1) So ist zu ändern bei Düringsfeld I, 708, wo steht: tollunt matura et tibi proiiciunt dura.

Wer etwas liebes hat, läuft danach; wer etwas wundes hat, fühlt danach (friesisch, Zfda. 8, 354).

Si sint doch gerne einander bî, daz ouge bî dem herzen, der vinger bî dem smerzen. Gottfrid, Tristan 413, 40.

Wanda ouh proverbium ist: „ubi amor, ibi oculus.“ Notker, Boethius 160 (Hattemer).

Illic est oculus, qua res sunt, quas adamamus,
Est ibi nostra manus, qua nos in parte dolemus, 81. G. 334.
Sicubi torret amor, mirantur lumina formam,
Crebra manus palpat, quo membra dolore coquuntur. F. 12.

84. Wenn der himmel einfällt, sind alle lerchen gefangen (K. 3542). – Wenn der himmel zusammenfällt, sind alle vögel gefangen (Düringsfeld I, 735). – Jetzt gebräuchlich in der form: Wenn der himmel einfällt, sind alle sperlinge tot.

Si caelum rueret, volucrum captura valeret. O. 293.

85. Viel hirten, übel gehütet (Sim. s. 252).

Je mer hirten, je wirser gehut. Schwabacher Sprüche 161.

Plus vigilum quanto, minor est custodia tanto, 168.

86. Hochmut kommt vor dem falle (K. 3584). – Wer hoch klimmt, der fällt hart (Sim. s. 253).

Hôchvart stîget manegen tac,
unz si niht hœher komen mac;
sô muoz si nider vallen. Freid. 28, 23.
Unmâze und hôchvart,
die muezen dicke vallen hart. Welscher gast 10635.

Andere mhd. parallelen Z. 69, 196.

Cogit honoripetas laus vana subire ruinas, 24.
Inflat vicinam se spiritus ante ruinam. Zfda. 30, 266.
Pœnas maiores lucratur gloria maior, 160.
Qui petit alta nimis, retrolapsus ponitur imis, 188.
Saepius ille cadit, qui ver sublimia vadit, 212.
Extollens animus, dum nititur alta labescit[1]. F. 137.

87. Kein honig ohne gift (Sim. s. 260). – Eitel honigrede ist nicht ohne gift (K. 3678).

Mel posui famulis, non virus et ulcera fovi. F. 226.

1) Handschrift: labascit.

Reddere gaudet homo nequam pro melle venenum. Anonymus Neveleti X, 11.

Invidiis ant stultitiis hunc indico plenum,

Qui propriis reddit sociis pro melle venenum. G. 260.

Auf lateinischem wortspiel mel–fel beruht auch der sprichwörtliche gegensatz: honig und galle. Z. 71, 72, 194.

88. Honigessen ist gesund, zu viel macht speien (K. 3667). – Zu viel honig ist bitter. – Wer viel honig schluckt, muss viel wermut schlucken.

Non prodest adeo tibi mel multum comedenti. F. 450.

89. Wer honig lecken will, muss der bienen stachel nicht scheuen (Sim. s. 260). – Der honig ist nicht weit vom stachel (Sim. 260).

Nû seht, daz honc, swie süeze es sî,
da ist doch lîhte ein angel bî;
des honges süeze wære guot,
wan daz vil wê der angel tuot. Freidank 55, 15. Z. 71.

Wil er daz hönic ezzen, sô souge den angel. Heinrich von Melk, Priesterleben 552 (561).

Aspera portet apum, qui dulcia sugat earum, 14.

Mel mandens patiatur acum sub melle latentem. F. 108.

Qui favum lingunt, apis illos spicula pungunt. Sch. 15.

Non sine laboribus maxima parantur,

Dulce mel qui appetunt, saepe stimulantur. Carmina Burana 50, 33, 3.

90. Hühner scharren rückwärts. Pc. 418.

Gallina, ut semper (glosse: scilicet solet) trahit anteriora retrorsum. F. 50.

91. Der hund (ursprünglich hahn) ist tapfer (auch: freudig) auf seinem mist (Sim. s. 265).

Jeder hund auf seinem mist,
Für ander drei geherzer ist. Z. 197. – Pc. 313. B. 312. E. 83.

In foribus propriis canis est audacior omnis, 87.

Confidens animi canis est in stercore noto. F. 239.

92. Es ist dem einen hunde leid,
dass der andere in die küche geiht (K. 3755). Z. 74.

Der hunt, der mac des (oder: enizzet) höuwes niht
und grînt doch, sô erz ezzen siht. Freidank 138, 11.

Bos praesepis eget, canis hunc abstemius arcet, 19.

Nam livor, quibus est plenus, vetat ossa caninus. F. 65.

Quia vulgo dicitur, quod „canis non vult socium in coquina“. Bonaventura Dict. Sal. cap. 6.

Faeno canis incubat acer,
Inde boum rictus admotis morsibus arcet,
Bubus non cupiens, quod sumere non potis ipse est. Amarcius II, 512 (Serap. XVI, 112).

93. Lass die hunde bellen, wenn sie nur nicht beissen (K. 3732). – Bellende Hunde beissen nicht (Sim. s. 264).

Grînenden hunt, der nie gebeiz, solt ir hart fürchten niht. Helbling 8, 544, Z. 73. – Pc. 746. B. 72. E. 34.

Nemo canem timeat, qui non laedit, nisi latrat 114. (nisi für nisi non).

Ignavum mordere canem haud vereare latrantem. F. 78.

94. Alte hunde sind bös ziehen (Sim. s. 264). – Ein alter hund ist bös bändig zu machen (K. 3758).

Swer alten hunt an lannen leit,
der vliuset michel arbeit. Freidank 109, 26. Z. 73. – Pc. 576. B. 272. E. 206.

Non facile vetulus canis est in fune docendus[1], 132.

Est annosa canis vix assuefacta catenis, 56.

Ire catenatus nescit canis inveteratus. Is. IV, 728 (Anm.).

Tardum est, annosos discere vincla canes. Is. IV, 728.

95. Der hund frisst wieder, was er gespieen hat (Sprüche 26, 11).

Immundus canis immundam sorbebit orexim. F. 118.
Orexim ist glossiert durch vomitum.

96. Mit schlafendem hunde erjagt man keinen hirsch (K. 3767). – Mit unwilligem hunde fahet man nicht (K. 3768).

Ez wirt vil selten hirz erjeit mit slâfendem hunde. Wigalois 2883. Z. 375. – Pc. 511. B. 284. E. 102.

Exhaustis canibus bene non venaberis unquam. F. 176. – Vgl. nr. 179.

97. Wenn alte hunde bellen, ist es zeit, dass man ausschaut (K. 3728). – Pc. 16. E. 70.

1) Voigt (Zfda. 30, 269) schlägt dafür ducendus oder minandus vor.

Vera solet canis interdum gannire senilis. F. 511.

Respice, quaeso, foris vocem canis senioris (aus Westfalen, Mone, Quellen und forschungen s. 192).

Latrat annosus, foris aspice, quaeso, molossus. Neander, Versus veteres prov. leon. s. 288.

98. Wenn man den hund schlagen will, so hat er leder gefressen (K. 3745). – Wenn man dem hunde zu will, so hat er leder gessen. Agrikola (1548) 117. Pc. 34.

Suspendens catulum: vorat, inquit, opus coriorum. Sch. 6.

99. Im hundestall soll man nicht nach bratwürsten suchen (K. 898).

Si lecto quaeris canis unctum, stultus haberis. O. 291. Vgl. Horaz, Sat. II, 5, 83.

100. Hunger und durst singen keinen alt (K. 3794).

Mendicans bene non poterit cantare Camena.

Mendicans dispergit epos tenuatque Thalia.

Esuriens Cliö defrudat laudabile carmen. F. 211, 212, 213. Epos wird glossiert durch: 'utile carmen, inde epica pagina, i. e. laudabilis', also ein preiswürdiges lied. Defrudat wird glossiert durch mutilat, verstümmelt, beeinträchtigt.

Triste fames cantat. Is. V, 901.

101. Hungrige fliegen beissen scharf (K. 1783). – Hungrige flöhe tun wehe (K. 1799).

Eine hungrige laus beisst am ärgsten (Dür. I, 787). – Pc. 206. 396. B. 264.

Polipes esuriens mordere magis perhibetur. F. 584.

Qui macie sordet pediclus plus intima mordet. O. 256. Polipes wird glossiert durch: 'pediculus, a multis pedibus', also laus; pediclus ist = pediculus.

102. Was von huren gesäuget, ist zu huren geneiget (K. 3830).

Was von huren geborn, ist zur hurn erkorn (Weidner, Teutsche spr. bei Gruter III, 100).

Mutter ein hur, tochter eine hürlin (Eiselein, Sprichw. d. d. volkes s. 336).

Eine faule hure, eine faule tochter (Tunnicius 256).

Die mutter gibt so guten kauf, als die tochter (Tunnicius 51). B. 199.

Quam cuperet meretrix, incestas vivere cunctas.

Castigat natam 'quod sum, ne desere, scortum'. F. 30. 31.

Filia moechatur, quae moecha matre creatur. Gartner, Proverbialia dicteria § 67.

J.

103. Ja und nein scheidet die leute. - Ja und nein ist ein langer streit. K. 3878. – Pc. 427.

Est, Non! dedicat, abnegat et facit ambiguas res. F. 596.
Dedicat wird durch affirmat glossiert.

104. Es sind nicht alle jäger, die das horn blasen (Düringsfeld I, 18).

Es sind nicht alle jäger, die das horn gut blasen (Sim. s. 273). – Pc. 649. B. 480.

Non est venator omnis, qui cornua sufflat;

Pastores etiam dicuntur cornua flare. 129.

Der zweite vers ist nur ein erklärender zusatz des sammlers des Wiener Florilegs, gehört aber nicht zum alten spruch.

K.

105. Was nutzt's (bei K. 4053 falsch: schadet's), wenn sich der kahlkopf kämmt (Sim. s. 284). – Pc. 749.

Gaudebat super invento sat pectine calvus;

Quam melior foret inventus sibi pilleus unus,

Calvitiem unde suam recrearet sole geluque. F. 1018–20.

106. Die katze frisst gern fische, sie will aber nicht ins wasser (Sim. s. 291). Die katze mag wohl fische, aber sie will sich die pfoten nicht nass machen (Düringsfeld I, 871).

Cattus amat pisces, sed non vult crura madere. F. 336.

Eine verallgemeinerung dieses spruches mit weglassung der katze ist:

Si quis amat piscem, debet sua crura madere, 222.

Bei Düringsfeld I, 871 ohne quellenangabe:

Felis amat pisces, sed aquas intrare recusat.

Cattus amat piscem, sed non vult tangere flumen. Werner (s. u.).

Pisci cattus hiat, nec vult, quod pes madefiat.

107. Meist frisst katz und hund was man spart für den mund (K. 4149). – Sparmund fritt katt und hund (K. 7022).

Quod cras servatur, a catta saepe voratur. Sch. 39.

108. K a t z aus dem haus, rührt sich die maus (K. 4143). Wenn die katze nicht zu hause ist, springen die mäuse über stuhl und bänke (Sim. s. 290).

Als die katze ûz kumet, so rîchsent die miuse. Z. 79. Pc. 276. B. 430.

Quo non versantur catti, mures dominantur. O. 252. R. 14. Bei Düringsfeld I, 874 stehen noch folgende fassungen ohne quellenangabe:

Fele comprehensa, saltant mures in mensa.
Dum felis dormit, mus gaudet et exsilit antro.
Dum dormit felis, spoliant penuaria mures.
Bella gerunt mures, ubi cattum non habet aedes[1].

Aus Wegeler: Philosophia patrum nr. 1591–92:

Libere agunt mures, careant si felibus aedes.
Murilego sorex absente fit hospitio rex.

109. Die k a t z e fängt die mäuse nicht in handschuhen (Sim. s. 290).

Qui cirothecatur, cattus bene non soricatur. O. 250.

110. Gebrühte k a t z e scheut auch das kalte wasser (Sim. s. 292).

Igne semel tactus timet ignem postmodo cattus, 79.

111. K a t z e n k i n d e r lernen wohl mausen (Sim. s. 290). – Katzenkinder mausen gern (Düringsfeld I, 879). – Pc. 143.

Muricipis proles cito discit prendere mures, 109.
Prendere maternam bene discit cattula praedam, 169.
Cattae progenies discit comprendere mures. Sch. 21.
Cattorum nati sunt mures prendere nati. Düringsfeld I, 879.

112. Der k e s s e l schimpft immer den ofentopf (Sim. s. 295). Der topf lacht über den kessel (Sim. s. 565). – Der topf verweist es dem kessel, dass er schwarz ist (Sim. s. 565). – Schornstein schimpft das ofenloch (Düringsfeld II, 467).

'Phi' sonuit fuscum ridens ardaria furnum, 163.

Ardaria ist = mittellt. ardarius von ardere, mhd. brâtære. Voigt erklärt (Zfda. 30, 265): 'Der bratenwender höhnt, weil von glänzendweissem zinn oder silber, das schwarze ofenloch.' In allen anderen hierhergehörigen sprichwörtern lacht aber nicht ein glänzendes gerät

1) Aus Ritzius, Florilegium adagiorum (Basel 1728) s. 34. Bei Werner (s. u. s. 286): Bella movent mures, ubi murilego caret aedes.

über ein schmutziges, sondern ein schmutziges über das andere (s. o.), wozu es doch kein recht hätte. Vgl. noch bei Düringsfeld a. a. o.: 'Der hafen hat der pfanne nichts aufzuheben' und 'Die pfanne ist so schwarz als der hafen'. Also ist auch der ardarius vom feuer berusst und schwarz. Bei Düringsfeld II, 467 ist noch angeführt:

'Vae tibi tam[1] nigrae', dicebat caccabus ollae.
'Ecce, quam niger es', sic dicit caccabus ollae.
'Taeter es, ecce lebes!', ait olla, 'pudescere debes'.

113. Wer sich an alten kesseln reibt, wird gern ramig (Sim. s. 295).

Swer sich an alte kessel rîbt, der empfâhet gerne râm. Z. 80.
Tangentem cacabi maculat fuligo vetusti, 231.

114. Heimerzogen kind ist bei den leuten wie ein rind (K. 4224).
Man hât ein heime gezogen kint
ze hove dicke für ein rint. Freidank 139, 14ab.
Est puer, in patria, bos, qui nutritur, in aula, 60.
Nutritus ruri solet urbi brutus haberi, 143.
In curte est pecus adveniens nutritus apud rus. F. 19.
Quem cum matre videt nutritum, curia ridet. Mone, Anz. 7, 506, 116.
Pro bove pone lares altum patrios reputares;
Comparo rite bovi, quem saepe domi fore novi. Mone a. a. o. 117.

115. Wer sich mischt unter die kleie,
Den fressen die säue (K. 4286).

Wer sich under die klîgen mischet, den ezzent diu swîn. Diutisca I, 325. Z. 136.

Jure canes rumpunt maculantem furfure vultum. F. 9.

Esca fies canibus, fueris si furfure mistus. Eugenius von Toledo bei Migne, Patrologia 87, 393.

Der hund ist der ältere in diesem sprichwort; er erhielt den kleienbrei; später, als die schweinezucht zunahm, bekamen ihn die schweine. Daher wurde auch im sprichwort statt des hundes das schwein eingesetzt. Voigt, Is. LXXIII.

116. Lange krankheit, sicherer tod (K. 4429). — B. 306.
Dura valetudo certissima mortis imago;
Longus item languor fatalem tendit ad urnam. F. 273.

1) Tam fehlt bei Düringsfeld.

117. Der krug geht so lange zu wasser, bis er bricht (Sim. s. 317). – Pc. 42. B. 27.

Der krug geht als lang zu wasser, bis das ihm der henkel abbricht (Schwabacher spr. 133).

Ollula tam fertur ad aquam quod fracta refertur, 145.

Haustibus assiduis fictilis urna perit. Ritzius, Florileg. adagiorum s. 110.

118. Um des fettes willen leckt die katze am leuchter. – Pc. 560.

Causa taurorum iuga lambit lingua luporum. O. 46.

[Quod vel] ovis cupide vas lingit salis amore. Ruodlieb (Seiler) VI, 32.

119. Guter lehrling, guter meister (Sim. s. 334).

Fit bonus auditor doctrinae saepius auctor, 66.

120. Nach freud folgt leid (K. 1894). – Keine freud ohne leid (Dür. I, 886). – Jede freude hat ein leid auf dem rücken (Dür. I, 493).

Lieb âne leit mac niht gesîn. Minn. Frühl. 39, 24; zahlreiche andere belege bei Z. 88.

Quam tristi meta transibunt tempora laeta, 207.

121. Jedem ist sein liebchen schön (K. 4843). – Meine buhle die schönste (Sim. s. 72). – Einen jeden dünkt seine eule ein falk zu sein (Dür. I, 817). – Jedem gefällt das seine (Dür. I, 818).

Swer ie liebez wîp gewan,
Der want der besten eine hân. Freidank 104, 12. – Pc. 340. E. 219.

Si quis amat ranam, ranam putat esse Dianam, 223. O. 60.

Omnis amans caecus, non est amor arbiter aequus,
Nam deforme pecus iudicat esse decus, Wiener H. 1365, n. 117.

Quae minime sunt pulchra, ea pulchra videntur amanti. Cognatus 202 (zitiert bei E. 219, 11).

Quamvis foedatur, cuivis placet id, quod amatur. Neander, vers. vet. prov. leon. 304.

122. Liebe macht gegenliebe; s. nr. 70: Gleich und gleich gesellt sich gern.

123. Wer sich selber loben muss, hat schlechte nachbarn (K. 5518).

Welh man vil pôser nachpauren hât,

der lob sich selbs; das ist mein rât. Z. 105. Pc. 221. B. 267. E. 222.

Sese commendat, quem non vicinia palpat,

Vicinosque sui immemores inglorius odit. F. 723.

Cui malus est civis, laudet licite sua quivis (Düringsfeld I, 56). Eine andere wendung wird dem gedanken gegeben in dem sprichwort:

Wer sich selbst rühmt, bekommt viel neidige nachbarn (Kirchhofer, Schweiz. Sprichw. s. 165).

Swer sich selben loben wil,
den lobent danne niht ze vil
sîn nâchgebûren.

124. Es begibt sich viel zwischen löffel und mund (K. 4958).
De cocleare cadit, quod hianti porrigis ori. F. 208.

125. Lügen haben kurze beine (Düringsfeld II, 61).
Loripes exibit liber mendace reperto. F. 157.
Ganz ähnlich altfranzösisch: Ainz est ateint mensongies que clop (Zacher, Zfda. 11, nr. 195) ins lateinische übersetzt:
Claudus abit lentus, sed mendax est cito tentus.

126. Das ist wohl eine arme maus, die nur weiss zu einem loch hinaus (K. 5239). Das ist wohl eine arme maus, die nicht mehr denn ein haus hat. – Es ist eine schlechte maus, die nur ein loch weiss (Sim. s. 370). Auch auf den fuchs übertragen: Es ist ein armer fuchs, der nicht mehr denn ein loch hat. (Franck I, 84).

Diu niht wan ein loch hat, daz ist ein bœse mûs. Morolf 261, Z. 100. – B. 305. E. 127.

Infelix mus est, cui non uno lare plus est, 86

Mus miser est, antro qui tantum clauditur uno. Loci communes proverbiales (1572) s. 157. Werner (s. s. 286).

Ad caveas laris ostiolo vae muribus uno!
Quo fugient, illud quando obturaveris unum? F. 621.

127. Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die wahrheit spricht (K. 4982).

Mendaci, dum vera canat, vix creditur ulli;
Nam quae sanctius affirmat, magis irrita credas. F. 506.

128. Lust und liebe zum dinge
Macht müh' und arbeit geringe.

Res praedifficilis facilis fit cuique volenti,
Res facilis praedifficilis fit non cupienti,
Dat vires velle, fit opus sine velle rebelle. G. 204.

129. Wenn die sonne scheint, so nimm den m a n t e l mit auf die reise (Sim. s. 365). Bei schönem wetter nimm den mantel mit; regnet es, so halt es, wie du willst (Sim. s. 631).

Swann dir diu sonne schînet, lege den mantel an. Z. 99.
Byrrum sole feras; licet, est si nimbus, omittas, 18.
Byrrhum, si sapias, adhibebis sole sereno;
Fac utrum libeat pluvia impendente, viator. F. 613.

130. Den m a n t e l nach dem winde hängen. Man soll den mantel kehren, als das wetter geht. (K. 5175).

Man sol den mantel kêren, als daz wetter gât. Spervogel, Minnes. frühl. 22, 25.

Ach ir gesellen, ir könnt wol wenden
den mantel nach dem wind. Ambr. Liederb. 70, 56. Z. 98, wo auch andere mhd. beispiele.

Versa sit adversum tua semper pēnula ventum, 237.

131. Wenn die m a u s satt ist, ist das mehl bitter. (Dür. II, 280).

Sorice iam plena contingit amara farina, 225.
Mus satur insipidam diiudicat esse farinam (Baseler handschrift bei Werner, s. Nachtrag).

132. Das m a u l stopfen jemandem.

Nos iniecta gulae fecerunt ossa tacere;
Propter melle litas non latrat cerberus offas. F. 328.
Ne latrare queat canis, os praecluditur osse. G. 121.

133. Es müsste einer viel mehl haben, der allen bösen leuten wollte das m a u l verkleben (K. 5256).

Der muost mal (= mel) han vil me dann vil
wer iedems mul verstopfen will. Narrensch. 41, 27. – Pc. 218. B. 340.

Multum farris habet, qui cunctis obstruit ora. Z. 101.
Lodix plurima erit, quae clauserit ora loquentum. F. 267.

Dem entsprechend erscheinen statt mehl lumpen in den Friesischen sprichw. I, 31, Zfda. 8, 352; auch werg bei Goedhals, Les proverbs anciens Flamengs s. 86.

134. Der milde gibt sich reich, der geizhals nimmt sich arm (Sim. s. 377). – Milder hand gebrach nie (Schwabacher spr. 125).

Der karge dem schatze dienen muoz,
und wirt im niemer sorgen buoz:
so ist der milte wolgemuot,
dem dienet schatz und ander guot. Freidank 87, 2.
Largus dives erit, et avarus semper egebit, 99.

N.

135. Solange ein narr schweigt, hält man ihn für klug (Sim. s. 395). – Nichts sieht einem gescheiten manne ähnlicher, als ein narr, der das maul hält (Sim. s. 394).

Swer niht wol gereden kan,
der swîge unt sî ein wîser man. Freidank 80, 10.
Bî rede merke ich tôren,
den esel bî den ôren. Freidank 82, 10.
Vocis in articulo stolidus dignoscitur erro. F. 60.
Dum tacet insipiens, sapiens tantisper habetur;
  Index stultitiae linguaque voxque suae. (Dür. II, 149).

136. Man braucht keinem narren schellen anzuhängen. – Narren bedürfen der schellen nicht, man kennt sie an ihren sitten (K. 5598, Dür. II, 147). Pc. 475.

Non opus est follo[1] suspendere tympana collo, 135. O. 171. R. 32. Auf die buhlerin ist der gedanke angewandt:

Nolo nolam portet meretrix, fieri nec oportet:
In facie sola noscitur absque nola. G. 118.

137. Wer nicht zum narren werden will, muss den narren nachgeben (K. 5572).

Swer tôren welle stillen,
der rede nâch ir willen. Freidank 84, 24.
Interdum stultus, qui stulto cedere nescit. F. 119.

138. Jedem narren gefällt seine kappe (K. 5607). – Jedem narren gefällt sein kolben wohl (Sim. s. 397).

Im ist als dem tôren, den dunket nihtes guot,
wan daz er mit sînem kolben tuot (Zfda. 20, 348).
Dem tôren, der sîn kolben treit,
der im ist lieber denn ein rîch. Boner I, 25.

1) Follus, älter follis = fr. fou narr.

Saepe minus salsus plus iusto rem colit unam:
Arguitur fatuus sua tintinnabula amare. F. 731.
Clava velut stulto, pellis amata tibi est. Is. 3, 844.

Ohne das bild der kappe oder des klobens besagt dasselbe:

Jedem gefällt seine weise wohl,
Drum ist das land der narren voll (K. 5007).
Der tôr gefelt im selber wol,
des ist diu welt der tôren vol. Boner Edelstein 14, 33.
Sô toerscher kumt mir niemen zuo,
ern wæne, daz erz beste tuo. Freidank 82, 24.

Andere zeugnisse bei Z. 19.

Sola putat fatuus, quae cogitat, insita veris. F. 292.

139. Es sind nicht alle narren beschoren (K. 5597) s. 'Bart' (nr. 16).

140. Man kann die natur nicht ändern (Sim. s. 401, Dür. II, 158).
Nemo potest dura naturae solvere iura, 116.

141. Man muss es nehmen, wie es kommt (Sim. s. 402).
Si quid sors praebet, sapiens homo sumere debet, 221.

Dazu fügt G. 245 noch hinzu:

Ne dum plus capiat, perdat et id quod habet,

wodurch indessen der sinn verändert wird. Der spruch warnt nicht vor dem zuvielnehmen, sondern vor dem nichtannehmen.

142. Neid ist dem menschen, was rost dem eisen (K. 5605). – Neid macht leid (K. 5561).

Nît tuot nieman herzeleit
wan im selben, der in treit. Freidank 60, 3.

Andere mhd. zeugnisse bei Z. 108.

Invidiae rubigo faces succendit in ipsum
Vel merito auctorem, qui gestat livida corda.
Invide, tabescis, torqueris et igne cremaris,
In te nempe prior decurrit rivulus irae.
Non aliud nisi se valet ardens Aetna cremare:
Sic se, non alios, invidus ipse cremat. Alanus, Liber parab. I, 3.

143. Was eine nessel werden will, brennt zeitig (Sim. s. 404; Dür. II, 173).

Si jehent (sagen) alle, ez brenne fruo,
daz zeiner nesseln werden sol. Winsbecke 36, 1.
Primitiis crescens urtica perurit arescens, 170.
Quod fiet urtica, prius assentitur in herba. Sch. 16.

144. Offenbare netze scheuen alle vögel (bei K. 5689 und Sim. s. 405 falsch statt netze: 'nester'). Pc. 589. B. 432.

Ante oculos avium iactabis retia frustra. F. 425.

Apparens rete fugere volucria quaeque. Gartner, Proverbialia dicteria (1572) s. 55.

145. Wer nichts besitzt, verliert nichts (K. 8457). – Wer nichts hat, dem entfällt auch nichts (Franck II, 97). – Pc. 238. 239. B. 344.

Qui nihil possedit, nihil hic se perdere credit. R. 39.

Qui nihil aeris habet, nihil aeris perdidit unquam. Seybold, Viridarium paroemiarum s. 492.

O.

146. Gott gibt einem wohl den ochsen, aber nicht bei den hörnern (K. 2852).

Gott gibt wohl die kuh,
Aber nicht den strick dazu (K. 2853).

Gott givt uns wohl an koh, awer nich gliek bi de hörn (Borchardt, Spr. redensarten 1146).

Dat deus ipse boves nulli per cornua ductos. F. 146. R. 51. Erweitert:

Ipse laborato! non dicas 'det[1] deus aurum!'
Dat deus omne bonum, sed non per cornua taurum. G. 120.

147. Müde ochsen treten übel (K. 5819). Alte ochsen treten hart (K. 5820).

Bos cum lassatur, pede fixior esse probatur. O. 22.

P.

148. Wer pech angreift besudelt sich (Dür. II, 209).

Swer heizez bech rüeret,
meil er dannen füeret. Freidank 118. 5 (Z. 112). Pc. 254. B. 347.

Pix contacta sui manibus palponis adhaeret. F. 117.

Nam tangendo picem vix expurgaris ad unguem. Ruodlieb V, 456.

Pix attacta nigrat, foede muliercula foedat. Arnulph, Deliciae cleri 370.

Hier wird also das weib dem pech an die seite gestellt: beider berührung beschmutzt.

1) Die handschr. hat dat.

149. Wer pfeffer genug hat, der pfeffert auch seinen brei (K. 5932). Pc. 242. B. 401. E. 250.

Cui satis est piperis, pultes condire licebit. F. 293.

150. Klein pferd, kleine tagreise (Sim. s. 426). Pc. 164. E. 107.

Emptus equus modico modicam facit esse dietam, 54. G. 712. 'Klein' im deutschen sprichwort bedeutet 'schlecht'. Dem entspricht das 'für wenig geld gekauft' der lateinischen fassung. – Nicht zusammengeworfen werden darf damit das wort: 'Eigene sporen und gemietetes pferd machen rasche reise', weil man das pferd rastlos spornt und nicht schont. Dies steht Pc. 342, B. 337. Sim. s. 425: Fremde pferde laufen schnell. – Ebenda: Fremdes pferd und eigene sporen haben bald den wind verloren (= überholt).

151. Strauchelt doch wohl ein pferd, hat vier füsse. (Agrikola 1548, n. 214).

Strauchelt doch auch ein pferd und hat doch vier beine (K. 5984). B. 241.

Fällt doch oft ein pferd auf vier füssen in ebenem feld (Franck 1, 82[b]), B. 241.

Quadrupes occumbit – quid si tu labere verbis? F. 200.

Labitur Asturco pedibus nitendo quaternis. F. 220.

Asturco ist glossiert durch equus ambulatorius.

Quadrupes in plano quandoque cadit pede sano,
Non mirere, bipes, si labitur ergo tibi pes. G. 88.

Die quelle ist patristisch: Beda, Excerpt. patr. bei Migne 94, 543.

152. Während das gras wächst, ist das pferd (der hengst) tot (K. 2978). – Das pferd stirbt oft, ehe das gras wächst (K. 5988).

Ê gras kumt, sô ist kuo tôt. Freidank, Anhang bei Bezzenberger s. 240. – Pc. 26.

Ante novam moriens procumbit cornipes herbam. F. 18.

Cornipes, hornfuss = pferd. – Geht auf ein patristisches wort zurück: Dum herba crescit, equus moritur; Novarini, Adagia sanctorum patrum, Verona 1651, II, 109, n. 447.

R.

153. Rache ist süss.

Dulcior exquisita manu vindicta videtur. F. 110.

Dulcior = dulcis: exquisita muss nach dem scholiasten – propria sein, also 'süss ist die rache mit eigener hand'.

Quelle: Juvenal 13, 180 und andere ähnliche sprüche aus dem altertum.

154. Das schlimmste rad am wagen knarrt am ärgsten (Düringsfeld II, 229, K. 6110).

In plaustro, quodcunque novum, quod inutile, stridit. F. 287.

A peiore rota semper sunt murmura mota (Werner s. Nachtrag).

155. Er ist das fünfte rad am wagen.

Der wagen hât deheine stat,
dâ wol stê daz fünfte rat. Freidank 127, 12.
Er verirt daz klôster, hœr ich sagen,
recht als daz fünfte rat den wagen. Boner 84, 83 (Z. 116). B. 565.

Quem fastidimus quinta est nobis rota plaustri. Fr. 47.

156. Rat soll vor tat gehen. – Bei zeit halt rat; denn nach der tat kommt er zu spat (K. 4883). Pc. 2.

Actus consilia praecedant, sic Salomon vult, 3.
Quelle: Sirach (Ecclest.) 37, 20: ante omnia opera verbum verax praecedat te, et ante omnem actum consilium stabile.

157. Wo rauch aufgeht, da ist feuer nicht weit (Sim. s. 441). – Der rauch geht vorm feuer her. – Wo rauch ist, muss auch feuer sein. – Kein rauch ohne feuer (K. 6167).

Fumida comparent interdiu et ignea noctu. F. 415. Sirach 22, 30.

158. Ein räudiges schaf steckt die ganze heerde an (Sim. s. 441).

Morbus ovem (sc. inquinat), quae sola gregem mox inquinat omnem. F. 62.

159. Wer viel redet, lügt viel (K. 6244).

Vil rede ist selten âne luc. Z. 119. Pc. 193. 195.

Peccati immunes non sunt, qui multa loquuntur. F. 433. Aus Sprüche 10, 19.

160. Es regnet gern, wo es schon nass ist (Sim. s. 448). – Wo wasser war, kommt wasser wieder (K. 8184).

Nun hab ich oft vernomen:
wâ wazer sey gewest,
das müg wol widerkomen. Z. 164. Pc. 155.

Humescit facile pluvia locus humidus ante, 78.
Spes venientis aquae, quo iam fluere ante solebat. F. 382.

161. Reicher leute krankheit und armer leute braten riecht man weit (Sim. s. 26. Dür. II, 255).

Perna viri tenuis famosa dolorque potentis. 161. Sch. 147 (Werner s. Nachtrag).

162. Ein reicher muss klug sein, wenn er schon ein narr ist (K. 6285). – Ein schwerer beutel ist gelehrt genug (Tetzner, Deutsches sprichwörterbuch s. 64).

Est sensu plena nummis impleta crumena. O. 66.
Omnia divitiae vincunt documenta sophiae. O. 186.
Plus valet argentum quam Gregorii documentum. O. 205.

163. Reichtum hat ein hasenherz (K. 6296).
Dives divitias non congregat absque labore,
Non tenet absque metu, non deserit absque dolore. G. 106.

164. Wie einer reich wird, so spart er (K. 6278). – Je reicher, je kärger (K. 6279).

Swer guot mit nôt gewunnen hât,
deist wunder, ob erz sanfte lât. Freidank 57, 16. – Pc. 100.
Unguibus arta tenet locuples de paupere factus. F. 266.

„Mit den nägeln hält eng fest, der, der aus einem armen reich geworden ist."

165. Rom ist nicht an einem tage gebaut worden (K. 6374).
Ez ward Rom gestiftet nicht
eines tages, als man da gicht. Hätzlerin 137 b (Z. 122). – B. 463. Pc. 152: 'Köln ist nicht an einem tage gemacht.'
Non surrexit Aquis anno domus alma sub uno. F. 875.
Damit ist die Kaiserpfalz gemeint, wie der nächste vers zeigt: Propter aquas calidas ibi structa est regia sedes.

166. Rost frisst eisen (sorge den weisen). (K. 6397).
Rost izzet stahel und îsen,
sam sorge tuot den wîsen. Freidank 58, 5 (Z. 123).
Consumptum redit in nihilum rubigine ferrum. F. 38.

S.

167. Im sacke kaufen (K. 6437). – Wer im sack kauft und sich mit toren rauft, ist töricht (Sim. s. 468).

Swer inme sacke koufet,
und sich mit tôren roufet
und borget ungewisser diet,
der singet dicke klageliet. Freidank 85, 5.

Andere fassungen Z. 125.

Non emitur tuto tibi clausa pecunia sacco. F. 346.

Erst im 16. jh. erscheint als gegenstand des kaufes die katze: 'Die katze im sacke kaufen.'

168. Stricke den sack zu, wenn er auch nicht voll ist (Sim. s. 467. Dür. II, 27).
Pc. 485: 'Man bindet manchen sack zu, der nicht voll ist.'

Qui non impletur saccus, quandoque ligatur, 185.

169. Man muss vom sacke nehmen, womit man ihn flickt (K. 6442). Pc. 487.

De folle accipias obturans follis hiatum. F. 264.

Sinn: Man soll eine schuld mit eigenem gelde, nicht mit geliehenem begleichen.

170. Es ist alles verloren, was man in alte säcke schüttet (K. 6445).

Nolo tribus servire, seni, puero, mulieri:
Languidus hic, non ille memor, mutabilis illa. G. 214.

171. Alte säckel schliessen übel (Sim. s. 468). — Pc. 577.

Mantica fert latas senio confecta fenestras, 105.

172. Wer alles sagt, was er will, muss oft hören, was er nicht will (Sim. s. 469. Dür. II, 249). Sag nicht alles, was du weisst (K. 6462).

Audit, quod non vult, qui pergit dicere, quod vult, 16
aus Prov. Catonis philos. 10 (Riese, Anth. lat. 716).

Saepe subit pœnas, ori qui non dat habenas, 211.
Nulli carus erit, qui profert omnia, quae scit, 141. Sch. bei We.
Carus erit minime, qui, quod scit, ventilat omne. F. 169. R. 52.
Non mihi carus erit, qui profert omnia, quae scit. F. 247.
Paucis est gratus diffundere cuncta paratus. Amarcius 4, 405.

Quelle: Sirach 21, 31 (27, 17).

Futilis est, qui profert omne, quod audit G. 263.

Isid. Etym. X F. 110: Futilis vanus, superfluus, loquax et est meta-

phora a vasis fictilibus, quae quassa et rimosa non tenent, quae inieceris.

Dem futilis, superfluus entspricht:

Er ist unnütze lebende,

der allez sagen wil, daz er weiz. Sevelingen, Minnes. frühl. 14, 24 (Z. 126).

173. Der satte mag nicht wissen, wie dem hungrigen zu mute ist (Sim. s. 471). Der satte glaubt dem hungrigen nicht. Die satte sau denkt nicht der hungrigen. (Dür. II, 281.)

Der sate singet ungelîche und ouch der hungers rîche. Morolf 475.

Non vult scire satur, quid ieiunus patiatur, 138.

Nescit homo plenus, quam vitam ducat egenus. O. 115.

Ebenso R. 5, nur ignorat statt nescit homo.

Verallgemeinert:

Successus felix putat ire simillima cunctis. F. 129.

Auf das klosterleben angewandt:

Cum sis ipse satur, quicunque famem patiatur,

Non multum cura – sic sunt claustralia iura. G. 93.

174. Die sau legt sich nach der schwemme wieder in den kot. (Dür. II, 284.)

(Daz swîn) lât den lûteren brunnen und leit sich in den trüeben pfuol. Spervogel, Minnes. frühl. 29, 31. Andere belege Z. 137.

Sus magis in caeno gaudet quam fonte sereno, 233.

Quelle: antik und 2 Petri 2, 22.

175. Ist Saul auch unter den propheten?

Wie kommt Saul unter die propheten? (Sim. s. 474).

Dicitur in medio vatum saltare Saul rex,

Vidimus in clero quendam versare Saulem. F. 402.

Aus 1. Sam. 10, 12.

176. Durch schaden wird man klug (Dür. II, 287). Durch schaden wird der narr klug (Dür. II, 286). E. 111.

Stultus damnatus maiori cedit honori, F. 286,

von dem scholiasten erklärt: Stultus, dum bene consulitur, ante damna consultorem non audit; postquam damnatus fuerit, tunc vel invitus cedit.

Passus damna semel cautior esse solet. G. 124, 2.

Quelle Jes. 28, 19: Tantummodo sola vexatio intellectum dabit auditui.

177. Lässt man dem *schalk* eine hand breit, so nimmt er eine elle lang (K. 6557. Dür. I, 677).

Swâ man dem schalke eine spanne gewaltes lât, dâ wil er drî. Frauenlob spr. 324, 1 (Z. 129). – E. 216.

Cum servo nequam palmus datur, accipit ulnam, 36.

178. Aus den *scherben* erkennt man den topf (K. 6631).

Ex testa, qualis fuerit, dinoscitur olla. F. 233.

179. Dem *schlafenden* fuchs läuft keine weise maus in den mund (Sim. s. 371). – Schlafender fuchs fängt kein huhn (Dür. II, 313). – Dem schlafenden wolf läuft kein schaf ins maul (Sim. s. 642, Dür. II, 312).

Ez ist mir âne zwîvel kunt,
ez loufet selten wîsiu mûs
slâfender vohen in den munt. Winsbeke 42, 8.

Ähnliche sprüche Z. 133.

Vulpi stertenti veniet non grellio denti, R. 13.
„Einem schlafenden fuchs wird keine maus zwischen die zähne laufen.“

Rara lupi lenti praebentur fercula denti (bei Dür. ohne quellenangabe). – Vgl. nr. 96.

180. Nichts ist so *schlecht*, es ist für etwas gut (Sim. s. 490, Dür. II, 184). – Pc. 550. B. 411.

Tam mala res nulla, quin sit, quod prosit in illa, 234.

Tam male nil cusum, quod nullum prosit ad usum. Gartner, Proverbialia dicteria (1572) B 120 a.

181. Wo es *schmerzt*, da greift man hin (Dür. II, 318).

Est ibi nostra manus, qua nos in parte dolemus, 82.
ὅπου τις ἀλγεῖ, κεῖθι καὶ τὴν χεῖρ' ἔχει. Plutarch, Moralia ed. Dübner 621, 45.

182. Das kommt alles aus, das unter dem *schnee* verborgen lag (Sim. s. 546). – Wenn der schnee vergeht, wird sich's finden (Sim. 494). – Pc. 695.

Sub nive quod tegitur, cum nix perit, invenietur, 230.

183. Für alte (und ungewisse) *schuld* nimmt man haferstroh (K. 6775). – Für alte schuld nimm bohnenstroh, sonst machst nur advokaten froh (Dür. II, 332).

Pc. 770. B. 77.

Debita longa trahens pro frumine solvat avenam. F. 56.

184. Alte schuld rostet nicht (K. 6777). Die schulden liegen und faulen nicht (Sim. s. 499).

Dô wart diu wârheit wol schîn
des sprichwortes, daz dâ giht,
daz schulde ligen und vûlen niht. Gottfr., Tristan 138, 22.
Ein alt sprichwort giht:
alt schult lît und rostet niht. Krone 18836. (Z. 134.)
Noxa iacens crescit, nec enim dilata putrescit, 139.

185. Wie dem schwein das halsband (Goethe, Götz v. B. IV, 1). – Wenn man der sau gleich ein gülden stück anzöge, legt sie sich doch damit in den dreck (K. 6498). – Es sitzt ihm, wie der sau der sattel (Friesische sprichwörter 69).

Ut phalerae decuere suem, sic improbum honores. F. 518.
Sus inhonestat equi phaleras lutulenta decoras. F. 358.
Quelle: Sprüche 11, 22 (Math. 7, 6).

186. Die schwieger weiss nicht, dass sie schnur gewesen (Sim. s. 508).

Pc. 709 (korrumpiert). B. 173.
Ante quod extiterit nurus, socrus invida norit, 6,
norit ist adhortativ = möge bedenken.

187. Die beste schwiegermutter, die einen grünen rock anhat auf der gänseweide (K. 6878). – Sohnes weib hasst mannes mutter (K. 6955). – Det mannes modder, der fruen düwel (K. 5115).

Non nurui placet ulla suae, nisi mortua, socrus. F. 33.

188. Sehen geht vor hörensagen (K. 6896). – Ein augenzeuge gilt mehr denn zehn ohrenzeugen (Dür. I, 131). Pc. 793.

Segnius auditis malim quam credere visis. F. 89.
Aus dem altertum; s. Otto Sprichw. der Römer 251.

189. Mehr sein als scheinen. – Sein ist über schein. – Sei, was du scheinen willst (Sim. s. 512).

Vana superstitio est, quod non sum, velle videri. F. 301.
Quelle: Augustin, Serm. supp. 62, 9.

190. Wer sich selbst liebt allzusehr, den hassen andere desto mehr (Sim. s. 513).

Non placet ille mihi, quisquis placuit sibi multum, 136.
Aus Cato, Prov. 11 (Riese, Anthol. lat. 716).

191. Es ist ein böss katz, die ihr selbs nit mag mausen. Franck II, 119. Das ist fürwahr kein weiser mann, der sich nicht selber raten kann. - Wer ihm selbst nichts taugt, taugt keinem andern (K. 8429).

Wem sol der wesen guot,

der an im selbe missetuot. Freidank 113, 24.

Pc. 219. B. 266. E. 140.

Imprúdens est vúlpes, sibi non préndens múres. Sch. 96.

Servares aliena, tuis consuetus abuti?

Cuius erit custos, qui negat esse sui. Is. 6, 311.

Qui conferre sibi posset suffragia nec vult,

Non deus huic nec homo ferre tenetur opem. G. 251.

Si tibi non fueris, nec mihi rector eris. Neander, Vers. vet. prov. leon. 313.

Quelle: Euripides und danach Cicero ad fam. 7, 6, 2. Sirach 14, 5 (Schulze, Bibl. sprichw. 154).

192. Jeder ist sich selbst der nächste.

Ipsemet unicus est: sibi soli proximus ipse est, 96.

Promptius instabit res quisque suas alienis (= quam alienas). F. 44.

Res proprias quantum, vestras non diligo tantum. O. 272.

Quelle: Terenz, Andria 636. Heus proxumus sum egomet mihi. Otto, Sprichwörter der Römer, s. 16. 289.

193. Es fallen keine späne, man haue sie denn (Sim. 520).

Desiliunt rari sine fisso robore spani. Sch. 40.

194. Besser ein sperling in der hand als ein kranich auf dem dach, oder: als ein kranich, der fliegt über land. - Besser ein spatz in der hand, als eine taube auf dem dache (Dür. I, 191, wo noch andere variationen; Sim. s. 524).

PC. 135. B. 55.

Plus valet in manibus passer quam sub dubio grus. 167.

Una avis in laqueo plus valet octo vagis. Is. III, 812.

Vom ort auf die zeit übertragen:

Post annum renovum (= novum) plus quam bos, nunc valet ovum. R. 37.

„Ein ei heute ist besser als ein ochs übers jahr“. Mit scherzhafter umkehr:

Annali perna melior sus est hodierna. R. 38.

195. Wenn die schwalben fortfliegen, bleiben die spatzen hier (Sim. s. 504). Schon bei Notker zu psalm 101, 8: wanda andere fogela rûment, sparo ist heime.

PC. 29.

Passer adest tectis, avibus reliquis procul actis. 157.
Passere sub tecto remanente, recedit hirundo. 158.
Subsidet in tecto passer, dum migrat hirundo. F. 66.

Quelle: Cornific. Retor. ad Her. IV, 48. Psalm 101, 8. Patristik.

196. Wenn's spiel am schönsten ist, soll man aufhören (Sim. s. 526). – Zu viel verderbt alles spiel (K. 8970).

Ze vil wüstet alle spil (Z. 183). – Pc. 20. 370. B. 16. 255.
Dum iocus est bellus, cessare et omittere debes. F. 571.
Dum pulcher iocus est, nos hunc dimittere ius est. O. 63, R. 48.
Ludus omittatur, dum liquet (sc. eum) esse bonum. Is. 7, 220.
Dum ludus bonus est, ludum dimittere fas est;
Ni dimittatur, aliquando forte gravatur. G. 100.

Quelle wohl Hor. ep. I, 14, 36.

197. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die sonnen. Es bleibt kein mord verschwiegen (Sim. s. 381).

Ez ist ein alt gesprochen wort: Selten sî verswigen mort (Z. 103).

Pc. 516. B. 618.

Peccatum multum numquam remanebit inultum. 157.
Ante dei vultum nil pravi constat inultum. Beda, Prov. liber. 286.

198. Wenn die kuh gestohlen ist, bessert man den stall (so versperrt man den stall) (Sim. 321.).

Wenn die pferde weg sein, so bessert man den stall (Neander s. 31. Dür. II, 627). – B. 543.

Sero subtractis reparas praesepe caballis, 213,
wo praesepe stall bedeutet.

Post furtum stabulum sero reparatur equorum [1]. Zeitschr. 9, s. 85.

1) In der handschrift steht unverständlich und metrisch falsch: post fractum stabulum sero reponatur equos. Bei Werner (s. Nachtrag) stehn die verse:

Interdum stabulum reparatur post grave damnum.
Sero seram ponis stabulo post furta latronis.

Quelle der missverstandene Juv. 13, 129; Otto, Sprichw. der Römer, 169, anm.

199. Hohe steiger fallen tief (Sim. s. 533). – Steige nicht zu hoch, so fällst du nicht zu tief (Sim. s. 533).

Sam einer, der dâ hôger stîget, der muos deste hôger fallen. Z. 31. Vgl. auch Z. 196.

Je hôher berg, sô tiefer tal. Z. 18. Dür. I, 739.

Wer hœher steigt ân widerhab,
wer mag des nit, vellt er herab. Z. 69.

Poenas maiores lucratur gloria maior. 160.

Qui petit alta nimis, retrolapsus ponitur imis. 188.

Saepius ille cadit, qui per sublimia vadit. 212.

Alta petens temere cito se dolet ima tenere. Zeitschr. 9, 90.

Extollens animus, dum nititur alta, labascit. F. 137.

Qui per ardua vadit, saepissime cadit. Wipo Prov. 21.

Stultus summa petens, occupat ima pudens. Is. 3, 248.

Saepe ruis, dum saepe petis nimis alta coronae,
Fac sit sufficiens una ruina tibi. Handschr. von Heiligenkreuz n. 227 (bei Voigt).

Quelle biblisch: Schulze, Biblische sprichw., 70. Sprüche 16, 18.

200. Walzender stein wird nicht moosig. Dür. II, 390. E. 202.

Assidue non saxa legunt volventia muscum. F. 182.

Non petra muscatur, quae se mutando gravatur. R. 21.

Non lapis hirsutus fit per loca multa volutus. Wegeler 745.

Nur die deutung des bildes gibt:

Vix homo ditatur, qui per loca multa vagatur, 241.

201. Alte stiefel bedürfen viel schmierens (Neander s. 5. Dür. I, 54). Alte häute bedürfen viel gerbens (Sim. s. 236). Pc. 575. B. 423.

Calceus ungatur ut saepe bovinus, oportet, 20.

Discolor est vetulus, si non est calceus unctus, 47.

Calceus ungatur ut saepe bovinus, oportet,
Sic decet, ut nequam servus sua verbera portet. G. 76.

202. Stiefmutter ist des teufels unterfutter (K. 7180). – Stiefmütter sind am besten im grünen kleid (= tot, K. 7183).

Iniustis alienus (sc. est) amor, ne crede, novercis, F. 52.

203. Wer auf zwei stühlen sitzen will, fällt oft mittendurch, (Sim. s. 542. K. 7239. 7240). Dür. II, 762.

Sus bin ich an die blôzen stat
zwischen zwein stüelen gesezzen, Z. 144. – B. 587.

Sedibus in mediis homo saepe resedit in imis, 210.
Labitur enitens sellis haerere duabus. F. 175.

204. Alte sünde richtet oft neue schande an (K. 7261). – Alter schaden blutet leicht (K. 6529).

Sô ist das auch wol bekannt,
das alte sunde machent newe schant, Z. 144. – Pc. 582.
Antiqua enituere novo commissa rubore. F. 136.
Parturiunt antiqua novum dilata ruborem. Is. IV, 167.

205. Ein tag verleiht, was das ganze jahr weigert (Sim. s. 546. Dür. I, 371). – B. 474.

Pc. 347 mit der übersetzung: Saepe dat una dies, quod totus denegat annus.

Hoc facit una dies, quod totus denegat annus, 76.

Accidit in puncto, quod non speratur in anno, Seybold, Viridarium paroemiarum 3.

T.

206. Wenn der teufel krank wird, will er ein mönch werden (Sim. s. 553). – Siechbett lehrt beten (Sim. 515).

Si gedenken aber an daz sprichwort niht:
dô der sieche lîp genas,
dô beleip er, als er ê was. Renner 12089.

Gesteigert zu:

Dem spricht man: dô der siech genas,
dô war ert bœser dann er was. Narrenschiff 40, 91.

Andere belege bei Z. 84.

Daemon languebat, monachus bonus esse volebat;
Postquam convaluit, mansit, ut ante fuit. G. 330.

Dazu als fortsetzung:

Peste lupus tactus voluit bonus esse coactus
Sed sanus factus ad peiores redit actus. Mone, Anzeiger 8, 105, s. XIII. Werner, doch statt lupus: Sathan, statt peiores: consuetos.

Dum fero languorem, fero relligionis amorem;
Expers languoris non sum memor huius amoris. Hervieux, Les fabulistes latins II, 705.

Anders gewandt:

Dum tonat, interea domini sum servus ad oram;
Sublato terrore iterum me adscisco priorem. F. 911.

207. Du magst nicht mit einer tochter zwei eidame machen (Sim. s. 100). – Er will mit einer tochter zwei eidame beraten (Sim. s. 562).

Tune maht nicht mit einero dohder zewena eidime machon, Notker bei MSD.[3] s. 58. E. 57.

Non geminis generis una datur unica (nämlich filia) patris, 133.
Filia non recte generis datur una duobus. F. 318.

208. Für den tod ist kein kraut gewachsen (K. 7533).
Den tôt enmag erwenden niht
deheines mannes wîstuom, Eraklius 368 (Z. 148).
Herba nec antidotum poterit depellere letum;
Quod te liberet a fato, non nascitur horto,
Contra vim mortis non est medicamen in hortis. F. 725. Regimen scholae Salern. 178.

209. Wer tot ist, kommt nicht wieder (Sim. s. 563).
Si lacrimae vel opes animas revocare valerent,
Lucifer atque sui soli[1] sua regna tenerent. G. 105.

U.

210. Es ist alles gut genug, was man umsonst gibt (Sim. s. 571).
Arbitror esse satis, quod confertur mihi gratis, 8.
Dicas esse satis, quia confertur tibi gratis. G. 75.

211. Unkraut wächst ungesät (Sim. s. 582. Dür. II, 518, K. 7759). – B. 368. E. 102.
Unkrût wahset âne sât. Freidank 120, 7 (Z. 156).
Arbore fructifera plus crescit vana mirica (Faulbaum), 10.
Sponte inarata filix in nostris pullulat agris. F. 360.
Uberius surgunt cultis fruticeta beatis, F. 1377.
Prava quidem cito fructificant, at fertilis arbor
Tardius urtica crescere semper habet. Hildebert, Susanna 1232 (Beaugendre).
Herba cito crescit, quae fructum gignere (Werner: reddere) nescit;
Augerique cito gramina prava, scito. Wegeler 1114.
Non cito decrescit mala planta sed usque virescit, Loci communes proverbiales s. 208.

1) Voigt konjiziert irrtümlicherweise solio.

212. Besser, unrecht leiden als unrecht tun (K. 7775).

Omnis obest facienti noxia quam patienti. F. 372.

Vor quam ist gemäss dem sprachgebrauch der Vulgata magis zu ergänzen.

V.

213. Wer zu viel fasst, lässt viel fallen (Dür. II, 552).

Aufs geistige übertragen:

Pluribus intentus minor est ad singula sensus, 165. Otloh 520.

In diversa vagi fiunt per singula tardi. F. 421.

214. Wo viel ist, will viel hin (K. 7918).

Implet et extendit locupletem arta supellex. F. 58.

Quod locuples, quod pauper habet, locupletis utrumque est. Is. I, 499.

215. Es muss ein garstiger vogel sein, der sein eigen nest beschmeisst (Sim. s. 404. Dür. II, 561). – Es ist ein böser vogel, der in sein eigen nest hofiert (K. 7944).

Man sihet bî dem neste wol,
wie man den vogel loben sol. Freidank 145, 22 (Z. 161).

Pc. 676: Man sieht gut am nest, was für ein vogel darin wohnt;

Pc. 677: Es ist ein fauler vogel, der sein nest verunreinigt. B. 44.

Non est illa valens, quae nidum stercorat ales, 125.

Est valens = valet 'taugt etwas'.

Progenies avium mala foedat stercore nidum, 173.

Turpis avis, proprium quae foedat stercore nidum, 236.

Nidos commaculans immundus habebitur ales,
Paelex nec factis claret nec nomine digna. F. 148. 9.

Der zweite vers, 'die kebse handelt nicht edel und ist nicht des namens (ihres liebhabers) wert', gibt die nutzanwendung zu dem im ersten enthaltenen spruch. Man soll nicht durch ein kebsweib sein haus verunreinigen.

Turpe est, quod proprium violas, onocrotale, nidum, Amarcius 3, 762.

Restituit pretium nutrita monedula merdam. Is. 4, 527.

Est avis ingrata, quae defoedat sua strata (lager). Loci comm. proverb. s. 174. Werner (s. Nachtrag).

216. Der eine schlägt auf den busch, der andere kriegt den vogel (K. 994).

Saltum movisti, sed aves collegerat alter. F. 487.

Inveniens scit avem, capiens potietur eadem. Sch. 12.
Die handschrift hat cupiens, was durch Voigts (Zfda. 30, 271) erklärung: 'wer den vogel aufgespürt, soll ihn auch haben, wenn er will', nicht hinreichend aufgehellt wird.

217. Es flog kein vogel je so hoch, er setzte sich wieder auf die erde (K. 7941).

Pc. 632: Es flog kein vogel so hoch, er suchte seine atzung auf der erde.

Nam pennis descendit avis, de nube remissis. F. 230.

W.

218. Wer nicht wagt, kommt nicht nach Wohlau (Sim. s. 604).

Nequaquam gaudet, quisquis non naviter audet, 118.

219. Man spannt nicht den wagen vor die pferde (K. 8037).

Der gebûr dâ niht glückes hât,
dâ der wagen für die rinder gât. Freidank 127, 10.
Andere zeugnisse bei Z. 17 und 162.

Ante boves versum non vidi currere plaustrum. F. 317.

220. Wenn der wagen im kot steckt, werden viele worte gemacht (K. 8036).

Pc 87: Wenn der wagen im graben steckt, gibt's viele worte.

Plaustra cadunt, hinc passim verba superflua crescunt. F. 470.

221. Wie man in den wald schreit, so schallt es wieder heraus (Dür. II, 653).

Swie man ze walde rüefet,
daz selbe er wider güefet. Freidank 124, 3 (Z. 162).

Silvis immissum solet echo remittere bombum, 218.

Sicut silva personet, sic echo resultet. Eckehard IV in Monum. Germ. Scr. II, 115, 51.

222. Wasser in den Rhein tragen (Sim. s. 611), Z. 164.

Danubio quasi mittat aquam, dat ovi capra lanam, 38.

Ovis ad capram lanam petitum venit, Eckehard IV in Monum. Germ. Scr. II, 136, 16.

223. Stille wasser fressen auch grund (Sim. s. 610). Stillwässer, grundfresser (Dür. II, 397).

Stagnum litus edit, torrens properando recedit, 227.
Qui tacite currit fluvius, sua litora solvit. Sch. 54.

224. Stille wasser sind tief (Sim. s. 610). - Stille wasser sind betrüglich (Dür. II, 398).
Quamvis sint lenta, sint credula nulla fluenta. O. 255.
Qui fuerit lenis, tamen haud bene creditur amni. F. 28.
Quelle Curtius 7, 16, 13. Cato, Dist. 4, 31.

225. Der irret nicht, der auf unrechtem wege umkehrt (K. 3865). Umkehren ist besser als irregehen (K. 7684). – Wer auf halbem wege umkehrt, irrt nur zur hälfte (K. 8203). – Pc. 214. 215.
Emendet monitoris egens iter axe citato. F. 252.

226. Wer am wege baut, hat viele meister (K. 8199). Wer da bauet an der strassen, muss die leute reden lassen (Sim. s. 539).
Ich zimbere, sô man seget, bî dem wege,
des mûz ich manchen meister hân. Z. 165. Dür. II, 603. Pc. 232. B. 414.
Aedificans habet artifices prope compita plures, 52.
Multis propter iter consurgunt tecta magistris. F. 333.
Qui struit in calle, multos habet ille magistros. Zeitschr. 9, 85, 14.

227. Böses weib ist mannes schiffbruch (K. 8224).
Ist übersetzt aus:
Naufragium rerum est mulier male fida marito, 112 aus Prov. Catonis philos. 6 (Riese, Anth. lat. 716).
Omne bonum in tectis coniunx vagabunda ligurrit. F. 152.

228. Wer der weiber joch muss tragen,
Hat von grosser not zu klagen (K. 8266). –
Blinder mann ein armer mann;
Noch ist das viel ein ärmerer mann,
Der sein weib nicht zwingen kann (Sim. s. 60).
Weiberregiment nimmt selten ein gut end' (Sim. s. 618). - Das weib hat die hosen an.
Wiss, unt treit dein weib die pruoch,
sey wirt dein hagel und dein fluoch. Z. 167.
Femina quem superat, numquam vivit sine poena;
Libertate caret, turpi constrictus habena. G. 344.

229. Glaube keinem weibe, auch wenn sie tot ist (Sim. s. 617).
Wer einem weibe glaubt,
Ist seiner sinne beraubt. (Tetzner, Deut. sprichwörterb. s. 525.)
Swer wîben verre geloubet
wirt sîner sinne beroubet. Z. 168.
Femina quod iurat, errat qui credere curat, 64.
Non est in speculo res, quam speculamur in illo,
Emicat et non est in muliere fides. G. 292.

Auf die trunkene frau eingeschränkt:
Non queritur veris mulier satis ebria verbis. F. 163.

230. Ein frommes weib, des lebens heil,
Man findets aber selten feil (K. 8280).
Es ist der beste hausrat, der ein fromm weib hat. (Dür. II, 606.)
Femina raro bona, sed quae bona digna corona, 65.
Femina pauca bona est; si forte inveneris ullam,
De caelo cecidit, tessella caractere miro. F. 919.

Quelle: Riese, Anth. n. 268.

231. Wo weiber, da märlein (K. 8242). – Dreier weiber gezänk macht 'nen jahrmarkt (K. 8245).
Sermones fundet, si grex muliebris abundet. O. 288.

232. Hunde pissen und weiber weinen, wann sie wollen (Sim. s. 266). – B. 4.
Possumus assimilare canes mulieribus ipsis:
Hic mingit, dum vult, haec lacrimare potest. Fabri de Werdea, Prov. metr. n. 232, 531.

233. Guter wein lehrt gut latein (Sim. 622). – Wein ist der poeten heiliger geist (K. 8338).
Wînes ein becher vol,
der gît, daz sî iu geseit,
mêre rede und manheit
dan vierzec unde viere
mit wasser oder mit biere, Hartm. Iwein 818.
Non idem sensus potoris aquae atque Falerni:
Vinum saepe facit, quod non valet haustus aquarum. F. 797.

Quelle: Horaz, Epist. 1, 19, 2.

234. Weisheit ist besser denn harnisch (stärke). (K. 8368.)
Ingenio salso praeceps violentia cedit. F. 216.
Quelle: Prediger 9, 16, 18 (Schulze, Biblische sprichwörter 125).

235. Wenn der wind weht, so regen sich die bäume (Schambach, Niederdeut. sprichwörter 2, 119).
Sô iz wât, so wagôt iz. Notker bei MSD., s. 58, 10.
Commovet arboreos venti violentia ramos. Sch. 52.

236. Wohltat ist gar bald vergessen,
Übeltat hart zugemessen (K. 8672. Dür. II, 678).
Labitur ex animo benefactum, iniuria durat, 98. Prov. Catonis 34.

237. Der wolf frisst auch die gezählten schafe (K. 8689. Dür. II, 684).
Eripit ex agnis persaepe lupus numeratis. Sch. 37.
Quelle: Verg. ecl. 7, 51 (Otto, Sprichw. der Römer, 199).

238. Wenn der wolf psalmodiert, gelüstet ihn der schafe (Sim. s. 642). – Was man sagt dem wolf, so spricht er nur: 'lamp, lamp!' (Schwabacher sprüche 110). – 'Lamm, lamm!' ist des wolfes vesperglock' (Neander 21). – Dür. II, 687.
Pc. 318: Der wolf hat immer sein auge aufs schaf. B. 318.
Cum lupus addiscit psalmos, desiderat agnos, 35.
In discendo lupus nimis affirmans ait 'agnus', 85.
Non lupus ad studium, sed mentem vertit ad agnum. Sch. 25.

239. Der wolf findet leicht eine ursache, wenn er das schaf fressen will (Sim. s. 642).
Infra quod fluvium turbet, lupus arguit agnum, 88. Nach Phädr. 1, 1.

240. Was dem wolf in die kehle kommt, ist alles verloren (Sim. s. 644).
Swaz dem wolf komt in die kel, daz ist alles gar verlorn. Z. 179.
Gutture clausa lupi raro solet esca relabi, 74. Sch. 37.
Quod lupus ingluttit, nunquam vel raro redibit, 196.
Quod semel immisit, gula raro lupina remisit, 198.
Quod lupus invadit, mihi crede invitus omittit;
Quem lupus asportat, feralia carmina cantat. F. 191.

241. Wer bei den wölfen ist, der muss mit ihnen heulen (Neander 30). Kurz: Man muss mit den wölfen heulen. Dür. II, 695.

Pc. 210. B. 275. E. 24.

Si comes esse lupi vis, voce sibi (mlt. = ei) simileris, 217.

Ulula cum lupis, cum quibus esse cupis. Neander, Vers. veter. proverb. leon. s. 319.

Consonus esto lupis, cum quibus esse cupis, ebenda s. 271.

Cum sociis ululare meis reor esse necesse,
Turpiter incedat, qui vult cum turpibus esse. G. 307.

242. Wenn ein wolf den andern frisst, ist hungersnot im walde (K. 8692). – Ein wolf frisst den andern nicht (Dür. II, 685).

Ein sehr harter winter ist,
Wenn ein wolf den andern frisst (Sim. s. 635).

Pc. 31. B. 20.

Quando lupum lupula vorat, esurit undique silva, Loci communes proverbiales, s. 64.

Dasselbe vom hunde:

De cane edente canem rabies acerrima surgit. F. 278.

243. Wenn man den wolf nennt,
So kommt er gerennt (K. 8686). –

Wenn man vom wolf spricht, ist er nicht weit (Sim. s. 643. Dür. II, 691).

Sô man den wolf nennet,
sô er zuo drenget. Z. 177.

E. 117.

It lupus inter oves, cum sermo caeditur inde. F. 10.

Cum sermo caeditur inde 'wenn man von ihm spricht', nach Terenz Haut. II, 3, 1: dum sermones caedimus.

Fabula dicatur dum forte, lupus caveatur. O. 93.

Quelle: Lupus in fabula. (Otto, Sprichw. der Römer s. 200.)

244. Die wölfe fressen keinen winter (K. 8700). Es hat noch kein wolf einen winter gefressen (Dür. II, 686). B. 101.

Franck, Sprichw. I, s. 79: Wann es schon ein weil warm und der winter bis weihnacht und darüber ausbleibt, noch ist ein butz und winter davorn. Also hat ein jeder seinen winter, kreuz, leiden, not und tot vor ihm, es stand lang oder kurz an.

Totam nemo vides hiemem consumere vulpes,
Saepe sequi post molle caput solet algor acerbus. F. 995.
Vides um des verses willen statt videt: 'man sieht niemals'; caput anfang.

245. Nicht alle w o l k e n bringen regen (K. 8711). Grosser wind bringt oft nur kleinen regen (K. 8587).
Sich hebet manec grôzer wint,
des regene doch vil kleine sint. Freidank 123, 20 (Z. 175).
Pc. 78. B. 211. Schulze, Biblische sprichwörter 89.
Non quaecunque vides intentant nubila nimbos. F. 23.

246. Schöne w o r t e machen den gecken fröhlich (K. 8745).
Pc. 610.
Promissis vacuis spes luditur irrita follis. F. 592.
Laetificare solet stultum promissio dives. Is. 1, 195.

Das gegenteil: 'wo viel versprochen wird, erwartet der kluge wenig' umschreibt F. 1045 ff.:
Multis promissis parvam praestolor alaudam,
Aut haedi tinctam maculas gestantis alutam,
Dedicat in pascha qualem Judaeus Apella.
„Bei vielen versprechungen erwarte ich ein kleines vögelchen (nach Math. 10, 29) und das ärmliche (Hebr. 11, 37) fell eines gefleckten ziegenbockes, wie es beim pascha der jude Apella (Hor. sat. 1, 5, 100) opfert"; aluta eig. leder, hier = pellis.

247. Wenn man den w u r m tritt, so krümmt er sich (K. 8806).
Pressus humi serpens obvolvit terga vianti. F. 115.

248. Aus böser w u r z e l üble frucht (Sim. s. 652). – Wo die wurzel nichts taugt, ist auch die frucht nichts wert (K. 8813).
Radix saepe mala producit pessima mala, 200.

Z.

249. Niemand kann z w e e n herren dienen (Mat. 6. 24. Schulze. Biblische sprichw. 189).
Swer zwein herren dienen sol,
der bedarf gelückes wol. Freid. 50, 8.
Er bedarf unmuoze wol
der zwein herren dienen sol, Hartmann, Büchlein 2, 193 (Z. 66).

Wer zweien herren dienen kann,
Der ist zu loben an. Prager sprüche 61.
Nemo potest digne dominis servire duobus, 115.
Nemo potest dominis servire congrue binis. Zeitschr. 9, 85, 15.

250. Eine zunge ist kein bein,
Schlägt aber manchem den rücken ein (Sim. s. 665).
Diu zunge, diu enhât kein bein
und brichet doch bein unde stein, Freidank 164, 17 (Z. 184). Dür. II, 744.
Osse caret lingua, secat os tamen ipsa maligna, 149.
Lingua non ossatur, tamen hac os praecipitatur. O. 130.

Erst während des druckes ist mir das buch von Jakob Werner: ‚Lateinische sprichwörter und sinnsprüche des mittelalters' (Heidelberg 1912) in die hände gekommen. Die sammlung beruht vorwiegend auf handschriften des 15. jhs. (aus Basel, Darmstadt und St. Gallen). Die in diesen gegebenen sprüche sind daher zumeist wiederholungen oder umformungen älterer überlieferung. Diese hier anzuführen hätte keinen zweck. Von Werner benützte handschriften aus älterer zeit sind die oben besprochene Scheftlarner aus dem 12. jh., aus der Werner 168 verse gibt, also ungleich mehr als 1873 Wattenbach; ferner eine Pariser aus dem 12. jh., die den charakter der schularbeit deutlich zeigt. Es sind bisweilen mehrere variationen desselben gedankens gegeben, weil keine dem versifikator völlig genügte; vielleicht hat er auch die übersetzungen verschiedener schüler zur auswahl nebeneinandergestellt. Andere verse sind so mühsam herausgetüftelt, dass ihr sinn kaum oder gar nicht zu erkennen ist. Immerhin beruht diese Pariser sammlung auf alter überlieferung und ist des studiums wert. Endlich noch eine jetzt in München befindliche, aus Kaisheim stammende und dem 13. jh. angehörende. Sie wiederholt zum teil sprüche aus den Proverbia Henrici (s. 237), bringt aber auch neue. Aus diesen drei handschriften gebe ich zur vervollständigung der obenstehenden sammlung die folgenden nachträge. Da die anordnung bei Werner alphabetisch ist, so ist anführung der zahl nicht nötig; jedes sprich-

wort kann bei Werner leicht nach dem alphabet gefunden werden. Es genügt die bezeichnung der handschrift: Km = Kaisheim (München), P = Paris, Sch = Scheftlarn.

5. Allzuviel ist ungesund.
'Ne quid agas' nimium vehemens!' reor utile primum Sch.

11. Aus den augen, aus dem sinn.
Qui procul est oculis, procul est a lumine cordis. Sch. (auch Pc. 166).

12. Was das auge nicht sieht, beschwert das herz nicht.
Cor non affectat, quod non oculi nota spectat. P.
Cor non fervescit super hoc, quod visio nescit. P. cod. lat. 8433.
Cor non sollicitat illud, quod visio vitat. P. cod. lat. 8433.
Cor non tristatur pro re, cum non videatur. P.
Cordi raro datur, oculo quod raro notatur. P.

15. Es hilft kein bad am raben.
Cornicem lotam crebro non aspicis albam. Sch.
Quamvis usque lavet se cornix, non tamen albet. Sch.

36. Eile mit weile.
Dat mora consulta plus quam properatio stulta. P.
Incaute cecidit, temere qui saepe cucurrit. Km. Ba.
Res bene dilata melior male re properata. P.
Res bene dilatae non sunt nimium remoratae. P.

66. Was geschehen soll, das fügt sich wohl.
Est grave non esse, fieri quodcunque necesse. P.
Ut valet, eveniat; utcunque potest, ita fiat. P.
„Mag es werden, wie es kann“ (wir sagen: wie es will).

67. Einem geschenkten gaul sieht man nicht ins maul.
Gratis donato non spectes ora gaballo. Sch.

76. Aus anderer leute haut ist gut riemen schneiden.
De cute non propria maxima corrigia. P.
Corrigiam brevius quis de cute sumit alius? P.
Corrigias corio latas damus ex alieno. Km.

80. Heute rot, morgen tot.
Contingit fieri non hodie, quod heri. P.

82. Klarem himmel und lachenden herren ist nicht zu trauen.
Domno ridenti nec caelo fide nitenti. Sch.

91. Der hund ist tapfer auf seinem mist.
Unusquisque sua canis audax constat in aula. Sch.

112. Der kessel schimpft immer den ofentopf.
Dixit fumosae: ‚procul esto' furnus acerrae[1]. Sch.

114. Heimerzogen kind ist bei den leuten wie ein rind.
Est foris ut vitulus puer a patre molliter actus. Sch.

115. Wer sich mischt unter die kleie, den fressen die säue.
Furfuribus mixtum reor a cane iure dolendum. Sch.
Hunc catulus comedet, qui se cum furfure miscet. Sch.

121. Jedem ist sein liebchen schön.
Bufonem cura, fiet te indice luna. P. 108.
Bufo curetur, iam bufo luna videtur. P. 109.
Sit bufo carus, fiet luna mage clarus. P. 110.
Sit bufo, quod amas, id lunam vincere clamas. P. 111.

Man erkennt an diesen variationen deutlich die mühsame schularbeit. Quelle ist die fabel des Odo de Ciringtonia bei Voigt: Kleinere lat. denkmäler der tiersage, s. 114.

126. Das ist wohl eine arme maus, die nur weiss zu einem loch heraus.
Muri nulla salus, cui pervius est cavus unus. Sch.

154. Das schlechtste rad am karren macht am meisten knarren.
Stridet maiori sonitu pars pessima plaustri. Sch.

157. Wo rauch aufgeht, da ist feuer nicht weit.
Umgekehrt: Wo kein feuer ist, da ist auch kein rauch.
Cum locus igne caret, iam fumus non ibi paret;
Cum procul ignis abest, non prope fumus adest[2]. P.

181. Wo es schmerzt, da greift man hin.
Clamat ocellus: ‚amat', ‚dolet hic' manus anxia clamat. P.
Dextera languorem, visus comitatur amorem. P.
Proxima languori manus est et ocellus amori. P.

1) Die handschrift und Werner haben acerbe, was keinen sinn gibt.
2) Werner hat das distichon auseinandergetrennt.

184. Alte schuld rostet nicht.
Sit licet inclusum scelus, est rubigine nudum. Sch.

194. Besser ein sperling in der hand als ein kranich auf dem dach.
Plus valet in manibus avis unica fronde duabus. Km.

204. Alte sünde richtet oft neue schande an (K. 7261).
Culpa vetus probrum solet apportare novellum. Sch.
Saepe recens probrum scelus excitat inveteratum. Sch.
Saepe creant antiqua novum peccata pudorem (Baseler hs.).

205. Ein tag verleiht, was das ganze jahr weigert.
Quod donare mora nequit annua, dat brevis hora. P.

215. Es muss ein garstiger vogel sein, der sein eigen nest beschmeisst.
Est mala, quae proprium demerdat avicula nidum. Sch.

Ferner sind noch folgende sprichwörter nachzutragen, für die mir noch keine lateinische fassung aus älterer zeit begegnet war:

251. Angst macht auch den alten laufen. (Sim. s. 19). – Pc. 69.
Ut cito se portet vetulae pes, cogit oportet. P. 126.
Fert indefesse vetulam currendo necesse. P. 127.
Eine zwiefache schulvariation, in der oportet und necesse substantiva = ‚die notwendigkeit' sind; fert currendo ‚bringt zum laufen' = facit currere.

252. Neue besen kehren wohl, bis dass sie werden staubes voll. (K. 640.)
Der niuwe beseme kert vil wol,
ê daz er stoubes werde vol.
Freidank 50, 12 (Z. 19).
Pulverulenta novis bene verritur area scopis. Sch.

253. Wie man sein bett macht, so liegt man (K. 725).
Taliter en stratus, qui taliter ante levatus. P.

254. Wer sich vorm busch fürchtet, kommt nie in den wald (Tetzner, Deut. sprichwörterbuch, s. 82). – Wer vor einem blatt erschrickt, darf nicht in den wald gehn (ebenda s. 69). Auf halm und stroh angewandt:
Qui pavet ex culmis, stipulis non incubat ullis. Sch.

255. So der frosch in den schoss kommt, so wollt er gern in den busen. Münchener sprüche 25.

In gremium missa post rana sinum petit ipsa.

Der vers ist zwar aus einer St. Galler handschrift des 15. jhs., aber ein ähnlicher war schon im 12. jh. vorhanden, wie die korruption in Sch. beweist: Rana petit gremium, dum ascendit ad imum; in imum steckt offenbar sinum.

256. Es ist schlecht, füchse mit füchsen fangen (K. 2647).

Schwer (= swer) füchs mit füchsen vâhen wil,
der selb bedarf witzen vil. Wackernagel, Leseb. 835, 1.

Andere stellen bei Z. 42. – B. 488, Pc. 656: Tes quæt, vosse met vossen vaen.

Raro actore lupo quisquam venabitur (passiv) alter. F. 116.
Illaqueare lupum numquam potes arte luporum. Baseler H.

257. Wes das herz voll ist, des geht der mund über (K. 2824). Aus Matth. 12,34, Luc. 6,45 (Schulze, Bibl. sprichw. 211). Auch kürzer: quod in corde, hoc est in ore (Marcolfus).

Sît ofte spricht des mannes munt,
als im daz herze ist gemuot. Ulrich von Lichtenst. 646,32.
Ex habitu cordis sonitus depromitur oris. Sch.

258. Wer zuerst zur mühle kommt, mahlt zuerst (K. 5414).

Qui capit ante molam, merito molit ante farinam. Sch.

259. Besser nachbar an der wand als bruder über land. (K. 5502).

Utilior praesto vicinus fratre remoto, Km., wo praesto attributiv steht: ‚ein nachbar, der zur hand ist'. Ähnlich Freidank 95,14:

Ein friunt ist nützer nâhe bî
dan verre zwêne oder drî.

Quelle: Sprüche 27,10 (Schulze, Biblische sprichwörter 97).

260. Ein narr schüttet alles auf einmal aus. (Sim. s. 398).

Insipiens uno sua profert cuncta momento. Sch. 65.
Imprudentis erit, per singula verba minari. F. 504.
Insanit, quicunque minis efflaverit iram. Is. 1,41.

Quelle: Sprüche 29,11, 12,16.

261. Schönheit und keuschheit sind selten beieinander (Sim. s. 495). Schön und züchtig sein trifft selten überein (K. 6737). Z. 134.

Rara pudicitiae manet et concordia formae, 201 (mit leichter umstellung aus Juvenal 10,297).

Die Pariser handschrift hat zwei verspaare, in denen es gewissermassen als sittliche pflicht der schönen frau hingestellt wird, unkeusch zu sein:

Cuius forma bona, Veneri sit[1] femina prona. P. 4.

Ut statuat Veneri, speciosae fas mulieri. P. 5, wo statuat wohl bedeuten soll: ‚einen altar errichten, opfern', und:

Quo mage formosa mulier, mage luxuriosa, P. 7.

Pulcra sit[1] incesta mulier, sit[1] turpis honesta. P. 8.

262. Wider den stachel ist bös lecken (Sim. s. 530). Pc. 686.

Is geminet stimulum, qui contra calcitrat unum. F. 570.

Quando repugnatur calcari, bis stimulatur. P.

Bis, si vertiteris stimulo, punctum patieris. O. 26.

Bis pungitur, qui nititur repugnare stimulo. Carmina Burana 155,5,1.

Quelle: Apostelgeschichte 9,5, 26,14 (Schulze, Biblische sprichwörter 248).

263. Man soll den tag nicht vor dem abend loben (Sim. s. 545).

Einen guten tag soll man auf den abend loben, Schwabacher sprüche 131.

Quae debetur ei, laus vespere danda diei. P. 54.

Vespere detur ei, si laus est danda diei. P. 35.

Vespere laudetur, si pulcra dies perhibetur. 36.

Drei schulvariationen desselben gedankens.

264. Es ist alles verloren, was man undankbaren tut (Sim. s. 578). – Pc. 13.

Hoc amisisti, quod iniquis exhibuisti. P.

1) An allen drei stellen steht im Anzeiger f. kunde d. deut. vorzeit 4,363 no. 20 und 21 fit statt sit, was ebenfalls möglich ist. Zum ersten verse (P. 4) wird dort noch hinzugefügt:

Sic lex indixit: de formosa meretrix fit.

WITTSTOCK (DOSSE). FRIEDRICH SEILER.

MISZELLEN.

Eifel.

In der Zeitschrift des vereins für volkskunde 2, 45 hatte ich den namen der Eifel mit den *matronae Afliae* verbunden, indem ich mich darauf berief, dass die ältesten urkundlichen belege für das Eifelland *in pago eflinse* a. 762, *efflinse* a. 772 (*eiflinse* a. 845 usw.) lauten. Im selben sinn haben sich jüngst H. Jellinghaus in der 3. auflage von Förstemanns Namenbuch (1, 54) und K. Helm (Altgermanische religionsgeschichte 1, 401: 'der name der *Afliae* hängt wohl mit dem Eifelnamen zusammen') zu unserer frage geäussert. Anderer meinung ist J. Franck, der in einem aufsatz der Eifelfestschrift (1913) die frage 'was wissen wir vom namen der Eifel?' dahin beantwortet, dass wir die alte form des namens als *Aifla* festzustellen und für die deutung des namens von *Aifla* auszugehen hätten; wenn man von *efl-* zu *eifl-* übergehen wolle, so sei dies mit den 'fränkischen lautverhältnissen' nicht vereinbar. Fränkische lautverhältnisse kommen aber nach meiner ansicht zunächst gar nicht ins spiel, sondern bloss orthographische gewohnheiten, von denen seinerzeit nicht weiter zu reden war, da im althochdeutschen (und im mittelhochdeutschen zumal in Mittelfranken) ein wechsel der schreibung zwischen *e* und *ei* bei umgelautetem *a* sehr verbreitet und allgemein bekannt ist[1]. Um den wechsel zwischen *e* und *ei* (*ai*) aufzuklären, ist Franck jetzt anders verfahren und hat sich auf die behauptung zurückgezogen: '*e* ist neben *ei* (und der älteren form *ai*) die im lateinischen gewöhnliche bezeichnung des deutschen *ei*'. Es wäre aber doch sehr notwendig gewesen, diese behauptung nicht bloss aufzustellen, sondern auch zu rechtfertigen[2], denn in der urkunde vom 13. august 762 (in abschrift des 10. jahrh. erhalten; MG-Diplom. Karol. 1, 21 ff.) ist *ai* von dem Lateiner korrekt dargestellt. Es heisst hier in *pago Eflinse* aber *Rumerocoyme* (Rumeresheim), *Ainulfo*, *Airoino*, *Baidilo* (: *Ghiroino*, *Gerolinde*). In einer lateinischen urkunde, in der *ai* erscheint, kann *e* nicht auf *ai* > *e* nach lateinischem usus zurückgeführt werden.

F.s belehrung über 'fränkische lautverhältnisse' war also durchaus unangebracht, denn wir haben vollgenügenden grund, bei unserer meinung zu verharren, dass sich *ei* für umlauts-*e* bei dem wort Eifel festgesetzt habe. Dazu kommt, dass Franck selber nicht bloss die gleichung Freimersdorf < *Vremirstorf*, sondern auch die gleichung Eichel < *Aquila* (Förstemann 1³, 175) gelten lässt.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Das schwert Mæring.

Finnur Jónssons neue ausgabe der Skaldendichtung (Den Norsk-Islandske Skjaldedigtning, Kopenhagen 1908[3] hat diese seltsame blüte nordischer poesie wieder mehr in den vordergrund des interesses auch der deutschen forschung

1) Es genügt, auf J. Franck, Altfränkische grammatik § 13, 2 zu verweisen. An dieser stelle liess er zu, *Freimersdorf* mit *Vremirstorf* zu verknüpfen, hat also wohl damals über die 'fränkischen lautverhältnisse' geradeso gedacht wie unsereiner.

2) In Francks Altfränk. gramm. § 31, 2. 3 ist bei *e* für *ei* auch schon von 'latinisierung' die rede.

3) zitiert F. J. Die beiden textbände — der hss-getreue und der gereinigte — werden entsprechend Jonssons ausgabe mit A und B bezeichnet.

geschoben und die einzelkritik mehr als bisher ins feld gerufen (vgl. Zeitschr. 44, 133 ff.; 45, 56 ff.). Ein einzelbeitrag soll auch das folgende sein.

Die lausavísa 20 (A 304–B 281 f.) des Bjǫrn Hitdœlakappi lautet nach Finnur Jónsson:

Draum dreymðumk nú, Nauma
Niðbrands skarar landa
(*koma mun Yggr at eggjar*
enn bragsmíðar kenni),
báðar hendr í blóði,
(*braut Kaldamarsnauta*)
(*mér*) *ok*[1] *hendr* (*í mundum*)
Mæringr roðinn væri.

Den zweiten helming gibt F. J. wieder: 'at bægge mine arme var blodige, og Mæring sås rødfarvet; sværdet gik itu i min hånd.'

Es ist also Mæring als eigenname des schwertes Bjǫrns aufgefasst; die gleiche auffassung liegt in Boers ausgabe (s. 100 f.) vor. Sie entstammt der Bjarnar saga Hitdœlakappa (Bj-s) selbst, der wir die kenntnis der vísa verdanken. Gegen diese auffassung, die zunächst selbstverständlich erscheint, da sie durch die saga gestützt ist, möchte ich bedenken erheben. Ich möchte *Mæringr* nicht als schwertnamen, sondern als *mannsheiti* auffassen und daher übersetzen: (mir träumte,) dass meine beiden arme blutig wären – das schwert zerbrach mir in der hand – und dass man den mann (mich) blutgerötet sähe.

Es scheint gewagter, als es ist, gegen das zeugnis der saga selbst zu konjizieren. Wir haben leider noch viel zu wenig eingehende arbeiten und kenntnis über die entstehungsweise der nordischen sagas, über ihre quellen und deren verwertung durch die aufzeichner der saga. Die einzigen mir bekannten arbeiten in dieser richtung sind die von W. H. Vogt (Zur komposition der Egilssaga kap. I–LXVI, programm des gymnasium Augustum zu Görlitz 1909 und Egils haupteslösung, Zfda. bd. 51), die das angedeutete problem für eine einzelne saga anfassen. Schon aus diesen arbeiten geht hervor, dass die sagas nicht einheitliche und reine überlieferung, sondern ein kompositum verschiedener elemente und überlieferungsschichten sind. Die alten vísur, die das leben der sagahelden zu begleiten pflegten, gehörten offenbar zu den hauptsächlichsten quellen, aus denen die späteren aufzeichner schöpften, und aus denen sie die zusammenhängende geschichte ihres helden abstrahierten; zunächst nur als einen faden, durch den sie die unzusammenhängenden vísur verbanden, später in immer freierer und fabulöserer gestaltung. Es ist daher ganz allgemein meistens misslich, aus der prosa einer saga eine stütze für die auffassung einer vísa zu suchen, da die saga das abgeleitete, die vísa das primäre ist. In unserem speziellen falle aber haben wir ein besonders instruktives beispiel, wie wenig man aus der saga für die vísa entnehmen kann. Von dem schwert Mæring wird in Bj-s – abgesehen von einer späteren erwähnung, auf die zurückzukommen sein wird – lediglich seine erwerbungsgeschichte erzählt (cap. 4). Von der erwerbung des schwertes durch Bjǫrn berichtet aber ausserdem noch die Ólafs saga hins helga (FMS. IV, s. 109 ff.), und diese beiden erzählungen haben nicht das mindeste miteinander zu tun. Die Bj-s erzählt entsprechend ihrem noch verhältnismässig

1) hss. *of* und so auch in der ausgabe von Boer (Halle 1893), der ich mich hierin nicht anschliesse, die ich aber sonst zugrunde lege.

schlicht referierenden ton der klassischen sagaschreibung eine zweikampfgeschichte im stil der zahlreichen holmgangsgeschichten der sagaliteratur; in ihm erringt Bjǫrn den sieg und damit seines gegners schwert, 'das Mæringr hiess'. Aber diese zweikampferzählung wird in einen heroisch-politischen rahmen gestellt, indem Bjǫrn für ehre und herrschaft seines bedrängten gefolgsherrn, Valdimar von Russland, gegen dessen jüngeren bruder und rivalen Kaldimar in den kampf geht und, selbst zu tode verwundet, den sieg erringt. Der könig gab darauf Bjǫrn zum lohn alles heergerät des Kaldimar, darunter das schwert Mæring. Ohne zweifel befinden wir uns mit Valdimar von Russland und dem aufenthalt Bjǫrns daselbst auf historischem boden, alle weiteren historischen parallelen aber, die Boer (einl. XXI f.) beibringt, sind äusserst gesucht und nur unter gewaltsamer deutung durchzuführen. Lose historische reminiszenzen, das ist alles, was wir hier suchen dürfen: wie weit sie im einzelnen gehen, ist für uns gleichgiltig. Das weitere aber ist freie, heroisierende ausgestaltung der saga, geschaffen um die herkunft des schwertes Mæring zu erzählen. Ist doch gerade jene figur des Kaldimar, wie Boer (einl. XXII, XXX) zeigt, und wie selbst Finnur Jónssons sonst so konservative literaturgeschichte nicht leugnen kann, eine abgeleitete. Sein name ist nach Valdimar gebildet in anlehnung an das 'K a l d a m a r s n a u t a' der gleichen lausavísa, der auch das schwert Mæring entnommen ist. Jene ganze geschichte macht also den eindruck einer ad hoc erfundenen erklärungsgeschichte für dieses schwert Mæring, die waffe eines hypothetischen Kaldamar oder Kaldimar. Denn so muss schon der sagaverfasser den sinn der vísa fälschlich gedeutet haben.

Ganz anders dagegen weiss die Ólafs saga hins helga von dem schwert Mæring zu erzählen. In der grossen reihe der Ólafsgeschichten bringt sie ein nettes histörchen von einem seidenband, wie es damals um die hosen zu tragen mode war, und von einer versehentlichen vertauschung der bänder Bjǫrns und Ólafs, die dann des gnädigen königs laune zu einer dauernden macht. Da dies geschichtchen genau so in Bj-s (kap. 2) steht, ohne dass sich direkte abhängigkeiten nachweisen lassen, dürfte hier alte überlieferung vorliegen. Dann fügt die Ólafsaga abweichend und ohne nähere angaben hinzu: '*Ólafr konungr gaf Birni sverđ gott, er hann kallađi Mæring*'. Hier also, in einem späten produkt sehr zweifelhaften historischen wertes, der an dieser stelle durch eine angeknüpfte wunderzählung sich gänzlich ins legendenhafte verflüchtigt, finden wir eine ganz andere geschichte der erwerbung Mærings. Mit der vorigen hat sie, wie man sieht, nichts zu tun und scheint ebenfalls ad hoc erfunden, den ursprung des vermeintlichen schwertes zu erklären und ihn dem helden der saga, Ólaf dem heiligen, zuzuweisen. Jedesfalls machen es diese beiden widersprechenden berichte klar, dass wir von den erzählungen der prosa über das schwert Mæring nichts zu erwarten haben; denn wir können ihre divergenz nur so begreifen, dass sie beide unabhängig voneinander und spät gewissermassen um den kern der falsch verstandenen vísa herumgedichtet worden sind, um diese zu erklären. Wir sind damit auf die vísa allein angewiesen, diese aber gibt mit der auffassung als *mannsheiti* einen guten sinn.

Was schon für die sagaverfasser und ebenso für die neuen herausgeber irreführend war, ist die wendung: '*kendr* - - *rođinn væri*', gewiss ein ausdruck, der in der regel von waffen, speziell vom schwert, gebraucht wird, der sich aber doch nicht auf diese gebrauchsweise beschränkt. Umschreiben wir einmal den gebrauchskreis dieser zu den lieblingsbildern der skaldischen dichtung gehörenden ausdrucksweise, so findet sie sich, neben der genannten anwendung bei schwert und

spiess, häufig bei den leichentieren adler, rabe und wolf, deren zähne, schnäbel, rachen, klauen, füsse usw. beim verzehren der leichen vom blute der erschlagenen gerötet werden. Weiterhin kommt in diesem bilde auch das überströmen mit blut vor; von dem strömenden blut wird das land, die heide, die insel, das meer, das schiff gerötet, zuweilen unter nennung bestimmter örtlichkeiten. Auch die scharen der krieger erscheinen in dem blutstrom watend, z. b.

Sigvatr: Erfidrápa Ólafs helga (A 259=B 241)

(mart segik bert) í bjarta
blóðrǫst, Svíar, óðu.

Steinn Herdísarson: Ólafsdrápa (A 410–B 379)

. . . en bragna
blóð víkingar óðu.

Noch näher kommt unserem bilde die vorstellung, dass das blut über rüstung, helm, schild, panzer strömt und diese rötet. Es ist dies eigentlich schon das gleiche bild wie unser *mæringr roðinn*, nur auf den in der schlacht kämpfenden, gerüsteten krieger übertragen, dem das blut nicht über den körper, sondern eben über die rüstung strömt. Und bei der vorliebe der skaldendichtung für verherrlichung von schlachttaten ist dieses bild denn auch durchaus gebräuchlich und weit verbreitet. Genaue parallelen zu unserer auffassung des *mæringr roðinn* finden sich daher weniger in diesen kriegsszenen, sondern in einigen vísur, die sich auf den holmgang beziehen, besonders aber in einigen strophen, die, wie in unserem falle, unheilverkündende traumvorstellungen mitteilen. Ich lasse einige beispiele folgen:

Egill Skallagrímsson (A 50–B 44)
létum blóðga búka
í borghliði sœfask.

Eyvindr skáldaspillir: Hákonarmál (A 67–B 59)
stóð allr í dreyra drifinn.

Hásteinn Hrómundarson (A 97–B 91)
blóð fell varmt á virða
valdǫgg.

Þórarinn svarti (A 111–B 106)
hræflóð . . .
rann of sóknar sæki.

und:

blóð fell, es vas váði
víg(jalds nœir skaldi,
þá vas dœmisalr dóma
dreyrafullr, of eyru.

Þórðr Kolbeinsson: Gunnlaugsdrápa (A 213–B 203)
. . . drifinn blóði
Ullr réð ýta falli
unnviggs . . .

Anonyme lausavísa a. d. Eyrbyggjasaga (A 425–B 395)
sék á blóðgum búki
bengrát . . .

Besonders instruktiv in dieser beziehung sind dann die verschiedenen traumvísur des Gísli Súrsson A 101 ff.–B 96 ff. (lausavísur 18, 28, 29, 33, 34), die uns zeigen, dass der blutbeströmte und blutgerötete mensch gerade in diesem zweig der dichtung ein nicht unbeliebtes motiv war, das auf kommenden kampf, wunden oder tod deutete. Ganz parallel steht dazu der traum Bjǫrns, der sich selbst im traum blutgerötet sah, ein bild, das zu dem ereignis trefflich passt, auf das es deutet, nämlich zu Bjǫrns ermordung. Das blutgerötete schwert dagegen passte wohl in die situation, in der es auch für gewöhnlich erscheint, in den offenen kampf, nicht aber in die lage eines heimtückischen und übermächtigen überfalles. Und erst recht passt es nicht in unsere spezielle situation, auf die der traum mit dem versagen des schwertes und den blutigen händen doch vorausdeutend weist, oder die wohl vielmehr in anlehnung an die traumvísa gestaltet worden ist. Wird doch ausdrücklich von dem schwert Bjǫrns berichtet, dass es versagte; '*en eigi beit*' heisst es davon, es kam also mit wunden und blut gar nicht in berührung. Und noch schlagender gegen die bisherige deutung der vísa spricht der umstand, dass jenes schwert Bjǫrns in seinem letzten kampf gar nicht das sogenannte schwert Mæring war. Wird doch zuvor (kap. 30) ausdrücklich von dem waffentausch Bjǫrns mit Þorfinnr Þvarason erzählt, und bei seinem tode trägt also Bjǫrn gar nicht sein eigenes gutes schwert, sondern das ausdrücklich als minderwertig bezeichnete schwert Þorfinns. Dies schwert ist also das einzige, das noch allenfalls, wenn auch nur gewaltsam, als blutgerötet aufgefasst werden konnte, nicht aber das sogenannte schwert *Mæringr* das zur zeit des überfalls weit entfernt und ruhig an Þorfinns seite hieng. Das alles widerspricht völlig unserer vísa. Und doch ist deutlich, dass ihr inhalt früh die tatsächliche darstellung der ereignisse beeinflusste, auf die sie vorausdeutet; und dies hat seine parallelen in zahlreichen traumerzählungen, deren erfüllung nachher der sage nach prompt eintrifft. Fasst man aber *Mæringr* als *mannsheiti*, so ist auch hier alles in ordnung, und die ereignisse treten ganz in der reihenfolge der vísa ein.

báðar hendr í blóði = das abhauen des armes.
braut Kaldamarsnauta = das versagen des schwertes.
hendr mæringr roðinn = die letzten schweren wunden, insbesondere das abschlagen des hauptes.

So ist offenbar die auffassung der alten tradition gewesen. Erst später hat dann die wortfügung *mæringr roðinn væri* zu einer gedankenlosen übertragung der gewohnten vorstellung vom blutgeröteten schwert und damit zur auffassung des *mæringr* als schwertname geführt, ein vorgang, der bei der immer stereotyper erstarrenden skaldentechnik wohl begreiflich ist. Dieser auffassung entsprangen, wie wir sahen, die erzählungen von dem erwerb des schwertes; ihr dürfte auch die ganz unvermittelt und grundlos eingefügte erzählung vom schwertertausch entsprungen sein. Man konnte das eben gepriesene schwert des gewaltigen kämpen Kaldimar nicht versagen lassen und musste daher Bjǫrn ein minderwertiges schwert zuschanzen. Um so wirksamer liess sich dann die schilderung des heldenhaften verzweiflungskampfes des fast waffenlosen mannes gestalten. So führt die betrachtung der einen vísa bereits zur scheidung mehrerer schichten in dem überlieferten stoff der saga.

Dazu kommt von ganz anderer seite eine stütze für meine ansicht. Unter den katalogstrophen der Snorra-Edda finden sich zwei lange kataloge von sverðaheiti, F. J. A 663 ff. – B 663 f. die aus allen möglichen dichtungen und sagas zu-

sammengetragen sind. Unter die echten heiti finden sich auch zahlreiche schwertnamen gemischt. Ohne auf vollständigkeit anspruch zu machen, gebe ich im folgenden einige beispiele derartiger schwertnamen und ihres vorkommens in der literatur: *Hrotti* (Edda, Vǫlsungasaga), *Gramr* (ebda.), *Dragvandill* (saga Ketils hængs FAS II.), *Snyrtir* (Bjarkamǫl Saxo II): *Skrymir* (Kormakssaga), *Laufi* (Hrólfs saga kraka FAS I), *Leggbiti* (saga Magnúss berfætts FMS VII), *Hneitir* (Ólafs saga helga FMS IV—V), *Mistilteinn* (Hrómundarsaga, auch Hervararsaga FAS I), *Fetbreiðr* (Ólafs saga Tryggvasonar FMS I), *Angrvaðill* (Þorsteins saga Víkingssonar FAS II), *Mimungr* (jedesfalls aus der deutschen sage, Þiðrekssaga? als heiti auch FAS III 475), *Kvernbítr* (Ólafs saga Tryggv. FMS I), *Skofnungr* (Hrólfssaga kraka FAS I), *Bœsingr* (Ólafs saga helga FMS IV—V), *Tyrfingr* (Hervararsaga FAS I). Dieses nur als beispiele, wie viele sagen- und sagaschwerter ohne eingehende nachforschung sich ohne weiteres identifizieren lassen. Das schwert Mæring aber findet sich nicht darunter. Und doch ist die kenntnis unserer vísa bei dem verfasser der katalogstrophen dadurch mindestens wahrscheinlich gemacht, dass ihm das heiti *Kaldamarsnautr* bekannt war. Zwar hat Boer (einl. XXX f.) ziemlich überzeugend dargetan, dass *Kaldamarsnauta* nicht nach dem Kaldimar der saga, sondern umgekehrt dieser nach jenem uns unverständlichen ausdruck genannt ist; und damit fällt eine absolute sicherheit der kenntnis unserer vísa in der Snorra-Edda hin, denn es geht damit die beziehung auf bestimmte ereignisse der saga verloren. Aber jener ausdruck *Kaldamarsnauta* ist — was er auch bedeuten mag — uns einzig in dieser vîsa überliefert und muss wie uns, so schon dem sagaschreiber unverständlich gewesen sein, der ihn zu einer 'waffe des Kaldimar' umbildete. Es kann sich also nicht um ein häufiges und derzeit leicht verständliches *heiti* handeln, und es bleibt daher wahrscheinlich, dass die kenntnis des verfassers der katalogstrophen aus unserer vísa stammt. Wenn man aber bei der katalogisierung der schwertbezeichnungen unsere vísa benutzt hat, so bleibt es ganz unbegreiflich, wie man bei der umfassenden und sorgfältigen arbeit, die man darauf verwandte, jenes schwert Mæringr übersehen konnte, nachdem man eine zeile zuvor '*Kaldamarsnautr*' gebucht hatte. Auch dies weist darauf hin, dass man *mæringr* nicht als schwertnamen, sondern als *mannsheiti* zu fassen hat, und dass auch der verfasser der katalogstrophen es so gefasst hat. Dies ist ja auch die gewöhnliche anwendung des wortes in den skaldendichtungen, und dementsprechend ist *mæringr* in den katalogstrophen unter der rubrik *mannaheiti* gebucht: F. J. A 660 — B 662. Es gehört zweifellos zu der gruppe der appellativ gewordenen völkernamen, wie *Gotar*, *Gautr*, *Danr*, und stellt sich zu dem früh vergessenen volksnamen, der durch *skati marinka* (runenstein von Rök) für den norden bezeugt ist und in *Mæringaborg* (Deors klage), Goti Meranare (Regensburger glosse, 12. jh.) sowie in dem Meran der mittelhochdeutschen epik steckt, und der eine andere bezeichnung für Goten gewesen zu sein scheint. Und so dürfte denn auch unsere vísa nicht aus diesem rahmen herausfallen, und ihr schwert Mæring sich als ein missverstandenes *mannsheiti* herausstellen.

MARBURG I. H. HELMUT DE BOOR.

Zur entstehungsgeschichte des 'Julius von Tarent'.

Mit einem kleinen artikel gleiches titels habe ich mir vor fast einem vierteljahrhundert die literarhistorischen sporen verdient (Viertelj. f. lit. 3, 195): zu den dort ausgeführten beobachtungen, an deren wahrscheinlicher beweiskraft für das betreffende problem ich noch heute in allen punkten festhalte, sind mir neuerdings noch ergänzungen aufgefallen, die ich im folgenden gebe. Ich rekapituliere zunächst das damals gewonnene. In dem originalmanuskript seines dramas, das Werner (Heilbronn 1889) zum abdruck gebracht hat, hat Leisewitz jeder szene ein datum, offenbar das der endgiltigen niederschrift, beigeschrieben, folgende zehn szenen jedoch undatiert gelassen: I, 1 in der umarbeitung A; I, 4; I, 5; II, 4; II, 5; II, 6; III, 5; IV, 3; IV, 5; V, 4. Werner nahm (s. XVI anm.) an, dass alle diese undatierten szenen vor dem 24. juli 1774, dem frühsten in der handschrift belegten datum, anzusetzen seien; Niebour (in der gleich nachher zu nennenden abhandlung s. 88) stimmt, ohne auf meine gegenteiligen ansichten einzugehen, dieser annahme ohne angabe greifbarer gründe zu. Ich glaube noch heute, dass in den genannten fällen die beischrift des datums nur vergessen worden ist, und suchte der datierung der betreffenden szenen durch folgende beobachtungen auf die spur zu kommen. Die hauptheldin des dramas hiess zuerst Bianca, wofür dann Blanca eingesetzt wurde, und zwar begegnet in den im juli und august geschriebenen szenen der name in der Form Bianca oder Blanca aus Bianca verbessert, vom 1. september an jedoch in der form Blanca unverbessert. Wendet man diese beobachtung auf unsre szenen an, so wird für sieben von ihnen eine datierung gewonnen: es gehören dann nämlich II, 5, 6 und V, 4 in den juli oder august, dagegen I, 1 in der fassung A, I, 4, III, 5 und IV, 5 in den september 1774. Eine achte undatierte szene glaubte ich durch eine andere beobachtung sicher einreihen zu können. Die in II, 6 (nach 61, 8) gestrichenen worte: 'Sehen Sie, wie in einem samenkorn ein künftiger wald schlummert, so liegen in einem wunsche schon tausend' kehren in IV, 3 (98, 6) wieder: die worte schienen also Leisewitz später an einer zweiten stelle besser angebracht als da, wo er sie zuerst gebraucht hatte. Demnach ist II, 6 älter als IV, 3, und da II, 6 nach dem vorigen argument in den juli oder august gehört, so muss auch IV, 3 in diese zeit fallen. Soweit meine damaligen resultate. Ich füge heute hinzu, dass für zwei szenen, die schon durch die namensform Bianca oder Blanca sicher eingereiht werden konnten, auch das andere argument der streichung bestätigend in betracht kommt. Der in I, 6 (nach 27, 6) gestrichene gedanke: 'dass keine von beiden zur andern sagen kann: das ist mein und das dein' kehrt in II, 5 (50, 13) wieder, ebenso, was schon Werner bemerkt hat, allerdings ohne einen schluss daraus zu ziehen, die in III, 3 (nach 78, 14) gestrichenen worte: 'In diese zukunft dürfen meine gedanken um keinen schritt weiter kommen als meine wünsche' in III, 5 (82, 5). Demgemäss ist also II, 5 jünger als die vom 6. august datierte szene I, 6 und III, 5 jünger als die vom 6.–8. september datierte III, 3, worin beide argumente zusammenstimmen. Als nicht datierbar bleiben also nur die szenen I, 5 und II, 4 übrig, für deren einreihung ich nichts beibringen kann.

Von der seit Werners ausgabe erschienenen literatur über Leisewitz und sein drama geht nur ein aufsatz der oberlehrerin Niebour im vierten, ganz dem dichter gewidmeten jahrgang des jahrbuchs des Braunschweiger geschichtsvereins (s. 63) auf die chronologischen probleme ein, während Kühlhorn (Leisewitzens Julius von Tarent, Halle 1912) andere ziele im auge hat und nur ganz kurz die ergebnisse

der eben genannten verfasserin für nicht stichhaltig erklärt (s. XIV). Schon Sauer (Stürmer und dränger 1, 310) hatte die möglichkeit erwogen, dass die daten des originalmanuskripts nur eine schlussredaktion des dramas festlegen und eine ältere niederschrift vorhergegangen sein möge; auch Kutschera (Johann Anton Leisewitz s. 69) war mit seinem zeitlichen ansatz bis ins jahr 1773 vermutungsweise zurückgegangen, während Werner (s. XVII) etwas allzu sicher in dem erhaltenen manuskript zugleich die schlussredaktion und die erste niederschrift sehen wollte. Gar zu radikal geht nun aber wieder Niebour vor, indem sie die anfänge des dramas schon ins jahr 1771 setzen will (s. 73. 90). Die beziehungen, die sie zwischen unserem drama und Unzers 'Diego und Leonore' gefunden zu haben glaubt, das allerdings erst 1775 erschien, und die sie deshalb auf persönlichen gedankenaustausch zwischen Leisewitz und Unzer, der schon im sommer 1771 Göttingen verliess, zurückführen zu müssen meint, erweisen sich bei näherem zusehen samt und sonders als nicht beweiskräftig. Da nun der massgebende einfluss, unter dem Leisewitzens drama ohne jeden zweifel steht, von Lessings Emilia Galotti ausgegangen ist, die im frühjahr 1772 erschien, so dürfte dieser zeitpunkt wohl der frühste terminus a quo sein, zu dem man billigerweise vordringen kann; von 1771 kann meines erachtens nicht ernstlich die rede sein. Wie vorsichtig man übrigens sein muss, bei ähnlichkeit der motive gleich auf ursächlichen oder chronologischen zusammenhang zu schliessen, lehrt folgende tatsache. Man hat sich gewöhnt, die mondscheinszenen im 'Julius von Tarent' auf den einfluss der Göttinger hainlyrik zurückzuführen, und scheint sie des dichters eigenem naturgefühl nicht zutrauen zu wollen (vgl. Kutschera s. 90; Schmidt Afda. 3, 196; Niebour s. 76). Es findet sich aber schon in einem leichengedicht des 16jährigen Hannoveraner gymnasiasten Leisewitz die stelle (Euphorion 5, 311): 'Doch soll, wenn dann der mond in seiner stillen pracht auf deine urne strahlt, wenn zärtlichkeit nur wacht, noch oft ein frommes lied bei deinem grabe klagen'.

Aber wir haben ein paar sichere und unbezweifelbare spuren, dass der erhaltenen redaktion des dramas, die sich von der druckfassung im grossen und ganzen nur durch die soldatenszene V, 1 unterscheidet, an deren stelle dann eine arztszene trat, eine frühere, in einzelnen punkten ganz wesentlich abweichende phase vorausgieng. Aus unachtsamkeit hat Leisewitz hie und da worte mechanisch aus seinen älteren manuskripten übernommen, ohne daran zu denken, dass er änderungen vorgenommen hatte, infolge deren jene worte keine existenzberechtigung mehr hatten. In der szene zwischen fürst und erzbischof (I, 6) findet sich die wichtigste derartige stelle. Der fürst sagt dort zu seinem bruder in einer nach 29, 9 gestrichenen stelle (von der Werner die ersten drei worte, obwohl sie Leisewitz aus versehen nicht mitgestrichen hat, nicht hätte im text belassen dürfen[1]): 'Sag ihm: Julius,

1) Noch an einer andern stelle scheint mir Werners text und mit ihm auch alle andern ausgaben des dramas nicht in ordnung zu sein. In der zweikampfszene IV, 6 ruft Julius bei dem zusammenstoss mit seinem bruder (106, 7): 'Marcellus, Ämilius, haltet ihm die hellebarden vor!' und Guido antwortet: 'Mich halten? Guidon von Tarent'? Die antwort stimmt nicht genau zur frage. Da im originalmanuskript die interpunktion sehr lässig behandelt, auch die endungen der dative und akkusative vielfach nicht in ordnung sind (vgl. z. b. gleich 107, 5 'bring ihm dem alten'), da ferner der text der originalausgabe, die grundlage aller späteren, nur sehr flüchtig revidiert worden ist (vgl. Werner s. XXXII), so vermute ich als das, was Leisewitz schreiben wollte und mit einem falschen buchstaben und einer

ich bringe dich um, er wird lächeln und antworten: wie Sie befehlen, gnädige frau'. Die richtige erklärung dieser merkwürdigen scheinbaren entgleisung hat Niebour (s. 89) gegeben: der fürst sprach hier ursprünglich zu seiner gemahlin, der mutter der beiden feindlichen brüder, deren name Ämilia uns an einer andern gestrichenen stelle (nach 36, 9) überliefert ist, und an ihrer stelle ist dann später der erzbischof eingeführt worden. Man erinnere sich, dass auch in Klingers 'Zwillingen', dem drama, das aus der gleichen quelle wie 'Julius von Tarent' erwuchs, Amalia, die mutter der brüder, eine rolle spielt: Klinger hatte nach Schmidts sehr wahrscheinlicher vermutung (Afda. 3, 198) durch Miller von Leisewitzens drama und gewiss auch von seiner quelle gehört, die gleichfalls der mutter Eleonora von Toledo gedenkt. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Miller auch die frühere phase des dramas ohne den erzbischof bekannt war. Wenn dann Guido in seinem monolog unmittelbar nach der szene mit dem erzbischof (I, 5) die worte spricht (24, 5): 'Wenn mich auch ein weib streichelt', so werden wir auch darin mit Niebour (ebenda), einen stehen gebliebenen rest der älteren fassung erkennen dürfen. Während in den späteren szenen des erzbischofs, besonders in IV, 4, dieser verschiedentlich von seinem berufe spricht, könnte man im ersten akt mit ausnahme etwa von 23, 12 alle seine reden ohne weiteres der mutter in den mund legen, ohne dass man die änderung bemerken würde: hier scheint also der eigentliche kontext der reden trotz der verwandlung der mutter in den erzbischof im wesentlichen unangetastet geblieben zu sein. Dass der fürst Konstantin ursprünlich Garsias heissen sollte, wie in der quelle der dem Guido entsprechende sohn heisst, lehrt uns, wie ich schon in meinem älteren aufsatz hervorhob, gleichfalls eine korrektur im manuskript (124, 13). Auch ein geographischer name ist in der schlussredaktion geändert worden: aus Guidos cyprischen kriegen hat Leisewitz dann kandische gemacht (14, 7), trotzdem aber in der soldatenszene V, 1 aus versehen Cypern unverbessert stehen lassen (109, 3). Weiteres über die verlorene urfassung des stückes kann dem erhaltenen manuskript leider nicht abgerungen werden.

Schliesslich noch einige bemerkungen über Leisewitzens quelle. Den bericht über Cosmus von Medici und seine beiden söhne Johannes und Garsias, aus deren geschichte Leisewitz nach seinem eigenen geständnis (bei Kutschera s. 76) die erste idee zu seinem drama entnahm, gibt am ausführlichsten, und zwar schon mit dramatischem leben erzählt, Thuanus (de Thou) im 32. buche seines geschichtswerks (wieder abgedruckt bei Rieger, Klinger in der sturm- und drangperiode s. 88 anm. und, leider mit mehreren fehlern, bei Werner s. XX); auf ihm fusst der etwas kürzende bericht bei Vertot im 12. buche seiner Maltesergeschichte, der in dem kapitel über den grossmeister Lavalette von einem von Cosmus gestifteten ritterorden erzählt und dabei die tragische geschichte nebenbei mitteilt, übrigens unter ausdrücklicher berufung auf de Thou, in dessen erster ausgabe sie nicht enthalten sei (Histoire des chevaliers hospitaliers 3, 407 der quartausgabe von 1726, in deutschem auszug bei Kutschera s. 77). Welcher von den beiden berichten ist nun Leisewitzens und Klingers unmittelbare quelle gewesen? Für Leisewitz erklärte Kutschera (s. 76 anm. 3), der de Thous bericht nicht kannte, eine genauere quellenbestimmung für unmöglich; Werner (s. XX) entscheidet sich, ohne allerdings die frage überhaupt aufzuwerfen, und mit nicht ganz klaren worten für de Thou;

fehlenden interpunktion auch tatsächlich geschrieben hat: 'Marcellus, Ämilius, haltet ihn! die hellebarden vor!', worauf Guidos worte 'Mich halten? Guidon von Tarent' mit aller nur wünschenswerten präzision anschliessen.

nach Friederike Fricke, die der angelegenheit eine eigene untersuchung gewidmet hat (Euphorion 4, 49), bleibt es 'immer eine offene frage, ob Leisewitz die erzählung in de Thou oder in einer deutschen übersetzung aus Vertot oder im französischen Vertot gelesen hat' (s. 51; die notwendigkeit, noch einen deutschen Vertot neben dem französischen original einzuführen, sehe ich nicht ein), sie erklärt aber die letztere möglichkeit für die wahrscheinlichste. Für Klingers 'Zwillinge' kommt Rieger zu dem resultat (s. 89 anm.): 'Vertot, der sonst den Thuanus ziemlich getreu übersetzt, verwischt den für die sage wesentlichen zug von dem zeugnis des hervorquellenden blutes gegen den mörder, und daraus, dass dieser zug sich bei Klinger nicht findet, obwohl er in seine fabel gepasst hätte und seinem sinne gemäss war, darf man vielleicht schliessen, dass es die version Vertots war, worin ihm der bericht zukam'. Über diesen punkt bemerke ich hier gleich, dass Riegers beobachtung durchaus richtig ist: de Thous worte '*cadavere renudato et cruore ad percussoris conspectum mox ebulliente*' zeigen deutlich, dass er an das im mittelalter ganz geläufige gottesurteil des bahrgerichts (vgl. darüber die zusammenstellungen aus germanischen quellen bei Jakob Grimm, Deutsche rechtsaltertümer[4] 2, 593) gedacht hat, das auch im Nibelungenliede und in Hartmanns Iwein (übrigens auch bei Chrestien 1180) vorkommt, während Vertot, dem der glaube offenbar nicht mehr bekannt war, den zug rationalistisch zu erklären versucht, indem er sagt '*le corps du cardinal, dont les plaies jetaient encore du sang en abondance*'. Noch Schiller lässt in der Braut von Messina 2412, als don Cesar sich der leiche Manuels nähert, den chor ausrufen: 'Brechet auf, ihr wunden! fliesset, fliesset! in schwarzen güssen stürzet hervor, ihr bäche des bluts!' Er dürfte das motiv aus Shakespeares Richard III. übernommen haben, wo (I, 2) Anna mit der leiche Heinrichs VI. Richard begegnet und ausruft: '*O gentlemen! see, see! dead Henry's wounds open their congeal'd mouths and bleed afresh*'! Leisewitz und Klinger liessen das motiv weg; wahrscheinlich war es beiden nicht ganz verständlich, da ihnen der glaube als solcher wohl unbekannt war.

Die frage muss sich sicher entscheiden lassen, wenn bemerkenswerte abweichungen Vertots von de Thou vorhanden sind und die deutschen dramatiker sich einem von beiden berichten in diesen fällen anschliessen. Man hat bisher nicht beachtet, dass solche unterschiede tatsächlich vorhanden sind, und zwar drei. 1. Der tragische zusammenstoss der beiden brüder, der zur ermordung des älteren durch den jüngeren führt, findet in beiden berichten auf einer jagd statt, aber bei de Thou zufällig ('*inter venandum cum seorsim a sociis per devia alter in alterum incurrisset*'), bei Vertot infolge einer verabredung ('*dans une partie de chasse . . . s'étant querellés, de concert s'éloignèrent de la suite*'). 2. Als Johannes nach schluss der jagd nicht erscheint, suchen ihn seine leute im walde und stossen zunächst auf sein lediges ross ('*equum sessore vacuum nacti*'), dann erst, auf dessen spuren weitergehend, auf den in den dornen liegenden leichnam; dieses motiv steht nur bei de Thou, fehlt dagegen bei Vertot, der von dem ledigen rosse nichts sagt. 3. Bei de Thou deckt der fürst selbst den verhüllt liegenden leichnam des Johannes in der schlussszene vor Garsias' augen auf ('*cadavere renudato . . . inquit*'), bei Vertot befiehlt er dem Garsias, das zu tun ('*Cosme lui commanda alors de lever le tapis, qui couvrait le corps du cardinal*'). Vergleichen wir nun diese drei punkte mit den dramen von Klinger und Leisewitz, so ergibt sich folgendes: das motiv des ledigen rosses (punkt 2), das bei Klinger IV, 3, wenn auch innerhalb einer andern örtlichkeit (das ross des getöteten Ferdinando jagt ohne reiter in den schloss-

hof zurück) verwertet ist, schliesst Vertot als quelle aus; der umstand, dass bei Leisewitz V, 6 der alte fürst (ähnlich wie bei Klinger V, 2) den leichnam des Julius aufdeckt (punkt 3), schliesst Vertot als quelle gleichfalls aus. Für punkt 1 ergibt sich deshalb nichts, weil die tragische begegnung der beiden brüder von Klinger überhaupt hinter die szene verlegt, von Leisewitz aber wesentlich anders gewendet worden ist (IV, 6), weshalb auch das motiv des ledigen rosses für ihn unbrauchbar wurde; jedesfalls aber findet die begegnung bei keinem von beiden *de concert* statt, wie Vertot berichtet. Für beide dichter erweist sich also de Thou als quelle, während Vertot abzulehnen ist. Auch abweichungen von der quelle stimmen hie und da merkwürdig in beiden dramen überein: bei de Thou und ebenso bei Vertot entreisst z. b. der fürst seinem sohne Garsias in der schlussszene am leichnam seines bruders den verhängnisvollen dolch, während er bei Leisewitz von Aspermonte gleich nach dem morde an sich genommen und an den fürsten durch einen diener geschickt wird, bei Klinger dagegen der dolch des rächers ein ganz anderer ist als der des mörders; der eine hat das motiv anders gewandt, der andere es fallen lassen.

JENA, 22. märz 1913. ALBERT LEITZMANN.

LITERATUR.

Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen geschichte 8. auflage, unter mitwirkung von E. Baasch u. a. hrg. von Paul Herre. Leipzig, K. F. Köhler 1912. XX, 1290 s. 28; geb. 31 m.

Das bewährte nachschlagewerk ist wiederum in erweiterter und ergänzter fassung erschienen. Der auch als bibliograph erprobte herausgeber hat einen stab von mitarbeitern (aus den der deutschen philologie nahestehenden fachkreisen) um sich versammelt, die ihre persönliche erfahrung in den dienst seiner sache gestellt und die literaturangaben neu geformt oder erweitert haben. Längerer gebrauch der neuen auflage hat mich davon überzeugt, wie umsichtig von allen seiten gearbeitet worden ist. Ich wüsste auf den mir vertrauter gewordenen gebieten nichts erhebliches nachzutragen. Zur empfehlung nenne ich, indem ich hier von den im engeren sinn 'historischen' teilen des werkes absehen darf, folgende beiträge: M. Hörnes-Wien, Prähistorie; R. Much-Wien, Älteste deutsche geschichte; F. Köpp-Münster, Römerzeit; F. Rachfahl-Kiel, Innere zustände der älteren zeit; L. Schmidt-Dresden, Zeit der Völkerwanderung; A. Kleinclausz-Lyon, Merowinger- und Karolingerzeit; G. Steinhausen-Kassel, Kulturgeschichte; G. Seeliger-Leipzig, K. Heldmann-Halle, M. Hass-Berlin und K. Perels-Hamburg, Recht, verfassung und verwaltung; A. Hauck-Leipzig, F. Bliemetzrieder-Graz, B. Bess-Berlin und K. Mirbt-Göttingen, Kirchengeschichte; R. Galle-Berlin, Bildung, erziehung, universitäten, schulwesen, wissenschaften; W. Deetjen-Hannover, Literatur, sprache und theater; H. Riemann-Leipzig, Musik; K. Koetschau und P. Kautzsch-Berlin, Bildende kunst, F. Philippi-Münster, Münzkunde, wappenkunde und genealogie; R. Kötzschke, Leipzig, Landeskunde und topographie, sprachkunde, ausbreitung des christentums und des deutschen elements nach norden und osten; K. Brandi-Göttingen, Chronoogie, diplomatik, paläographie, archivkunde, bibliothekkunde; P. Herre-Leipzig, Allgemeine darstellungen, nachweise, hilfsmittel und zeitschriften; philosophie.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

The source of Wolframs Willehalm by **Susan Almira Bacon.** [Maynes und Singers Sprache und dichtung 4.] Tübingen, Mohr, 1910. VIII, 172 s. 5 m.

Die quellenfrage ist und bleibt das schmerzenskind unter den Wolfram-problemen. Weit hinter uns liegt die sorglose, fast selbstverständliche sicherheit, mit der man einst mit Chrestiens Conte del graal als quelle des Parzival, mit der Bataille d'Aliscans als quelle des Willehalm auszukommen glaubte und alles, was diese vorbilder nicht enthielten, dem ureigenen genius des deutschen dichters als rühmliches kapital verrechnete. Speziell die quellenfrage des Willehalm galt durch San Marte, Seeber und Saltzmann für so einwandfrei beleuchtet, dass das scheinbar endgiltige resultat als kronzeuge in dem schwierigeren prozess um die quellen des Parzival verwertet wurde. Diesem standpunkt ist seit längerer zeit der boden entzogen. 1901 hat Johanna Maria Nassau Noordewier in einer gründlichen und scharfsinnigen arbeit erwiesen, dass wir die Wolfram bekannte redaktion von Aliscans nicht besitzen, und dass gewisse einzelzüge, die wir bei ihm finden, weit entfernt, von ihm selbst erfunden und eingefügt zu sein, in andern zweigen des Wilhelmsagenkreises wiederkehren und höchstwahrscheinlich in seiner quelle standen. Seitdem ist das material zur beurteilung der quellenfrage erheblich vermehrt worden: unter Suchiers leitung ist von dreien seiner schüler eine kritische ausgabe von Aliscans veranstaltet worden, die zwar leider in ihrem variantenapparat nicht durchweg die wünschenswerte vollständigkeit aufweist, aber doch in der einzelvergleichung erheblich tiefer zu schürfen gestattet, als es bisher möglich war; meine kurze betrachtung der Kitzinger bruchstücke einer übersetzung von Aliscans lehrte, dass auch dieser autor eine fassung des französischen originals vor augen hatte, die eine mischversion darstellt und uns nicht überliefert ist; endlich trat in der Chançun de Willame eine ganz unbekannte redaktion des stoffes ans tageslicht, die ganz kürzlich von Suchier kritisch behandelt wurde. Es war also ein glücklicher gedanke Singers, zu einer neuen untersuchung der frage anzuregen. Die verfasserin hat ihre aufgabe nach den andeutungen der vorrede in voller breite und tiefe in angriff genommen, vorläufig allerdings nur einen teil der gesamtarbeit vorgelegt, eine allgemeine vergleichung von Willehalm und Aliscans. Man kann streiten, ob es nicht wertvoller und richtiger gewesen wäre, die einzelanalyse der übereinstimmungen und differenzen beider gedichte zuerst oder doch wenigstens gleich mit vorzulegen: jedenfalls aber muss man dem bisher veröffentlichten teile der untersuchung, die hoffentlich fortgesetzt werden wird, das lob erteilen, dass sie mit anerkennenswerter vorsicht im urteil, mit klarem blick für das wesentliche und nicht ohne scharfsinn durchgeführt worden ist, wenn sie auch an manchen stellen etwas in die breite läuft. Die resultate der verfasserin werden in der hauptsache kaum begründeten widerspruch erwarten dürfen.

Nach einer kurzen einleitung, die die bisher über die quellenfrage erschienene literatur referierend und kritisierend mustert, bespricht das erste kapitel die stellen bei Wolfram, an welchen er selbst auf eine quelle bezug nimmt. Hier hat die verfasserin manche kleine zwischensätze Wolframs, wie *hœre ich sagen*, *mirst gesaget*, *man des giht* sicherlich zu schwer genommen, wenn sie darin quellenberufungen sieht (vgl. auch s. 55. 84): solche wendungen braucht Wolfram ebenso wie die hinweise auf *mære* und *âventiure* sicherlich häufig ganz ohne jede prätension als versfüllung, ohne damit sagen zu wollen, dass er an den betreffenden stellen gerade besonders quellentreu erzähle. Die aus dieser stellenübersicht gezogenen schlüsse (s. 31) sind denn auch etwas spitzfindig und entschieden zu kühn.

Das zweite kapitel erörtert die frage, ob ausser Aliscans noch andere gedichte des Wilhelmsagenkreises Wolfram bekannt gewesen sind. Ein beweis dafür, dass Wolfram den wortlaut noch anderer französischer gedichte gekannt hat, lässt sich, darin stimmt die verfasserin mit früheren forschern überein, nicht erbringen; es genügt vielmehr, für die oberflächliche kenntnis der übrigen teile des sagenkreises, die Wolfram natürlich gehabt haben muss, eine kurze mündliche information anzunehmen, die ihn mit den wesentlichsten punkten der sage bekanntmachte, ein gedanke, der ebenso einfach wie überzeugend ist (vgl. s. 51. 56. 60. 85. 106. 168). Bei der tatsache, dass Wolfram den namen Blancheflor, den eine königin in Aliscans trägt, vermeidet und die betreffende lieber ohne namen lässt, so gern er sonst namen hat und sogar neu einführt (s. 81), wird man sich der eigenartigen parallele im Parzival erinnern, wo er denselben namen aus Chrestien nicht aufnimmt und dafür Condwiramurs einsetzt: dass beidemal das gleiche motiv vorliegt, ist zweifellos; aber welches? Scheute er etwa die berührung mit dem gleichen namen in Gottfrieds Tristan? Das dritte kapitel macht deutlich, inwieweit andere zweige des Wilhelmsagenkreises, besonders spätere prosabearbeitungen uns zu der annahme nötigen, dass Wolframs quelle eine reihe motive enthielt, die sich in den bekannten fassungen von Aliscans nicht finden: für die Storie nerbonesi und die altfranzösische prosa war hier schon durch die obengenannte holländische untersuchung alles wesentliche vorgearbeitet, während die verfasserin für die Chançun de Willame jede beziehung zu Wolfram und seiner quelle mit recht ablehnt. Sehr wichtig ist das vierte kapitel, in dem die von Wolfram ausser Aliscans benutzten schriftlichen quellen besprochen werden. Wolframs kenntnis von dem kirchhof auf dem felde Alischanz mit seinen alten sarkophagen, einem kastanienwalde und hohen weinreben beruht nach der verfasserin auf einer stelle der Kaiserchronik (14885 ff.), die im einzelnen durch ein damals überall bekanntes zirkularschreiben des erzbischofs von Arles, Michel de Mouriez, und sonstige mündliche mitteilung ergänzt wurde: dass die botanischen angaben über das aussehen der lokalität nur auf dem bericht eines augenzeugen beruhen können, ist wohl nicht zu leugnen. San Martes nachweis einer benutzung des Rolandslieds des pfaffen Konrad durch Wolfram wird durch die notiz erweitert, dass auch die namen Cliboris und Valpinose dorther entnommen sind und das eingangsgebet im Willehalm an den anfang des Rolandslieds deutlich erinnert. Das fünfte kapitel bespricht die beziehungen von Wolframs text zu den uns bekannten handschriften von Aliscans: die ihm vorliegende fassung war eine mischversion, die der venezianischen handschrift M sehr nahe stand, aber eine ganze anzahl stellen enthielt, die M fehlen und uns nur in anderen handschriften des gedichtes erhalten sind, also eine filiation, wie sie den von Lorenz (Zs. f. rom. phil. 31, 427) nachgewiesenen sehr ähnlich gewesen sein muss und auch dem bearbeiter der Kitzinger bruchstücke nach meinem nachweis vorgelegen hat. In bezug auf diese und jene einzelheit in diesem kapitel kann man etwas anderer ansicht sein, worauf ich nicht näher eingehen will, da das gesamtresultat davon in keiner weise alteriert wird: so ist mir z. b. die zurückführung des namens Myle auf ein missverstandenes französ. *mil* (s. 148) äusserst unwahrscheinlich (vgl. Noordewier s. 96). Ein kurzer schlussabschnitt fasst nochmals die resultate der arbeit zusammen.

JENA. ALBERT LEITZMANN.

Paul Heymann, Helwigs märe vom heiligen kreuz, nach der einzigen hs. zum ersten male herausgegeben. Palaestra LXXV. Berlin, Mayer & Müller 1908. VI, 170 s. 5,50 m.

Der dichter nennt sich in den eingangsversen *So wunsche ich von Waldirstet der getruwe Helwic* (v. 4 f.). Aber schon hier musste die kritik einsetzen, denn die hs. hat *Waldir-So tet*, *Waldirstet* ist erst durch eine konjektur Roethes erschlossen. Doch führt auch die feststellung des namens nicht auf die heimat des dichters, denn ein ort Walterstet ist, zumal in dem sprachgebiet des gedichtes, dem Thüringischen, nicht bekannt. Da wir uns nun schon einmal auf dem weg von vermutungen befinden, so möge auch noch eine weitere erlaubt sein. Belegt ist *Welperstete,* das heutige *Wolferstedt* im weimarischen kreis Allstedt, in den Trad. Fuld. von Dronke 38, 236 (s. Österley, Histor.-geograph. Wörterb. s. 749. 781). Ortsnamen erleiden oft umwandlungen, umdeutungen volksetymologischer art. Eine solche von *Welperstete* in *Walderstete* wäre nicht undenkbar. In dem sprachgebiete von *Welperstete-Wolferstedt* würde der dialekt des gedichtes passen. Der verfasser war Thüringer, wie Heymann nachgewiesen hat (sprache des dichters, s. 34 bis 50). Allerdings liegt Wolferstedt nicht in dem engern dialektgebiet, das er mit hilfe der heutigen mundart im anschluss an den sprachatlas des Deutschen reiches umgrenzt hat. Aber die merkmale hierfür sind überhaupt sehr gering: *niet* für *nieht* ist weit verbreitet und *ei* > *ê* in *hêm* zeigt, dass wir unsere heutigen mundartformen nicht ohne weiteres auf das mittelhochdeutsche übertragen dürfen, denn nach Behaghel, Gesch. der deutschen sprache[3] s. 151 ist es zweifelhaft, ob innerhalb der linie Aschersleben, Weimar usw., an der Wolferstedt liegt, altes *ei* vorliegt, oder eine entwicklung aus *ê*. Auch der reim *mancherlei*: *bei* 799 (s. 41) könnte zum Thüringischen passen (*î* > *ei* im auslaut des heutigen Thüringischen s. bei Behaghel a. a. o. s. 147).

Auch den schreiber des gedichtes hält Heymann m. e. mit recht für einen Thüringer. Bernt (Afda. 33, 279 f.) findet eher meissnisch-lausitzischen oder böhmischen lautstand, aber die einzelnen fälle scheinen mir doch nicht beweiskräftig genug. Das *ii* in *csiit* ist eine weit verbreitete schreibung, findet sich auch in Rheinfrk., Renner, Lit.ver. CCLVI, 31; *irweygit* ist eine falsche auflösung des schreibers für das *irweit* des originals (: *christenheit*) v. 827 (s. s. 10) und kann in dieser vereinzelung überhaupt kein merkmal für mundart oder orthographie bilden. Ebenso nicht *do heyn* 430 in dem auffallenden reim auf *sten*, da man das *ey* hier nicht sicher beurteilen kann (es kann 'verlegenheitsform' des schreibers sein zwischen *hin* und *hen*, oder wirklich *hein*, als reim auf *stein* (thüring. für *stên*). *Arabeyn* 377 und *dreyn* 499 (s. 12) können diphthongierungen des *î* > *ei* vor vokal sein (*Arabîe, drîen*, s. oben), oder sind überhaupt nur gefällige schreibungen, denn die orthographie der hs. ist unzuverlässig. Für Thüringen sprechen doch n. sg. masc. *dy* = der, neutr. *dit* und die infinitive ohne *n*. Für letztere können noch die andern von demselben schreiber herrührenden stücke der hs. beigezogen werden. Im Steinbuch 'fehlt das *n* in infinitiv häufig', Lambel s. 34 zu v. 24. Ja der schreiber hat am schlusse desselben in den von ihm beigefügten endversen (Lambel s. 91, Heymann s. 5) drei solche infinitive ohne *n*: *ende, muz . . . sende, alle*: *muz nicht entfalle, wir sollin vorscheyde: froyde,* und am schlusse von Sibillen boich ebenfalls *ende*: *musze . . .*

Über seine person verrät der dichter nichts. Er ist wohl ein geistlicher gewesen. Genannt hat er aber seinen auftraggeber, *von Baden here Fredirich* 969.

Indess auch diese tatsache führt nicht weiter. Heymann nennt drei fürsten dieses namens, die in betracht kommen können, deren letzter 1353 gestorben ist. Die zeit der abfassung ist das 14. jahrhundert, denn eine der lateinischen quellen ist gegen ende des 13. jahrhunderts abgefasst. Als ungefähre datierung ergibt sich für Helwigs gedicht die mitte des 14. jahrhunderts (zeit und person des dichters, s. 100–103).

Die metrischen grundsätze (s. 50–68) scheinen mir zu streng zu sein. Bei einem mitteldeutschen und zudem noch so ungewandten dichter darf man keine zu grosse regelmässigkeit in der taktbildung voraussetzen. V. 39 betone ich *Her begùnde hácken ùnde ráden.* In zweigliedrigen formeln mit *unde* ist das *e* aus rhythmischen gründen besonders lange beibehalten worden. Wenn das erste glied einer solchen verbindung zweisilbig war, so ergaben sich drei takte, womit schon leicht ein vers vollständig zu bilden war.

Die arbeitsweise des dichters (Heymann s. 72–81) ist typisch für die übertragungskunst deutscher autoren des mittelalters. Sie ist nicht sklavisch, wenn auch viele stellen wörtlich wiedergegeben sind. Charakteristisch ist eine gewisse erweiterung des gegebenen inhalts durch 'detaillierende ausführung eines lateinischen, allgemeinen ausdrucks', 'motivierende zusätze (die freilich oft überflüssig sind)', 'bemerkungen über die gedanken und empfindungen der personen', zufügung 'kleinerer tatsächlicherer züge'. Das nun ist dieselbe methode wie Hartmann von Aue seine fremden vorlagen behandelt. Es ist nichts anderes als die sogenannte psychologische vertiefung, die man bei ihm als ausdruck eines reichen gemütslebens auffasst, was andere allerdings für schleppend und langweilig halten. Diese stilisierung ist zunächst ebenso historisch zu beurteilen wie jede erscheinung der vergangenheit, und nicht vom standpunkt unseres empfindens aus. Und hier kann die einreihung in die geschichtlichen zusammenhänge wirklich auf grund von tatsachen vorgenommen werden. Jene erweiterungen stammen aus dem predigtstil, denn dieser erforderte 'erklärende bezw. erweiternde zusätze' (Hass, Das stereotype in den altdeutschen predigten, Greifswalder diss. 1903, s. 28 f. 90 u. ö.; 'fülle des ausdrucks', E. Schröder, Anegenge s. 30 ff.). Sie haben ihren grund in der hauptforderung für die predigt, dass sie allgemein verständlich sein soll (vgl. Zeitschr. 36, 516 f.). Darum hat schon Otfrid solche ausmalungen (Hass s. 90 ff.). Dass sie besonders gern bei seelischen vorgängen angebracht wurden, geschah deshalb, weil man dadurch auf das gemüt der zuhörer wirken konnte. Also diese übersetzungsart, die in Hartmann ihren typischen vertreter hat ist traditionell und stammt aus der predigt. Der einzelne dichter konnte sie ja dann individuell anwenden und unter umständen zu einem wirksamen stilmittel ausbilden. Aber als eine ihm besonders zuzuschreibende und ihn besonders auszeichnende stilistische feinheit kann sie nicht gelten.

Der text ist sehr fehlerhaft überliefert. H. zeigt bei der herstellung ein anerkennenswertes verständnis für textkritische arbeit. Für verschiedene schwierige verse konnte er konjekturen von Konrad Hofmann und Wilhelm Meyer benutzen; Roethe aber hat durch erklärung schwer verständlicher oder besserung verdorbener stellen dem ganzen eine endgiltige fassung gegeben.

GREIFSWALD. GUSTAV EHRISMANN.

Emil Pflug, Suchensinn und seine dichtungen. [Germanistische abhandlungen. 32. heft.] Breslau, M. & H. Marcus 1908. 4+104 s. 3,20 m.

Die kunst des fahrenden, der sich Suchensinn nannte, ist einförmig, sie hat nur ein thema: den preis der reinen *wîbe* (Pflug s. 48), und nur einen ton (Pflug s. 29, Roethe, Allgem. d. biographie 37, 103). Der gegenstand seiner dichtung ist das weib, die minne, jedoch in einer besonderen betrachtung: verherrlicht wird die weibesehre, die *hûsêre*, die ehefrau. Aber ein mystischer zug verleiht diesem solid bürgerlichen grundsatz eine eigenartig gehobene stimmung: das reine weib auf erden ist ein abbild der reinen jungfrau, der gottesmutter, und zusammen klingen die töne harmonisch zum edelsten frauenideal. Es ist die irdische liebe, verklärt von der himmlischen. Hier ist der gegensatz zwischen dem menschlichen und göttlichen vereinigt, indem die eigenschaften der irdischen frau idealisiert verbunden werden mit den tugenden der himmelskönigin. Im weitern sinne ist es die versöhnung der zwei reiche, des gottesstaates mit dem weltstaat, der ausgleich des mittelalterlichen dualismus, dargestellt in der vereinigung von frauendienst und gottesdienst.

Bedeutende, vorwärtstreibende geistesströmungen sind im mittelalter immer von den romanischen ländern ausgegangen. Was dieser deutsche fahrende mann in schwerfälligem gedankenringen darlegt, ehrlich, aber pedantisch angelernt, das entspricht jener neuen denk- und dichtart, die, nach mannigfachen wandlungen, in Dantes dolce stil nuovo ihren höchsten ausdruck gefunden hat (vgl. Karl Vossler, Die philosophischen grundlagen zum 'süssen neuen stil' usw., 1904; Eduard Wechssler, Das kulturproblem des minnesangs, 1909, besonders s. 434 ff.).

Den gipfel der minnephilosophie in Deutschland bildet das gedicht von der Minneburg. In abstruse gelehrsamkeit und lächerlich bombastische reden ist eine tiefe weisheit gehüllt: die liebe ist das kind der vernunft und des willens; und diese mystische idee wird dann weiter verwirrt mit dem bilde der weltlichen minne und läuft aus in die allegorie vom kampf der tugenden und laster, dieser aber doch wieder übertragen auf weltliche vorstellungen. Phantastik und spekulation, minneklagen und scholastische spitzfindigkeiten gehen im durcheinander, ein beispiel für den gesunkenen geschmack der zeit und die unfähigkeit, grosse gedanken in poetische anschauung zu kleiden. Die Minneburg vertritt am stärksten den süssen neuen stil in Deutschland und ist deshalb in der deutschen literaturgeschichte eine besonders typische erscheinung.

Die höfische minnedichtung und die Marienverehrung berühren sich in ihrem grundzug, in der idealisierung der frau. Aber sie bewegen sich auf den beiden entgegengesetzten gebieten der sinnenwelt und geisteswelt. Indess sind doch schon im kreuzlied die beiden richtungen vereinigt. Im unbewussten vermischen sich die empfindungen, die minnehuldigung und die spiritualistische liebe. Der ethische doppelsinn des wortes 'minne', amor und charitas zugleich, erleichtert die verschmelzung, und Hartmanns drittes kreuzlied beruht im grunde auf jener doppelten bedeutung der minne, der sinnlichen und der geistigen.

Die spruchdichtung hat, da sie lehrhaft war, auch das religiöse in sich begriffen. Die spruchdichter haben dann ihr gebiet über die rein praktische moral und über die religiöse belehrung hinaus erweitert und auch das ritterliche thema der höfischen minne aufgenommen. Aber der spruchton Reinmars von Zweter von der frau Ehre ist auf die 'wahre minne' gebaut, die in der magd und mutter zur erscheinung kam. Er wendet sogar den rein sinnlichen vorgang des minnelebens

an auf das verhältnis zur sündlosen magd (Roethe, Reinmar s. 212 f. und besonders spruch nr. 20). Das spirituelle ist mit dem menschlich-natürlichen eins geworden. Diese vereinigung, mag man sie als vergottung oder als vermenschlichung empfinden – denn die doppelnatur ist einmal nicht aus der welt zu schaffen – ist eben der grundgedanke des sogenannten süssen neuen stils.

Das nun ist der inhalt der gedichte des Suchensinn. Aber noch ein moment kommt hinzu, das ihrem ethischen gehalt eine besondere färbung gibt. Nicht die herrin, die gönnerin, sondern die eheliche gattin wird als ideal des weibes aufgefasst. Der preis der ehelichen treue also gehört zu diesem deutschen neuen stil.

Schon Spervogel schildert, wie hässlich die untreue in der ehe ist (MSF. 29, 27). Wolfram ist der sänger der *triuwe* und ironisiert die galanterie der aristokratischen gesellschaft gegen die frauen. Hier ist das verhältnis zwischen mann und weib über das gesellschaftliche spiel – wenn auch schon in diesem eine starke kraft zur seelenbildung lag – erhoben zu einem sittlichen ideal und vereinigt mit der gottesminne, dem ringen um den Gral. Dann hat Reinmar von Zweter der vorstellung von der minne die neue form gegeben. Er knüpft sie an die frau Ehre. Diese ist die führerin aller tugenden. 'Sie ist die vornehme fürstin, die einen hofstaat von tugenden regiert' (Roethe s. 217). Er lebt noch ganz in der romantischen phantasiewelt des rittertums. Frauenlob hat die ehre zum herrschenden begriff eines philosophischen systems gemacht, zum idealen prinzip (Lütke, Studien zur philosophie der meistersänger s. 49–53). Bei Suchensinn aber ist die ehre zur ehrbarkeit geworden und diese ist die oberste pflicht der frau: '*als bald ein wîp verliust ir wîplîch êre, kein triu si mê gewinnen kan*' nr. 12, 22 f. Die scholastisch-philosophische begrifflichkeit ist verlassen, praktische moral und Marienverehrung füllen die sittlichkeit aus. Und auch der minnedienst ist abgetan, der hausfrau wird die lehre der ehrbarkeit gegeben: '*hab got liep und dînen êman*' nr. 5, 51 (vgl. 15, 37). Das höfische minnewesen wirkt nur noch als dekoration in traditionell stilistischen motiven mit.

Dem verfasser der vorliegenden abhandlung gebührt dank, dass er die gedichte Suchensinns, die bisher verstreut waren, gesammelt und in lesbarem text herausgegeben hat. Der letztere war nicht immer leicht herzustellen und hier ist auch noch manches zur besserung zu tun. In der einleitung werden die persönlichkeit Suchensinns, die überlieferung der gedichte, die sprache und verskunst, der stil, aufbau und einkleidung der dichtungen, gedankenkreis und anschauungen und endlich die literarischen beziehungen behandelt, alles verständig, wenn auch nicht eben immer tief dringend.

Zum inhalt möge noch weniges zugefügt sein. Die gedichte nr. 1 und 2 stehen in engerem zusammenhang, indem nr. 2 den gedanken (*ein lop der hœchsten wirdikeit* der frau 2, 5 gegenüber dem priester 2, 31) von nr. 1 weiter ausführt und begründet; nr. 3 schliesst dann das ganze gleichsam ab mit der höchsten würdigkeit des weibes, indem es sich unmittelbar an die '*hœchste meid*' (3, 40) wendet. Nr. 4 und 5 sind gegenstücke: sommerfreude und preis des reinen weibes – winterklage und klage über den verlust der weiblichen ehre. Auch in nr. 9 ist die naturstimmung in einklang gebracht mit dem charakter des weibes: winter und warnung vor falschen räten, die das weib des ehrenkleides berauben. Nr. 13 ist die fabel von jäger und hirsch, allegorisch gedeutet auf das '*ôren rûnen*' (v. 23. 24. 27. 32. 51. 53. 63), und dadurch wahrscheinlich verwandt mit den

ahd. versen von hirsch und hinde (MSD. VI): *Hirez rûnêta hintûn in daz ôra.* Nr. 15, eine minnelehre für die frauen, zeigt so recht den grossen abstand gegen die sittliche ungebundenheit des höfischen minnewesens, das hier als falsche minne aufgefasst wird. Man sieht in dieser wendung, wie das wort minne den begriff von buhlerei annehmen konnte. Zu 16, 15 f. *dasz er* (der fisch) *die wâren flüsze lât und gerne in die riusen gât* vgl. Spervogel MSD. 29, 31: *ez lât den lûtern brunnen und leit sich in den trüeben pfuol.* Die gleichungen zwischen der idee und dem sinnlichen vorgang in dieser allegorie sind, wie die in der oben genannten nr. 13, gezwungen und geschmacklos.

GREIFSWALD. GUSTAV EHRISMANN.

Die grosse Heidelberger liederhandschrift. In getreuem textabdruck herausgegeben von **Friedrich Pfaff.** Mit unterstützung des Grossh. Badischen ministeriums der justiz, des kultus und unterrichts. I. teil: textabdruck. Mit einem titelbild in farbendruck. Heidelberg, Karl Winters universitätsbuchhandlung 1909. VI s., 1444 spalten. 23 m.

Nach 10 jahren mühe- und entsagungsvoller arbeit hat Friedrich Pfaff seinen textabdruck der Heidelberger minnesängerhandschrift C zur vollendung gebracht. Dank seiner aufopferung haben wir nun die lieder in nahezu demselben sprachlichen gewande, das ihnen von den Züricher schreibern des 14. jahrhunderts gegeben wurde. Die geschichtliche überlieferung ist wieder zu ihrem rechte gekommen. Aber doch nicht ganz. Roethe hat in seiner anzeige der beiden ersten abteilungen (Afda. 25, 152–155) auf eine bedenkliche abweichung von dem grundsatz getreuer widergabe hingewiesen, auf die absetzung der reimzeilen. In manchen fällen ist diese trennung des in der hs. fortlaufenden textes unmittelbar irreführend, wofür Roethe a. a. o. und Baesecke in der D. lit.z. 1910, 1825 belege gebracht haben. Auch in meiner besprechung Zeitschr. 32, 99 f. habe ich ein beispiel aufgeführt, daselbst aber die bedeutung des zeilenabsetzens zu gering angeschlagen. Aus praktisch-sprachlichen gründen hätte die durch die ganze strophe fortlaufende schreibung beibehalten werden sollen. Aber auch das äussere bild der hs. wird geändert. Wir empfinden das jetzt wohl um so mehr, als unser sinn für das historische colorit eines mittelhochdeutschen denkmals durch die 'Deutschen texte des mittelalters' geschärft ist.

Über die genauigkeit des abdrucks ist Zeitschr 32, 96 f. gehandelt, dazu siehe nun auch Baesecke a. a. o. Bei textkritischen ausgaben muss man doch wieder auf die hs. selbst zurückgehen (s. Kraus, Walther von der Vogelweide s. XVIII; Vogt in seiner neubearbeitung von MSF. s. XIV).

Für orthographische untersuchungen eröffnet sich durch Pfaffs textabdruck ein weites feld. Die bedeutung der schreibung für die heimatbestimmung der handschrift erweisen die untersuchungen von Vogt in den Beiträgen 33, 373 ff. Auch die einzelnen schreiber unterscheiden sich durch manche eigentümlichkeiten. So finden sich hie und da zirkumflexe.

A, der grundstock der gesamten hs., enthält nur verhältnismässig wenig akzente.

B hat folgende akzentuierte wörter: *gê* 11, 30; *ê* 11, 36; *lât* 14, 13; *hô* 14, 28; *wêr* 14, 37; *ê* 15, 21; *âne* 19, 6; *ân* 117, 18; *ê* 367, 43. 369, 13; *geschêhe*

369, 41. Hier ist der zirkumflex immer auf längen, und zwar in einsilbigen wörtchen ausser *âne* 19, 6; *geschêhe* 369, 41. In den später geschriebenen strophen, von sp. 117 an, sind weniger akzente gesetzt als in den früheren.

In den zwei von C geschriebenen strophen sind nicht weniger als vier zirkumflexe: *êr kêr* 112, 16 f.; *sênd* 116, 20; *rêd* 116, 30. Der akzent kann hier überall vokalzeichen sein, der als *e* vor oder nach niederen buchstaben, *r* und *n*, steht; in *êr kêr* kann er freilich auch zugleich die länge andeuten.

Der schreiber D hat folgende akzentuierungen: *wên* 113, 44; *nîg* 114, 9; *mâsse ver wâsse* 114, 12. 14; *hênde* 114, 21; *schêtzet* 114, 37. 46; *vêllet* 114, 43; *sènden* 115, 5; *vrgêtzet gehêtzet* 115, 7. 12; *gelêtzet gesêtzet vrgêtzet* 115, 41–43; *êr* (ehre) 646, 21; *wêrtliche* 646, 24; *sêr* 647, 7; *bîcht* 647, 26; *betrâgen* 648, 15; *ân* 648, 18; *wân* 650, 6; *swêre* 650, 26; *ân* 654, 3. Hier ist ebenfalls ein unterschied in der akzentuation zwischen den früheren strophen und den spätern: bis sp. 114 sind die zirkumflexe teils längebezeichnung: *wên*, *nîg*, *mâsse*, *ver wâsse* teils vokalzeichen: vor *n* mit kons., *tênde*, *sênden;* und jedesfalls auch vor *ll*, *tz:* *vêllet*, *schêtzet*, *vrgêtzet*, *gehêtzet*, *gelêtzet*, *gesêtzet*. Die entscheidung, ob hier der akzent nur dazu dienen soll, um das zeichen *e* von den folgenden buchstaben deutlich abzuheben, könnte allerdings auch durch kenntnis der höhe der *ll*, *tz*, also durch einsicht in die hs. völlig gesichert werden. In den spätern strophen von sp. 646 an, steht der zirkumflex nur über langem *e*, ausser in *wêrtliche*, wo er, insofern *ê* vor *r* steht, vokalbezeichnung sein kann.

In E sind die akzentuierungen ziemlich häufig: *schône krône dône* 122, 6–8; *gênder* 123, 33; *gezwîget gevrîget besnîget* 123, 45–47; *himelbrôt* 124, 17; *margarîte zîte vrîte* 124, 21–23; *ittewisse vlisse rîsse* 124, 41–43; *trinitât* 125, 8; *wêr* 125, 18; *îc* 125, 24; *trône* 126, 9; *mâne âne wâne* 126, 17–19; *kûm* 126, 27; *sâme abrahâme* 126, 33 f.; *vlîze* 126, 47; *rôs* 127, 15; *gevrîget* 127, 16; *wîsen* 127, 18; *vêrt* 370, 11; *wê ê* 370, 16 f. *ân* 371, 5; *schône lône* 372, 20 f.; *wête hât wât gerête* 637, 9–14; *grôze* 637, 24; *vân stât mât* 639, 11–14; *tuldê* 639, 19; *wâr iâr* 639, 20 f.; *lât hât* 641, 6 f.; *vnstête trête hête* 641, 44. 642, 1. 5; *lêret* 642, 35; *wân* 961, 24; *zênge* (= *ze enge*) 961, 33; *pôtstat* 962, 7; *rât* 962, 14; *ê* 962, 15; *ergê ê* 962, 24 f.; *ê* 962, 30; *mê* 963, 19; *gâch* 963, 20; *lît nît* 963, 29 f.; *wîn* 963, 35; *schône* 964, 36; *êrmel* 965, 13; *wêher wât* 965, 21; *gît wît* 965, 22. 26; *wât genât anstât rât hât sî vrî bî ahî zwî* 965, 32–41; *mâs* (= maz, 3. S: prät. zu *mezzen*) 965, 43; *blôs grôs verdrôs hûs genôs* 965, 47–966, 3; *trût* 966, 4; *snê* 1181, 33; *ê* 1181, 34; *âten berâten* 1181, 38 f.; *lône* 1182, 10; *ê* 1182, 18. 1183, 1; *tât* 1183, 16; *zêren* (= *ze êren*) 1183, 15; *wê* 1329, 101; *zît gît* 1329, 26. 30; *wîbel* 1330, 7; *stân gân* 1330, 21. 23; *wîp* 1330, 33; *stân wân gestân* 1331, 5–9; *rôt* 1331, 33; *snê êrge* 1331, 34 f.; *mêre* 1332, 7; *wê* 1332, 24; *grâ* 1332, 40.

Hier sind die zirkumflexe reine längezeichen; auf kürze steht das zeichen nur in *vêrt*, *zênge* (= *ze enge*), *êrmel mâs* (= *maz*, offenbarer fehler, der schreiber dachte an *mâze*); und in *tuldê*, am schluss der strophe (vgl. Rosenhagen, Die Heidelberger handschrift cod. Pal. germ. 341, Deutsche texte des mittelalters XVII s. XXVI, dazu Afda. 35, 38).

F hat ebenfalls viele zirkumflexe: *ê* 747, 3; *rât* 747, 22; *Hênde* 747, 36; *glêsse* 748, 27; *hênde* 748, 34; *wêlck* 749, 8; *vrî* 750, 18; *hênde* 751, 2; *sêndes* 751, 32; *verdêrbet* 752, 11; *ênde* 753, 10; *âne* 753, 42; *wîs* 754, 28; *sênden* 755, 6; *âne* 756, 26; *lôse* 756, 27; *snê* 756, 31; *ênde* 756, 32; *vrî* 757, 13; *âne* 758, 10; *hêre* 758, 27; *flêchte* 758, 40; *vrî* 759, 26; *erwênden* 759, 34. 40; *sênfter* 759, 45;

rât 760, 9; *schôs* 760, 19; *verwâssen* 761, 23; *riffe* 762, 12; *erwêrt* 762, 13; *snê* 762, 15; *hêr mêr* 762, 26 f.; *vrî* 763, 11; *rédde* (= *redete*) 763, 14; *vâre* 763, 20; *sênden* 764, 5; *lâsse* 764, 8; *missetéte* 764, 32; *wêche* 765, 16; *mêre* 766, 32; *sênde* 768, 8; *sêndes* 768, 25; *swêndet* 768, 38; *sênde* 769, 3; *rât wât* 769, 11. 15; *erkôs blôs* 936, 25 f.; *âne* 936, 37. 938, 44. 939, 7; *sênde* 939, 23; *mâsse* 940, 23. 942, 7; *vnmâsse* 942, 8; *ê* 947, 42. 943, 29; *âne* 944, 9; *krênket* 945, 10; *sênftekeit* 945, 12; *sênedes* 945, 18; *ê* 945, 22; *wârer* 946, 4; *sêndem* 946, 12; *stête* 947, 3; *wâge* 947, 8; *mâsse* 947, 31; *âne* 948, 14; *sênde* 948, 18; *rôselechter* 948, 34; *wâr* 949, 7; *wênden ênden* 949, 24. 27; *wêppfet* 949, 34; *wêwen klêwen* 950, 6 f.; *kêren hêren* 951. 10. 15; *nît* 951, 31; *rât* 952, 18; *pfênder ellênder* 952, 31 f.; *sêtzet lêtzet* 952, 41 f.; *wât* 953, 18; *rât* 1113, 26; *lêre* 1115, 33; *klê* 1116, 36; *glêntzet* 1116, 42; *rât* 1117, 6; *zêret* (zehrt) 1117, 10 f.

Hier lassen sich wieder fast durchweg die zirkumflexe als längen- oder als vokalzeichen erkennen. Als letztere haben sie auch vor *n* konsonant (wie auch bei den vorhergehenden schreibern) zu gelten, denn wenn sie längung bezeichnen sollten, dann würden sie nicht nur auf *e*, sondern auch auf andern vokalen stehen.

G, wo überhaupt eine ziemlich eigenartige orthographie herrscht, hat keine akzente. Es ergibt sich aus der zusammenstellung, dass bestimmte grundsätze in der zeichensetzung vorhanden sind, dass dieselben jedoch von den einzelnen schreibern in, wenn auch nicht stark ausgeprägter, doch erkennbarer individueller auffassung gebraucht sind.

Der zweite teil wird die einleitung, das alphabetische strophenverzeichnis und die proben der hauptsächlichen schreiberhände enthalten. Möge es dem verfasser vergönnt sein, das seine arbeitskraft in so hohem maasse in anspruch nehmende werk zu gutem ende zu führen.

GREIFSWALD. GUSTAV EHRISMANN.

Gertrud Stockmayer, Über naturgefühl in Deutschland im 10. und 11. jahrhundert. Beiträge zur kulturgeschichte des mittelalters und der renaissance; herausgegeben von Walter Goetz, heft 4. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1910. 86 s. (auch als Tübinger dissertation erschienen).

Die verfasserin gibt mit reichem material ein bild von der naturdarstellung in der literatur des 10. und 11. jahrhunderts. Sie zeigt damit, wie stark solche motive im stil der dichter und der historiker jener periode mitwirkten. Das lässt gewiss auch auf einen sinn für die natur, ihre einzelnen erscheinungen und ihre wirkungen auf den menschen schliessen. Aber die beweiskraft der stellen wird bedeutend dadurch abgeschwächt, dass der mittelalterliche stil traditionell ist. Sehr häufig sind, wie die verfasserin selbst gelegentlich beweist, die einzelnen naturmotive unmittelbar aus einem früheren schriftsteller entnommen oder sie sind eingegeben durch die ganze, auf nachahmung beruhende darstellungsart des betreffenden werkes. Die auffassung der natur ist grossenteils den klassischen und frühchristlichen vorbildern entlehnt, und wenn das naturgefühl der zeit bestimmt werden soll, dann muss das ihr eigene von dem übernommenen getrennt werden, d. h. es sind die einzelnen zitate auf ihre entstehung hin zu prüfen. So hat Eckehart in seinem Waltharilied Vergils Aeneis bis ins kleinste benutzt. Wenn nun ein vers

wie Walth. 827 als beispiel für die anwendung des naturgefühls im 10. und 11. jahrhundert gegeben wird (s. 13), so musste doch darauf verwiesen werden, dass derselbe eine reminiszenz an Aeneis 6, 180 enthält. Ecbasis captivi 579 (s. 17) ist einfach Ven. Fortun. IX, 3. 7 entnommen (s. Voigts ausgabe s. 104; die verfasserin benutzte für die Ecbasis und für den Waltharius nur die ausgabe von Grimm und Schmeller), der liebesgruss im Ruodlieb kann erst durch beiziehung der verwandten formeln richtig bemessen werden (s. 16) usw. Ein urteil über die stärke des naturgefühls und der naturbeobachtung jener autoren kann also aus einer blossen sammlung der motive nicht festgestellt werden. Sie sind meistens nur poetische ausschmückungen, stilistische darstellungsmittel. Die aufgabe muss von der stiluntersuchung aus in angriff genommen werden. Diese würde allerdings das thema einer dissertation weit überschreiten. Dies in rechnung gezogen ist anzuerkennen, dass die verfasserin einen schönen beitrag zur verwendung der natur in der literatur des mittelalters gegeben hat.

GREIFSWALD. GUSTAV EHRISMANN.

Friedrich Ranke, Sprache und stil im Wälschen gast des Thomasin von Circlaria. [Palaestra LXVIII.] II, 173 s. Berlin, Mayer & Müller 1908. 4,80 m.

Die sprachliche grundfrage stellt der verfasser voran: 'Woher stammte Thomasins kenntnis des deutschen und wie weit reichte sie?' Er nimmt drei möglichkeiten an: aus der lektüre; aus mündlichem verkehr und dem deutschen schrifttum; allein aus dem mündlichen gebrauch, also aus dem 'dialekt seiner umgebung', d. i. 'der sprache Südtirols, Kärntens, der Steiermark'. In den folgenden teilen der arbeit untersucht er die sprache Thomasins auf ihren dialektischen gehalt hin, hauptsächlich auf österreichische eigentümlichkeiten (I. Die reime, s. 8–49; II. Der wortschatz, s. 50–57). In der tat haben die reime stark österreichische färbung; damit stellt sich Thomasin ganz zu den nicht mehr streng höfischen Österreichern, dem sogenannten Seifrid Helbling (s. 25), ferner zu Ottokar, Enikel, den Tiroler passions- und fastnachtspieldichtern (s. 34 f.).

Auch bei der frage nach der sprache dieses deutsch dichtenden Italieners kann uns die geschichte noch weiter führen. Stellen wir den mann hinein in seine zeit. Burdach hat die geistige umgebung gezeichnet, aus welcher heraus der domherr in Aquileja, der dienstmann des patriarchen Wolfger, des gönners deutscher poeten, seine höfische lehrdichtung schuf. Er gehörte zum friauler adel. Friaul aber war seit der zerstörung des Longobardenreichs mit Kärnten als grenzmark verbunden und wurde später, 1077, von kaiser Heinrich IV. dem patriarchen von Aquileja verliehen. Seit den Langobardenzeiten hat sich hier ein mächtiger herrenstand erhalten. Der friauler adel stand in enger verbindung mit der kärntner und steiermärker aristokratie. Den starken deutschen einfluss dieses deutschen elementes hat Schönbach historisch nachgewiesen (Die anfänge des minnesangs s. 26 ff.). Auch in der mittelhochdeutschen literatur kommen jene beziehungen zur geltung. Aus der Krone (v. 2982, vgl. Beitr. 20, 68) und aus Ulrichs von Liechtenstein Frauendienst wissen wir von turnieren, an denen die herren beider landschaften teilnahmen. Ein lebendiges bild von solchen verhältnissen gibt uns Ulrich eben in seinem Frauendienst. Er beginnt seine abenteuerliche Venusfahrt in Mestre (s. auch Schönbach s. 89) und zieht zuerst

nach Treviso (Frauendienst s. 152 ff.). Unter seinen turnierpartnern nennt er graf Meinhard von Görz 167, 24 ff. Die mächtigen grafen von Görz stammten aus einem kärtnischen geschlecht; Liutfrit von Eppenstein (170, 13) gehörte ebenfalls einer hervorragenden, in Friaul ansässigen kärntner familie an; Otto von Spengenberg (184, 9) war dem namen nach gleichfalls sicher deutscher abkunft und das heutige Spilimbergo in Friaul (Karajan anm. s. 671) hat seinen namen von diesem deutschen herrengeschlechte. Auch ein Italiener oder Halbitaliener befindet sich darunter, wenn die gleichstellung Karajans des herrn Mathie in Clemûn mit Marthiussius de Glemono (185, 13 und anm. s. 672) das richtige trifft (Marthiussius ist wohl = ital. Martiuccio beziehungsweise Martiuzzo?). Diese friauler ritterschaft stand mit ihren höfischen sitten und mit ihren standesgesinnungen näher zu dem kärtner und steiermärker, also zu dem deutschen adel, als zu der italienischen bürgerschaft der städte. Hier trafen zwei kulturen aufeinander, die feudale, aus dem Kelten- und Germanentum des nordens stammende, und die antik-urbane Italiens, der mittelalterliche ritter und der civis Romanus. Ulrich von Liechtenstein erzählt, wie selbstbewusst der potestat von Treviso (167, 8 ff.) die stadtrechte gegen den grafen von Görz verteidigt: das ist ein kleines beispiel für das aufeinandertreffen der beiden kulturen.

Aus solchen verhältnissen stammt Thomasin und für sie hat er sein gedicht geschrieben. Nun wird sich auch die frage, woher Thomasin die kenntnis der deutschen sprache hatte, mit grösserer sicherheit beantworten lassen. Es kann kein zweifel sein, dass der italienische adel in Friaul, wenigstens der höfisch gebildete, deutsch verstand und sprach. Diese sprache aber war die kärtnische.

Darum hat der verfasser mit recht bei den einzelnen mundartlichen erscheinungen auf naheliegende österreichische mundarten bezug genommen. Manche der vom standpunkte der mittelhochdeutschen literatursprache aus unreinen reime können in reine umgesetzt werden, wenn man dialektformen annimmt. Aber es bleiben trotzdem viele nicht wegzuschaffende ungenauigkeiten. Diese können verschieden begründet werden. Entweder hat Thomasin sie gar nicht bemerkt oder er hat sie zwar bemerkt, aber, da sein sprachgefühl für das deutsche nicht peinlich genug geschärft war, für belanglos gehalten. In beiden fällen beruhen die abweichungen vom gleichklang auf mangelndem sinn für die deutsche sprache und für die anforderungen der streng höfischen dichtkunst. Es ist aber auch möglich, dass er sie als technisch erlaubte kunstmittel anwandte, als assonanzen nach altertümlicher und volkstümlicher weise. Und es ist in der tat wahrscheinlich, dass die unreinen reime verschiedenartige entstehung haben: Thomasin hat von der mundart weitgehend gebrauch gemacht, ferner empfand er manche ungleiche bindungen nicht als härten, endlich hat er aber auch bewusst assonanzen, wenn sie sich ihm leicht boten, zugelassen.

'Thomasins wortschatz ist für ein so umfangreiches gedicht erstaunlich arm an selbständig unmittelbar der volkssprache entnommenem' (II. Der wortschatz. s. 50–58). Er hat eben seine sprache nicht im verkehr mit dem volke erlernt, sondern von den gebildeten. – Zu dem abschnitt über die syntax (III. s. 58–70) sei auf Behaghels besprechung im Literaturblatt 1910, 190 f. verwiesen.

Der zweite teil behandelt in verschiedenen kapiteln Thomasins stil (s. 74–170), dazwischen die reim- und verskunst (s. 78–89). Die häufigkeit der identischen reime ist doch wohl nicht anders zu beurteilen als seine reimarmut überhaupt (s. 8 f.); dazu verf. s. 82: 'Thomasins bewusste reimkunst war sicher gering; er hat es auf irgend welche feinheit offenbar gar nicht abgesehen'.

Sehr eingehend und inhaltreich sind die stilistischen untersuchungen (s. 90 bis 151). Der geschulte logiker zeigt sich in der systematischen gliederung des stoffes, die bis zu zahlenmässiger einteilung geht, doch ist der gesamtcharakter des vortrags mehr der eines unmittelbar vor dem publikum stehenden lehrers (s. 91. 99. 106).

Am schluss gibt der verfasser mit der komposition eine inhaltsangabe des Wälschen gastes. Ein einheitliches system war in einem mittelhochdeutschen werke von solchem umfang von vornherein nicht zu erwarten. Oft werden die gedanken nicht logisch, sondern apperzeptionsmässig fortgesponnen. Im anschluss an Schönbachs quellennachweise a. a. o. s. 40 ff. und an meine aufstellungen in der Zfda. 49, 406 f. gebe ich eine zusammenfassung der grundzüge von Thomasins lehre.

Buch I. Hofzucht und minne (für die frauen); war ursprünglich ein selbständiges italienisches gedicht (Schönbach s. 76).

Buch II. Von den herren, wendet sich zur morallehre und stellt als hauptthema fest: die unstæte als grund und summe der laster.

Buch III, IV, V gehören zusammen, da die grundgedanken aus Boethius De consolatione philosophiae buch 4 und 5 geschöpft sind (Rückert s. 558). Den übergang von der unstæte beziehungsweise stæte macht er (2603 ff.) durch den 'orden'. Alle dinge sind mit stæte in ihrer ordnung geblieben, nur nicht der mensch; die ordnung, naturgesetzmässigkeit, wird also mit der stæte verbunden. Aus der unstætikeit hervor geht das streben nach den sechs (bei Boethius fünf) irdischen gütern. Die stæte ist die erfüllung aller guten dinge (4345 ff.). Damit ist der gegensatz zwischen dem bösen und dem guten manne hereingebracht und wird weiter angeknüpft an den gegensatz von unstæte und stæte. Weitergeführt wird der gedanke: der tugendhafte ist glücklich (Boethius Buch IV), der untugendhafte ist unsælic, 4597 ff. Tugend also ist glückseligkeit. Das oberste gut ist Gott, 5709.

Buch VI. Die lehre geht über zu dem christlichen tugend- beziehungsweise lastersystem der sieben hauptsünden; kampf der tugenden und laster (aus Alanus' Anticlaudianus, Schönbach s. 44).

Buch VII ist eine anthropologie in mittelalterlichem sinne: die beiden bestandteile des menschen, leib und seele; die vier seelenkräfte, 8789 ff. (es sind nur intellektuelle); darauf die sieben freien künste, dann physica (medizin), divinitas (theologie), dekrete und leges (jurisprudenz), zusammen also eine wissenschaftslehre mit den heutigen akademischen unterrichtsfächern philosophie (= septem artes), medizin, theologie, jurisprudenz; darauf die fünf sinne, 9449 ff. (Alanus' Anticlaudianus und Joh. von Salesbury, De septem septenis, Schönbach s. 46).

Buch VIII. Ein anderes tugend- beziehungsweise lastersystem wird behandelt, dessen grundlage in dem gegensatz zwischen mâze und unmâze besteht, die mit den vorhergehenden ethischen grundpfeilern, der stæte und unstæte, dadurch vereinigt sind, dass sie zu ihren schwestern gemacht werden. Die einzelnen äusserungen der mâze und unmâze muss Thomasin natürlich in das christliche moralsystem einpassen, er kommt also wieder auf die tugenden und laster, nur dass jetzt andere stärker betont werden als bei der stæte und unstæte.

Buch IX. Vom recht. Er verbindet das recht äusserlich mit den schwestern stæte und unstæte dadurch, dass er es als deren bruder auffasst, 12341; innerlich geschieht die anknüpfung an die unmâze durch den übermut.

Buch X. Den schluss macht die milde. Sie ist des rechtes kind, 13 580, sie verteilt ihre gaben dem recht entsprechend.

Setzen wir nun den ursprung der grundgedanken fest.

Buch I ist eine höfische anstandslehre.

Buch II–V. Die lehre von der stæte und unstæte ist stoisch und hauptsächlich von Seneca und Horaz formuliert. Stoisch ist auch die naturgesetzlichkeit und die glückseligkeitslehre.

Buch VI. Das christliche moralsystem der tugenden und laster.

Buch VII. Christliche anthropologie und mittelalterliche wissenschaftslehre.

Buch VIII. Die aristotelische lehre von der mâze und unmâze.

Buch IX. Die mittelalterlichen anschauungen vom recht.

Buch X. Die mittelalterliche tugend der milde.

Was der Wälsche gast lehrt, ist also eine christlich gefärbte antike moral. Die stæte und die mâze, stoische und aristotelische prinzipien, sind die grundlagen. Dieses sind aber eben kernpunkte der höfischen *tugent*. Mit den religiösen tugenden lassen sie sich leicht vereinigen, denn unter denen sind sie ja vertreten als constantia (perseverantia) und temperantia. Aber die hohen eigenschaften des christentums, die drei christlichen tugenden glaube, liebe, hoffnung, das christliche hauptgebot der gottes- und nächstenliebe, die strenge theologie vom reich der sünde und der gnade, sind keine bestandteile des systems. Auch von Gott ist nicht viel die rede, wenig von Christus und von den heiligen, gar nicht von der jungfrau. Gott ist im stoischen und zugleich scholastischen sinn das höchste gut.

Das höfische tugendideal ist fast ganz auf das erste buch beschränkt. Hier wird der minnedienst empfohlen und berühmte herren und damen der ritterlichen lektüre werden als muster aufgestellt. Aber die männertugenden, tapferkeit und rittertum, werden gestrichen bei der aufforderung, des kreuzes und des heiligen landes zu gedenken, 11 347 ff. Ehre und ruhm vollends gehören zu den verwünschten irdischen gütern.

Die ganze lehre beruht also nicht auf einem festen moralsystem. Religiöses und weltliches stehen doch im grunde unvermittelt neben einander. Ein neues leben, eine neue sittlichkeit wie der ritter Wolfram hat der domherr von Aquileja nicht verkündigt. Der rein kirchlichen morallehre sollte eine für den weltlichen adel – aber zugleich auch für *wise phaffen*, 14 695 f. – zur seite gestellt werden. Es ist ein stück adeliger standespoesie (Schönbach s. 49 f.) und verwandt mit der auf Cicero und andere klassische autoritäten gegründeten Moralis philosophia de Honesto et Utili des Wilhelm von Conches, früher Hildebert von Tours zugeschrieben (Migne 171, 1007 ff.) uns also auch mit Wernher von Elmendorf (Schönbach s. 40 ff.). Stæte und mâze werden auch von letzterem sehr hervorgehoben (Zfda. 4, 306 und später), die temperantia besonders in Hildeberts Libellus de quatuor virtutibus vitae honestae (Migne 171, 1059 ff.). Dem Honestum wird von Wilhelm von Conches das Utile gegenübergestellt. Das Utile entspricht den irdischen gütern bei Thomasin (bei Wernher von Elmendorf a. a. o. s. 314, 1105 ff.).

Mit dem eingehen auf die erörterung des moralsystems bin ich über die grenze des zu besprechenden werkes hinausgegangen, das speziell der sprache und dem stil Thomasins gewidmet ist. Dieser aufgabe ist der verfasser durch seine methodisch geführten untersuchungen und durch sein sicheres, sachliches urteil vollauf gerecht geworden. Er hat ein klares bild von der sprachkenntnis und von

der sprachkunst Thomasins entworfen und damit das verständnis für diesen in der geschichte der mhd. literatur so einzig und eigenartig dastehenden autor wesentlich gefördert.

GREIFSWALD. GUSTAV EHRISMANN.

J. Verdam, Middelnederlandsch handwoordenboek. s'Gravenhage 1911. VIII, 701 s. geb. 27 m.

Bevor Verdam zum abschluss seines grossen Mittelniederländischen wörterbuches gelangt ist, hat er sich durch das zureden seines verlegers bewegen lassen, den ungeheuren stoff auch in einem billigeren, womöglich jedem zugänglichen werke vorzulegen. Das begründete bedenken, das er gegen den plan hegte, indem er fürchtete, dass zwischen dem auszug aus dem bereits erschienenen teil des grösseren werkes (Wdb.) und dem hier schon vorweggenommenen, dort noch nicht behandelten stoff ein missverhältnis eintreten würde, indem der letztere notwendig etwas stiefmütterlich wegkommen müsse, wenn dem ausführlichen wörterbuch nicht zu viel zeit entzogen werden sollte, dies bedenken hat der verleger mit dem versprechen aus dem wege geräumt, den letzten teil von sterne an nach vollendung des Wdb. — das inzwischen bis zum **T** gediehen ist — neu zu drucken und den abnehmern unter billigen bedingungen zur verfügung zu stellen. Der verleger, herr Nijhoff, hat für sein eintreten anspruch auf unsern allerbesten dank. Haben wir doch damit schon jetzt ein vollständiges und unvergleichliches hilfsmittel von dem manne in die hände bekommen, der sowohl wie lange kein anderer den stoff beherrscht als auch die methode, in knappen zügen den bedeutungsinhalt der wörter darzulegen. Unter verzicht auf alle grammatischen und etymologischen fragen werden die bedeutungen in nicht allzu grosser beschränkung angegeben, bei *met* z. b. ihrer 14, bei *geven*, ohne unterabteilungen und einzelbeispiele, 18. Beispiele und redensarten werden nämlich auch nicht gespart. Dem Wdb. gegenüber enthält das neue buch eine reihe von verbesserungen und sehr zahlreiche zusätze, so dass sein wert durchaus nicht bloss als ein auszug einzuschätzen ist. Nach einem oberflächlichen überschlag sind etwa 56 000 wörter oder wortformen behandelt. Dabei ist in der aufnahme verschiedener wortformen an der alphabetischen stelle mehr gespart, als ich es für gut halte. Dort fehlen formen wie *ebdisse (abbedisse), dijnssendach (dinxdach), rales (raetsel), selc (sulc), suer- succoers (soccoers), verwendelike (verweendelike), voggelen (voghelen), vreghen (vraghen).* (Das gleichbedeutende *vrien*, das ich für eine form mit diphthong *ie* aus *frēhan* halte, versteckt sich unter *vrien = vrīen.*) Da doch auf einen weiteren kreis von benutzern gerechnet ist, müsste in dieser hinsicht bei einer neuen auflage wohl etwas nachgeholfen werden, obwohl das buch so schon für seinen zweck — nicht für seinen reichen inhalt und seine treffliche ausstattung — immerhin nicht billig ist.

Hoffentlich werden die deutschen fachgenossen von diesem hilfsmittel den erforderlichen gebrauch machen, sich aber von ihm auch zu der grossen schatzkammer, dem reichsten wörterbuch, das wir jetzt von einer mittelalterlichen lebenden sprache besitzen, leiten lassen, aus der, wie ich immer wiederholen muss, auch für unsere deutsche sprache und kultur ausserordentlich viel zu lernen ist.

BONN. J. FRANCK.

Ernst Dornfeld, Untersuchungen zu Gottfried Hagens Reimchronik der stadt Köln, nebst beiträgen zur mittelripuarischen grammatik [Germanistische abhandlungen, hrg. von Fr. Vogt, heft 40]. Breslau, M. und H. Marcus 1912. XII, 320 s. 10,80 m.

Das werk zerfällt in vier hauptabschnitte: Der erste teil 'Textkritik' (1. Drei 600 jahre alte textverderbnisse; 2. Emendationen; 3. Bearbeitung oder originale) (s. 8–94) hat methode und zeugt von einem recht guten blick für textkritische fragen. Hievon lag das grössere stück neben der (die hss. und ausgaben verzeichnenden) einleitung (bis einschliesslich s. 64, wo mitten unter den emendationen abgebrochen wird) bereits im druck als Marburger diss. (ebd. 1911) vor. Der umfangreichste (s. 95–224), aber leider nicht auch der beste teil ist der zweite, der die 'Sprache' behandelt. Ohne den untertitel würde einem die frage, was der verfasser eigentlich darstellen will, die sprache des dichters oder der (einzig vollständigen, erst aus dem beginnenden 15. jahrhundert stammenden) hs., ziemliches kopfzerbrechen bereiten. Es ist das bei dem zeitlichen unterschied von nahezu anderthalb jahrhunderten durchaus keine nebensächlichkeit und die ziemlich regellose vermischung beider faktoren, wobei der dichter meist hinter der hs. zurückstehen muss, bildet den hauptfehler der darstellung, wozu noch die zwar dem fleiss D.'s alle ehre machenden, aber oft mehr die sachlage in unserer chronik verdunkelnden als fördernden exkurse über andere ripuar. denkmäler, die fortwährend hereinwuchern, – sie hätten wenigstens in anmerkungen zurückgedämmt werden sollen, – kommen; dafür hätte ich lieber das mundartliche fundament noch tiefer herausgearbeitet und an die spitze geschoben gesehen. Das wesentliche – ja vielleicht ausschliesslich in betracht kommende – wäre selbstverständlich der entwurf der sprache des dichters selbst gewesen; indess hat der verfasser das richtige verständnis für die durch Zwierzina inaugurierte reimstatistik, die ja in neuester zeit vereinzelt sogar fürs 16. jh. mit grösstem glück angewandt worden ist, noch nicht gewonnen. Einen besonderen wert scheint D. auf seine untersuchung über das nachvokalische *i* – er nennt es 'graphisches *i*', was aber ebensowenig wie die von ihm bekämpften ausdrücke eine 'neutrale' bezeichnung ist, – zu legen (vgl. ausser dem einleitungssatz zu § 3 auf s. 97 noch den nachdrücklichen hinweis in der schlussbemerkung seiner diss., s. 65, und vor allem bei der selbstanzeige in der GRm. 1912, s. 295). Der frage nach der geschichte dieses *i* (beziehungsweise *e*) ist man aber damit kaum näher gekommen, prinzipiell war auch dessen bedeutung (besonders fürs 14./15. jh.) und entstehung ja schon ziemlich deutlich, wie D. selbst angibt (§§ 3 und 6). Für die vorliegende hs. stellt D. fest, dass es in der hauptsache der längebezeichnung, und zwar in geschlossener silbe obligatorisch, in offener fakultativ, diene (§§ 10 ff.) nebenher aber (in offener silbe) auch qualitätszeichen (für das offene *e*, auch bei dessen kürze) sei (§ 28); es darf aber nicht verschwiegen werden, was man erst viel später, bei der behandlung der vokalquantität, erfährt (§§ 57 ff.), dass sich die hier postulierten längen keineswegs mit der heutigen ma. decken, sondern dass erst wieder aus der verwendung des nachvokalischen *i* ein über den heutigen dialektstand hinausgehendes gesetz für die ältere zeit abgeleitet wird, – also ein nicht unbedenklicher zirkelschluss. Der richtigkeit von D.'s aufstellung wird man ja allerdings zustimmen, aber der beweis (worauf er sich a. a. o. der GRm. ausdrücklich beruft,) ist auch durch diese untersuchung nicht erbracht, weil sich ein solcher überhaupt nicht führen lassen dürfte, und es wird eben immer bei wahrscheinlichkeiten bleiben. Die einführung von erschlossenen lauten in die

ausgabe eines werkes in der art, wie sie in § 37 a vorgeschlagen wird, ist ganz undurchführbar, da sie nicht nur jeglicher willkür tür und tor öffnen würde, sondern bei jeder edition eine mindestens (!) ebenso umfangreiche sprachliche untersuchung wie die vorliegende, die aber aus äussern gründen immer erst nach dem vorliegen eines neudrucks möglich ist, zur voraussetzung hätte. Die ganze idee ist jedenfalls durch Francks radikale vereinfachungs- und normalisierungsvorschläge Beitr. 27, 386 ff. inspiriert, die aber in ihren unabsehbaren konsequenzen – man denke sich z. b. die Weimaraner Lutherausgabe danach behandelt, – merkwürdigerweise schon Franck selbst in der fussnote s. 386 treffend ad absurdum geführt hat. Der hauptirrtum liegt aber, wie mir scheint, in der verkennung der aufgaben des editors: die genaue feststellung der phonetischen lautwerte steht nicht der publikation, sondern erst der grammatik zu; ja so durchgreifende textumgestaltungen müssten für die moderne grammatik, deren ideale durch Jellinek auf der Wiener philologenversammlung von 1893 programmatisch festgelegt wurden, – insbesonders für die frnhd. – geradezu den zusammenbruch bedeuten. Auf diese wichtige frage weiter einzugehen, ist hier nicht der platz; in der praxis sind ja F.'s ausführungen durch Braune (Neudrucke), Röthe (Texte des mittelalters) und vor allem durch Pietsch's bahnbrechende leistungen (Lutherausg.) doch wohl ein für allemal widerlegt und ein fall allerneuester zeit, einen druck des 16. jh. normalisieren zu wollen, – was ich, nebenbei bemerkt, für einen schweren anachronismus halte, – wird daher hoffentlich vereinzelt bleiben. Aus verschiedenen schreibungen schlüsse für die feinere nuancierung eines lautes ziehen zu wollen, wie dies im gleichen paragraphen (§ 37 a, abs. 2) durch D. geschieht, geht nicht an, da der verfasser hiebei dem mittelalterlichen lohnschreiber tiefsinnige phonetische reflexionen eines modernen germanisten unterschiebt – er hätte dabei die bemerkung seines lehrers, Beitr. 27, 398 f. beherzigen sollen, – und das wichtige moment der schreibtradition, wie auch sonst, ganz ausser acht lässt. '*n* in der endung *-en*' soll 'im mrip. noch nicht abgefallen' – gemeint ist offenbar zur zeit der hs., also im 15. jh. (von den reimen wird nichts erwähnt,) – sein! Die ausnahmen beweisen hier natürlich gerade das – übrigens längst eingetretene – lautgesetz. In dem diesen abschnitt schliessenden anhang über 'Die heimat des dichters' (s. 218–24) zeigt sich wieder sofort D.'s sachkritische begabung: der beweis gegen die identität des stadtschreibers Gottfried mit Gottfried Hagen ist durchaus gelungen; auch der nachweis, dass Hagen nicht aus Köln selbst, sondern aus dem grenzgebiet gegen das ndfr. stammt, überzeugt als ganzes, obschon hier anderseits die methodische unsicherheit sprachlicher untersuchung wiederum hervortritt. Die den dritten teil umfassenden metrischen verhältnisse (s. 225–244) sind gut skizziert, bieten aber naturgemäss nichts von nennenswerter bedeutung. Im letzten teil (s. 245–319) endlich, 'Syntaktisch-stilistisches' betitelt, der in ziemlich buntem wechsel eine anzahl beliebig herausgegriffener kapitel bald aus der syntax, bald aus dem poetischen kunststil bringt, sind die einzelnen paragraphen recht ungleichwertig: während ein teil kaum etwas bedeutet (so gleich der ganz nichtssagende § 1 über den wortschatz oder § 10 über die tempora), ist anderes wieder sehr treffend charakterisiert (so besonders Hagens humor und satire [§ 28]).

Als wissenschaftliche leistung ist das buch, im gegensatz zu andern derartigen erstarbeiten, jedenfalls durchaus ernst zu nehmen.

MÜNCHEN. V. MOSER.

John Stårck, Studien zur geschichte des rückumlauts. Ein beitrag zur historischen formenlehre. Akad. abhandlung. Upsala, U. W. Appelbergs boktryckeri 1912. XV, 326 s.

Wie schade! Wir haben wahrhaftig keinen überfluss an arbeiten aus dem gebiet der späteren mhd. und frnhd. grammatik und nun in kurzer zeit zwei über das gleiche thema, das mir persönlich nicht einmal so vordringlich wie manches andere zu sein scheint[1], – und noch dazu zwei gute. Denn, um es gleich zu sagen, das vernichtende urteil, das St. über A. Sobbes Ausgleichung des rückumlauts (Heidelberger diss. 1911, auch im buchhandel mit bloss verändertem titelblatt Heidelb. 1911) in form einer umfangreichen kritik am schluss seines buches (s. 315 bis 326) fällt, kann ich nicht teilen, wenn es auch von St.s standpunkt aus – ist doch die diss. gerade erschienen, als er am ende seines mühevollen und umfangreichen werkes bereits mit der reinschrift des manuskripts begonnen hatte (s. 7), ein doppelt bitterer tropfen bei einer erstarbeit – menschlich durchaus begreiflich und entschuldigt ist; ja in zwei punkten muss ich ihr sogar entschieden den vorzug einräumen.

Das gilt zunächst von dem verzeichnis der quellen, die St. am anfang des buches einfach alphabetisch zusammenstellt, wodurch er uns von vorne herein keinen überblick über das ihm für die einzelnen dialektgebiete zur verfügung stehende material gestattet, während S. diese jeweils vor der darstellung der einzelnen maa. vor augen führt. Dadurch gewinnt es auch den anschein, als ob die von ersterem zugrund gelegten quellen an zahl ganz erheblich denen S.s überlegen wären, was aber durchaus nicht in dem mass der fall ist (ich zähle bei St. 151 [einschl. einiger ahd. quellen] + 8 theoretiker, bei S. 117 + 15). Dass man bei Sobbe über die zugehörigkeit der einen oder andern quelle streiten kann – St. hat sich eben einer solchen kritik entzogen – fällt nicht zu schwer ins gewicht; eine so reinliche aufteilung, wie man sich meist als anfänger vorstellt, ist, zumal bei den grossen zufälligkeiten des gerade zur verfügung stehenden materials, eben leider überhaupt nur eine schöne illusion. Übrigens ist St. selbst eine prinzipielle unrichtigkeit zugestossen: er rechnet die Basler druckersprache aber unter ausschluss von Brants Narrenschiff – zum hochalem. oder, wie er sich ausdrückt, 'schweizerischen', was aber natürlich keine dialektologische bezeichnung ist (s. 4), während Basel bekanntlich zum niederalem. gehört, woraus sich denn auch hier das nähere zusammengehen mit der Strassburger und umgekehrt der unterschied zur Züricher druckersprache erklärt; dagegen wird man wahrscheinlich die beiden – jedesfalls aber Thomas – Platter mehr dem hochalem. zurechnen müssen. Hier noch etwas prinzipielles: Bei solchen untersuchungen sollten vom 16. jh. ab handschriftliche aufzeichnungen (einschliesslich urkunden) in der hauptsache (ausgenommen ist Luther) ausscheiden, weil sie nur immer dasselbe lehren, dass sie – besonders in der zweiten hälfte und wenigstens im oberd. – etwa ein halbes jh.

1) Gleich aus der geschichte der verbums wären die dringend notwendige vervollständigung von Strömbergs ablautsuntersuchung für das md. gebiet auf grund von quellen und dann in zweiter linie auch die behandlung der ebenfalls von Strömberg angeschnittenen frage nach den brechungsvokalen im praes. der st. verba der 2. und 3.–5. klasse und dem praesensumlaut der 6. und 7. klasse, die aber durch dessen kurze zusammenstellung in Minnesskrift utgifven af filologiska samfundet i Göteborg 1910, s. 53–62 infolge des ganz ungenügenden und fast ausschliesslich sekundären materials so gut wie nicht gefördert wurde, zu nennen.

hinter der druckersprache zurückbleiben und deshalb nur dazu dienen, die organische, durch die allein führende druckersprache vorgezeichnete linie zu verwischen. Wenn St. bloss 'nicht bestimmt in abrede zu stellen wagt, dass Wyles schweiz. herkunft zu seinem festhalten an dem rückumlaut beigetragen haben kann', weil nach Nohl 'der sprachliche charakter der Transl. 'durchaus schwäb.'' sei (s. 77), so ist demgegenüber hervorzuheben, dass sich bei einem genaueren studium von N.s diss. bei diesem vielmehr ganz unverkennbare alem. züge zeigen, die sich anders nur ganz gezwungen deuten lassen, was auch in der vorliegenden frage gilt. — Der andere, viel wichtigere punkt ist die anordnung des stoffes selbst. Hier hat St. im gegensatz zu S., die hiebei nur dem für beide mit recht vorbildlichen Strömberg gefolgt ist, die denkbar unglücklichste form gewählt. Denn die gegen S.s einteilung — chronologisch nach schriftstellern innerhalb der einzelnen dialektgruppen — vorgebrachten einwände (s. 316–17) können deren berechtigung nicht nur nicht entkräften, sondern heben seinen missgriff, der in der grundsätzlichen verkennung der aufgabe ruht, nur noch um so deutlicher hervor. Denn wenn er 'den nachteil' von S.s anordnung darin sieht, 'dass die entwicklung des einzelnen verbums nicht gebührend zum vorschein kommt', so ist er sich eben nicht bewusst geworden, dass die seine, die verba innerhalb der mundartengebiete nach den stammkonsonanten und dann alphabetisch ordnet und erst zuletzt den autor berücksichtigt, eine lexikalische ist, die gewiss einmal dem Thesaurus reiches material auf bequemem weg zuführen wird, dass hingegen seine aufgabe eine rein historisch-grammatische ist und dass sich demgemäss auch das vorgelegte material einzig und allein historisch aufbauen muss. Dadurch hat er uns nicht nur auch weiterhin den einblick in die verteilung seiner quellen fast ganz verschleiert, sondern — und das ist sehr schlimm, eigentlich das schlimmste, was es für eine wissenschaftliche spezialarbeit, zumal von diesen dimensionen, geben kann, — uns geradezu vollständig die möglichkeit einer nachprüfung seiner zusammenfassenden übersichten an der hand des materials benommen, die unter diesen umständen einer vollständigen umordnung dieser ungeheuren masse von belegen gleichkäme, und sich selbst deren herstellung in einer für die zuverlässigkeit bedenklichen weise erschwert. Hier ist uns also S. als prüfstein unentbehrlich, da die mutatis mutandis vorhandene übereinstimmung in den grundresultaten und selbst in einzelheiten (z. b. der sing.-ausgleichung in den ältesten schwäb. drucken [St. s. 79 = S. s. 20]) uns die erste gewähr für die richtigkeit des von St. gezogenen facit geben muss, die aber dann auch zugleich zu gunsten S.s zeugt; allerdings, das ist ausdrücklich hervorzuheben, lassen uns auch die ganze gediegenheit und der wissenschaftliche ernst, mit denen der verfasser während seiner ganzen arbeit zu werke geht, die überzeugung gewinnen, dass wir ihm vertrauen schenken dürfen. Richtig ist allerdings an seiner kritik, dass S. gewisse gruppen (besonders die mit *n*-kons. nach dem stammvokal *a*) hätte stärker herausarbeiten müssen (s. 317), was sich aber auch nach ihrem system leicht hätte bewerkstelligen lassen und, wie gesagt, erst das letzte in der einteilung hätte sein dürfen. Sonst habe ich an St.s einteilung noch die schreckliche zerstücklung bei der behandlung des md. auszusetzen, die einem mit ihrem kaleidoskopartigen wechsel von kleinen und kleinsten abschnittchen und unterabteilungen bei der lektüre nicht bloss vollständig verwirrt, sondern, soviel ich wenigstens sehe, die sache auch in keinem irgendwie nennenswerten punkt fördert, schon aus dem einzigen grund, weil für die einzelnen teile das material viel zu gering wird (vgl. z. b. den abschnitt über das mittelfr. s. 199 f.), übrigens erkennt St. ge-

legentlich (s. 245, 1. abs.) selbst an, dass die difficile gliederung ohne innern wert ist.

Am schwersten wiegt der vorwurf (s. 317 ff.), S. sei bei der angabe der belege sehr willkürlich verfahren, so dass das richtige verhältnis im gebrauch des einzelnen schriftstellers erheblich verschoben sei; man wird dies nicht entkräften können, muss aber doch sagen, dass St. den wert des zahlenverhältnisses, das oft von äusseren umständen beeinflusst ist, für das gesamtbild wohl etwas zu hoch anschlägt. Endlich noch der letzte punkt (s. 321 ff.): Dass der ausgangspunkt S.s (ca. 1400) nicht mit den anfängen des ausgleiches, die aber S. auch nicht schildern wollte, zusammenfällt, trifft vollständig zu und hier liegt denn auch gerade der hauptwert von St.s untersuchung, so dass er gerade für die mhd. gramm. einen höchst schätzbaren beitrag geliefert hat, den diese unmöglich übergehen kann. Fürs md. ist denn dies auch zur beurteilung der weiteren gestaltung nicht ohne bedeutung und modifiziert zum teil S., während fürs oberd. — abgesehen vom anfangstermin — die resultate der hauptsache nach die gleichen bleiben: manche abweichungen erklären sich dabei nur aus äusseren umständen (wie z. b. der erwähnten zuzählung der Basler drucke zum hochalem.), andere beruhen auf dem — von St. nicht hervorgehobenen, aber nicht unwichtigen — mangel S.s, dass — was ich schon bei einer noch vor dem erscheinen von St.s buch angestellten nachprüfung bemerken musste, — vielfach ihre zusammenfassungen teils infolge von ungenauigkeit teils infolge unrichtig aus ihrem material gezogener schlüsse durchaus nicht glücklich sind, was zum teil seinen grund in der regellosen einmischung der themalosen und der falsch rückumlautenden verba hat (worin ich einen recht üblen fehler der arbeit sehe); ziemlich stark ist dagegen die differenz beim Nürnbergischen (besonders in älterer zeit) (St. s. 145 ff. und 155 ff. = s. 11 f.). Ruht so der schwerpunkt und die überlegenheit von St.s werk auf der späteren mhd. und der älteren frnhd. zeit, so erlahmt die darstellung im zentrum der frnhd. gramm., dem 16. jh. und besonders dessen mitte, sehr stark und schleppt sich vielfach nur noch mit spärlichen andeutungen ins 17. jh. hinein, ja wird teilweise so dürftig, dass den angaben kaum noch eine bedeutung zukommt (so dass s. 121 unten bis 122 über das bayr.-österr. des 16. und 17. jhs. gesagte, das vom Nürnbergischen im späteren 16. jh. s. 150 letzter absatz bemerkte, der blosse verweis s. 260 fürs schles. des 17. jhs.). Grund ist natürlich hier zu einem grossen stück die unzugänglichkeit von quellen, die sich ja fürs bayr.-österr. auch bei S., wenn auch nicht in dem mass, bemerkbar macht. Dass aber die entwicklung in der mitte des 16. jhs. noch keineswegs abgeschlossen ist, besonders auch auf dem bei ihr viel reicher vertretenen md. gebiet, darin liegt wieder der durch St. nicht erreichte vorzug von S.s diss. So ergänzen sich beide bezüglich des ganzen problems gewissermassen harmonisch.

Noch einige einzelnheiten: Die erhaltung des rückumlauts in *nannte, genannt* aus elsäss. wandel von *e* > *a* vor nasal + kons. erklären zu wollen (s. 15 und 31), geht kaum an, da ein solcher allerdings in teilen des ober- (Colmar, Mülhausen [?]) und unterelsäss. (Zorntal, von dem aber Lienhart ausdrücklich bemerkt, dass er den südabschluss eines nördlichen gebietes bildet) gilt, speziell aber in Strassburg wahrscheinlich (vgl. Heimburger, Beitr. 13, s. 219; die arbeit von E. Halter, Die alem. ma. Hagenau-Strassburg ist mir leider unzugänglich und auch Kaiser bringt aus ihr nichts) und in Basel sicher (Hoffmann, Vokal. v. Basel-stadt 1890 passim) nicht statt hat; auch beweisen die von St. aus Fischart angezogenen, angeblich diesen wandel bezeugenden belege für jenen so wenig, wie die von mir Beitr. 36,

131 und 217 angeführten *a* so zu deuten sind, obwohl es mir persöhnlich wahrscheinlich ist, dass er auf den heutigen gebieten im 16. jahrhundert bereits eingetreten war (wegen des wenigstens schon bei Brant bezeugten übergangs von *e* > *ä* an gleicher stelle, vgl. meinen aufsatz Zeitschr. 44 auf s. 304 f. und die dortige literatur, sowie einzelne fälle von übergang eines *ë*, *æ* > *a* im 16. und 17. jh.). Auf alle fälle bleibt es das nächstliegendste, hier teils mit Sobbe md. einfluss, der für die Strassburger druckersprache seit der zweiten hälfte des 16. jhs. durchaus nicht gering anzuschlagen ist, teils traditionelles fortleben der alten, ja nie ausgestorbenen formen, wodurch für ersteren umstand auch ein besonders günstiger boden vorhanden war, anzunehmen. Nicht stichhaltig ist auch zu so später zeit die annahme (s. 80 oben), der unterschied zwischen umlautendem sing. und rückumlautendem plur. praet. in älteren schwäb. drucken sei auf die abneigung gegen die synkope zurückzuführen, viel eher hat die formale gleichheit des sing. praet. mit der 3. sing. praes. hier den umlaut mehr begünstigt. Unberechtigt ist, zumal bei der dürftigkeit des materials, die trennung von bayrisch und österreichisch s. 121. Ganz missverstanden hat hier (s. 119 f. und besonders s. 121) der verfasser die stelle bei Brenner (Maa. u. schriftspr. in Bayern s. 65), der (wie schon aus der zusammenstellung von *holat* mit *kennat* völlig deutlich ist) nicht vom rückumlaut, sondern von dem fürs bayr. charakteristischen tonlosen *a* statt *e* spricht (vgl. meinen aufsatz Zeitschr. 44, 37 ff.; die stelle war mir damals entgangen und bildet mit den belegen St.s aus Schiltperger eine willkommene ergänzung zu meiner dortigen vermutung s. 63 ff.). Verwahrung muss ich gegen die unterschiebung (s. 268) einlegen, als hätte ich schlankweg mit Weinhold das *a* in *karte* usw. als lautgesetzlichen, durch das folgende *r* bewirkten wandel erklärt, während ich damit lediglich das häufigere vorkommen dieser formen im alem. zu begründen versuchte, wie auch S. richtig angibt; übrigens haben mich deren gegengründe im ganzen überzeugt, wenn mir auch die von St. schon aus dem 15. jh. beigebrachten schweizer belege nicht als blosse md. entlehnungen erklärlich erscheinen.

In der schlusszusammenfassung (s. 308 ff.) stellt St. die hypothese auf, dass der anstoss zu dem verfall des rückumlauts im oberd. vom md. aus, für das er ja die älteren — in gewissen gruppen schon im klass. mhd. bestehenden — ausgleichungen festgestellt hat, erfolgt sei, und zwar auf literarischem weg (!). Den umstand, dass der ausgleich aber im oberd. ganz andere dimensionen angenommen als in dem viel konservativeren (lange ganz bei dem bereits im mhd. erreichten zustand verharrenden) md., sucht er mit der 'zerstörenden macht der analogie' zu erklären. Da er aber selbst zugibt, dass hiebei der von Strömberg für das st. verbum mit recht in anspruch genommene verlust der einfachen praeteritalform im oberd. zu der zeit, als die beseitigung des rückumlauts bereits weit um sich gegriffen hatte, nicht herangezogen werden kann, so fällt seine hypothese ohne weiteres; denn auf literarischem weg können nicht noch in der ma. bestehende formen, gar auf dem blossen weg der analogie, umgestaltet werden, da unterschätzt St. doch die kraft der ma. ganz erheblich, zumal in einer zeit, wo das schrifttum noch ganz auf ihr basiert; dabei hat der verfasser noch vergessen, dass das part. ja nicht ausgestorben ist. Die nächstliegendste erklärung hat aber St. selbst gelegentlich (z. b. besonders s. 163) angedeutet: von dem von altersher lautgesetzlich umlautenden unflektierten part. breitete sich der ausgleich auch auf das flektierte part. aus und von hier aus wurde dann das praet. ergriffen und zwar geschah dies zunächst alles in der lebendigen ma., als dann etwa um die mitte des 15. jhs.

das lebende praet. ausstarb, war dieses jener einwirkung völlig preisgegeben und führt nun in der schriftsprache den umlaut durch; dass dies der weg ist, beweist auch die frühere durchsetzung im part. So ist die oberd. entwicklung zweifellos eine autochthone. Am ende kommt der verfasser denn auch zu demselben schluss wie Sobbe, dass — wie sich seit von Bahder auch bereits in einer reihe anderer erscheinungen gezeigt hat und noch immer deutlicher zeigen wird, – 'die nhd. schriftsprache in der hier behandelten frage zum grossen teil auf oberd. grundlage ruht'.

Zum schluss möchte ich noch St.s sichere und nahezu fehlerlose beherrschung der deutschen sprache gebührend hervorheben: aufgefallen ist mir nur der regelmässige umlaut in 'doppelförmigkeit' (z. b. s. 29, 98, 251, 265 usw.), der, wenn ich nicht irre, schon bei Strömberg gilt; auch kann man nicht sagen (s. 120) 'von den 1440er jahren ab' (sondern nur 'von den 40er jahren des 15. jhs. ab').

Wer mit solchem ernst und solcher ausdauer an eine derartige arbeit geht und sie nach allen seiten zu durchdringen sucht, von dem können wir — ist auch nicht alles gelungen, — nur wünschen, er möchte — was bekanntlich nur ausnahmsweise der fall ist, der materie treu bleiben, zumal er die behandlung eines interessanten themas (s. 320 fussn.) bereits in aussicht stellt. Solcher arbeiter bedarf die frnhd. gramm. dringend, soll sie endlich einmal aus dem sumpf der meist ohne inneres interesse gearbeiteten und wenig fördernden dissertations- und programmliteratur — Sobbe ist, wie gesagt, eine der wenigen rühmlichen ausnahmen, — herausgehoben und energisch vorwärts gebracht werden.

MÜNCHEN. V. MOSER.

Sebastian Brant, Das narrenschiff. Faksimile der erstausgabe von 1494 mit einem anhang, enthaltend die holzschnitte der folgenden originalausgaben und solche der Locherschen übersetzung, und einem nachwort von Franz Schultz. Strassburg, K. J. Trübner 1913 [Jahresgaben der gesellschaft für elsässische literatur I]. 378, LVI s. 10 m., geb. 15 m.

Diese bibliophilenausgabe, mit der die Gesellschaft für elsässische literatur ihre veröffentlichungen beginnt, ist einer freundlichen aufnahme sowohl bei philologen als kunsthistorikern sicher. Ihr schwergewicht liegt in den holzschnitten, die nach dem Berliner exemplar des Narrenschiffs so vortrefflich reproduziert worden sind, wie die technik es nur irgend gestattet. In seinem gut geschriebenen, ich darf sagen geschmackvollen nachwort hat sich der herausgeber auch mit den fragen beschäftigt, die der philologisch-historischen forschung mit diesen kleinen, feinen kunstwerken gestellt sind. Er bekennt, anfänglich mehr, als es nach erledigung seiner einzelstudien ihm statthaft erscheint, dem reize unterlegen zu sein, den der name und das zeichnerische vermögen Dürers auf die kenner ausübt; wir werden uns in der tat resignieren und es jetzt als fast unmöglich hinstellen müssen, dass der jugendliche Nürnberger meister an dem Narrenschiff von 1494 oder einer der späteren ausgaben beteiligt gewesen sei. Gutzuheissen ist namentlich die anregung (s. XLVIII ff.), den text auf zusammenhänge mit den holzschnitten zu untersuchen; wir dürfen nach gelegentlicher ankündigung wohl hoffen, dass Schultz selber dieser schönen aufgabe seine geschulte kraft widmen werde.

Zum schluss sei noch bemerkt, dass die gesellschaft für 1913 den 'Grossen Lutherischen narren' von Murner bringen wird und vorarbeiten für die ausgabe Geilers von Kaysersberg und Fischarts in die wege geleitet hat.

KIEL. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Paul Claus, Rhythmik und metrik in Sebastian Brants Narrenschiff. [Quellen und forschungen zur sprach- und kulturgeschichte der germanischen völker. Heft 112.] Strassburg, K. J. Trübner 1911. 120 s. 3,50 m.

Verfasser stellt für Brants Narrenschiff alternierenden rhythmus fest und zeigt in kap. I im einzelnen, welche fälle von verletzung des wort- und satzakzentes durch den versakzent bei ihm begegnen. Er schliesst sich also der auch von mir (Rhythmik der kurzen reimpaare des 16. jhs.) und anderen vertretenen auffassung an und weiss sie auch gut zu begründen. Auch im einzelnen kann ich seiner beurteilung der rhythmischen verhältnisse meist zustimmen. Einen gegensatz betont Cl. s. 3, wenn er sich gegen meine auffassung wendet, dass für die dichter des 16. jhs. prinzipiell kein hindernis bestehe, jede beliebige silbe in die hebung zu setzen – offenbar im hinblick auf Brant. Was er dann aber ausführt, bestätigt doch nur gerade für Brant die richtigkeit meiner ansicht; denn bei diesem kommt – allerdings nur zweimal – selbst der härteste verstoss gegen die natürliche betonung vor: die stellung des praefixes in die hebung, und ich sehe keine möglichkeit, beide fälle wegzuerklären. Sie sind einmal da, und ihre geringe zahl kann deshalb zwar eine starke abneigung Brants gegen die in ihnen liegende härte beweisen, aber keine prinzipielle vermeidung derselben. Ob Brant sich irgend eine härte öfter oder seltener gestattet, beruht gewiss nicht auf prinzipiellen erwägungen, sondern ist immer nur der ausfluss seines grösseren oder geringeren gefühls für ihre sprachwidrigkeit und kann deshalb zwar ein gradmesser für seine nicht geringe feinhörigkeit sein, kein beleg für ein metrisches prinzip: ein solches dürfte nur in dem fall angenommen werden, wenn eine erscheinung von ihm durchaus und ausnahmslos gemieden würde.

An die darstellung der vorkommenden akzentdrückungen schliesst sich eine betrachtung über die entstehung des prinzips der alternation. Die grundlage sieht Cl. mit recht in der sprachentwicklung selbst, die im allgemeinen – wenn auch gewisse wortgruppen sich dem schema entziehen – die tendenz zu regelmässigem wechsel zwischen hebung und senkung hat. Diese tendenz wird durch die gesangliche verwendung der sprache in der lyrik unterstützt. Nebenher, aber erst in zweiter linie, macht sich der einfluss des romanischen verses geltend; er bewirkt, dass die feste silbenzahl, die sich ursprünglich unbewusst einstellte, bewusst zum prinzip erhoben wird. Damit verbindet sich dann, wahrscheinlich unter dem einfluss der musik des meistergesangs, eine starke vernachlässigung des natürlichen akzents. Dieser gang der entwickelung wird im wesentlichen als richtig angesehen werden dürfen; doch sei daran erinnert, dass schon die deutschordensliteratur des 14. jhs. im Maccabäerbuch und den von ihm beeinflussten dichtungen (vgl. Hübner, Daniel, eine deutschordensdichtung, s. 16 ff.) streng silbenzählende werke hat, für die eine einwirkung der meistersingertechnik noch nicht in betracht kommen kann.

Im zweiten kapitel behandelt der verfasser die sprach- und stilbehandlung, welche es Brant ermöglicht, die verse in der in kap. I besprochenen weise zu füllen. Das wichtigste mittel ist die weitgehende verwendung der dem dichter zur verfügung stehenden doppelformen. Wie schon bei den dichtern der mhd. zeit in grösserem oder geringerem umfang eine art doppelsprachigkeit zu erkennen ist, wenn sie neben der verwendung ihrer heimischen mundart rücksicht auf rein literarische formen nehmen, so zeigt sich bei Brant eine vermengung von drei verschiedenen sprachtypen, da er literarisch ererbte alte mhd. formen, formen der kanzleisprache und solche der mundart nach bedarf verwendet. Dies betont Cl. mit recht s. 57 f., die weiteren sprachlichen darlegungen lassen freilich die beachtung dieser tatsache manchmal vermissen. Ich gebe einige beispiele. Brant verwendet *vil* als flektiertes adjektivum, aber als subjekt trotzdem oft mit dem genetiv eines substantivs; das prädikat steht im plural (Zarncke zu 31, 26). Aber 80, 14 und andere stellen zeigen, dass Br. das wort auch als singular verwenden kann, deshalb könnte auch in der vorrede v. 89 vielleicht noch die alte verwendung nach mhd. weise vorliegen. – Ganz besonders häufig sind nach Cl. die 'verkürzten' formen des demonstr.-pronomens *den* (dat. pl.), *der* (gen. pl.), neben denen verhältnismässig selten auch *denen, deren* vorkommen. Man wird gewiss in *den*, *der* die alten noch weiter verwendeten mhd. formen sehen dürfen; dass sie erst aus den jüngeren, erweiterten formen verkürzt seien, braucht man nicht anzunehmen. – In den s. 88 verzeichneten infinitivkonstruktionen ohne *zu* wird ebenfalls kaum, wie Cl. sagt, ausfall des wortes *zu* anzunehmen sein, sondern wieder die anwendung des älteren gebrauches, ganz besonders ist dabei zu beachten, dass gerade nach den verben des meinens und begehrens, die im mhd. den infinitiv ohne *ze* haben, auch Brant den blossen infinitiv setzt. – Ebenso wird man in fällen wie 7, 28 *und die do döttent Hiszobeth* nicht mit Cl. s. 91 ausfall eines demonstrativs vor dem relativum ansetzen, sondern wiederum die alte mhd. konstruktion sehen.

Zum wortschatz ist zu bemerken, dass *nar* stf. 'nahrung' 73, 85 natürlich das vom mhd. genugsam bekannte wort ist, nicht eine neubildung Brants, wie Cl. meint.

Ich möchte annehmen, dass das Narrenschiff ein dankbares objekt für satzmelodische studien im sinne von Sievers sein müsste; wenigstens sollte man wohl erwarten, dass dort, wo Br. sich möglichst an die mundart anlehnt, die er doch im täglichen verkehr sprach, die satzmelodie einheitlich sein wird, dass aber jede vermengung heterogener sprachelemente eine störung der satzmelodie mit sich führen wird. Verfasser hat derartige beobachtungen nicht angestellt, auch ich bin dazu nicht imstande, vielleicht richtet einer, der in diesen melodischen fragen besser bescheid weiss, einmal sein augenmerk auf diesen punkt.

GIESSEN. KARL HELM.

Helene Henze, Die allegorie bei Hans Sachs. Mit besonderer berücksichtigung ihrer beziehungen zur graphischen kunst. Halle, Niemeyer 1912. XVI, 168 s. und 8 taff. 8 m.

Die um 1500 durch das studium des Aristophanes und Lucian wieder beliebt gewordene allegorie wird auch von H. Sachs reichlich verwandt, besonders in seinen streitgedichten. Die übereinstimmung beziehungsweise berührung seiner allegorischen gestalten mit denen gleichzeitiger bildlicher darstellungen aufzuweisen, ist

die hauptaufgabe des vorliegenden werkes. Die mit grossem fleiss zusammengestellten parallelen sind an wert sehr verschieden. Zuweilen ist es der verfasserin gelungen, wirkliche übereinstimmungen zwischen der H. Sachsischen darstellung und einem holzschnitt festzustellen; die meisten parallelen sind aber nur ähnlichkeiten, berührungen, anklänge, so dass man fast geneigt ist, von der allegorie im allgemeinen zu sagen, was die verfasserin selbst s. 81 vom 'Tod' sagt: '. . . dieses thema wurde in der malerei und literatur so oft behandelt, dass man nach keiner direkten vorlage zu suchen braucht, da der stoff in der luft lag.' Zuweilen (z. b. Keuschheit, s. 51) sind indessen die anhaltspunkte so gering, die darstellung des H. Sachs so farblos und in allgemeinen ausdrücken gehalten, dass selbst für eine 'vermutung' die parallele zu schwach ist.

Die gesamte aufstellung des ersten teiles hinterlässt als ergebnis den eindruck, dass H. Sachs in der darstellung der allegorie die zu seiner zeit auch sonst, namentlich im holzschnitt, üblichen symbole verwendet. Irgendeine eigenart, die ihn von seinen zeitgenossen unterscheidet, ist nicht mit sicherheit festzustellen. Die der aufzählung der allegorien vorangestellte allgemeine bemerkung (s. 49): 'Bei H. Sachs . . . sieht man die gestalten lebendig vor sich, teilt ihre freuden und ihre furcht, weil sie in den meisten fällen alles schemenhafte der allegorie abgelegt haben und reale wesen geworden sind' wird man der begeisterung der verfasserin für ihren helden zugute halten; 'reale wesen' sehen doch anders aus. Die verfasserin hat auch wohl selbst bedenken, wenn sie gleich darauf fortfährt: 'vielfach sind H. Sachs' schilderungen so allgemein gehalten, . . . dass man keine anhaltspunkte findet.'

Im zweiten teil behandelt die verfasserin H. Sachs' verhältnis zu seinen quellen. Sie versucht zunächst, seine arbeitsmethode gegenüber seinen literarischen quellen zu charakterisieren, ohne zu einem greifbaren ergebnis zu gelangen. Auch sein verhältnis gegenüber den bildlichen quellen lässt sich nicht genau feststellen, da nur wenige vorbilder mit bestimmtheit nachzuweisen sind. Bei den erklärenden flugblattgedichten stellt verfasserin als gemeinsames stilmerkmal heraus, dass die 'schilderung des blattes zur nebensache gemacht, die breite ausdeutung aber ganz in den vordergrund gerückt wird'.

Die sehr fleissige arbeit darf als ein erster versuch angesehen werden, die ebenso reizvolle wie schwierige aufgabe zu lösen, H. Sachs' verhältnis zur graphischen kunst darzustellen. Dass die ergebnisse nicht festere gestalt gewonnen haben, liegt in erster linie an der unsicherheit der unterlagen; denn es ist, wie auch s. 146 ausgeführt ist, durchaus nicht immer gewiss, ob die von der verfasserin gefundenen und verglichenen kupferstiche und holzschnitte dem H. Sachs wirklich vorgelegen oder ob er nicht nach anderen, die genauer mit seinen gedichten übereinstimmten, gearbeitet habe. Auch das verhältnis der priorität ist vielfach zweifelhaft. Ehe nicht diese vorfragen geklärt sind, kann die untersuchung kaum über vermutungen und möglichkeiten hinausgelangen.

Acht lichtdrucktafeln bilden eine dankenswerte beigabe. – Es ist nicht angängig, den 'pasquillus von dem schlos zw blassenburg', einen ausgesprochenen prosa d i a l o g, zu den kampfgesprächen zu rechnen (s. 13).

KIEL. E. EDERT.

Hans Gille, Die historischen und politischen gedichte Michel Beheims. [Palaestra 96.] Berlin, Mayer & Müller 1910. X, 240 s. 7,80 m.

Die vorliegende arbeit hätte ein wertvollerer beitrag zur deutschen kulturgeschichte des 15. jhs. werden können, wenn der verfasser seine aufgabe weniger äusserlich aufgefasst und weniger ängstlich begrenzt hätte. So wird in dem abschnitte über die historischen gedichte Beheims fast nur ihr quellenwert untersucht. In dem kapitel über die politischen gedichte beschränkt sich Gille auf datierung und historische interpretation im einzelnen. Die ausführungen über die kulturhistorischen gedichte werden durch unklarheit über den begriff kulturgeschichte ungünstig beeinflusst. Die kulturhistorischen gedichte erscheinen nämlich nicht als selbständige gruppe, sondern unter den politischen gedichten. Der begriff der politischen dichtung steht aber doch einigermassen fest; es geht deshalb nicht an, ihn nach der 'kulturhistorischen' seite hin zu erweitern. Dazu tritt dann noch eine merkwürdige vierte klasse von gedichten 'über verschiedenes', die natürlich unter die andern gruppen hätte eingeordnet werden müssen. Auch in archiven werden doch miscellanea aufgelöst. Der verfasser verspricht uns eine ausgabe der historisch-politischen gedichte Beheims für die Deutschen chroniken der Monumenta Germaniae historica. Man kann den wunsch nicht verhehlen, dass die dazu nötige einleitung weniger äusserlich gestaltet werde, zumal da gute vorbilder zu gebote stehen. Gerade ein literarhistoriker müsste sich bemühen, etwa die historischen gedichte auch im rahmen der allgemeinen entwicklung der gattung zu würdigen und überhaupt die frage nach den literarischen vorbildern energischer zu behandeln. Die politischen gedichte ferner verlangen eine zusammenfassende analyse der politischen anschauungen ihres verfassers, wobei der typismus in der fürstenschilderung (11, 39, 48 u. ö., vgl. 91 ff.) besondere beachtung verdiente. Erst bei den kulturhistorischen werken macht Gille den versuch, Beheims einschlägige äusserungen zu gruppieren. Aber man vermisst auch hier die beziehung auf grössere zusammenhänge. Endlich sind in dieser 240 s. umfassenden arbeit nur 25 der dichterischen eigenart, dem stile und der technik gewidmet, und nur selten wird die vorwiegend quellenkritische untersuchung einmal zugunsten der betrachtung der künstlerischen motive Beheims unterbrochen, so s. 36, 63 usw. Auch die übrige umfassende schriftstellerei des mannes wird fast gar nicht verwertet. Im allgemeinen liegt der schwerpunkt der arbeit weder auf sprach-, noch auf literatur- oder kulturgeschichtlichem, sondern auf quellenkritisch-historischem gebiete. Für ihren rein quellenkritischen standpunkt ist es höchst bezeichnend, dass die gedichte zum teil nicht nach ihrer abfassungszeit, sondern nach dem zeitpunkt der darin behandelten kriege usw. geordnet wurden. Andererseits ist selbst in quellenkritischer hinsicht eine gewisse äusserlichkeit der betrachtungsweise nicht ganz vermieden worden. So hätten die vier ersten gedichte, die auf mündlicher tradition oder augenschein beruhen, unter diesem gesichtspunkt noch schärfer von dem fünften, bei dem auch literarische quellen einwirken, geschieden werden können. An anderen stellen hat der verfasser seine studien verhältnismässig früh abgebrochen. Über gattungen wie beispiel, tierfabel, lobspruch, lügenspruch, oder über die astrologie, zahlen- und sagentypik (14, 29, 34 f., 49, 85 u. ö.), was alles bei Beheim eine gewisse rolle spielt, erführe man gerne noch näheres. Ob bei unserem dichter noch keinerlei renaissanceeinflüsse (vgl. etwa 137, 183) gewirkt haben, wäre noch zu prüfen. Über sein verhältnis zur bibel werden ebenfalls nur wenige andeutungen gegeben. Man ge-

winnt im allgemeinen den eindruck, als wenn der verfasser bisweilen über die vorarbeiten nicht hinausgelangt sei.

Der wert dieser vorarbeiten, auf deren durchführung der verfasser ausserordentlichen fleiss verwandt hat, bleibt von den vorstehenden kritischen bemerkungen natürlich unberührt. Auch ist es dankenswert, dass uns reichliche mitteilungen aus den noch ungedruckten, in der Palatina befindlichen gedichten Beheims gemacht wurden. Doch ist die form, in der sie geboten werden, wenig übersichtlich. Der sonstige text ist verunstaltet durch häufigen fettdruck und durch die bei den eigennamen durchaus verwerflichen kleinen anfangsbuchstaben. Auch versteht man nicht, warum auch die längsten titel der gedichte im inhaltsverzeichnis wörtlich angeführt wurden, obschon der eine zwölf zeilen umfasst. War es nicht möglich, dafür eine 'überschrift' zu finden? Und wäre es nicht andererseits unerlässlich gewesen, eine vollständige liste der gedichte, auch der ungedruckten, mit angabe der fundstellen hinzuzufügen? Auch in diesen technischen dingen hat der verfasser nicht immer eine glückliche hand. Ferner wird eine elementare philologische forderung deshalb vernachlässigt, weil der verfasser uns unter der überschrift 'kulturhistorische gedichte' als belege kein einziges intaktes gedicht bietet, sondern nur seine auszüge aus den handschriften.

Die stärke des verfassers zeigt sich dagegen immer wieder beim kritischen feststellen äusserer daten und zusammenhänge. Die chronologischen, topographischen, personen- und kriegsgeschichtlichen und besonders allgemein quellenkritischen untersuchungen des verfassers verdienen alle anerkennung, wenn sie auch nicht immer zu einem völlig gesicherten ergebnisse zu führen vermögen. Dass die arbeit darüber hinaus zu einer würdigung Beheims in grösserem zusammenhange viel wichtiges und neues, noch zu verarbeitendes material bietet, bedarf kaum der versicherung.

BONN. J. HASHAGEN.

Paul Weidmann, Johann Faust. Ein allegorisches drama von fünf aufzügen. Prag (1775). Faksimile-druck mit einer einführung von dr. Rudolf Payer von Thurn. (IV), 80 und 23 s. mit sechs beilagen. Wien, Brüder Rosenbaum (1911). 12 m.

Dieses schauspiel ist zum erstenmal auf der königl. Prager schaubühne von der von Brunianischen gesellschaft 1775 aufgeführt und in demselben jahre ebenda bei Josef Emanuel Diesbach auf dem Altstädter kleineren ring in nr. 225 gedruckt worden. Der ungenannte verfasser ist Paul Weidmann, der 1748 in Wien geboren, 1767 registratur-praktikant an der böhmisch- und österreichischen hofkanzlei mit dem sitze in Wien wurde und vielleicht durch diese tätigkeit in beziehungen zu Prag gelangt ist. Payer, der verfasser dieser inhaltreichen einführung hat in seiner monographie über Weidmann (Grillparzer-jahrbuch 13, 1–74) zuerst licht über dessen leben und wirken verbreitet. Weidmann war ein ungemein fruchtbarer dramatiker und als schüler von Sonnenfels auch in seinen dramen ein anhänger der Gottschedschen richtung und ein vertreter des aufgeklärten despotismus.

Weidmanns Faust nimmt eine wichtige stellung in der geschichte der deutschen Faustdramen in zweifacher hinsicht ein. Einmal, weil er ganz aus der überlieferung der volksschauspiele und puppenspiele herausfällt, was schon durch sein strenges einhalten der drei einheiten verursacht wurde. Andererseits weil W. als

erster ohne kenntnis von Lessings entwürfen und vor Goethe dem reuigen Faust die verzeihung des himmels zuteil werden lässt. Diese kühne neuerung verschuldete es allerdings, dass nach den beiden ersten aufführungen seines dramas am 16. und 17. mai in München 1776 die weiteren aufführungen persönlich vom kurfürsten Maximilian Josef verboten wurden. Neu sind auch die züge, dass Faust auf den rat Mephistos einen giftbecher leert, doch nicht gleich stirbt und noch gelegenheit findet, durch bussfertigkeit gnade zu erlangen, dass Helena hier als bürgerliches, braves weib und gute mutter erscheint und keine spur von der Helena der sage aufweist, dass diese ferner in der meinung, ihren mann retten zu können, auf einflüsterungen Mephistos Fausts vater ersticht, und schliesslich, dass Weidmann auch die eltern Fausts einführt.

Von dem Prager originaldruck (1775) sind nur noch zwei exemplare in privatbesitz erhalten, darum war eine neuausgabe wirklich notwendig. Im gleichen jahr erschien ein, nur in drei exemplaren vorhandener nachdruck in München. Der bühnenerfolg dieses stückes war im wesentlichen auf Süddeutschland beschränkt – belegt sind aufführungen von 1775–1800 in Prag, München, Nürnberg, Ulm, Nördlingen, Strassburg, Köln, Kronstadt in Siebenbürgen und in Wien –, also ziemlich gross, was damit zusammenhängen mag, dass man lange glaubte, das stück wäre von Lessing verfasst.

Der anhang des neudrucks bringt neben einigen verbots- und zensurakten saubere faksimiles, einen brief der jungen erzherzogin Maria Magdalena an ihren bruder, den späteren kaiser Ferdinand II. über eine Faustaufführung zu Graz im fasching 1608 und fünf theaterzettel der aufführungen in Nürnberg und Köln 1782, in München von der Moserischen gesellschaft 1777 und der Felderischen gesellschaft 1795, sowie einer aufführung am Josefstädter theater in Wien 1800.

Im jahre 1911 gab *Payer* auch den ersten vollständigen und getreuen abdruck eines *Tiroler Faustspiels* heraus (Chronik des Wiener Goethe-vereins 25, 34–62) nach einer handschrift des Ferdinandeums zu Innsbruck. Dieses in alexandrinern abgefasste stück, welches einen ziemlich gelehrten eindruck macht, vom jesuitendrama beeinflusst ist und noch gegen ende des 18. jhs. von Tiroler bauern aufgeführt wurde, hat mehrere wichtige motive mit Weidmanns Faustdrama gemeinsam, wie Payer im einzelnen darlegt; namentlich das mahnende und warnende auftreten der eltern Fausts, die besondere rolle, welche hier dem schutzgeist und der Helena – die nur als meretrix bezeichnet wird – und das verlangen Mephistos, das sich Faust selbstmorde, wobei er ihm die wahl der todesart anheimstellt und Faust beidemal gift nimmt. Aus den anspielungen im stücke auf die mobilisierung der Tiroler landmiliz im österreichischen erbfolgekrieg (1744/45) und aus zweien im Stubaital gefundenen kreuzbildern von 1746, die sich auf eine szene in diesem Faustspiel beziehen, schliesst Payer mit recht, dass es um 1745 abgefasst worden sei. *Dann muss es aber der älteste bekannte text des deutschen Faustdramas überhaupt sein.* Die bedenken Payers wegen der eben erwähnten beziehungen zu Weidmann, könnten leicht durch eine anzunehmende verloren gegangene gemeinsame vorlage behoben werden. *Bestimmt ist es älter, als alle heute bekannten puppenspiele.*

Ein zweites, vom ersteren stark abweichendes, weit volkstümlicher gehaltenes, mit liedern versehenes bauernstück vom doktor Faust hat Wilhelm *Hein* nach zwei jüngeren handschriften aus Kasern und der Prettau in Salzburg mit eigenen und erläuterungen von Alfred freiherrn von Berger herausgegeben (Das wissen für alle 1,

nr. 36–40). Dieses spiel stammt auch aus Tirol, aus dem Zillertal. Den geschichtlichen andeutungen nach wurde es um 1700 abgefasst und zur zeit Napoleons I. überarbeitet. Es ist bis gegen 1890 in der Prettau von bauern aufgeführt worden. Bei den selbstgesprächen Fausts, auch bei seinen zwiegesprächen mit dem teufel und bei den reden des klausners schimmern die alexandriner noch deutlich durch; was die vermutung Payers stützt, dass das verloren gegangene deutsche volksschauspiel vom Faust ganz in alexandrinern abgefasst war. Denn auch die puppenspiele, die nur in prosa vorliegen, zeigen, wenn auch nur wenige, alexandriner. Im übrigen bedienen sich Faust und die anderen personen des Prettauer spiels ausgesprochener knittelverse. Durch die gestalt des klausners ist dieses spiel auf katholische grundlage gestellt.

Eine fast gleiche fassung desselben spiels hat Alexander Tille ohne kenntnis der früheren veröffentlichung mitgeteilt (Zs.f.bücherfreunde 10. 157–174). Payer (a. a. o. 62) berichtet von einer dritten fassung in einer handschrift von 1898 aus Mühlwald in Bayern mit besseren lesarten, bemerkenswerten szenischen angaben und einem 'vorläufer-reim'. Ausserdem teilt Arnold Mayer (Chronik des Wiener Goethe-vereins 11, 23 und Die zeit 1897 nr. 128) mit, dass Laufener schiffer, die wegen ihrer freude an volksschauspielen weit bekannt sind, noch im jahre 1879 einen Faust aufgeführt haben, dessen text nicht mehr zu erhalten war mit ausnahme einiger szenen, die sich im erhaltenen Laufener text des 'Don Juan' befinden. Auch in Tirol wurde das Faustspiel gelegentlich mit puppen aufgeführt, so ein kinderspiel in den 50er jahren des vorigen jahrhunderts in Hötting bei Innsbruck (herausgegeben von Erich Schmidt im Archiv für neuere sprachen, 98, s. 241 f. und 266–276)[1].

Doch die eben behandelten spiele wurden von bauern aufgeführt. Es ist wichtig, das festzustellen. Denn allgemein ist die anschauung verbreitet und oft ausgesprochen worden, dass das volksschauspiel vom doktor Faust, welches bekanntlich verloren gieng, nur durch die texte der puppenspiele bekannt ist. Wir haben aber hier zwei Tiroler spiele erhalten, die von lebenden darstellern, zwar nicht von berufsschauspielern, doch von bauern aufgeführt wurden und zwar bis in die jüngste zeit herein. Natürlich stammen auch diese bauernspiele, die manche beziehungen zu dem puppenspiel zeigen, worauf auch Payer in den anmerkungen zu seinem abdruck hingewiesen hat, vom verloren gegangenen deutschen volksschauspiel und mittelbar von Marlowes Faustdrama ab.

PRAG-SMICHOW. ADOLF HAUFFEN.

Zu den Frankfurter gelehrten-anzeigen von 1772.

Beiträge zur geschichte und frage nach den mitarbeitern der 'Frankfurter gelehrten-anzeigen' vom jahre 1772. Auch ein kapitel zur Goethe-philologie von Hermann Bräuning-Oktavio. Darmstadt, L. Vogelsberger 1912. X, 118 s. 3,50 m.

Goethes und Herders anteil an dem jahrgang 1772 der Frankfurter gelehrten-anzeigen von Max Morris. Zweite veränderte auflage. Mit einer heliogravüre. Stuttgart und Berlin, Cotta 1912. IV, 191 s. 5 m.

1) Zur bibliographie vgl. Goedeke, Grundriss[2], IV 3. teil s. 784 und 788.

1.

Diese beiden neuesten arbeiten zur frage der FGA. sollen hier zusammen besprochen werden.

Ohne zweifel eröffnete Morris 1 eine neue epoche dieser forschungen, welche seitdem eine intensität angenommen haben, die notwendig bestimmtere resultate zutage fördern musste. Und sofern man unter 'impuls' die erregung des schärfsten widerspruchs verstehen will, hat Morris recht, zu sagen (Euph. IX, 417), dass Bräuning und der referent den impuls zu ihren arbeiten über die FGA. seinem buche erster auflage verdanken.

Der widerspruch gegen methode und resultate von Morris ist an allen stellen der Bräuningschen beiträge fühlbar und das unerspriessliche des oft recht scharfen tones fällt demnach teilweise auf die kappe dieses 'impulses'. Jedoch nicht ganz. Wie hat er sich mit dem untertitel 'Auch ein beitrag zur Goethe-philologie' in die zweifelhafte gesellschaft der 'Auch ein . . .' literatur begeben mögen, zumal die feierlichen takte von Lohengrins Brautmarsch die widmungsseite zieren? Hohn ist gewiss das sicherste mittel, sich die ohren derer zu verschliessen, zu denen man reden will.

Bräunings beiträge repräsentieren in jedem falle eine bedeutende arbeitsleistung; allein die prüfung und sichtung aller einzelheiten der Morrisschen beweisführung war eine schwere aufgabe, und überdem werden die neugewonnenen resultate diese untersuchungen dauernd wertvoll bleiben lassen.

Die hauptförderung bedeutet das 3. kapitel, in dem ein bisher gänzlich ungenannter rezensent, G. W. Petersen, der Darmstädter prinzenerzieher, zum ersten male genannt und sein anteil herausgestellt wird. Indessen bringt jedes kapitel gewinn an resultaten oder material.

Im ersten kapitel eine neue und anfangs überraschende hypothese über die entstehung der FGA. Für Bräuning bestand (wie auch für mich Euph. XVIII, 790) das bedürfnis, eine erklärung für die tatsache zu finden, dass wir mit einem male Merck als den 'direkteur' dieser neubelebten zeitschrift vorfinden. Denn nur durch seine vermittelung ist die mitarbeit der beiden denkbar, denen dieser jahrgang seine besondere aktualität verdankt: Herder und Goethe.

Bräuning versucht nun die anknüpfung dieses so berühmt gewordenen unternehmens an den 1767 zum ersten male auftauchenden und 1770 endgültig gescheiterten plan der hessischen regierung, durch die universität Giessen eine gelehrte zeitung herausgeben zu lassen. Von den mitgeteilten belegen aus den akten ist von besonderem interesse ein passus aus einem der Giessener universität von der regierung vorgelegten entwurf, in dem vorgeschlagen wird: '. . . dass man alle fremde journale, z. b. Journal scavants u. dergl. exzerpiere, auch wohl meldete, wo man die Articul herhabe', mit der begründung, dass wenige gelehrte imstande seien, sich diese zeitschriften anzuschaffen. Wenn die beziehungen der GGZ. zu den FGA. tatsächlich besteht, so fällt mit diesem vorschlag ein recht interessantes licht auf die durch Trinloff herausgestellte tatsache, dass eine reihe von anzeigen englischer bücher in den FGA. tatsächlich exzerpte aus englischen zeitschriften sind. Indessen wird hier nicht 'gemeldet, wo man die Articul herhabe', und die tatsache wird dadurch womöglich noch etwas unerspriesslicher. Besonders verlockend zu der hypothese war für Bräuning der umstand, dass im verlauf der verhandlungen über die GGZ. der plan auftaucht, die bis dahin von Brönner in Frankfurt verlegte FGZ. (aus der dann 1772 die FGA. hervorgiengen), zu dem gewünschten organ

der Giessener universität umzugestalten. Dieser plan scheiterte an Brönner, und das ganze offizielle zeitungsprojekt ist mit dezember 1770 als zerschlagen anzusehen. Die brücke nun von diesem offiziellen plan zu Mercks privatem zeitungsunternehmen sieht Bräuning in Herders schwager, dem geheimrat Hesse in Darmstadt, der als vorsitzender des ministerrats und kurator der universität an dem plan der regierung beteiligt war. Ganz zwingend kann mir dieses nicht erscheinen. Der plan der regierung war sache des ehrgeizes, auch eine gelehrte zeitung zu haben, und wenn Hesse an diesen verhandlungen teil hatte, so handelte er als ausführender beamter. Dass er als verehrer der schönen wissenschaften neigung hatte, 'in ein gutes journal kritiken zu arbeiten' ist seine privatsache. Und dass Merck zu seinem privatunternehmen nicht eigentlich seiner anregung bedurfte, scheint mir plausibel genug. Ich möchte bei meiner Euph. XVIII, 790 ausgesprochenen vermutung bleiben, dass Merck sich seit 69, also noch vor dem endgiltigen scheitern des regierungsplanes mit dem plan einer zeitungsgründung trug und dafür zu werben suchte. Zur aufhellung der entstehungsgeschichte scheint mir noch eine stelle aus einem briefe Höpfners an Nicolai vom 15. august 1771 (ungedruckt) von bedeutung: 'Einer der vertrautesten freunde von Herdern, ein mann von bewundernswürdigen talenten, herr kriegszahlmeister Merck in Darmstadt, bezeugte neulich in einem briefe an mich lust, zuweilen eine rezension in ein gutes journal zu machen. Könnten Sie diesen mann im fache der schönen wiss. zur bib. engagieren, so machen Sie eine grosse akquisition. Fragen Sie Herdern seinethalben'.

Es scheint mir möglich, in dem hier erwähnten briefe Mercks an Höpfner ein glied mehr in der kette der vorbereitungen zur verwircklichung von Mercks zeitungsplan zu sehen. Vielleicht, dass Höpfner nicht recht an dessen zustandekommen glaubte und Mercks tätigkeitsbedürfnis aus freundschaft für Nicolai für die ADB. nutzbar zu machen suchte. Dass auch Hesse zur verwirklichung des planes durch sein interesse geholfen hat, will ich damit nicht bezweifeln. Nur muss ich Morris recht geben (Euph. XIX, 411), dass die beweismittel dieser direkten beziehung zwischen der geplanten GGZ., die wesentlich dem landesfürstlichen ehrgeiz genugtun sollte, und den FGA., die dem drang nach kritischer aussprache ihre entstehung verdanken, nicht eng genug liegen. Und es scheint mir angemessener, bei dem fehlen zwingender belege den impuls zur gründung der FGA. in Mercks kritischem mitteilungsbedürfnis zu sehen, sodass Merck der eigentliche vater dieses bedeutsamen jahrgangs ist. Dass er dagegen an Goethe und Schlosser bei seinen vorbereitenden plänen nicht denken konnte, dass diese vielmehr erst bei Mercks anwesenheit in Frankfurt dez. 71 für den schon gesicherten plan gewonnen wurden, scheint auch mir betonenswert.

Das zweite kapitel bringt eine verdienstliche geschichte der forschung über die FGA., die mit grosser genauigkeit das material zusammenträgt und die resultate der einzelnen untersucher kritisch betrachtet. Gewiss ist das manchmal eine beschämende geschichte der irrungen, — aber weshalb seine wertvollen eigenen forschungen dazu durch das höhnische 'Auch ein beitrag' in beziehung setzen? — Den grösseren teil dieses kapitels nimmt die kritik von Morris buch 1. auflage ein, auf deren besprechung hier verzichtet werden kann. Seine kritischen bemerkungen über die mode der stilkritik, soweit sie seinen eigenen modus der beweisführung begründen, werden an anderer stelle zu besprechen sein (Euphorion).

Die ohne zweifel grösste und verdienstvollste förderung erfährt das gesamtproblem durch das 3. kapitel, in dem Georg Wilhelm Petersens anteil

herausgestellt wird. Die methode der beweisführung ist die der parallelen gedanklicher, auch sprachlicher art, zu denen Petersens rezensionen in der ADB. willkommenes material boten. Der umstand, dass Petersen oft ein und dasselbe buch für ADB. und FGA. besprochen hat, erleichtert die untersuchung sehr. Als erster gibt Bräuning (s. 69) eine darstellung der komposition der rezensionen, die sehr gute beweiskraft hat. Er nimmt für Petersen 19 rezensionen als sicher und fünf als wahrscheinlich an, ohne Petersens anteil damit endgiltig erschöpft haben zu wollen. Die schwierige darstellungsart macht mir (leider!) unmöglich, meine meinung zu seinem resultat gleich eingehend zu begründen, und bleibt auch hier nichts übrig als der verweis auf spätere arbeiten. Von seinen 19 als sicher angesprochenen rezensionen kann ich nur 12 bedingungslos anerkennen, während ich Petersens verfasserschaft für die rezensionen 233 Ferguson, 339 Bibl. erzählungen, sowie 184 Betrachtungen und 379 Götzens erbauliche betrachtung zugunsten Schlossers, 238 A new indroduction zugunsten Mercks und 529 Einleitung, ohne sicher sagen zu können für wen, mit bestimmtheit bestreite und hinter 278 Less vorläufig ein fragezeichen setzen möchte (s. auch unten). Von denen, die er als wahrscheinlich nennt, stimme ich ihm zu wegen 240 Theorie über die erbauung, während ich 501 Meine vorsätze und 641 Philosophie für Schlossers, 174 Briefe dagegen für Mercks eigentum halte. 155 Bachiene fraglich. Dagegen gehe ich mit einer reihe von rezensionen über Bräunings resultat hinaus. Besonders fällt auf, dass Bräuning für die rezension 24, Liebe gegen Gott, nicht Petersen nennt, die sowohl nach stil und ausdruck als nach ihrer zugehörigkeit zu den rezensionen der erbauungsliteratur leicht für Petersen zu erkennen ist. Insgesamt gebührt Bräuning für seine erstmalige nennung Petersens volle anerkennung.

Die aufgabe des 4. kapitels über Mercks anteil war vor allem die, Mercks kritische fähigkeiten aus der absolut schiefen und gänzlich ungerechten lage zu retten, in die sie durch Morris geraten waren. Es bringt an einzelmaterial viel lehrreiches und interessantes und behauptet bei 80 rezensionen Mercks verfasserschaft, davon 39 als völlig gesichert, und 41, bei denen der grad von wahrscheinlichkeit und sicherheit schwankt. Die von mir vorgeschlagene stilkritik sichert für Merck noch eine beträchtliche reihe von rezensionen mehr (worüber später zu berichten sein wird), und zwingt an einigen stellen die von Bräuning als wahrscheinscheinlich hingestellten resultate für Merck zu bestreiten. Auf herausgegriffene einzelheiten näher einzugehen, ist kaum möglich, da jedes argument eine grosse fülle von anderen nach sich zieht.

Die erstaunliche materialfülle ist leider durch wenig übersichtlichen druck schwer nutzbar, — z. b. wäre bei der aufzählung von beweisen und wendungen die von Morris gebrauchte glossarform wohl angebrachter gewesen. Eine reihe von druckfehlern und versehen stört manchmal, ferner ist durch die nur ziffernmässig zitierten stellen aus alten zeitschriften (ADB., Teutscher Merkur) die vergleichung erschwert, — diese stellen hätten doch wohl dem wortlaut nach zitiert werden müssen.

Über den anteil anderer mitarbeiter, besonders Schlossers und Goethes bringen die vorliegenden beiträge nichts, doch werden fernere arbeiten darüber in aussicht gestellt. Sonderlich auf die angekündigte arbeit über Mercks Beiträge zum Teutschen Merkur darf man wohl mit spannung warten, wie denn überhaupt Mercks kritisches schaffen dem verfasser besonders am herzen liegt.

2.

Die grundsätzliche auseinandersetzung mit Morris' untersuchungsart, für die er nunmehr an stelle des ausdrucks 'stilkritik' den in der tat für seine beweisart zutreffenden namen 'stildiagnostik' anwendet, werde ich an anderer stelle geben (Euphorion), da die frage über den resultatwert hinaus, methodisches interesse hat, auch durch die gegenwärtige aktualität ähnlicher probleme (Bonaventura!) sich weiteren interesses erfreut. Somit wird hier nur über den unterschied von M. 1 zu M. 2 kritisch referiert.

Der aufsatz über den weiteren mitarbeiterkreis hat einige veränderungen erfahren. Rudolf Erich Raspes anteil bleibt unverändert und darf wohl als festliegend betrachtet werden. H. B. Wenck: M. 1 gab ihm die fachmännischen philologica, die nunmehr (s. u.) an Schulz gewiesen werden. Da aber die tatsache seiner mitarbeit durch Meusels 'Gelehrtes Teutschland' bezeugt ist (s. Rosenbaum Euph. XVII, 792), erhält er jetzt eine reihe von sonst nicht unterzubringenden historischen rezensionen. 115 Kramer, in M. 1 an Schlosser gewiesen, bleibt hier strittig zwischen Wenck und Le Bret. Nach meinen stilkritischen untersuchungen muss indessen Schlosser der verfasser sein, um so einleuchtender, als das besprochene buch mehr verfassungsrechtlich als historisch zu nennen ist. Ebenso bleiben m. e. 19 Abhandlung (ebenfalls verfassungsrechtlich) und 102 Nordische geschichte für Schlosser. 92 Systema ist nicht historisch (Morris hat im titel nur gelesen 'Systema historicocriticum', nicht die fortsetzung '. . . in legibus matrimonialibus'), sondern eherechtlich, und gehört auch nach sprache Schlosser (wenn auch eherecht im FGA. und ADB. zum rezensionsgebiet Höpfners gehört) bei 134 Büsching mag ich die möglichkeit für Wenck immerhin zugeben. Indessen ist die mitarbeit Wencks als tatsache bezeugt, die frage nach seinem anteil bleibt also offen, und es ist zu untersuchen, ob er für einen der philologen gelten kann und ob er in irgend einer weise für die pädagogik und die schöne literatur in frage kommt. Bahrdt bleibt unverändert, er hat keinen anteil. Le Bret ebenso, ausser dass Morris ihn für 115 Kramer und 134 Büsching zusammen mit Wenck in betracht kommen lässt, für 115 Kramer also auch zu unrecht. Waldin bleibt unverändert für die mathematischen, Leuchsenring für das konglomerat von medicinis. 324 Strahlableiter, früher Herder, jetzt Merck, — was ich bestreiten muss, wenn auch ich an einen 'literarischen' verfasser glaube.

Behrends bleibt als botaniker und möglicherweise an den medizinischen rezensionen beteiligt. Öhlenschläger und Iselin sind nicht beteiligt. Erweitert finden sich die bemerkungen über Christian Heinrich Schmidt, er bezeugt selbst (Strieder 13. 95), dass er am jahrgang 72 keinen anteil habe. Die rezension von Goethes 'Baukunst' 643 als von ihm stammend durch Goethe bezeugt. Schulz in Giessen: Meusel 7, 372 hat eine bemerkung über seine beteiligung an den Frankfurter 'Gelehrten-zeitungen', ohne dass notwendig der jahrgang 72 gemeint sein müsste, und da für die folgenden jahrgänge mitarbeiter in Giessen gesucht werden, ist wohl anzunehmen, dass er von 73 ab mitgearbeitet habe. Es könnten von ihm in frage kommen die rein philologischen rezensionen. Diese ihm rundweg zuzusprechen, stellt sich ein hindernis entgegen. Morris lässt die frage offen; m. e. kommt er für die philologica nicht in frage und sein anteil setzt wohl erst nach 72 ein.

Bräunings nennung des staatsministers Hesse, der lust hat, 'in ein gutes journal kriticken zu liefern' hätte Morris vielleicht veranlassen können, unter den

rezensionen der schönen literatur, die bei weitem nicht alle Merck zukommen, untersuchungen anzustellen.

Der aufsatz über Höpfner bleibt unverändert.

Das kapitel über Petersen geht natürlich im wesentlichen zurück auf Bräuning, dessen resultat er nicht unerheblich korrigiert. Nach meiner überzeugung sind allerdings die vier, die er Bräuning bestreitet, nicht von Petersen, 233 Ferguson aber, von der er hier sagt, sie stamme von Merck, führt er selbst unter Schlosser auf (solche unausgeglichene versehen sind bei Morris nicht selten).

Zu den resultaten, die über Bräuning hinausgehen, folgendes: Bei fünf von ihnen stimme ich ihm zu: 21 Liebe gegen Gott, 138 Lebensgeschichte, 240 Versuch (bei Bräuning wahrscheinlich), 493 Sammlung, 489 Receuil: dagegen gehört 42 Marce ins gebiet der dogmatischen theologie, die Petersen verabscheut und nicht rezensiert, nach sprachkritischem für Schlosser, für den ich ferner 306 Göttliche eingebung und 641 Philosophie in anspruch nehme (s. oben), sowie 184 Betrachtung, (Morris übersieht hier den zusammenhang mit Götzens erbaulichen betrachtungen, worauf Bräuning seinen beweis gründet, müsste also auch diese rezension an Merck weisen), und 501 Meine vorsätze, die ebenfalls durch die beziehung auf Götzens betrachtungen und unbestreitbar sprachliche zeichen, Schlosser zufällt. Also für Schlosser: 42, 184, 306, 501, 641. Für Merck beanspruche ich 433 und 459, während mir 127 Rommershausen, 166 Nachricht und 210 Der einzige weg fraglich bleiben.

Wie in M. 1 Herder, so ist in M. 2 Merck das opfer der mangelnden methode, der vor allem die strenge und systematische begrenzung fehlt. Dem glossar, auf dem wesentlich die beweisführung ruht, fallen dieselben mängel und fehler zur last wie dem Herder-glossar in M. 1. Morris selbst weist darauf hin, dass auch diesmal wieder eine reihe von stichworten unbelegt bleibt, deren aufgabe die verknüpfung einzelner rezensionen zu gruppen sein soll. 'Wenn sich dann für eine von ihnen Merck als autor durch kräftige kennzeichen erweisen lässt, so gilt dieser nachweis mehr oder weniger auch für die anderen'. Dass diese beweisführung methodisch sehr schwach ist, liegt auf der hand, — zu welchen konsequenzen sie führt, hat Morris selbst durch freimütige darstellung der genealogie seines Herderirrtums gezeigt: Er fand die gruppe der Voltaire-rezensionen verbunden durch die formel 'Der alte von Fernex' — in einer der zugehörigen rezensionen die formel 'Die übersetzung ist eine – eine übersetzung', die auch einmal später (!) bei Herder vorkommt, — also diese rezensionen und alle nachgezogenen für Herder. Dieses gründliche 'sich verhauen' hat ihn nicht vorsichtiger gemacht. Die konsequenz hat diesmal Merck zu tragen, indem ihm wesentlich eine festumzirkte gruppe von rezensionen schöner literatur, sowie die philologischen und andere zu unrecht zugesprochen werden. Des weiteren hat er sich zu meiner forderung der genauesten abgrenzung des stilarguments, obwohl er sie in sein theoreticum aufnimmt, diesmal ebensowenig wie in M. 1 verstehen können: ein beweis aus sehr vielen: 'Ängstliche übersetzung', er bringt drei FGA.-stellen, ohne beleg für Merck, unterlässt dagegen, die stelle aus der für Schlosser urkundlich gesicherten rezension anzuführen: 457/20 das lateinische ist . . . sehr . . . ängstlich . . . übersetzt worden. In der tat gehören alle drei stellen Schlosser. Nach meinem begriff gehört ferner zur abgrenzung der hinweis auf den gebrauch von 'ängstlich' bei Goethe, auch wenn es nicht mit 'übersetzung' verbunden ist (vgl. Euphorion).

Bei einer reihe von stichworten ist diesmal die tendenz deutlich, durch an-

dere formulierung den auftretenden schwierigkeiten zu entgehen: 'Besseren zeiten mit ehrfurcht zu nahen wissen'. Das stichwort hiess früher: 'Mit ehrfurcht nahen'; nun steht aber in der mit recht Schlosser zugesprochenen rezension 233 Ferguson: 'Den abgründen der weltweisheit mit ehrfurcht nahen' (236,33). Dieser schwierigkeit zu entgehen, wendet er das stichwort anders: 'Besseren zeiten mit ehrfurcht . . .'. Das passt auf das erste zitat (551,36) und dem beleg aus ADB. 22, 612, nicht aber auf das dritte (320,27) und einem beleg, den er übersieht: W. III. 5 'Dass man sich . . . mit dem gefühle der ehrfurcht nähern soll'. So gewendete stichworte scheinen überreden zu wollen, — nicht überzeugen. Denselben eindruck festigt der umstand, dass eine grosse reihe von stichworten aus M. 1, die dort viel beweisen sollten, hier einfach ohne ein wort der erklärung fallen gelassen sind, etwa 'achtzehntes jahrhundert', 'ausgehen und zurückkehren' 'hat uns gefallen'. Wäre wenigstens der versuch gemacht worden zu sagen, weshalb, oder dass solche formeln zur scheidung der verfasser nicht dienen können! Unmethodisch ist das unter allen umständen, und wenn es ihm um gar nichts anderes zu tun war, als um resultate, so werden wir doch bei den resultaten, die wir annehmen, das unbehagliche gefühl einer zufälligkeit nicht los werden, gegen das sich unser methodisches 'ordnungsgefühl' auflehnt. Zum Merck-glossar endlich noch, dass reichliche flüchtigkeitsfehler es entstellen. Ein musterbeispiel: 'Der erschreckende leser': Die erste stelle stimmt, die zweite 210,8 aus einer rezension, die er selbst an Petersen gibt(!)[1] die dritte aus einer für Herder urkundlich gesicherten rezension(!), dazu ein ADB.-beleg für Merck; — weiter: 'aus dem titel schliessen' 280,37 (Herder gesichert!) erst unter Merck ausdrücklich zitiert, dann 'allerdings auch Herder 280/37' — oder: 'bestimmtes auditorium': 433,32 steht unter Merck, während er die rezension an Petersen gibt. Wenn dieses glossar die methode repräsentiert, so kann nicht ausbleiben, dass das schwankende in den resultaten sichtbar bleibt, — stehen gebliebene flüchtigkeiten verraten des verfassers unsicherheiten, die von neuem beweisen, dass ihm stilgefühl im feineren sinne nicht zur hand ist. Etwa: die rezension 238 A new introduction, s. 35 für Petersen nachgewiesen, — s. 74 ebenfalls für Merck, (dass er die frage offen lassen will, ist nicht gesagt). Nach stilkritik kann für Merck kein zweifel sein, Morris übersieht den rezensionsanfang, nach seiner sehr schönen darstellung der Merckschen rezensionsanfänge typus 1. d. Ich hätte ferner die stichworte zu nennen: borgen, heutzutage, zum voraus. — Oder: s. 30: 'Die anzeigen s. 55 Bachiene, s. 233 Ferguson . . . stammen von Merck', während 233 Ferguson s. 106 einzig für Schlosser bewiesen ist.

Zu den gewonnenen resultaten für Merck folgendes: Morris gibt ihm ca. 202 + 10 (philol.), davon bestreite ich (natürlich auf grund meiner stilkritischen untersuchung 86 + 10 (philol.), unsicher bleiben mir vorläufig(!) 13, während ich über Morris hinaus 8 für Merck in anspruch nehme. Die grösste gruppe von den bestrittenen ist die von 46 rezensionen der schönen literatur, ferner 16 + (3?) rezensionen französischer bücher, 10 rezensionen verschiedener art, zum teil erbauungsliteratur, während ich 9 zugunsten Goethes bestreite. Diese nenne ich hier vorgreifend: 269 Sonnenfels, 297 Historische lobrede, 297 Launen, 329 Les Caprices, 331 Lobrede, 350 Begebenheiten, 556 Unumstösslichkeit, 661 Die weisheit. Zu-

1) Ohne in der beweisführung für Petersen dieses 'Merckianum', zu erwähnen. (Nennt man das nicht 'totschweigen'?)

gunsten Schlossers: 379 Götzens erbauliche betrachtungen. Die art der beweisführung für diese rezension, die bekanntlich den schlimmen konflikt und prozess der FGA. mit dem Frankfurter senat hervorrief, ist durchaus unglaublich. Bräuning bemüht sich in fast dreiseitiger auseinandersetzung den beweis für Petersen zu führen (was ich nicht anerkenne s. oben), — Morris sagt dazu weder hier noch in seiner rezension von Bräunings buch (Euph. XIX, 410 f.), irgend ein wort. Ich widersprach ihm in meiner rezension von M. 1 mit der behauptung, dass in Schlossers brief an Lavater (vgl. Euph. XVIII, 804) ein unantastbares selbstzeugnis für Schlosser zu sehen sei, — auch davon kein wort. Das ist (gelinde ausgedrückt) eine rücksichtslosigkeit gegen den nacharbeitenden benutzer — (oder wieder das 'totschweigen')? Ferner bestreite ich zugunsten Schlossers 682 Erfahrungen. Endlich fährt nun gar Herder schlecht, — auch er muss nun eine seiner wenigen durch Steig gesicherten rezensionen hergeben: 295 St. Lambert soll nunmehr von Merck sein — die beweisführung ist fast lächerlich und komprommittiert Morris' stilgefühl aufs ärgste. Auch hier wieder ist er ein opfer der 'konsequenz', der er die ganze schlappe von M. 1 verdankt, — die doch nichts ist als die bankerotterklärung des stilgefühls gegenüber einer methode, die erst methode wäre, wenn ihr resultat mit dem stilgefühl zu untrennbarer wissenschaftlicher überzeugung zusammenwüchse.

Die rezension 235 A dissertation und 433 Dodd, für die er Merck oder Petersen nennt, halte ich beide für Mercks eigentum, von denen, die für 'Merck oder Schlosser' fraglich bleiben, halte ich 166 Basedow und 510 Chrestomatie nicht für Mercks, wohl aber 554 Raisonnement, während ich 678 Alexander von Joch mit aller bestimmtheit für Schlossers arbeit halte. Zu Mercks kupferstichanzeigen und philologischen rezensionen s. u.

Es wird eine bisher ungedruckte rezension Mercks aus der handschrift mitgeteilt, die wohl für die FGA. bestimmt war, und die, wie mir scheint, ebenfalls als übersetzung aus einer englischen zeitschrift angesehen werden darf.

Dass Morris auch mit dieser zweiten auflage unter seiner methode erliegt, beweist seine bemerkung über drei verschiedene gruppen in der gesicherten gesamtmasse Merckscher rezensionen, deren unterschied er deutlich fühlt, während 'jeder versuch, sie zu trennen, scheitert', — vielleicht, wenn eigener zweifel die methode mehr vertieft hätte, hätte er auch Mercks anteil klarer herausstellen können. Wie aber stellt er sich folgendes vor?: 'Merck ist dann später, als er dem einfluss Goethes und Herders entrückt war, wieder in den aufklärungsstil zurückgefallen, aber in einer anzahl von beiträgen zum jahrgang 1772 der FGA. hat er seine höhe erreicht, ja er ist über sich selbst hinausgewachsen'? Welche rezensionen mag er meinen, in denen dieses so erbauliche schauspiel vor sich geht?

Der aufsatz über Schlosser ist wörtlich derselbe geblieben, das glossar dagegen zeigt eine erweiterung von 10 auf 21 stichworte, hinzugekommen sind vier rezensionen, fortgefallen zwei. Eine besondere arbeit des referenten über Schlossers anteil wird weit über dieses resultat hinausgehen, — hoffentlich wird es ihr auch ohne viel pathos gelingen, nachzuweisen, dass auch Schlosser nicht der bescheidene seitwärtssteher ist, den Morris nun einmal zu brauchen scheint.

Als philologe des jahrgangs kommt m. e. Merck nicht, vielmehr nur Schlosser vorläufig in frage.

Herders anteil ist nunmehr von 250 auf 14 rezensionen zurückgeschrumpft,

der ganze beweisapperat (auch was ausserhalb des buches dazu gehörte) in aller stille zurückgenommen, nur einige rudimente der alten hypothese bleiben zurück: der brief Petersens an Nicolai ist vom 6. november 72, – Deinets brief an Raspe mit der aufzählung der mitarbeiter (Morris 2 s. 9) dagegen vom 8. februar 72. Wie kann Deinet am 8. februar eine beteiligung Herders wohlweisslich verschweigen, die, wie Morris mir zugibt, erst am 10. april einsetzt. Er übersieht zudem meine fixierung von Herders motiv zur teilnahme an den FGA. (Euph. XVIII. 792), die, wie wir pro certo annehmen können, auf veranlassung von Merck, und ihm zuliebe geschah.

Morris' resultat für Herder ist das von Steig, um eine rezension vermehrt, 187 Chalotais, um eine vermindert, 295 St. Lambert.

Das eingehen auf den aufsatz über Goethes anteil macht meine demnächst erscheinende arbeit [1] unnötig. Auch kritische spezialbemerkungen versage ich mir hier. Das glossar besteht aus 17 stichworten, gewonnen werden für Goethe nunmehr 19 rezensionen (statt 10 in M. 1), wobei ich ihm jetzt bei vier (491 Franken, 496 Becker, 498 Cramer, 571 Bedenken) nicht mehr zustimmen kann [2]. Die rezension 673 Bekehrungsgeschichte lässt er offen für 'Goethe oder Herder', – meine stilkritische beweisführung wird keinen zweifel lassen, dass der verfasser keiner von den beiden, vielmehr Schlosser ist.

Der verfasser von 218 Müller kann m. e. weder Goethe noch Merck sein, ist vielmehr einer von den noch unbekannten rezensenten der schönen literatur.

Die scheidung der kupferstichanzeigen für Goethe oder Merck erkenne ich an (es ist der erste eingehende versuch), ausser dass ich 537 22 ff. ganz für Goethe halte und 564 Timon für Goethe in anspruch nehme. Morris vergisst für Merck die anzeige s. 75. Übrigens ist die nachschrift zu Mercks brief an Nicolai (s. 149) nicht ungedruckt, wie Morris sagt, vgl. Wolff II s. 31 (nicht ohne erhebliche differenzen in der lesart! ist nicht die lesart: 'hier am hofe' wahrscheinlicher?).

Zur versöhnung ist Claude Lorrains 'Morgen' in heliogravüre beigegeben.

JENA, Dez. 1912. OTTO MODICK.

Eugen Wolff, Mignon. Ein beitrag zur geschichte des Wilhelm Meister. München, C. H. Becksche buchhandlung 1909. VII, 328 s. geb. 6 m.

Hans Behrendt, Goethes Wilhelm Meister. Ein beitrag zur entstehungsgeschichte. [Schriften der literarhistorischen gesellschaft Bonn, hrg. von B. Litzmann, X.] Dortmund, Fr. W. Ruhfus, 1911. XII, 155 s. 3,50 m.

Die beiden bände, die zur besprechung vorliegen, können seit dem glücklichen fund der 'Theatralischen sendung' als veraltet gelten. Wolffs buch ist vor seiner bekanntgabe abgeschlossen; Berendt stützt sich lediglich auf Billeters auszug, in der irrigen voraussetzung, dass er den wesentlichen inhalt des neuen werkes ausgeschöpft habe. Vielleicht erschiene es gerechter, beide bücher nach dem stande unseres damaligen wissens zu beurteilen für die wissenschaft förderlicher wird es

1) Goethes anteil an den Frankfurter gelehrten anzeigen von 1772 zugleich als beitrag zur kenntnis der sprache des jungen Goethe.

2) Muss also meine zustimmung Euph. XVIII, 805 jetzt zurücknehmen.

sein, ihre ergebnisse an den nunmehr feststehenden oder festzustellenden tatsachen zu messen, eine aufgabe, die um so notwendiger scheint, als Wolff, in verkennung dieser ergebnisse, in mehreren zeitungsartikeln und in einem vortrag auf dem Posener philologentage die meinung verfochten hat, dass die wichtigsten ergebnisse seiner schrift durch die auffindung der ersten fassung bestätigt worden seien.

Zunächst sei daher dieses buch besprochen. Abgesehen werden kann dabei von den ansätzen zum nachweis der literarischen quellen. Da ist etwa die Scarronhypothese wieder aufgenommen, die ohne untersuchung des zusammenhangs mit dem ganzen realistischen roman vor Goethe unfruchtbar bleiben muss. Aus dem hinweis auf die herkunft des namens Philine ist eine abhängigkeit von Lucian gefolgert, ohne einen blick auf die zahlreichen modernen vorgängerinnen der reisenden abenteurerin — ich erwähne diesen abschnitt nur, um prinzipiellen einspruch zu erheben gegen Wolffs überzeugung, er habe den nachweis geführt, 'dass sowohl der Mariannen- wie der Philinenroman nicht erlebt, sondern angelesen ist'. Das ist nichts als eine grenzenlose überschätzung unseres wissens von Goethes leben. Warum soll hinter jenem tagebuchblatt, das seine abreise von Frankfurt schildert, nicht ein theatralisches abenteuer stecken? Auf dem Frankfurter theater, das ihn spielte, wird Goethe doch wohl bekannt gewesen sein, ohne dass wir das geringste von dem umfang dieser beziehungen wissen! Schliesslich ist die behauptete abhängigkeit von Zimmermanns schrift durch Berendt im hauptpunkte widerlegt; anderes, wie Sternes einfluss auf die ausgestaltung des Mignonmotivs, bleibt ganz hypothetisch und — selbst erwiesen — ziemlich belanglos.

Noch schlimmer steht es um den versuch, den kreis menschlicher vorbilder für die gestalten des romans zu erweitern, vor allem um die vermutung, auf der das ganze buch sich aufbaut, dass die La Mara Mignons urbild sei. Es ist gar nichts an ihr, noch weniger, als an früheren vermutungen. Abschnitte wie: 'Johann Mara als Mignon' sind nur als beweis zu verwenden, wohin eine irrige hypothese führen kann. Die Theatralische sendung hat denn auch der phantasmagorie den boden völlig entzogen: Mignon ist von anfang an mit pathologischen zügen ausgestattet gewesen (in dem irrigen nachweis, dass diese abschnitte späterer einschub seien, sah Wolff bei der abfassung des buches gewiss einen triumph seiner analytischen methode), und sie ist in den roman eingeführt, bevor die La Mara erneut in den gesichtskreis des dichters eingetreten war. Dass ferner Goethes beschäftigung mit kindern züge für Felix und Mignon geliefert hat, ist selbstverständlich und in einzelnen punkten längst erwiesen; ein versuch, ein weiteres motiv auf Fritz von Stein zurückzuführen, scheitert an dem fehlen der entscheidenden stelle in der 'Theatralischen sendung'. Die heranziehung von beobachtungen Zimmermanns über pathologische zustände als folge psychischer erregungen stellt dagegen einen gewinn dar.

Was sich von Wolffs vermutungen über spätere zusätze als richtig herausgestellt hat, gehört zumeist jenem motivkreise an, dessen späterer ursprung wohl von keinem ernsten forscher bezweifelt worden ist.

Berendt setzt Wolffs buch voraus; bevor ich daher auf dessen aufstellungen über die phasen der entstehung des Wilhelm Meister eingehe, sei jenes buch besprochen, dessen verdienst eben auf der kritik der eben erwähnten hypothesen Wolffs beruht: sowohl die La Marahypothese, wie der Mignonroman (von dem noch zu sprechen sein wird) und eine reihe von einzelheiten werden abgetan. Die positiven aufstellungen sind weniger erfreulich, weil Berendt sich an eine arbeit gewagt

hat, die auch für einen begabten anfänger viel zu schwierig ist. Ohne weitschauende übersicht über die romanliteratur vor Goethe und ohne eindringende kenntnis des gesamten Goethischen lebens ist hier kein gesichertes resultat zu gewinnen. Nun begegnen nicht nur kleinere irrtümer über Goethes lebensverhältnisse, sondern es mangelt vor allem gänzlich an der richtigen bewertung der einzelnen zufällig überlieferten lebenstatsachen für die gesamtheit der Goethischen existenz. So kommt er zu den wunderlichsten parallelen von erlebnis und roman, die nicht selten geradezu parodistisch anmuten, wie etwa der vergleich von Werners rokokogrotte auf dem hofplatz seines hauses mit dem brunnen des vaterhauses! Nicht einmal vollständigkeit der parallelen ist erreicht: wenn frau von Steins halstuch hier unter den motiven figuriert, so scheinen mir doch mantel (10. nov. 1776) und pantoffel (4. juni 1778) unvergleichlich grösseren anspruch auf beachtung zu haben.

Auch die chronologischen bemühungen sind verfehlt. Niemand wird den nachweis der Frankfurter anfänge des romans mit diesem material (wichtigster beweis: die grosse rolle, die das bild vom puppenspiel in der phantasie des sturm- und drang-Goethe spielt!) für gebracht ansehen; dazu gehörte denn doch eine ganz andere stilkritische arbeit immer zweifelhaften resultates. Nicht glücklicher scheinen mir seine versuche, die tagebuch- und brieferwähnungen von abschnitten des romans mit bestimmten kapiteln zu identifizieren: weder die ‘drei fatalen kapitel’ noch die ‘lieblingssituation’ zu bestimmen hat ihm überzeugend glücken wollen; das spätere leidet unter der falschen voraussetzung über die abweichungen der urfassung.

Einzelmotive in ihrem herankommen im leben Goethes zu verfolgen, verspricht gewiss gute resultate. Nur darf man diese methode nicht da verwenden, wo es sich um längst vertraute dinge handelt. So ist der gedanke einer erzieherischen führung des menschen durch eine gemeinschaft dem ganzen 18. jh. gemeinsam und Goethe seit seinem misserfolg bei der ‘Phylandria’ dermassen vertraut, dass die umfangreichen nachweisungen Berendts unergiebig bleiben müssen; und dass ein, allerdings nicht vom verfasser stammender, unglücklicher einfall, den anatomen Loder in irgendeine beziehung zu Lothario zu bringen, auf fast zwei seiten erörtert wird, zeigt nur, wie unsicher Berendt über künstlerische möglichkeiten ist.

Doch zurück zu Wolff. Er lässt den roman in drei phasen sich entwickeln, die durch die verschiedenheit des ziels der handlung sich unterscheiden.

1. Zunächst ist der bühnenroman als solcher Goethes absicht. Wilhelm Meister entwickelt sich zum reformator der deutschen kultur durch das theater. Die stellung des dichters gegenüber der schauspielkunst ist durchaus positiver natur, demnach ist der titel ‘Wilhelm Meisters theatralische sendung’ völlig ernst gemeint. Also an eine verbindung mit Marianne hat der dichter schwerlich je gedacht (und das ist ohne weiteres zu unterschreiben). ‘Die durchführung des Shakespeareschen kunstprinzips und seine wirkung auf das deutsche leben ist als ursprüngliches ziel des romans zu denken’. (S. 32.)

2. In diesen ursprünglichen plan hinein dringt die gestalt Mignons und des harfners, sich unwiderstehlich in den vordergrund schiebend, parallel dem Goethischen leben, das sich von den theatralischen und Weimarischen idealen loslöst Ende 1782 beginnt letzterer, 1783 ersterer prozess. Das bedürfnis nach einer überarbeitung, 1783 ausgesprochen, zeigt, dass die neuen gestalten beginnen, den roman zu sich hinüberzuziehen. Aber die stellung zur adligen welt bleibt ironisch überlegen; an eine mission in diesem sinn ist noch nicht zu denken, obwohl das theater seit Mignons auftreten wegwerfend behandelt wird. Vielmehr werde die theatra-

lische sendung nunmehr symbol der künstlerischen sendung, und Wilhelm sucht: 'intuition des lebens'. Der roman sollte in dieser periode mit dem liebesbunde Wilhelms mit Mignon (die daher auch die nächtliche besucherin gewesen sei) und der flucht nach Italien schliessen. Daher sei Mignon alles pathologische fremd gewesen.

Hier sei vorwegbemerkt, dass die letztgenannte behauptung inzwischen durch die tatsachen widerlegt ist, sowie, dass der anfang dieser vermuteten umbildung des romans früher anzusetzen wäre, als Wolff meinte, der mit einem auftreten Mignons im beginn des alten vierten buches rechnete (nach november 1782), während sie in wahrheit am anfang des dritten (im spätsommer dieses jahres) eingeführt wurde.

3. In Italien wird der kultur- zum allgemeinen bildungsroman, da Goethe sein erziehungstalent an Moritz entdeckte und seine interessen eine vorwiegend praktische und naturwissenschaftliche richtung nahmen. Der zwang, Wilhelm Meisters letztes ziel dem anzupassen, führt zur völligen umarbeitung, durch welche die früheren tendenzen als irrig, die früheren idealgestalten als pathologisch hingestellt werden, während einstige episodenfiguren, wie die amazone, nunmehr in den vordergrund rücken und durch verwandtschaftliche verknüpfung der gestalten, sowie durch einschub der turmgesellschaft eine ursprüngliche einheit vorgetäuscht wird. So wird Felix zum sohn Wilhelms umgedeutet. Das religiöse buch wird eingeschoben. Der ernste roman wird souveränes spiel. Der abschluss erscheint, selbst unter diesem gesichtspunkt, als übereilt.

Einen fehler teilt Wolff mit der mehrzahl der arbeiten zu diesem thema, der mir grundlegend scheint: Goethische äusserungen über das unbestimmte seines ersten plans überschätzend, gehen sie von der voraussetzung aus, dass plan und ziel des romans sich dauernd verschoben haben, und dass ihm die idee wichtiger, neu auftretender gestalten erst gekommen sei, unmittelbar bevor er sie in den roman einführte. Das ist aber ganz unmöglich. Goethes äusserungen erklären sich aus der arbeitsweise des alternden dichters, der allerdings mit sehr genauen schematen zu arbeiten pflegte, wie sie für den Wilhelm Meister erst gegen ende der ersten arbeitsperiode in anfängen erscheinen, und der seinen werken eine idee zugrundelegte. Hier war sie nur empfunden, geahnt vielleicht, nicht rationalistisch ausgeprägt. Die Tag- und jahreshefte zu 1786 scheinen mir diesen zustand durchaus richtig zu umschreiben. Eine ziemlich weitgehende modifikation ursprünglicher absichten ist darum nicht ausgeschlossen, bedarf aber schlüssiger beweise. Dass Goethe sie in Italien beabsichtigt hat, ist sicher, darum aber nicht erwiesen, dass er sie wirklich ausgeführt hat, so wenig das früher mit einem analogen plan zum Werther geschehen ist, wo ähnliche worte des dichters dazu geführt haben, dass man eine fundamentale änderung des werkes, die nie ausgeführt worden ist, hineinkonstruiert hat.

Ich halte es also für völlig unmöglich und der bekannten art seines schaffens durchaus zuwiderlaufend, dass Goethe die feder angesetzt habe, ohne dass im grossen die umrisse des künftigen werkes vor seiner seele standen. Er war sich auch über die personen, mit- und gegenspieler im ganzen klar, und wenn lebende, erst später in seinen gesichtskreis tretende menschen notorisch auf die gestaltung eingewirkt haben, so lieferten sie eben nur züge zur ausgestaltung von charakteren und situationen.

Welches war nun der ursprüngliche plan, und welche mittel haben wir, ihn zu erkennen? Alle folgerungen aus dem titel sind meines erachtens hinfällig. Sie

entstammen methodologisch anderen forschungskreisen, die mit einfacheren und einheitlicheren kulturen rechnen. Vor ihrer anwendung in der neueren literaturgeschichte sollten schon die irrwege der forschung warnen, die auch sonst aus dieser methodenübertragung sich ergeben haben. 'Theatralische sendung' an sich kann wörtlich, kann auch ironisch gemeint sein; Goethe kann es für das Hans Sachsgedicht sehr wohl ernst und fast gleichzeitig für Wilhelm Meister spöttisch verwendet haben, wie er 'Triumph' der empfindsamkeit' hätte in doppeltem sinn brauchen können. Entscheidend für die erklärung des titels kann nur der charakter des romans sein, der ihn führt; ist das ein humoristischer, so ist die ironische verwendung des titels von vornherein wahrscheinlich.

Nun scheint es mir sicher, dass die Theatralische sendung der form nach als komischer roman im sinne der Engländer des 18. jhs. angelegt ist, nachdem der dichter im Werther dem andern herrschenden typus, dem des sentimentalen romans, ein meisterwerk nachgeschaffen hatte. Dieser charakter ist in dem ganzen ersten entwurf festgehalten, nur natürlich auf unvergleichlich höherer stufe gegenüber dem englischen vorbild, um so viel nämlich, als Goethe menschlich und dichterisch den Fielding und Smollett überlegen war.

Dieser roman in seinen gipfelpunkten, im 'Tom Jones' nämlich und 'Peregrine Pickle', gibt uns das schema des Goethischen romans, wie ich an anderer stelle zu beweisen mich bemühte (GRM s. 225 f.): ein jüngling, durch unglückliche familienverhältnisse aus dem vaterhause gedrängt, gerät in den abenteuerreichen kreis des reiselebens, wird durch eine falsche berufswahl irregeführt, schliesslich durch die liebe zu einem edlen weiblichen geschöpf auf die höhen des lebens erhoben. In diesem bilde erkannte Goethe sein eigenes leben in der ersten Weimarer zeit wieder, wenn natürlich auch nur in ganz allgemeinen umrissen: die enge reichsstädtischen lebens, der druck der advokatur, die mangelnde möglichkeit tätigen eingreifens ins leben erzeugten in ihm stimmungen, die an die der helden der romane anklangen, und das bild der frau von Stein stand so fern und so nah über ihm, wie das der geliebten jener. Nach analogie also dieser vorbilder wollte er seinen helden gestalten, und tatsächlich zeigt jede sorgfältige vergleichung der 'Theatralischen sendung' mit diesen werken einen ununterbrochenen zusammenhang in der gesamtdarstellung, wie in charakteren, motiven, weltanschauung und technik.

Das ist der erste grund, der mir zu erweisen scheint, dass der plan des Wilhelm Meister von anfang an der endgiltigen fassung nahestand, soviel im einzelnen gemodelt sein mag.

Der zweite ergibt sich aus der 'Theatralischen sendung' selbst, wie Pniower neulich so überzeugend dargelegt hat (Euphorion 19, s. 124 f.), dass ich die eigene untersuchung zu dieser frage gern zurücklege.

Der dritte nach meiner auffassung ausschlaggebende grund ist Goethes eigenes leben in dieser entscheidenden zeit. Es bedarf wohl keines beweises mehr, dass Goethe im Wilhelm Meister eigene lebensideale gestalten wollte, keinesfalls aber etwas dargestellt hat, was im gegensatz zu seiner lebensauffassung steht. Wer also an der anschauung festhält, dass der dichter den theatralischen beruf als ursprüngliches ziel des romans aufgestellt habe, muss den entwurf des werkes in eine zeit hinaufrücken, wo ein derartiges lebensziel (wenn auch allgemeiner, als künstlerische sendung verstanden) dem dichter erfolgverheissend und deshalb annehmbar erschienen ist. Dass in der zeit des 'Götz' und der 'Frankfurter gelehrten anzeigen' solche gedanken im gesichtskreise Goethes lagen, ist gewiss. Dürfen

wir die konzeption des romans in diese zeit setzen, dann dürfen wir auch an einen Urmeister mit der tendenz der wiedergeburt Deutschlands aus der kunst glauben.

Aber es ist allgemein zugestanden, dass, selbst wenn Frankfurter vorarbeiten vorhanden gewesen sein sollten (ich glaube nicht daran), diese wenig umfangreichen kapitel im jahre 1777 nach dem damaligen standpunkte umgearbeitet worden sind, und dass die ausarbeitung, wie wir sie lesen, Goethes lebensideale in den ersten zehn Weimarer jahren spiegelt. Es wird nötig sein, die phasen des übergangs vom stürmer und dränger zum klassizisten, also das wichtigste problem des Goethischen lebens überhaupt, in seinen stufen zu erfassen, um den roman an seine stelle in der biographie einzuordnen. Ich brauche nicht zu erwähnen, dass es sich nur um haupttendenzen handelt, und dass die wirklichkeit unendlich mannigfacher ist als das schema. Aber die kunstwerke in ihren grundzügen stehen unter dem einfluss solcher dominierenden richtungen und werden nur in äusserlichkeiten von dem zufall des alltags berührt.

Goethe kommt nach Weimar als freund und berater des herzogs; er beabsichtigt, sein erzieher zum idealen fürsten zu werden. Und sein lebensideal in dieser periode ist kräftiges auswirken der gesamtpersönlichkeit, schöpferische tätigkeit. Er sieht seine staatsmännische aufgabe in der unterstützung des fürsten bei der auswahl des rechten mannes für die rechte stelle. Die kunst wird in den dienst des erziehungsgedankens gestellt (Lila).

Noch vor ablauf des ersten jahres erkennt er die kehrseite dieser tendenzen. Freie und kraftvolle betätigung setzt eine in sich geschlossene persönlichkeit voraus, andernfalls handelt unter dem deckmantel der freiheit der rohe egoismus und das instinktleben des primitiven menschen. Er erkennt die notwendigkeit der selbstbeschränkung und selbsterziehung, der läuterung seines wesens und der reinigung vom egoismus, denn er fasst nun seine existenz auf als vorbildlich wirksam; so meint er dem herzog und durch ihn dem herzogtum am besten nutzen zu können. Gleichzeitig hofft er durch diese erhebung und klärung seines wesens auf eine vereinigung im geiste mit der geliebten, die ihm das ideal einer solchen lebensführung verkörpert. Die kunst wird zur selbstdarstellung des kampfes um eine derartige daseinsform (Iphigenie, Tasso). Um einen solchen weltlichen heiligungsprozess durchzuführen, bedarf es des rückzugs auf den engsten kreis gleichgestimmter seelen. Eine wirkung in die breite ist weder nötig noch wünschenswert.

In der nächsten phase innerer entwickelung erkennt Goethe die unmöglichkeit, ohne eigenes eingreifen zu ergebnissen zu gelangen (zuerst klar am 6. märz 1780 gegen Lavater ausgesprochen). Um ideen zu realisieren, bedarf es lebendiger tätigkeit. So sehen wir Goethe ämter übernehmen und überall selbst nach dem rechten schauen: die praktischen tätigkeitsideale stehen nunmehr im vordergrund, der blinde glaube an seinen stern, noch in der vorhergehenden periode lebendig, schwindet, das bewusste leben tritt hervor. In der anschauung über bildende kunst ist die klassizistische (das heisst rationalistische) auffassung in siegreichem vordringen. Die poesie 'subordiniert' sich dem leben, sie wird ihm wiederum weltdarstellung, und die konzentration auf den roman zeigt, dass sie wiederum realistisch orientiert ist. Freilich, es handelt sich um eine aus bewusster erkenntnis stammende lebensführung, die sich gegen innere widerstände, also unter seelenkämpfen, durchsetzen muss. Dieses ringen mit der eigenen natur ist am beginn und am ende der periode am stärksten.

Da das praktische wirkungsideal in seiner damaligen ausprägung der Goethi-

schen natur nicht homogen war, so revoltiert schliesslich sein inneres, zumal die durchführung seiner pläne an der wirklichkeit zu scheitern droht. Aus den seelischen wirren rettet er sich nach Italien, unklar über die künftige lebensaufgabe, aber gewiss, dass der schwerpunkt seiner tätigkeit fernerhin nicht mehr in praktischer, sondern in künstlerischer und wissenschaftlicher wirksamkeit ruhen wird.

Kaum je in der ganzen zeit tritt eine besondere neigung für das theater hervor. Goethe beteiligt sich im rahmen der hofgesellschaft an den aufführungen, oft mit vergnügen, öfter mit unlust; das Weimarer theater zieht ihn eigentlich nur an, wenn er frau von Stein dort findet; einen naheliegenden versuch, ein nationaltheater in der residenz entstehen zu lassen, hat er nie auch nur ins auge gefasst; seine teilnahme an der Leipziger bühne bleibt lau, und als er sich schliesslich mit wirklichem eifer für die aufführung eines eigenen werkes bemüht, da ist's die opera buffa, die er auf der bühne lebendig wissen möchte. Die dramatische dichtung interessiert ihn allerdings gelegentlich ganz besonders, nach zwei äusserungen scheint sie ihm innerlich sogar am nächsten zu stehen; aber es sind eben nur zwei gelegenheitsäusserungen in mehr als zehn jahren, und sie verraten schon in ihrer formulierung ein gewisses erstaunen, dass dem so ist. (Tagebuch 13. mai 1780, An Ch. von Stein 3. März 1785.) Aber dass sich Goethe noch einer täuschung über die wirkungsmöglichkeiten der bühne dem publikum gegenüber hingegeben habe, ist nirgends zu erkennen, so wenig, wie über die der kunst überhaupt.

Die zumeist übliche interpretation der angeführten stellen bedeutet eine überschätzung des wertes gelegentlicher äusserungen und kann für das endziel der 'Theatralischen sendung' nicht mit erfolg herangezogen werden. Nicht besser steht es mit der negativen instanz der freunde von Wilhelm Meisters theatralischer lebensaufgabe: man hat aus Goethes angeblicher ablehnung der adelskultur in den 10 jahren beweisen wollen, dass der damalige ausgang des romans dem gegenwärtigen unmöglich habe entsprechen können. Auch diese auffassung beruht auf einem missverständnis der Goethischen worte.

Seine scharfe kritik des hoflebens wurde nämlich verglichen mit seiner stellung zu Lothario und den seinen, indem man summarisch von Goethes verhältnis zu 'adligen kreisen' sprach. Nun ist aber in wahrheit das charakteristische an den um Lothario sich gruppierenden männern und frauen durchaus nicht ihre zugehörigkeit zum adel (die der zufälligen wirklichkeit des 18. jhs. angehört), sondern ihre vereinigung zu ideellen und praktischen zwecken, die Goethe vorbildlich scheint. Seine brieflichen kritiken richten sich dagegen in demselben ton der ironie gegen die zahlreichen zwecklosigkeiten des höfischen daseins, wie die kritik des romans den grafen und den prinzen, die einzigen vertreter dieser existenzform im 'Wilhelm Meister', trifft.

Wenn wir also, von hypothetischen vorarbeiten absehend, den 'Wilhelm Meister', der 1777 begonnen und 1786 abgebrochen wurde, unbefangen mit dem vergangenen leben Goethes und mit seinen zukunftsidealen vergleichen, so ergibt sich, dass unzweifelhaft am ende des werkes eine (irgendwie gedachte) vereinigung mit der geliebten stehen wird, mit jener frau, die, wie alle idealgestalten dieser periode, eine neue spiegelung der frau von Stein darstellt, sowie, dass Wilhelm auf einen wirkungskreis geführt werden sollte, der weder im theater, noch in ausschliesslich künsterischer betätigung (Tasso!) zu suchen ist. Der ausgangspunkt des werkes ist ein ideal der vergangenheit, das dramatisch-reformatorische der

sturm- und drangzeit; das ziel ist ein ideal der gegenwart, ein leben in freier betätigung im engen kreise zum wohl der vielen.

Alle drei wege also, die mir zur erkenntnis des ziels der handlung in der Theatralischen sendung gangbar scheinen, führen zu dem gleichen ergebnis, dass es in den grossen linien mit dem gegenwärtigen identisch gewesen ist.

Ein weiterer beweis scheint mir die tatsache, dass der Goethe der neunziger jahre, der tatsächlich vom theater wiederum eine kulturelle wirkung erhoffte und in der betätigung in kunst und wissenschaft seine lebensaufgabe sah, trotzdem dieser anschauung bei der vollendung und umarbeitung des romans nicht nachgab, sondern durchaus bei der stimmung der vergangenheit blieb. Hätte es nur der umbiegung einer ursprünglich theatralischen zu einer wissenschaftlich-künstlerischen mission bedurft, um den roman im ungefähren sinne des beginns zu vollenden, so wäre seine vollendung in der gegenwärtigen form ein biographisches rätsel. So löst es sich auf das einfachste, und wir begreifen nun auch die blasser werdenden farben der zweiten hälfte: es sind vergangenheitszustände und tote ideale, die er schildert.

Aus den angeführten gründen glaube ich auch, dass ein religiöses buch dem ursprünglichen plan angehört hat. In einer zeit, wo der dichter von dem einfluss Lavatars eine so unbegrenzte einwirkung auf die vollendung des erziehungswerkes am herzog erhoffte, war ein kreuzen auch dieser sphäre für Wilhelms bildung erforderlich, um sein inneres zu klären — für den Goethe der neunziger jahre wäre eine solche erfindung überaus auffällig. Um so erklärlicher wird wiederum, warum das buch gegenwärtig nur in so lose beziehung mit dem helden gesetzt ist.

Kurz, nach meiner überzeugung ist die zweite bearbeitung fast ausschliesslich technischer natur, einerseits darauf berechnet, dem gemäss seiner entstehung etwas locker gefügten werk eine künstlerische einheit zu geben und es den, auch in dieser freien gattung strengeren forderungen des klassizisten Goethe anzupassen, anderseits bestrebt, den humoristischen roman in einen realistischen umzuwandeln.

Gibt man die these, dass Goethe ursprünglich das eigene leben in der form des komischen romans habe spiegeln wollen, zu, so behält eine behauptung Wolffs eine gewisse berechtigung, nämlich die, dass der eintritt Mignons und des harfners eine neue wendung in der erzählung herbeigeführt habe. Auch die englischen romanhelden haben einen hang, sich schwacher verfolgter anzunehmen, aber die Goethische neigung für diese, aus der sentimentalen sphäre stammenden geschöpfe wird so warm, dass die aufgabe, sie in den humoristischen ton des ganzen einzupassen, diesen selbst stark beeinflusste. Hier ist die keimzelle, von der aus sich jene umwandlung vollzogen hat, durch die Wilhelm Meister der erste echte realistische roman der weltliteratur geworden ist.

HALLE A. D. SAALE. KURT JAHN.

H. Loiseau (Maître de conférences à l'université de Toulouse), L'évolution morale de Goethe. Les années de libre formation 1749–94. Paris, Félix Alcan 1911. 814 s.

Es ist kein geringes wagnis, wenn ein ausländer eine Goethebiographie in grösstem stile unternimmt, wenn er sich getraut, in die tiefen der durch und durch deutschen innenwelt eines Goethe einzudringen und die fäden, welche diese dichter-

seele mit der zeitseele, mit der deutschen kultur überhaupt verbinden, zu überschauen und zu entwirren. Aber die Franzosen haben unleugbar ein besonderes geschick, ergebnisse auch der deutschen wissenschaft zusammenzufassen und geschmackvoll darzustellen; ich erinnere nur an Chuquet.

Dass Goethe in Frankreich der gegenstand vieler untersuchungen ist, beweist eine grosse zahl von schriften und aufsätzen, und doch konnte ein beurteiler des buches von Baldensperger 'Goethe en France' (1904) behaupten, dass die idee, die das französische publikum von Goethe hat, 'flottante, indécise' bleibt. Vor allem sind dort die urteile über den menschen Goethe sehr verworren und auseinandergehend. Den einen ist er der 'pontife du dilettantisme allemand', der 'Olympien', 'Talleyrand de l'art', 'sans chaleur ni entrailles', ein egoist von eisiger kälte, ein poseur, den anderen freilich der grösste 'maître d'énergie morale, de sagesse active, de vraie culture, un type achevé d'humanité'. Doch die mehrzahl der schriften, die im allgemeinen Goethe umfassen, sind mehr populär als tief, führen nicht in das zentrum der sagesse, wie Loiseau mit recht sagt, und er macht sich so die bahn für seinen essai frei. Was an Goethe ihn hingezogen hat zu tiefster verehrung und hingebender liebe und was er wieder lebendig zu machen gesucht hat, das ist der mensch Goethe. 'Montrer comment Goethe a résolu le problème de l'existence, comment, avec une inlassable volonté et une conscience toujours plus nette, il s'est élevé par une lente et pénible ascension des abîmes obscurs de l'individualisme le plus fougueux aux régions sereines de la 'pureté', comment, après avoir affiché un insolent dédain des règles et des limitations, il en est venu à vénérer la loi et à en proclamer la sainteté, comment il a fait servir à son enrichissement moral, au développement de sa personnalité ses expériences les plus diverses, comment, en un mot, il a réussi à monter toujours plus haut la 'pyramide de son existence', voilà le but que nous nous sommes proposé'.

Also nicht der schriftsteller ist ihm die hauptsache, nicht literarische tendenzen, sondern 'le sens de son évolution, la genèse de son caractère'. So stellt er uns nicht die lebensweisheit Goethes synthetisch dar, wie er anfangs wollte (en classant les résultats), sondern analytisch, in biographischer folge, mit scheidung der belege, die briefe, tagebücher usw. boten, und der schlüsse, die aus den werken zu ziehen sind. Dies zog freilich die nicht abzuleugnende gefahr herbei, nun doch wieder im wesentlichen eine biographie zu schaffen und der wiederholung anheimzufallen. 'Moral' ist im französischen nicht nur 'sittlich', sondern 'geistig', 'philosophisch', lebens- und weltanschauung umfassend. Und so würden wir dem trefflichen verfasser vielleicht noch dankbarer sein, wenn er diese 'évolution morale' ohne den ganz grossen aufwand von jenem biographischen material gegeben hätte, das nachgerade feststeht und auch wohl für die französischen leser in knapperer form noch wirksamer gewesen wäre. Es ist trotzdem eine höchst anerkennenswerte leistung, die der verfasser uns vorlegt. Er sucht möglichst objektiv und unparteiisch zu sein und hütet sich vor der konstruktion a priori und der these. Er weiss mit recht, dass die tatsachen und die ideen sich im leben Goethes untrennbar mischen, aber das detail nun wirklich überall künstlerisch zu meistern und zu ordnen ist ihm doch nicht gleichmässig gelungen; der leser wird hie und da hinundhergeworfen, vermisst etwas und findet es zu seiner überraschung dann doch noch an ganz anderer stelle; das rein geistig-sittliche, weltanschauungsmässige wird doch vielfach von der fülle des einzelnen erdrückt. Das, was Kühnemann in der neubearbeitung seines 'Herder' so meisterlich geglückt ist, das ist

Loiseau nicht völlig gelungen, ja es konnte vielleicht einem ausländer überhaupt bei Goethe nicht ganz gelingen. – Es ist erstaunlich, mit welchem bienenfleiss der verfasser sich durch die vielschichtige arbeit der deutschen Goethephilologie hindurchgearbeitet hat, wovon die noten reiche beweise geben (bis ins jahr 1911 hineinführend); nicht minder anzuerkennen ist das bestreben, seinen eigenen standpunkt gegenüber der fülle der probleme zu wahren, und er weiss vielfach sehr wohl, dass er an sie nur heranführen, sie aber noch nicht lösen kann. Jedesfalls ist ihm wichtiger, was Goethe gesagt hat, als was über ihn gesagt worden ist; auch ist sein künstlerischer geschmack bei äusserst feinsinnig beobachteten einzelheiten ebenso zu rühmen wie die grundidee, mit der er einen eigenartigen weg einschlägt. Das buch ist daher ausserordentlich anregend, natürlich nicht selten auch zum widerspruch. – Die riesenarbeit, die Loiseau sich gestellt hat – von der die vorliegenden 600 seiten nur einen bescheidenen bruchteil bilden –, legte es nahe, einen einschnitt zu machen, und es ist nicht bloss ein zahlenspiel 1749–1794, sondern Loiseau meint, dass hier der erste teil des lebens Goethes, die 'libre formation, ses années de libre apprentissage', abgeschlossen sei. Und warum? Loiseau deutet es zunächst nur an: weil Schiller dann entscheidend, umbildend, ja überwältigend in das leben Goethes eintritt. Loiseau hält den einfluss, den Schiller auf Goethe ausgeübt hat, für weit schwerer und bedeutsamer als den von Herder, Spinoza, Jacobi, Kant; deren einflüsse sollen mehr seiner inneren natur entsprochen haben, während er unter Schillers einwirkung sich dem abstrakten gedanken, den trockenen gegenständen Kants, kurz der grauen theorie über die prinzipien der ästhetik, über das wesen des romans, der tragödie usw., zuwandte. Goethe soll seinen realismus dem idealismus seines freundes angepasst, Schiller das Goethische schaffen gelenkt haben. Das geht viel zu weit, das wort: 'G. n'est plus son seul maître'. Der einfluss der antike, Italiens, der naturwissenschaft soll demnach vor dem Schillers zurücktreten. Die tief eingreifende einwirkung, die Herder zuerst geübt hat, wird damit unterschätzt, ebenso der einschnitt zwischen dem dichter des Götz und Werther und dem der Iphigenie und des Tasso. Auch sonst wird der kundige manches anders auffassen und abwägen. Im ganzen aber folgt man mit hohem vergnügen den einsichtigen, in edelster sprache vorgetragenen darlegungen. Mit einzelnen stichworten will ich den gang dieser 'évolution morale' nachzeichnen.

In der kindheit ist die religiöse tendenz vorherrschend, die bibel 'un des ferments les plus actifs de sa culture'; allmählich, nach den ersten stürmen (mit Gretchen), wandelt sich der gottesglaube in eine 'religion de la nature'; es erwacht 'l'orgueil de son jeune talent'; Goethe fühlt sich schon 1765 als 'une figure singulièrement compliquée'. Die krankheit bildet 'l'intermède sentimental'; Strassburg und Sesenheim bringen den liebesfrühling. – Die schrift von Adolf Metz (Friederike Brion, München, Beck 1911) lag Loiseau noch nicht vor; durch sie sind endgiltig die unerquicklichen akten geschlossen worden. – Loiseau sagt: 'avec une cruauté à demi consciente il sacrifie le présent à l'avenir, la réalité au rêve, Frédérique à son génie'. Über Herder hört man zunächst nichts, dann wird zur überraschung viel später (p. 153 f.) sein einfluss gründlich erörtert. Herder führt Goethe zu einem 'nouvel idéal de vie et d'art'.

'Wetzlar' lässt Goethe tief eindringen in die natur, ihre 'simplicité, beauté, sagesse', aber er beginnt auch, seinen willen zu erziehen, 'il célèbre sa première victoire sur lui-même'. – An stelle des glaubens an einen persönlichen gott tritt der glaube an das göttliche; Spinoza ist der führer. Persönlichkeitskultus, sich-

ausleben ist trotzdem sein alles; die unruhe des sturmes und dranges wird hübsch gekennzeichnet: 'il ne sait d'où il vient, il ne sait où il va, mais il a confiance en son destin, il a foi en sa propre personnalité, en son propre génie'. — Auf die erörterung der 'tatsachen' folgt die der werke mit der treffenden bemerkung: 'les faits nous montrent comment il a vécu la vie, les œuvres nous laissent souvent apercevoir comment il aurait voulu la vivre, ou, au moins, comment il conçoit qu'elle doit être vécue'.

Für 'Werther' wird nicht so sehr das problem der liebe als das soziale betont. 'Sentir et exprimer son sentiment avec sincérité, voilà donc le dernier mot de la méthode religieuse de Goethe entre 1771—75; l'individualisme est bien la base de sa religion, ainsi qu'il l'est de sa morale et de son esthétique la tolérance'. — In der Weimarer zeit gewinnt das streben die herrschaft: 'amener son moi, par un effort voulu et constant, à toujours plus de pureté et de perfection. Le génie n'a pas seulement que des droits, mais il a aussi, et surtout même, des devoirs envers l'humanité'. Vorher waren die begriffe 'Dieu, les Dieux, le Divin, le Destin, la Providence' recht unbestimmt und farblos, allmählich wird 'le Divin la Nature et ses lois — se soumettre à leur nécessité, s'efforcer dans sa vie morale d'en reproduire l'ordre impossible'. Diese umwandlung führten frau v. Stein und die beschäftigung mit den wissenschaften herbei. Sehr fein wird das verhältnis zu frau v. Stein gedeutet und kräftig der plumpe angriff Engels zurückgeschlagen. Was jene für Goethe war, ist uns wichtiger, als was sie in wirklichkeit gewesen. Die dichtung ist das spiegelbild dieser inneren metamorphose, dies verlangen — 'l'ardent désir de devenir meilleur pour lui-même, mais aussi pour les autres'.

Das spätere verhältnis zu Herder — vgl. jetzt Kühnemann, Herder[2] —, die grossen errungenschaften der italienischen reise — 'je me suis retrouvé moi-même, mais comment? Comme artiste' —, die härte der enttäuschten Charlotte, die ehe mit Christiane, 'l'amour qui, sans fausse honte, suit la voie de la Nature' werden klar gewürdigt, die dem blöden tagesgeschmack der menge angepassten sottisen Engels über den 'olympisme' Goethes gebührend zurückgewiesen u. a. m. — Das 6. buch ist überschrieben: 'Le Savant' (Weimar 1888—94). 'A l'école de la Nature. G. achève son libre apprentissage de la sagesse'. Auch hier treten gewisse unausgeglichenheiten wieder hervor. Tasso wird 'une tragédie d'amour' genannt (642 f.), erst weit später (738 f.) wird zugestanden: 'non seulement le problème de l'amour, mais aussi celui des rapports du poète idéaliste avec le monde du réalisme politique'. Das ideal: die vereinigung beider (T. und A.) ist verkörpert im herzog; 'l'esprit d'ordre et mesure, c'est la loi qui triomphe'. Wilh. Meister, Hermann und Dorothea. Das märchen u. a. werden herangezogen, damit klargelegt werde: 'une évolution constante dans le sens du mieux, une montée ininterrompue vers un idéal toujours plus élevé.' —

Es ist sehr zu wünschen, dass das von höchstem fleiss und grosser sachkenntnis und edler gesinnung getragene werk recht viele begeisterte leser nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland finden möge.

NEUWIED. ALFRED BIESE.

W. Kühlhorn, J. A. Leisewitzens Julius von Tarent. Erläuterung und literarhistorische würdigung. [Bausteine zur geschichte der neueren deutschen lit., hrg. v. F. Saran, bd. 10.] Halle a. S, M. Niemeyer 1912. XV, 84 s. 2,80 m.

Die grössere hälfte des buches ist einer sehr breiten analyse der charaktere und ihrer dramatischen entwicklung gewidmet. Eine methode, die bei komplizierten charakteren und schwierigen psychologischen problemen ihr gutes recht hat, wird zur pedanterie, wo sie wie hier selbstverständliches zergliedert. Und wie wunderlich sind die konstruktionen, zu denen das bestreben, ein 'lebensbild' der gestalten zu entwerfen, den verfasser führt, wenn er z. b. von Julius bemerkt: 'auch eine mehr praktische aufklärungsphilosophie hat er bei seinem freunde kennen gelernt; die pflichten gegen das vaterland, von denen später im drama so viel die rede ist, sind sicher ein gegenstand ihrer gespräche gewesen.' Dabei fasst er nirgends die fähigkeit der gestaltenschöpfung ins auge, nirgends misst er die kunst der charakteristik bei Leisewitz an dem drama seiner zeit.

Am meisten bedenken erweckt der abschnitt über den 'gehalt des dramas'. In ganz abstrakter weise fasst K. ihn zusammen: 'an den verschiedenartigsten personen zeigt der dichter, wie die leidenschaft überall im menschen als keim vorhanden ist'. Eine überraschende wahrheit! 'Weder verständige überlegung, noch bewusster wille, noch edles gefühl können die macht der leidenschaft besiegen. Der mensch ist ihr ohne wirksame waffen rettungslos ausgeliefert.' Damit wären wir glücklich bei der seit einem menschenalter abgetanen methode wieder angelangt, die 'idee' eines dramas in form eines moralischen satzes herauszudestillieren. Was ist mit solchen ganz allgemeinen formeln eigentlich gewonnen? Auf wie viele dramen lässt sich z. b. die hier entwickelte nicht genau ebensogut anwenden?

Am schroffsten macht sich diese abstrakt-verstandesmässige art, eine dichtung zu betrachten, geltend bei der besprechung der Emilia Galotti, die K. zum vergleich heranzieht, weil durch die hier vertretene entgegengesetzte auffassung 'vielleicht Leisewitz zur niederlegung (!) seiner ansicht in Julius bewogen' sei. Er meint: 'vater und tochter bringen es fertig (!), leidenschaftliche gefühle unter die macht ihrer vernünftigen einsicht zu beugen und so auf sittliche grundsätze rücksicht (!) zu nehmen. Das ist Lessings forderung: die leidenschaft muss der vernünftigen, kühlen (!!) überlegung weichen, und sie kann es auch.' Dem entsprechend schildert er die stimmung der Emilia in der katastrophe: 'Sie erwägt, ganz einfach und nüchtern (!) überlegend, dass im hause der Grimaldi ihre unschuld der verführung zum opfer fallen wird' usw. Ebenso 'zwingt Odoardo das gefühl unter den verstand'. Man mag über den problematischen ausgang der E. G. denken wie man will, man mag mit Goethe noch so sehr das 'gedachte' im drama empfinden — aber diese auffassung, die aus den gestalten des dichters 'nüchtern' ihrer 'vernünftigen einsicht' folgende moralische marionetten macht, sollte doch ausgeschlossen sein. Übersieht denn K. ganz, wie fassungslos Odoardo der letzten szene mit seiner tochter entgegengeht, wie er den eigenen klaren willen so völlig verloren hat, dass er fliehen will und dann fatalistisch in ihrem plötzlichen erscheinen einen wink des himmels sieht? Ahnt er denn gar nicht, wie seltsam sich in E. die dunklen motive verschlingen, die in ihr die leidenschaftliche todessehnsucht hervorrufen? Wahrlich, wer hier 'einfache und nüchterne überlegung' sieht, der hat Lessing nicht verstanden.

Das wertvollste an dem buche ist der eingehende nachweis des einflusses, den die Nouvelle Héloise auf die handlung und die figuren des dramas und überhaupt Rousseau auf die anschauungen L.s gehabt hat.

In der sehr sorgfältigen bibliographie vermisse ich nur den aufsatz von G. Schaaffs in der Modern Language Review jan. 1911 p. 9–22.

WEIMAR. GUSTAV KETTNER.

Schillers Don Carlos, edited with introduction, bibliography, appendices, notes and index by Frederick Lieder. Oxford university press 1912. LXXX, 585 s.

Zu dem reichtum unserer literarhistorischen arbeiten steht in auffallendem missverhältnis der mangel an gründlichen kommentaren zu unsern klassikern. Zwar werden jahraus, jahrein ausgaben mit erläuterungen für den schulgebrauch in kaum zu übersehender fülle auf den markt gebracht, aber das meiste davon ist reine fabrikware, mit leichter mühe zusammengeschrieben und gewöhnlich so oberflächlich, dass man sich fast scheuen möchte, von dem niveau der herausgeber auf das der schulen, denen sie dienen wollen, schlüsse zu ziehen. Ganz vereinzelt ragen, wenn man von Faustkommentaren absieht, ausgaben wie die des Tasso von Franz Kern aus dem wust hervor. Die ausländischen kommentare sind zum grossen teil schon deshalb gezwungen, einen wissenschaftlicheren charakter anzunehmen, weil sie meist für studienzwecke an universitäten berechnet sind. Besonders einige von deutschen dozenten an englischen und amerikanischen universitäten verfasste verdienen hier lobend hervorgehoben zu werden; ich nenne z. b. Polls Emilia Galotti (Boston, Ginn & Co. 1895), Diekhoffs Nathan den weisen (Newyork, American book company 1902), Buchheims German classics (Oxford, Clarendon press), von denen seine ausgabe der Maria Stuart durch die eindringende selbständige quellenforschung auch für die deutsche forschung von wert ist, auch die Pitt press series (Cambridge, university press), die vor kurzem eine gute ausgabe des Nathan von Robertson brachte.

In der Oxford university press erscheint jetzt eine neue German series unter der leitung von Julius Goebel: zu ihr gehört die vorliegende ausgabe des Don Carlos. Sie bietet zwar nichts neues, fasst aber die ergebnisse der forschung sorgfältig und übersichtlich zusammen. Die einleitung schildert im anschluss an eine charakteristik der zeit die entstehung des dramas und gibt einen überblick über die quellen; dann wird das verhältnis der dichtung zur geschichte, die metrik und die aufnahme des dramas behandelt. Ein besonderes kapitel ist dem 'Don Carlos theme in litterature' gewidmet. In der angehängten bibliographie vermisse ich J. Robertson 'Schiller after a century' (Edinburgh and London 1905), das dem hrg. doch naheliegen musste: er hätte hier p. 44–68 eine sehr klare und treffende studie über das verhältnis des Don Carlos zu Voltaires historischen dramen gefunden. Der druck des textes schliesst sich der Cottaschen säkularausgabe an, die den letzten druck von 1805 zugrunde legt. Die sehr eingehenden anmerkungen dürfen natürlich nicht von unseren bedürfnissen aus beurteilt werden. Gewissenhaft sucht der hrg. alle schwierigeren stellen zu erklären. Bei den sachlichen erläuterungen verfällt er mitunter in einen fehler, an dem auch unsere schulausgaben oft leiden: er bringt allerhand geschichtliche u. a. notizen bei, die für das verständnis der dichtung ganz gleichgiltig sind. Was braucht ein leser z. b. über die geschichte der stadt Toledo zu wissen oder zu erfahren, dass der Louvre 'now a famous art gallery' ist? oder

gar bei dem bildlichen gebrauch des wortes 'fasching' (v. 937) nicht bloss von H. Sachsens fastnachtspielen zu hören, sondern sogar, dass 'Shrove Tuesday is a legal holiday in the parish of Orleans, Louisiana'?

WEIMAR. GUSTAV KETTNER.

Albert Leitzmann, Die quellen von Schillers Wilhelm Tell. [Kleine texte für vorlesungen hrg. von Hans Lietzmann, heft 90.] Bonn, A. Marcus & E. Weber 1912. 47 s. 1,20 m.

Zweimal sind in den letzten jahren Schillers hauptquellen abgedruckt: 1905 stellte E. v. Sallwürk (bei Gutsch in Karlsruhe) die betreffenden abschnitte aus Tschudi und Etterlin zusammen und fügte dazu ein paar stellen aus Joh. Müller (nach der ausgabe von 1806!); 1910 besorgte dann P. Meyer nochmals einen neudruck der erzählung Tschudis (bei Beck in München). Das vorliegende buch geht nicht wesentlich über seine vorgänger hinaus; von einer zusammenstellung 'der quellen', die der titel verheisst, ist es weit entfernt. Der verfasser hat es sich etwas bequem gemacht. Er gibt zunächst einen abdruck Tschudis. Dabei hat ihm augenscheinlich Meyers text als druckvorlage gedient. Die abschnitte, die dieser ausgelassen hat, fehlen auch bei ihm. So der bericht über die teilnahme der Schweizer an der belagerung von Favenz und den freibrief kaiser Friedrichs (Tschudi s. 134), auf den die verse im Tell 911, 1215 zurückgehen; so ferner das hurnussenwunder (Tschudi s. 241 A) = Tell 2671 f.; so die erzählung (Tschudi s. 245 B), wie herzog Hans 'sich bekleidt wie ein beghart-bruder, zoch über das gebirg in Italiam', die Schiller in V, 2 benutzte. Wie Meyer übergeht auch er Iselins anmerkungen, obwohl sie doch zum teil als quelle in betracht kommen. So fand Sch. hier s. 234 c die angabe 'von Melchtal seye nicht seines geschlechts namen, sondern des orts gewesen, da dieser landmann gewohnet, und habe eigentlich von der Halden geheissen' (= v. 560—63), und in anm. e: 'andere wollen, er habe ihm all sein haab und gut genommen' (= v. 605); die letztere anmerkung ist um so wichtiger, da Roethe aus der abweichung Schillers vom texte der erzählung ('er nam im ouch nützit dest minder die ochsen ouch, und musst dem diener grossen kosten geben für den lamtag des fingers') falsche schlüsse gezogen hat. Zwar hat L. den sehr nachlässigen abdruck Meyers nach dem originale sorgsam revidiert, aber einzelne fehler sind doch stehen geblieben, wie z. b. (ich habe natürlich nur stichproben gemacht) 19, 8 'einen pfyl', wo Tsch. das neutrum hat, 27, 29 'landen' statt 'lande'. 27, 30 'war' statt 'was'.

Zu Tschudi fügt dann L. nur noch einen abdruck der von Goedeke, Schwenke und Müller veröffentlichten kollektaneen Schs. Aber weder erschöpfen diese die von dem dichter aus den hier ausgezogenen büchern benutzten stellen, noch ist damit der kreis der überhaupt von ihm verwerteten quellen abgeschlossen! Auch hier könnte übrigens der text sorgfältiger behandelt sein. In dem titel von Etterlins chronik heisst es nicht 'sonst seltzame stritenn', sondern 'sust seltzam stritten'.

Der rest des buches hat mit dem titel nichts zu tun; er enthält den abdruck einiger szenen aus Ambühls Tell, den Sch., wie L. selbst angibt, nicht benutzt hat, ferner der fragmente älterer entwürfe und endlich des verzeichnisses der dekorationen, das Sch. dem briefe an Iffland vom 5. dez. 1803 beilegte.

WEIMAR. GUSTAV KETTNER.

Friedrich Schönemann, L. Achim von Arnims geistige entwickelung an seinem drama 'Halle und Jerusalem'. [Untersuchungen zur neueren sprach- und literaturgeschichte, hrg. von Oskar F. Walzel. Neue folge. Heft XII.] Leipzig, H. Haessel 1912. XV, 269 s. 6 m.

Wilhelm Frels, Bettina von Arnims Königsbuch. Ein beitrag zur geschichte ihres lebens und ihrer zeit. Schwerin in Meckl., kommissionsverlag von Alfred Schmidt 1912. V, 127 s. 2,50 m.

Die beiden vorgemerkten bücher können wohl in einem zusammenhange mit einander betrachtet werden. Beide verfasser streben eine erhellung der geistigen entwickelung der beiden so nahe verbundenen persönlichkeiten an. Es ist gewiss richtig, dass Achim von Arnim seine gemahlin Bettina, trotz ihrer ursprünglichen und niemals aufgegebenen selbständigkeit, in allgemein-literarischer wie insbesondere preussisch-politischer hinsicht beeinflusst hat. Sie erlebte als seine braut und junge frau die dichterische und geistige entwickelung ihres gemahls teilnehmend mit; nach seinem tode entfaltete sie als schon ältere frau ihre eigenen schriftstellerischen fähigkeiten. Schönemann nimmt eines der jugendwerke Arnims, Frels eines der spätesten werke Bettinens zum ausgangspunkt der untersuchung. Beide umfassen ihren gegenstand mit gleicher liebe: aber Schönemann etwas forsch, scharf im urteil und ausdruck; Frels ruhiger, mehr sich hingebend und hingabe von dem leser fordernd.

Schönemann weist dem drama 'Halle und Jerusalem' (1810) eine art von zentralstellung an, in dem gewissermassen alles frühere mitenthalten sei, das zur zeit der abfassung gegenwärtige verhältnis des dichters sich abspiegele, und das künftige sich ankündige. Aber er geht über Arnims eigene anfänge viel weiter rückwärts, sucht zusammenhänge seiner kunst mit dem sturm und drang, mit der empfindsamkeit, mit Goethe und der übrigen romantik aufzudecken, sein persönliches verhältnis zu Clemens Brentano, Görres und anderen herauszulesen und auf grund all dieser betrachtungen Arnim in seiner gesamtheit zu erfassen. Die verbindungen werden teils an der hand von zeugnissen, teils durch kritisch-philologische hilfsmittel gewonnen, wobei, wie es nicht anders sein kann, der grad der wahrscheinlichkeit oder glaubwürdigkeit verschieden ausfällt. Der letzte abschnitt ist stilistischen bemerkungen gewidmet, und einem verständigen, etwas selbstkritischen schlussworte reihen sich noch eine anzahl exkurse an, die einzelne fragen weiter verfolgen, als es die ökonomie des buches im texte selber zulassen durfte.

Frels hält sich im ganzen enger an seinen gegenstand, das Königsbuch (1843), dessen allmähliche entstehung nach der thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. er darlegt, und aus dessen leidenschaftlich sich überstürzender inhaltsfülle er die leitenden gedanken herausholt. Es sind – auf die einfachste form gebracht – politische, religiöse und soziale ideen, mit denen Bettina in ihrem buche operiert. In den religiösen waltet ein gefühlsmässiger pantheismus, in den politischen ein liberal-vernunftrechtliches moment vor; in den sozialen erscheint Bettina am meisten selbständig. Sie sieht das politische unheil kommen, und in ihrem eifrigen bestreben, den edlen könig zu 'retten', verlangt sie eine freie, durch keine amtliche zwischenbehörde (minister) behinderte wechselwirkung zwischen volk und monarch. Sie glaubt im romantischen sinne an das volk, dessen soziale lage sie zu heben bemüht ist. Sie hält todesstrafe, damaligen strafvollzug und manches andere für menschenunwürdig und fordert abschaffung oder änderung. Im ver-

brechen sieht sie die natürliche folge der sünden der herrschenden klassen. Das elend der Berliner wohnungsnot tritt ergreifend in den dem buche angehängten berichten des Schweizers Grunholzer zutage. Von den geschichtlichen betrachtungen geht Frels ebenfalls zu stilistischen bemerkungen über, die zum teil wortstatistischen erhebungen gleichkommen, und wendet sich zuletzt gegen L. Zurlindens buch: 'Gedanken Platons in der deutschen romantik', dessen einer abschnitt Bettinen gewidmet ist, deren politische ansichten durch Schleiermacher von Plato beeinflusst seien.

Man erkennt vielleicht aus diesen inhaltsaufstellungen, wie die beiden bücher, ob sie gleich verschieden angelegt sind, doch in der ausführung und im ergebnis sich nähern, und das verdienstliche beider muss durchaus anerkannt werden.

BERLIN-FRIEDENAU. REINHOLD STEIG.

Ferdinand Vetter, Jeremias Gotthelf und Karl Rudolf Hagenbach. Ihr briefwechsel aus den jahren 1841–1853. Basel, C. F. Lendorff 1910. VI, 115 s. 3 m.

Als die ersten eisenbahnschienen im Schweizerlande gestreckt wurden, wanderten diese briefe zwischen dem Basler Heuberg und dem tal der wilden Emme gemächlich hin und wieder, und besorgt fragt der Basler gottesgelahrte angesichts der neumodischen fahrstrasse: Wird es auch heissen: bereitet dem herrn den weg? Seit der pfarrer zu Lützelflüe und der professor der theologie im september 1841 auf der versammlung der Schweizerischen gemeinnützigen gesellschaft zu Basel flüchtige jugendbekanntschaft erneut und in gegenseitiger schätzung ihrer ergänzenden eigenart und tätigkeit für kirche und volk zu dauernder freundschaft vertieft hatten, standen sie bis zum tode des älteren (1853) in verkehr durch austausch von briefen und druckschriften und gelegentliche, wenn auch seltene persönliche begegnung. Den briefwechsel legt uns Ferdinand Vetter vor als 'selbsterzeugnisse zweier wackerer freunde, zweier guter Schweizer, zweier trefflicher menschen, eines guten Baslers und eines guten Berners' (s. VI), als einen beitrag zu ihrem lebens- und charakterbilde, als ein denkmal schöner freundschaft zwischen dem gelehrten und dem volksschriftsteller.

Zwei ganze menschen, menschen mit schwächen und stärken, fest verwurzelt ihrer familie, ihrem vaterlande, geben hier kunde von ihrem engeren sein in vertrauter, unbekümmerter zwiesprache, jeder voll anteilnahme am schaffen und geschick des andern. In dörflicher abgeschlossenheit 'wohlets' dem pfarrer, im geiste wieder ein stündlein bei dem freunde auf dem Heuberge zu verplaudern, von kleinem und grossem zu sprechen, von familie und politik, von den leiden und freuden des berufes und der pein der schriftstellerei, zuvörderst aber immer vergnüglich zu wettern über die saumseligen drucker, die sind 'wie die schneider, versprechen und halten sind zwei' (s. 74). So zeichnen sie jeder das bild ihres wesens, unmittelbar und unbewusst. Der pfarrer ursprünglich und leidenschaftlich sich äussernd, so leidenschaftlich, dass der herausgeber manche stellen im druck weglassen musste, stark in seinem hasse, bedingungslos so oder so, keine kompromissnatur, ein erquickend frisches temperament. Und der feinsinnige gelehrte, nicht so draufgängerisch und unmittelbar, sachlicher, verstehender, eine abwartende, kritisch

wägende gelehrtennatur. Zwei verschiedene, aber kernhafte und aufrechte männer, einig im festhalten an altem, bewährtem besitz, einig im kampf gegen das 'neuthum' in politik, staat, kirche, wissenschaft und schule; geschieden wiederum durch die art der geistigen waffen, mit denen sie ihm begegnen, der 'tirailleur' und der 'grenadier', wie B. (s. 39/40) den unterschied kennzeichnet, er selber mit dem drange, hand anzulegen, einzufallen in feindliches gebiet und die seinen zum viereck zu ordnen, eine kämpfernatur; der freund ein soldat nur in der phalanx der alten. er vergleicht sein häusliches stilleben dem aufgezogenen uhrwerk im glockenturm, in dem es sturm läutet (s. 57). Jener den 'Deutschen' unversöhnlich feind, dieser resigniert bekennend: wir müssen doch nun mal Deutsche sein. Beide gegner der neuen entwickelung, aber nicht in unfruchtbarer negation und verbitterung sich verzehrend, sondern schöpferisch im höchsten grade, ja durch den kampf mit kräftigen schaffensimpulsen erfüllt; sind diese jahre, die politisch bewegtesten, doch zugleich auch ihre fruchtbarsten. Und wenn das fast dramatische interesse dieses briefwechsels darauf beruht, dass zwei selbständige naturen, deren geistige wurzeln in einer absterbenden epoche ruhen, in der kraft und reife ihres schaffens einer zeit gegenübertreten, die alte formen zerbricht und ringend neue gebiert, deren geist ihnen unverständlich ist, weil er anders geartet ist, so ist es doppelt interessant, dass das neue nicht bloss bespöttelt wird als 'cannibalenhumanität' und 'zigeunerliberalismus' (H. a. B. s. 65), nicht nur befehdet und gehasst, sondern von Hagenbach zugleich auch als gewaltig empfunden wird und ihm, je weniger man bedeutende menschen handeln sehe, um so mehr den charakter einer blind gärenden naturkraft zu tragen scheint (H. a. B. s. 62); der dorfpfarrer indessen lebt 'in solcher ruhe und friedlichkeit, dass, wer die zeitungen nicht liest, nicht von ferne den vulkan ahnen würde, auf welchem wir sitzen' (s. 59). So sind diese blätter voll von mannigfachen reflexen einer bewegten zeit. Interessante einzelheiten findet man in fülle; so wird Jacob Burckhardt (s. 45) erwähnt und erhält von dem älteren kollegen einen 'gescheuten kopf' bescheinigt. Schon liest der feinsinnige theologe über ursprung und geschichte der weihnachtsfeier (s. 28 ff) mit besonderer rücksicht auf die volkssitte und erkundigt sich bei dem freunde nach den weihnachtssitten im Emmental. Bei dem öffentlichen vortrag freilich muss er innerlich seufzen. Der eine erwartet eine asketische vorbereitung auf die weihnachten und meint bei erwähnung all des 'heidnischen': 'Das ghört jetz nid do umme!' und den wissenschaftlich geschulten enthält er wieder zu viel erbauliches (s. 28–39). Es bedarf kaum des hinweises, dass beider männer wesensart sich auch in ihrem briefstile ausprägt. Bitzius spricht unmittelbar, in volkstümlichen worten und wendungen; er steckt ganz in allem, was er sagt, ist von der momentanen stimmung ganz erfüllt; höchst charakteristisch rechtschreibung und zeichensetzung! Hagenbach hält mehr distanz; er bringt es vielfach zu einer geformten prosa (mit furchtbaren abkürzungen). Der dorfpfarrer schreibt auf grosses, schmuckloses postpapier, der gelehrte auf feine kleine bogen verschiedener färbung. – Ein geschmackvolles geleitwort (s. III–VI), wohltuend durch kürze und prägnanz, führt uns in den briefwechsel (s. 1–91) ein, der ohne zwischenbemerkungen aufgerollt wird und 37 doppelnummern zählt, einschliesslich der mitteilung vom ableben B.s durch den sohn und der antwort Hs. Von B. fehlen 4, von H. 8 briefe; unzweifelhaft verloren gegangene sind als 'fehlend' vermerkt und mit andeutung ihres vermutlichen inhalts eingereiht. Es folgen fortlaufend numerierte anmerkungen zum verständnis des einzelnen (s. 95–111), sowie angaben über herkunft, überlassung und behandlung der original-

briefe (s. 111 u. 112). Den beschluss macht ein verzeichnis der in den briefen vorkommenden personen- und ortsnamen.

DANZIG. CARL MEYER.

Paul Weiglin, Gutzkows und Laubes literaturdramen. Berlin, Mayer & Müller 1910. [Palaestra CIII.] 173 s. 4,80 m.

Dem lange zeit in misskredit gebliebenen Jungen Deutschland wendet sich in den letzten jahren ein wachsendes interesse zu. Mag auch J. Proelss in seinem buche über 'Das junge Deutschland' als einer 'literarischen rettung' in der apologie oft zu weit gegangen sein, so dringt doch immer mehr die erkenntnis durch, dass jene zeit mit ihrer 'mehr auf gedanken als formen gerichteten bildung' [1] eine fülle von werten, wenn auch weniger rein künstlerischer art als an neuen ideen und anregungen, in sich birgt, die auch für die gegenwart noch mehr als ein bloss historisches interesse haben. Es war eine hervorragende epoche in der bildungsgeschichte unserer nation, und ihr grösster vertreter, Gutzkow, in seinem humanistischen bildungsstolz und seiner geringschätzung aller 'autodidakten', fühlte sich bewusst als ein 'die literatur als kulturmoment weiter führender dichter' (Dionysius Longinus s. 28) mit seinem preise der 'tendenz, die dem nationalen bildungstriebe diente' (Longinus 47).

Solche tendenzen wird jede bearbeitung jener zeit ebenso wie das ästhetische moment zu berücksichtigen haben, wie es auch die studie W.s tut, eine durch ihre form und ihr sachliches urteil ansprechende darstellung, die eine willkommene ergänzung zu den arbeiten Houbens bildet. W. behandelt am biographischen leitfaden die dramen Gutzkows und Laubes, soweit sie personen und motive aus der literaturgeschichte verkörpern oder, mit einem ausdruck E. Wolffs, 'poesie über die poesie' sind. Es gelangen so zu ausführlicher besprechung nur 'Richard Savage', 'Das urbild des Tartüff', 'Der königsleutnant' und 'Lorbeer und Myrte' von Gutzkow, 'Gottsched und Gellert' und 'Die Karlsschüler' von Laube. Diese stücke werden nicht nur analysiert, sondern auch ihr verhältnis zur geschichte geprüft, die für Gutzkow so charakteristischen umarbeitungen berücksichtigt und die aufnahme bei den zeitgenossen und die bühnenschicksale verfolgt. Ausserdem führt W. noch 'Zopf und schwert' und 'Uriel Acosta' an, um die gestalten Eckhofs und Spinozas zu behandeln, wobei er mit recht das unkünstlerische hineintragen und den billigen effekt, mit trägern grosser namen zu wirken, verwirft. Aus Laubes 'Statthalter von Bengalen' wird der verfasser der berühmten Juniusbriefe erwähnt. Gutzkows 'Ella Rose' zieht W. zwar gleichfalls heran, rechnet es aber nicht zu den literaturdramen, weil der darin auftretende dichter William Tailfourd nicht in seiner eigenschaft als poet erscheint. Kann dies auch nicht bestritten werden, so bleibt das drama durch seine stilisierung um so charakteristischer für Gutzkows manier: der dichter kann es sich nicht versagen, dies drama eines eheproblems, das in seinem hauptmotiv an Ibsens 'Nora' anklingt [2], aus der stille einer ländlichen

1) Gutzkows ausgewählte werke, hrg. von Houben, XII, 68.
2) Charakteristischerweise ändert Laube (Ausgew. werke V, 125) den titel 'Ella Rose oder die rechte des herzens' um zu 'Ella Rose. oder: die rechte des weibes'.

pächterwohnung in das Londoner literatur- und theaterleben zu versetzen, um es wie sein 'urbild des Tartüff' im theater selbst enden zu lassen. Ein solches verfahren steht in striktem gegensatz zu Laube, der in seinem 'Gottsched und Gellert' die beiden titelträger kaum als dichter auftreten lässt und einen jungen politiker in den vordergrund rückt. Er versucht im vorwort 'die vielfache äusserung politischer tendenz' zu rechtfertigen und glaubt allen ernstes, solche strömungen in den kreisen Gottscheds und Gellerts nicht nur als möglich, sondern sogar als wirklich vorhanden nachweisen zu können. Aber sein 'charakterlustspiel' bestätigt doch nur die in der damaligen literatur leider so oft erprobte wahrheit von Gutzkows äusserung: 'Ein wahrer feind des wirklichen gedeihens der echten historischen muse ist die tendenz' (Ausgew. werke III, 143).

An einzelheiten sei vor allem auf W.s erörterung des verhältnisses von Gutzkows 'Urbild' zu Molières 'Tartuffe' hingewiesen [1]. Für die 'Karlsschüler' macht W. einen einfluss von Kurz' roman 'Schillers heimatjahre' wahrscheinlich; doch macht er sich selbst s. 145 einen einwand, der stärker formuliert wird, als er tatsächlich ist. Laube sagt nicht, 'er habe sich vor der lektüre des romans gehütet', sondern gibt doch nur das gespräch mit Auerbach wieder, der ihn auf den stoff seines dramas brachte und ihm Kurz' roman zur lektüre empfahl. 'Davor würd' ich mich wohl hüten, wenn ich ein stück schreiben wollte', entgegnete Laube darauf (Ausgew. werke III, 11). Zugleich scheint mir dieser dialog, wie ihn Laube in seiner einleitung zu den 'Karlsschülern' wiedergibt, die annahme W.s auszuschliessen, dass jener den roman schon von früher her gekannt habe. Beiläufig sei erwähnt, dass das Laubische zitat auf s. 149 sich nicht, wie versehentlich angegeben, in der vorrede zu 'Struensee', sondern in der zu 'Gottsched und Gellert' (A. w. II, 291) findet.

Da W. nun einmal Gutzkow und Laube in parallele setzt, wäre es auch wohl von interesse gewesen, etwas über ihre gegenseitige beurteilung zu erfahren. W. macht auf Gutzkows aufforderung an Laube aufmerksam: 'Wir sollten uns dem theater zuwenden'. Dies wort scheint auf Laube geradezu den eindruck eines erlebnisses gemacht zu haben, denn wiederholt führt er es mit variationen in seinen erinnerungen an (Ausgew. werke II, 33; V, 123 f.; VIII, 202; IX, 341), indem er es bald auf die gemeinsame italienische reise, bald auf Gutzkows aufenthalt in Leipzig bezieht und bald als briefliche äusserung auffasst. Beide dichter haben in ihren schriften sich oft gegenseitig charakterisiert, wobei Laube sich bei weitem günstiger und gerechter über die werke seines duzfreundes äussert als umgekehrt; denn Gutzkow nennt jenen sogar einen 'goethisierenden Clauren' (A. w. XII, 101). Laube war für ihn schon 1839 nur 'ein oberflächlicher forscher, ein schlotteriger

1) Im 'Urbild' wird dreimal auf die trüffeln als die lieblingsspeise des scheinheiligen angespielt, wodurch Molière angeblich auf den titel seines lustspiels gebracht worden war. Hierzu sei auf eine vielleicht nicht allgemein bekannte erzählung in den 'Nachrichten von dem leben der mademoiselle Ninon von Lenclos' verwiesen, die sich in der übersetzung 'Der Ninon von Lenclos leben und briefe nebst den briefen der Babet, Leipzig 1755', s. 76 findet.

2) Zwar spricht Gutzkow schon in seiner kritik von Laubes 'modernen charakteristiken' von dessen ehemals etwas schlotterhaftem stil, führt aber doch proben an, 'um einen beweis zu geben, wie lieb mir die beschäftigung mit diesem schriftsteller ist' (Beiträge zur geschichte der neuesten literatur, 1836, I, 35 ff.).

stilist' (XII, 67)[2] und 'vielleicht ein mittelmässiger dramendichter' (XIII, 100), mit dem er noch am lebensende jede innere gemeinschaft ablehnt (Longinus 47, 56, 86).

KIEL. WALTER EIERMANN.

Fritz Mittelmann, Albert Emil Brachvogel und seine dramen [Teutonia hrg. von Wilhelm Uhl. 14. heft]. Leipzig, Eduard Avenarius, 1910. XVIII, 209 s. 5 m.

Die vorliegende arbeit will einen dichter, dem der ruhm seines eigenen erfolgreichsten stückes, des 'Narziss', hemmend im wege stand, der drohenden vergessenheit entreissen und die ihm gebührende stellung in der literaturgeschichte des neunzehnten jahrhunderts verschaffen. Diesem ihrem zwecke kann die studie um so eher gerecht werden, als sie von einer warmherzigen teilnahme an dem dichter und seinem schaffen getragen ist, mag auch die wertschätzung der werke im einzelnen weiter gehen, als man dem verfasser darin folgen wird. In der einleitung gibt M. wertvolle bibliographische ergänzungen zu L. Fränkels artikel in der 'Allg. deutschen biographie'. Vor allem aber ist der arbeit die benutzung von Brachvogels nachlass zugute gekommen, der an vollendeten dramen den 'Bruderstreit' und 'Die gesellschafterin' enthält, die beide nur als privatdrucke für die nächsten freunde erschienen sind. Ausserdem bietet der nachlass an noch unveröffentlichten fragmenten das trauerspiel 'Der stolz von Rom', die bekannte tragödie von Paetus Caecina und Arria, und das lustspiel 'Die anspruchsvollen', das, abgesehen von 'Ali und Sirrah', das einzige lustspiel B.s darstellt und Molières 'Précieuses ridicules' zum vorbild hat. Ausserdem hat M. den nachlass für die biographie des dichters herangezogen, da dessen bisher wenig bekannte jugendzeit durch ein kleines, 1840–1853 geführtes tagebuch nunmehr erschlossen werden kann. Deshalb ist auch dieser lebensabschnitt ausführlicher behandelt worden, um zugleich die erstlingsdramen besser würdigen zu können, während später, mit dem künstlerischen und finanziellen erfolge des 'Narziss', 'Brachvogels leben in wachsendem masse die organische zusammengehörigkeit mit seinen werken' verliert. B.s dramen sind also in den rahmen einer biographie eingepasst und werden einzeln in chronologischer folge besprochen. Diese reihenfolge ergibt nun aber durchaus keine stetige entwicklung, sondern oft einen sprunghaften wechsel, 'ein ewiges schwanken, ein hin und her: in der stoffwahl sowohl als in der art der behandlung' (s. 44). Nur darin gleichen sich die meisten dramen, dass 'der dichter des weltzornes, der idealist als parteigänger der unterdrückten', wie M. ihn s. 184 nennt, in ihnen eine kritik der gesellschaft geben will. Schon die ersten dramen, 'Jean Favard oder die liebe der reichen' und 'Der weisse Paria' deuten im titel ihre tendenz an, und nicht am wenigsten ist der 'Narziss' von leidenschaftlichem ingrimm gegen die sittlich zermürbte gesellschaft erfüllt. Solange er lebe, gedenke er 'die nackte wahrheit, den unrat der gesellschaft, die unvernunft des glaubens und die verwilderte zivilisation unserer tage der welt ins gesicht zu werfen', erklärt der dichter 1848 in dem nachwort zur politischen satire 'Die frösche der Latona'. Mochte er auch mit vorliebe an den öffentlichen zuständen Frankreichs seine kritik üben, so fehlte es doch dabei nie an beziehungen auf seine eigene zeit und sein eigenes vaterland, die damals allgemein verstanden werden mussten und seinen stücken noch andere als

rein künstlerische wirkung verliehen. Auf alles dies macht M. wiederholt aufmerksam, unterlässt es aber, darauf hinzuweisen, einen wie heftigen kampf B. gleichwohl gegen alle tendenzdramatik in seinen 'Theatralischen studien' (Leipzig 1863) geführt hat [1]). Ist nun B. auch keineswegs als tendenzdramatiker in dem engen sinne, wie er selbst einen solchen auffasst, zu bezeichnen, so finden sich in vielen seiner dramen doch genug elemente, die von seiner eigenen verurteilung getroffen werden. Deshalb stehen auch die werke B.s, die sich von jeder tendenz freihalten, künstlerisch am höchsten, vor allem der 'Aham' und der 'Bruderstreit'. Seit dem triumph des 'Narziss' gefährdeten aber zwei weitere momente den künstlerischen wert seiner dramen weit mehr als alle tendenziösen elemente: nämlich die zunehmende effekthascherei, ein äusserliches wirkenwollen um jeden preis, auch mit den billigsten mitteln, wie der 'brillanten beleuchtung', und zum anderen der einreissende usus, die eigenen romane zu dramatisieren, der nur in dem schauspiel 'Der trödler' zu einer erfreulichen leistung geführt hat. Erst wenige jahre vor seinem tode raffte B. sich wieder zu einem reifen kunstwerke hohen stiles auf, dem 'Bruderstreit', der die kämpfe Ottos des grossen um thron und reichseinheit bis zur aussöhnung mit seinem bruder Heinrich darstellt und von M. den preis vor allen anderen dramen des dichters erhält. Diese wertschätzung mag auch die ausführliche inhaltsangabe und wiedergabe längerer partien rechtfertigen. Leider konnte B. mit diesem werke nicht zur bühne durchdringen; ob wir aber wirklich, wenn der dichter erfolg gehabt hätte und nicht vorzeitig entmutigt worden wäre, aus seiner feder die deutschen kaiserdramen besässen, wie M. s. 175 meint, muss doch sehr fraglich erscheinen, namentlich, wenn man bedenkt, dass B. schon drei jahre nach der ablehnung seines 'Bruderstreites' starb.

B. sah in sich einen wendepunkt deutscher literatur (s. 187) und schätzte sich selber als vorläufer einer grösseren zeit ein, als 'eine art mauerbrecher' für die, die nach ihm schaffen würden' (s. 121), und M. sucht dieser selbstbeurteilung geltung zu verschaffen. Aber was bedeutet dabei 'vorläufer'? M. macht ja selbst auf B.s robusten stil al fresco aufmerksam (s. 99) und bezeichnet als seine empfindlichste seite 'die psychologische unmöglichkeit trotz alles äusserlich aufgesetzten realismus' (s. 32). Dazu kommt das rhetorische element, das namentlich in den prosadramen unangenehm auffällt und an stellen starken affekts gern in flüssigen, jambischen rhythmus übergeht, so dass solche 'lyrischen' partien sich wie arien in dem prosaischen rezitativ ausnehmen [2]. Immer wieder ist der dichter dem auch von M. wiederholt gerügten hange zur leeren phrase erlegen. Alles das sind faktoren, die B. als wenig geeignet zum 'vorkämpfer' für eine grössere zeit erscheinen lassen, und tatsächlich ist es ja auch niemandem eingefallen, an ihn anzuknüpfen, um auf solchem grunde eine höhere form des dramas aufzubauen. Was will es da besagen, wenn sich in B.s letztem stück, der 'gesellschafterin', viele züge

1) In dem abschnitt 'Was ist idee, was ist tendenz im drama'? B. stellt darin die unendliche, ewige, nie in ihrer absoluten bedeutung realisierbare idee der blossen tendenz gegenüber: 'Unter ihr versteht man jeden gedanken, der sich unter gewissen historischen bedingungen, zu einer gewissen zeit, an einem gewissen ort, in einem gewissen teil der menschheit erzeugt und zu wirken aufhört, wenn diese gewissen zeiten, gelegenheiten und teile der menschheit aufhören. Vor allem ist tendenz aber jede schwebende idee (tagesfrage) der gegenwart' (Theatral. stud. s. 60).

2) Es sei vor allem an die schwärmerische rede Mondecaus vor Richelieu erinnert (Mondecaus, II. akt, 4. auftritt).

finden, die äusserlich an Ibsen und das moderne drama erinnern, zumal jenes werk doch gar nicht öffentlich erschienen ist? B. nimmt, wie auch M. (s. XVII) betont, in der literaturgeschichte des 19. jhs. durchaus eine sonderstellung ein; aber ich halte es nicht für richtig, die frage, ob er epigone war, nach der stoffwahl seiner dramen zu entscheiden: die künstlerische originalität eines dichters ergibt sich doch nicht — oder wenigstens nicht in erster linie — aus der wahl des rohstoffes, sondern aus dessen stilisierung und den daran entwickelten motiven. Aber es ist M. zuzugeben, dass B.s eigentümliche stellung durchaus dazu berechtigt, ihn zunächst einmal im wesentlichen für sich, ohne stilgeschichtliche beziehungen zu seiner zeit, als dramatiker zu analysieren.

Was die besprechungen der einzelnen werke angeht, so möchte ich nur auf die ausführlichste, die des 'Narziss', hinweisen, der allein 46 s. gewidmet sind. Alle bisherigen ausgaben dieses trauerspiels stimmen unter sich und mit dem ersten manuskriptdruck wörtlich überein. Aber schon der dichter hatte darauf aufmerksam gemacht, dass das stück ursprünglich einen anderen schluss gehabt habe. Diese erste fassung, die noch vor der uraufführung zu der allgemein bekannten form umgearbeitet wurde, hat M. in gestalt der von B. eingereichten manuskriptabschrift im archiv des kgl. schauspielhauses in Berlin gefunden und teilt alle wesentlich veränderten szenen in der ursprünglichen fassung mit. Am wichtigsten ist die umarbeitung des schlusses, wo ursprünglich die Pompadour wirklich unmittelbar an dem mordanschlag Choiseuls zu grunde geht und Narziss gift nimmt, das er von seinem einstigen weibe erhalten hat. Von der berühmten wahnsinnsszene findet sich in dieser fassung noch keine spur. M. untersucht ferner das verhältnis des 'Narziss' zur geschichte und zu seinen vom dichter selbst angegebenen quellen, Diderots dialog 'Le neveu de Rameau' nach Goethes übersetzung und den 'Tableaux de Paris' des Mercier. Das interessanteste problem bei der entstehungsgeschichte des 'Narziss' ist doch wohl die frage, wie B. auf die kühne, unhistorische verknüpfung des Narziss mit der Jeanne-Antoinette Poisson, der späteren marquise de Pompadour, gekommen ist. M. möchte dies allein aus B.s ungeheurer neigung zum kontraste heraus verstanden wissen und lehnt den erklärungsversuch R. Schlössers ab (s. 70), der mir aber viel einleuchtender zu sein scheint als M.s gar zu allgemeine erklärung. Schlösser geht von den worten Rameaus bei Diderot aus: 'Früh oder später hätte sie einen generalpächter gewonnen'. Tatsächlich ist die Pompadour vor ihrer verbindung mit dem könige die gemahlin eines finanzpächters d'Etiolles gewesen, der auch im drama erwähnt wird. Die vermutung liegt also doch nahe genug, dass B. bei den zynischen worten des Diderotschen Narziss sofort an die Pompadour gedacht hat. In dieser vermutung bestärkt mich noch der umstand, dass B. den finanzpächter d'Etiolles und Narziss in enge verbindung miteinander bringt: die Quinault und Choiseul können sich das erschrecken der Pompadour beim anblick des Narziss nur durch 'eine frappante ähnlichkeit' zwischen Narziss und d'Etiolles erklären [1]. So wird also die gestalt des finanzpächters für die phantasie des dichters die brücke gebildet haben, die von Narziss zur Pompadour führt, und deshalb auch im drama eine solche rolle spielen.

Allein dem 'Narziss' hat M. eine eingehendere analyse der stilmittel zuteil werden lassen, leider nirgends eine zusammenfassende charakteristik der drama-

1) Vgl. Brachvogels Narziss, hrg. von Hirschberg, Leipzig, Reclam, s. 45, 55, 72, 78, 79.

tischen kunstform des dichters gegeben, wie überhaupt bei ihm die stilistische betrachtungsweise etwas zurücktritt. Namentlich B.s art zu motivieren und treibende kräfte bald immer wieder zu verdeutlichen, bald sprunghaft eintreten zu lassen, hätte erwähnt werden können [1]. Äusserungen, die eine person im wahnsinn macht, sind nicht selten vorbereitet worden. So erinnert Aham (II. akt, 2. auftritt) die infantin Juanna an die fabel des menschensuchenden Diogenes, und am schluss der tragödie sagt die wahnsinnige Juanna: 'Ich such' gleich Diogen' in allen strassen die menschen auf; — und finde sie nicht mehr!' In der 'Prinzessin Montpensier' wird das motiv des trossbuben mit seinem liede immer wieder aufgegriffen und förmlich zu tode gehetzt [2]. Die der Schillerschen diktion angenäherte sprache des 'Aham' ist reich an sentenzen, und so kommt es, dass ein ausspruch der Tarbis später von Juan wörtlich wiederholt wird, worin man wohl kaum eine absicht wird vermuten dürfen [3]. — Anhangsweise sei noch erwähnt, dass in dem zitat s. 95 zeile 13 von oben das wort 'schauspieler' sinnwidrig und durch 'schriftsteller' zu ersetzen ist, wie auch ein vergleich mit B.s 'Theatral. studien' s. 54 lehrt.

STRALSUND. W. EIERMANN.

Albert Malte Wagner, Das drama Friedrich Hebbels, eine stilbetrachtung zur erkenntnis des dichters und seiner kunst. [Beiträge zur ästhetik, hrg. von Theodor Lipps und R. M. Werner.] Hamburg und Leipzig, Voss 1911. XII, 522 s. 7 m.

Vom stil aus sucht der verfasser das drama Hebbels zu bestimmen. Er führt aus, dass Hebbel, der nur dichten kann, wenn ihn eine idee begeistert, in der idee die innere form seines dramas findet. Diese innere form trägt rednerischen charakter. Literarische einflüsse hat Hebbel nur wenige erfahren, von seiner verwandtschaft sind eigentlich nur Schiller und Lessing zu nennen. Aber Hebbels innerer und äusserer rednerischer stil ist von grösserer vielseitigkeit, tieferem reichtum. Wagner betrachtet im einzelnen den monolog und dialog in Hebbels drama und bringt eine fast erdrückende fülle von material zusammen, womit er genauer die züge seiner kunst bestimmt. Dass dies immer mit der nötigen überzeugungskraft geschehen ist, kann ich nicht sagen; die schlussfolgerungen wirken oft überraschend, z. b. wenn er behauptet, die hyperbel Hebbels entstamme der leidenschaft, und dabei eine reihe von konzessionen nach der anderen seite machen muss. Auch kann ich dem beweise von Hebbels anschaulicher bühnenphantasie nicht folgen.

Mit andacht und liebe zu Hebbel ist die arbeit geleistet; aber ein ästhetischer und historischer sinn muss den unerhört verächtlichen ton gegenüber Grabbe zurückweisen. Hebbel ist Grabbes antipode; dass er aber seine einflüsse doch mannigfach erfahren hat, habe ich in einer kleinen schrift über 'Hebbel und Grabbe' bewiesen.

MÜNCHEN. ARTUR KUTSCHER.

1) Vgl. z. b. die vielen stellen, wo die verschiedensten personen, auch er selbst, auf Mondecaus ruhmsucht und ehrgeiz hinweisen, etwa mit dem plötzlich eintretenden widerruf Richelieus (Brachvogels Ausgewählte werke bd. II, s. 445, 450, 456, 458, 459, 470, 486, 489).

2) Vgl. Brachvogels Ausgewählte werke bd. II, s. 293, 306, 312, 321, 347, 348, 351, 359.

3) Vgl. Brachvogels Ausgewählte werke bd. II, s. 121, 171: 'Des lebens zweck steht höher wie das leben!'

Beiträge zur Schweizerdeutschen grammatik, im auftrage des leitenden ausschusses für das Schweizerdeutsche idiotikon hrg. von **Albert Bachmann.** Frauenfeld, Huber.

1. Jakob Vetsch, Die laute der Appenzeller mundarten. 1910. 254 s. 2,40 m.
2. Elisa Wipf, Die mundart von Visperterminen im Wallis. 1910. 198 s. 1,60 m.
4. Emil Abegg, Die mundart von Urseren. 114 s. 2 m.
5. Fritz Enderlin, Die mundart von Kesswil im Oberthurgau. 203 s. 3 m.

Diese neue sammlung von mundartgrammatiken ist mit freude zu begrüssen. Etwaige bedenken, sie möchte durch zersplitterung die Bremersche sammlung beeinträchtigen, werden überwogen durch die gedanken, dass die sonderbestimmung für schweizerische mundarten manche darstellung veranlasst, die ohne bestehen dieser sammlung nicht zustande oder nicht an die öffentlichkeit käme, und dass durch diese veranstaltung staatliche hilfe für veröffentlichung von mundartgrammatiken gewonnen wird. Das verständnis, mit dem der Schweizer Bund die allseitige erforschung der 'drei landessprachen' fördert, verdient lebhafte anerkennung, die bereitwilligkeit, mit der solche arbeiten dort von geschulten kräften übernommen und von weiteren kreisen unterstützt, sowie das geschick, mit dem sie von fachmännischer seite geleitet werden, nötigen zur bewunderung. Diese deutsche grammatikensammlung, die wie das Schweizerdeutsche wörterbuch unter A. Bachmanns verdienter leitung steht, soll nach dessen ankündigung zugleich die vorarbeit für eine nach abschluss des wörterbuchs auszuarbeitende zusammenfassende grammatik des Schweizerdeutschen leisten. Nach dem verfahren der vorliegenden bände ist zu hoffen, dass auch diese zusammenfassende grammatik der geographie der mundart ihr volles recht geben und damit zugleich einen Schweizerdeutschen sprachatlas bilden wird. Dies ist um so erfreulicher, als im Deutschen Reiche zunächst keine aussicht zu bestehen scheint, dass wir mit hilfe des staates oder der akademien über das Wenkersche werk hinauskommen, obwohl jede neue mundartliche darstellung vor augen führt, wie rasch verfall und vermengung fortschreiten und wie häufig dadurch die heute noch mögliche entscheidung grundsätzlicher und sprachgeschichtlicher fragen gefährdet oder schon unmöglich gemacht wird. Schreiten diese schweizerischen einzeldarstellungen so rüstig weiter, wie sie begonnen haben, so wird die deutsche Schweiz bald über zahlreiche, direkt aufgenommene sprachbezirke und orte verfügen, zwischen denen die verbindenden linien nicht allzuschwer hergestellt werden können. Dabei erschiene es mir im interesse der wissenschaft erwünscht, wenn schon vor der zusammenfassenden gesamtdarstellung der verlauf einzelner linien mit möglichst erschöpfender ortsangabe veröffentlicht werden könnte. Wenn dann solche vorläufige veröffentlichungen ergänzungen von anderer seite hervorrufen, kommt dies wieder der gesamtdarstellung zugute.

Die vorliegenden bände zeigen, dass der herausgeber den bearbeitern in der umgrenzung der zu behandelnden spracherscheinungen viel freiheit lässt. Dies scheint mir durchaus zweckmässig zu sein. Jeder dieser vier bände enthält stücke, die bei weitergehender gleichgestaltung hätten weichen müssen und so vermutlich der öffentlichkeit zunächst vorenthalten geblieben wären. Wenn das hauptgewicht der natur der sache nach auf die darstellung der laute gelegt ist, so ist es besonders erfreulich, dass doch schon zwei der vorliegenden vier bände auch eine behandlung der flexion als vollen bestandteil aufweisen. Nach meinen erfahrungen

bei der Walliser und Berner mundart scheint mir die baldige klärung einer reihe von fragen aus dem gebiete der flexion insbesondere für rückschlüsse auf mhd. verhältnisse und das verhalten mhd. dichter dringend erwünscht. Vielleicht erweist es sich bei künftigen bänden der sammlung möglich, einiges aus der flexion wenigstens anhangsweise beizufügen, auch wo nur unvollständige aufnahmen zu gebote stehen.

Lautbezeichnung und sonstige druckgestaltung ist recht gut. Doch muss auch diese neue sammlung wieder auf den gedanken lenken, wie nützlich es wäre, wenn einmal eine philologenversammlung durch eine besonnene kommission gewisse grundsätze über die bei mundartlichen darstellungen zu wählenden schriftzeichen aufstellen und den druckereien deren beschaffung vor anderen empfehlen würde. Verfassern wie verlegern und druckern würde damit viel unnötige verhandlung erspart und die mundartlichen darstellungen könnten dann auch einen weiteren leserkreis gewinnen. Man brauchte sich nicht gleich über alle einzelheiten zu einigen, feststellung gewisser hauptpunkte wäre schon von nutzen.

Die sammlung führt dann durch die karten des ersten bandes wie durch geographische bezeichnungen im texte auf weitere technische fragen. Ich ziehe hierfür auch gleich den teil des künftig erscheinenden vierten bandes mit J. Bergers lautlehre des St. Galler Rheintals bei, der als dissertation ausgegeben ist. Die reichsdeutschen vorgänge scheinen hier gewisse mängel hervorgebracht zu haben, die an sich der praktischen schweizer art ferne liegen. Einmal sind für orts- und bezirksbenennungen solch weitgehende abkürzungen verwendet, dass das verfahren unpraktisch wird und manchen leser abschreckt. Ich habe mich über diesen punkt wiederholt mit einem vertreter der historischen geographie besprochen und bin dadurch nur in meiner meinung bestärkt worden, dass die abkürzungen wenn irgend möglich nur so weit gehen sollten, dass wenigstens die namen der hauptorte und landschaften für den landes- oder geographiekundigen ohne weiteres (also ohne nachschlagen einer abkürzungsliste) verständlich bleiben. Dies ist in den allermeisten fällen recht wohl durchführbar. Hiernach ist auf schwäbischer seite z. b. Reutlingen, Tübingen, Balingen, Ebingen mit *Reutl.*, *Tüb.*, *Bal.*, *Eb.* und nicht mit *Re.*, *T.*, *Ba.*, *E.* zu geben, auf schweizer seite im kanton Appenzell Innerroden, Ausserroden-Hinterland, Ausserroden-Mittelland mit *I.Rod.*, *A.Rod.Hl.*, *A.Rod.Ml.* oder höchstens mit *I.Rd.*, *A.Rd.H.*, *A Rd.M.* statt mit *I.*, *H.*, *M.* oder im St. Galler Rheintal Altstätten, St. Margarethen mit *A.Stätt.*, *St. Marg.* statt mit *As.*, *S.M.*, in Vorarlberg Bregenz, Rankwil, Feldkirch mit *Breg.*, *Rankw.*, *Feldk.* statt mit *Br.*, *Ra.*, *Fe.* Ein zweiter punkt betrifft die sprachlinien auf karten. Wenn man hier farbige linien als die einzig unterscheidbaren ansieht, so kommt man wie Vetsch und Berger dazu, auf angabe der bedeutung der linien ganz zu verzichten und durch unbenannte schwarze grenzlinien nur zum ausdruck zu bringen, dass an der betreffenden stelle irgendeine beziehungsweise eine vielfache grenze verlaufe. Demgegenüber scheint mir mein versuch in der Zfhdma. 5 hinlänglich zu erweisen, dass man durch beisetzung von nummern auch auf engem raume recht viele linien benennen kann. Gewiss haben farbige linien ihren vorzug, aber wo solche ausgeschlossen sind, können auch die mit nummern versehenen schwarzen recht gute dienste tun.

Von den vier bearbeitern haben Vetsch und Enderlin ihre heimatliche mundart behandelt, Wipf und Abegg mussten sich in fremden mundarten zurechtfinden. Das war für beide erstere ein starker vorteil. Man muss

immer wieder darauf hinweisen, wie gewaltig die schwierigkeit der beobachtung und auffassung wächst, je weiter man sich von der heimatmundart entfernt. Vetsch und Enderlin haben ihren vorteil auch ernstlich ausgenützt und vielerlei aus dem intimsten der mundart zutage gebracht, worauf ein fremder immer nur durch glücklichen zufall aufmerksam wird, und das doch oft zu weitgehenden urteilen oder schlüssen über sprachliche erscheinungen berechtigt. Um so anerkennenswerter ist es, dass derartiges auch bei Wipf und Abegg nicht ganz fehlt. Vetsch hat zugleich die mundart eines grösseren bezirks, Abegg die einer talschaft behandelt; die darstellung Wipfs und Enderlins ist zur hauptsache auf eine ortschaft beschränkt. Dafür haben letztere und Abegg auch die flexion einbezogen.

Vetsch vermag für die Appenzeller mundart sehr genaue bestimmung der artikulation der einzelnen laute, teilweise mit abbildungen, sowie der abstufungen nach exspiratorischem und musikalischem akzent zu geben. Die musikalische abstufung der Appenzeller mundart erweist sich als sehr stark. Die tonsilbe trägt den musikalischen hochton. Bei der artikulation der laute ist besonders bemerkenswert, dass der aus den südwestlichen Schweizerdeutschen mundarten bekannte hohle (dumpf klingende) *l*-laut auch im süden der Appenzeller mundart (von Teufen, Bühler, Gais an) gilt. Bei der bestimmung der abstufungen der geräuschlaute behandelt Vetsch, wie dies bei darstellungen Schweizerdeutscher mundarten allgemein üblich geworden ist, die stärkeren verschlusslaute als mit den langen dauerlauten (reibelauten, nasalen, liquiden) und die weniger starken verschlusslaute als mit den kurzen dauerlauten gleichartig, so dass auch die langen dauerlaute als fortes und die kurzen dauerlaute als lenes bezeichnet werden. In so vielen fällen diese gleichsetzung zweifellos richtig und nützlich ist, birgt sie doch gelegentlich die gefahr in sich, dass man darüber unterschiede, welche sich z. b. im auslaut zwischen momentan- und dauerlaut ergeben können, übersieht. Gegenüber dem unterschied von fortis und lenis steht, wie anderwärts im alemannischen der gesichtspunkt der geminata zurück, da diese nur eine bestimmte aussprache der fortis, nämlich mit silbengrenze in diesem laute, darstellt, die in stellung zwischen sonorlauten usw. eintreten muss, auch bei jeder von haus unverdoppelten verschlussfortis. Für die konsonantenassimilationen gelten die auch anderwärts im alemannischen auftretenden ordnungen. Vetsch kann dabei hübsche belege für angleichung von labialen an dentale und von gutturalen an dentale und labiale geben, so *šlǫssakχ* schlafsack, *šratsęgə* schragsäge, *sębmęl* sägmehl.

Im vokalismus hat die Appenzeller mundart nach Vetsch starke quantitative veränderungen, insbesondere auch zahlreiche monophthongierungen und kürzungen aber mit wenigen weitergreifenden regeln. In zusammensetzungen erleiden auch die tonsilben manigfache schwächung. Die hiatusdiphthongierung von *î*, *û*, *iu* (wozu in Innerroden z. b. auch *glei* < *glī* für *gelîche* gehört) spaltet sie in zwei teile. Man erhält hier durch Vetsch eine genaue grenzbestimmung. Die diphthongierung unterblieb im Hinterland von Ausserroden (Urnäsch, Hundwil, Stein, Herisau, Waldstatt, Schwellbrunn, Schönengrund). Da auch das St. Galler Fürstenland im norden und das Toggenburg im westen wie das im osten angrenzende Innerroden diphthongiert hat, so bleibt nur eine ganz schmale verbindung mit dem längengebiet am Walensee durch die orte Stein und Amden.

In der behandlung von mhd. *ei* nimmt die Appenzeller mundart teil an dem merkwürdigen monophthongierungsstreifen, der dem südfusse des Schwarz-

waldes und dem Bodensee südlich vorgelagert ist und sich von der im allgemeinen diphthongischen aussprache des *ei* im alemannischen stark abhebt. Die Appenzeller mundart gehört zum nordoststück dieses streifens und bildet teilweise die grenze, aber nicht gegen das hauptgebiet der diphthongaussprache, sondern gegen einen ins monopthonggebiet eingreifenden diphthongzipfel, der sich vom östlichen Bodensee am Rhein hinaufzieht und sich dort anschickt, den bis in den Bregenzer wald hineinreichenden monophthongierungsstreifen zu durchbrechen. Wegen der eigenart der verhältnisse und da ich auf grund meiner sammlungen bei hinzunahme der angaben von Perathoner (Vokalismus einiger mundarten Vorarlbergs, 1883) und Berger eine übersicht zu geben vermag, sei hier näher darauf eingegangen. Vom norden und osten des Bodensees, wo *ǫə*, *ǫa* gesprochen wird, zieht sich ein streifen mit dieser diphthongform zu beiden seiten des Rheins hinauf, auf der ostseite das flusstal und die sich dagegen abstufenden halden bis ungefähr zur Liechtensteinischen grenze im allgemeinen voll besetzend (so noch in Nofels, Tosters, Tisis bei Feldkirch), in ähnlicher weise auch auf der westseite von Rheineck aus (hier nur aussprache der alten) bis zu dem diese talseite sperrenden querriegel des Hirschensprungs bei Oberriet hinaufreichend, doch mit ausschluss der am hang des Appenzeller hügellands liegenden orte Altstätten (mit Lüchingen) und Eichberg. Aber auch in den oberhalb des Hirschensprungs folgenden orten Rüti, Sennwald, Salez habe ich noch *ǫə* gehört, nach Berger gilt dort diese aussprache jedoch nur bei der jüngeren generation. Jedenfalls ist die *ǫə*-aussprache hier im begriff, mit der südlicheren diphthongaussprache, die *ęi*, *ai* hat, zusammenzustossen und damit den monophthongstreifen zu durchbrechen. Um diesen ganzen zipfel mit *ǫə* legen sich dann im osten, südosten sowie im westen, nach Bergers darstellung auch im südwesten, monophthonggebiete, ihrerseits mit wechselnder aussprache der länge, so dass im westen zunächst *ā*, dahinter *ę̄* erscheint, im südwesten nach Berger bei den alten ebenfalls *ā*. Im südosten habe ich wie Berger für die nächsten monophthongorte *ā* vermerkt, südlich davon aber *ę̄*, welch letztere aussprache auch an der Ill oberhalb Feldkirch gilt (so auch Perathoner), worauf weiter östlich nochmals *ā* und dann im Montafon *ę̄* folgt. Nördlich der Ill grenzt an den *ǫə*-zipfel im Inneren Bregenzer Wald *ǭ*, das seinerseits im norden an die diphthongische aussprache *oi* im Vorderen Wald angrenzt. Des näheren hat nach Vetsch und Berger, sowie meiner nachprüfung (und gelegentlichen älteren aufzeichnungen) der grossteil des Appenzeller landes *ę̄*; *ā* gilt von westen her am Bodenseerand bis vor Rheineck, beziehungsweise bei der jüngeren generation auch in Rheineck selbst, im St. Galler Grub (gegen *ę̄* im Appenzeller Grub), dann in den Appenzeller orten Wolfhalden, Heiden, Oberegg, Walzenhausen, in den über den berg an Oberegg anstossenden Rheintalorten Altstätten (mit Lüchingen), Eichberg und ohne berührung damit nach Berger oberhalb des Hirschensprungs bei den alten in Rüti und den nächsten südwärts folgenden linksrheinischen orten. Rechts des Rheins kenne ich *ā* in übereinstimmung mit Berger in den Liechtensteiner orten Nendeln und Mauern; südlich davon folgt von Schaan bis Balzers *ę̄*, das seinerseits jenseits der Luziensteige im schweizerischen Fläsch an diphthongische aussprache mit *ai* oder *ęi* grenzt. An der Ill folgt oberhalb Feldkirch *ę̄* in Frastanz, Amerlügen, Schlins, Düns, von Frastanz aus im grat mit der *ę̄*-aussprache in Schaan zusammenhängend. Weiter oben an der Ill gilt nach Perathoner *ā* in Bludenz, Satteins. Die grenzorte des Innerwalder *ǭ* vermag ich nicht anzugeben. Daneben erscheint diese aussprache aber auch am rand des *ǫə*-gebiets, nach Berger als eine der jüngeren aussprachen in Rheineck und Thal.

nach meinen aufzeichnungen auch in Marbach bei Altstätten, wahrscheinlich auch rechtsrheinisch im liechtensteinischen Bendern mit Gambrin und in Übersaxen über Feldkirch. (Dieser *ǭ*-aussprache entspricht eine gleiche an der grenze von *ǫə* und *ā* bei Schaffhausen.) Hierbei ist immer von den vor. nasal, im hiatus und bei umlaut auftretenden sonderformen abgesehen. Beim umlaut ist Appenzellisches *bręittər* (komparativ) zu *brāt* breit besonders eigenartig. Ebenso hat Kesswil *breittər : brāt*. Ob aber hier im diphthong neubildung, wie Vetsch will, oder eine ältere stufe vorliegt, wird nur in grösserem zusammenhang zu entscheiden sein. Diese zusammenstellung der vertreter von mhd. *ei* zeigt eine ungewöhnlich starke mannigfaltigkeit auf engem raume. Zugleich ist aber auch in diesem bestande beziehungsweise in seinen vorformen *ęi*, *ai* leicht eine abstufung zu erkennen, einerseits bei diphthongischer aussprache von *ęi* > *ai* > *ǫi*, *ǫə*, andererseits bei monophthongierung von *ę̄* > *ā* > *ǭ*. Dem entspricht die räumliche verteilung, sofern auf *ǫə* beziehungsweise dessen monophthongische nebenform *ǭ* zunächst die *a*-stufe, dann die *ę*-stufe folgt, erstere heute durchweg monophthongiert zu *ā*, letztere im nächsten räumlichen anschluss vielfach ebenfalls monophthongiert zu *ę̄*. Doch muss es an der Ill zu nachträglichen störungen gekommen sein, da dort heute ein ferneres *ā*-gebiet (um Bludenz) hinter einem *ę̄*-streifen auftritt. Wo *ǭ* vereinzelt zwischen orten mit *ǫə* und solchen mit *ā* auftritt, wird man es am besten ebenfalls als nachträglich entstandene mischform (kontamination) ansehen. Endlich wird die *ǫə*-aussprache, wie sie heute auf der linken Rheinseite oberhalb des Hirschensprungs vorrückt, auch zum mindesten einen teil ihres linksrheinischen gebiets unterhalb dieses riegels nachträglichem vorrücken und der verdrängung der dort zuvor zu *ā* monophthongierten aussprache verdanken. Dies wird durch die *ā*-aussprache in Altstätten, Eichberg wahrscheinlich gemacht, die nach den geographischen und geschichtlichen verhältnissen gegenüber der *ǫə*-aussprache der Rheintaler nachbarorte die ältere, nicht die jüngere sein wird. Die *ā*-aussprache wird also ehemals auch im St. Galler Rheintal zwischen Monstein und Hirschensprung gegolten haben und die *ǫə*-aussprache wird von der vorarlberger seite her über den Rhein gekommen sein. Dann vermochte hier in verhältnismässig später zeit die rechte Rheinseite noch sprachlich auf die jenseitige einzuwirken und die aussprache des diphthongs *ei* mit einem *o*-bestandteil ist dann ehemals, wie unterhalb des Bodensees, so auch oberhalb desselben auf die rechte Rheinseite beschränkt gewesen. Der durch kontraktion entstandene mhd. diphthong *ei* in flexionsformen der verba sagen, tragen, legen ist im appenzeller *ę̄*-gebiet ebenfalls zu *ę̄* monophthongiert, im *ā*-gebiet dagegen in diphthongischer aussprache geblieben, während dann das St. Galler Rheintal (aber wieder mit ausnahme von Altstätten usw., die wie das *ā*-gebiet *seit* usw. sprechen) die östliche form *ę̄* angenommen hat. Dagegen reicht die östliche (dort zum mindesten bis Balzers hinaufgehende) aussprache von mhd. *ou* als *ō*, auch ohne dass nasal folgt, in die äusserste nordostecke von Appenzell mit Walzenhausen und Wolfhalden herein. Im linksseitigen Rheintal gilt sie weit hinauf, nach meinen aufzeichnungen mindestens bis Weite-Trübbach. Auch in behandlung dieses lautes bilden beide Rheinseiten eine einheit, ist der osten für das tal massgebend und scheidet im allgemeinen das Appenzeller hügelland. Wenigstens mit der Altstätter gruppe samt Rüti geht die Appenzeller nordostecke auch in der monophthongierung von *uo, üe, ie* vor nasal zu nasaliertem *ō*, *ȫ*, *ē* (Vetsch und Berger), die aber wie im inneren Appenzell so auch im sonstigen Rheintal zu fehlen scheint. Besondere fülle zeigt die Appenzeller mundart in der

behandlung der *e*-laute, sofern sie vier qualitativ verschiedene *e* kennt, ein überoffenes, offenes, halboffenes und geschlossenes. Darunter ist das halboffene sekundär und räumlich beschränkt, sofern es nach Vetsch nur vor nasal und nur im (allerdings grösseren) südwestteil des bezirkes von Teufen, Bühler, Gais an auftritt. Wie anderwärts ist der **überoffene** laut der normale vertreter von mhd. *ä*, *æ*, der offene laut der von germanischem *ë* und der geschlossene der von mhd. *e*, *é*. Die verteilung zwischen mhd. *ä* und *e*, sowie die umgrenzung des aus germanischem *ë* hervorgegangenen geschlossenen *e* ist im allgemeinen die auch anderwärts übliche. Sehr verdienstlich ist, dass die sammlung den einfluss der bildungskategorien auf verwendung des älteren oder des jüngeren umlauts gründlich verfolgt. Das schwer zu deutende auftreten des jüngeren umlauts (*ä*) vor intervokalischem *h* wird ausser durch das substantiv *ähre* auch durch das schwäbische '*zwähle*', das im schwäbischen nicht deminutiv ist, bewiesen. Wenn dagegen die Appenzeller mundart wie das St. Galler Rheintal daneben den älteren umlaut vor ahd. *hh* für urd. *k* nach vokal in *beχχ* bäche und *heχt* hecht, ahd. *hehhit* aufweist, so hat das schwäbische zwar *heχt*, aber *bäχ* und *ä* in den zahlreichen ortsnamen auf *-ächingen*, deren junger umlaut auch durch die schreibung der urkunden erwiesen wird. Auffallend sind die für altlanges wie gedehntes *a* in komparativen, superlativen und femininabstrakten auftretenden umlautsformen mit diphthong *ei* z. b. in *später*, *geräder*, *nähe*. Auch das Rheintal und Kesswil haben nach Berger und Enderlin solche bildungen. Vetsch vermutet statt einfacher dehnung habe sich *i* eingestellt als übergangslaut von der artikulation des *e* zu der palataleren zungenstellung eines folgenden dentals. Diese deutung ist doch ziemlich erzwungen. Da die komparative und femininabstrakte anderwärts ebenso eine eigene gruppe bilden mit besonderer form des *e*-lauts, so scheint mir auch hier die deutung nur in grösserem zusammenhange möglich. Die extremvokale *i*, *u*, *u*, sind in der Appenzeller mundart vielfach (auch vor verschluss- und reibelauten) zu *e*, *o*, *o* gesenkt. Die bedingungen wechseln in den verschiedenen bezirken. Der nordosten hat (abgesehen von der stellung vor nasal) das geringste mass der senkung. Dem entsprechend nimmt die bewegung auch im Rheintal sehr ab (wieder in der Altstätter gruppe noch stärker vertreten als in der umgebung), ist dagegen im westen in Kesswil sehr kräftig.

Veränderungen der vokale **unter dem einflusse folgender konsonanten** finden sich in der Appenzeller mundart in ziemlich grosser zahl. Am vielfältigsten sind die unter einfluss der nasale. Hier beansprucht die behandlung der *e*-laute besondere beachtung, da sie einerseits nur durch direkte aufnahmen bestimmbar, andererseits für die erschliessung früherer sprachformen und reimbindungen von erheblicher bedeutung ist. Vetsch gibt eine sehr genaue scheidung. Doch lassen sich leider auch unter beiziehung von Bergers aufstellungen über das Rheintal und E.s darstellung für Kesswil in dieser verwickelten frage zunächst noch keine grösseren züge und damit auch keine ausreichenden grundlagen für rückschlüsse auf frühere zeiten gewinnen. Immerhin lohnt eine vergleichende zusammenstellung, an die sich später eine solche aus dem württembergischen seegebiet anschliessen wird. Die Appenzeller mundart erhält unter dem einfluss der nasale ihren vierten *e*-laut, den halboffenen, den Enderlin wie Berger nicht kennen. Seiner herkunft nach sollte ihm andernorts geschlossener laut entsprechen. In die Appenzeller behandlung der *e*-laute vor nasal scheint mir am meisten klarheit zu kommen, wenn man zunächst von der behandlung des mhd. *ä*

vor nasal und des *ë* vor schwindendem nasal absieht. Dann ergibt sich verengung des *ë* vor nasal zu geschlossenem laut in der nordostecke bis Speicher, Trogen, aber aussprache als offener laut von Teufen, Bühler, Gais an südwestlich. Zu ersterer aussprache stimmt, wenn ich richtig zusammengestellt habe, die von Kesswil, die des Rheintals bei Rheineck und wieder oberhalb des Hirschensprungs (auf beiden flusseiten), zu letzterer die im Rheintal von St. Margarethen aufwärts bei Oberried. Auch mhd. *e* vor nasal ist in der nordostecke von Appenzell geschlossener laut geblieben, dagegen von Teufen, Bühler, Gais an zum schwachgeöffneten (also nicht wie *ë* zum offenen) laut geworden, während Kesswil wie das Rheintal von St. Margarethen aufwärts hier offenen laut haben sollen. Demnach sind *ë* und *e* im nordosten von Appenzell zusammengefallen (in geschlossenem laut), im südwestlichen grossteil unterschieden, aber einander doch angenähert (in offenem und halboffenem laut); in der nachbarschaft scheinen Rheineck und das Rheintal oberhalb des Hirschensprunges völlig mit dem nordöstlichen Appenzell übereinzustimmen, das Rheintal von St. Margarethen bis Oberriet mit dem grossteil von Appenzell ganz in behandlung von germanischem *ë*, nur annähernd in der von ahd. *e*, Kesswil dagegen würde *ë* wie das nordöstliche Appenzell, *e* aber wie das Rheintal zwischen St. Margarethen und Oberriet behandeln. Unter den bezirken Appenzells erscheint der nordosten in behandlung beider laute als der enger sprechende. Damit stimmt auch das verfahren der orte um die Rheinmündung her, wo die aussprache von Rheineck und Höchst besonders eng ist, Fussach und Dornbirn gar *i* haben. Auffallend bleibt bis zur ergänzung unserer kenntnisse, dass dann oberhalb des Hirschensprungs und der Ill diese besonders enge aussprache von neuem auftritt. Vor schwindendem nasal im auslaut ist *ë* im ganzen Appenzell zu geschlossenem *e* geworden. Mhd. *ä* entspricht vor nasal in Teufen, Bühler, sowie im südwesten von Stein, Urnäsch an zunächst offener laut (wie für *ë* vor nasalen), dazwischen im dorf Appenzell der halboffene und im nordosten von Trogen, Speicher und Gais an (wenigstens bei den alten) überoffener (wie in sonstiger stellung). Die abstufung vollzieht sich also hier in anderer richtung und in drei stufen. Die weiteste aussprache liegt im nordosten. Von den nachbarmundarten hat Kesswil offene aussprache wie für mhd. *e* (!), Rheineck und Urnäsch, sowie das Rheintaler Oberland südlich von Hirschensprung und Ill geschlossene, Fussach und Dornbirn wieder *i*, während das talstück von St. Margarethen bis Oberriet offenen laut hat. Das auffallende verhalten der Appenzeller nordostecke wird man am besten so erklären, dass dort beeinflussung des weitegrades durch die nasalierung ganz unterblieb. Doch ist durch diese ausscheidung noch keine für alle vokale giltige feste ordnung der abstufung von engerer aussprache im nordosten zu weiterer im südwesten Appenzells gegeben, da andere vokale von folgendem nasal wieder anders beeinflusst werden. Kreuzungen der entwickelung braucht man bei der behandlung der nasalierten *e*-laute in Appenzell nicht anzunehmen, sofern mhd. *ë* vor schwindendem nasal, in welcher stellung es auch in denjenigen gebietsteilen zu geschlossenem *e* verengt wird, die mhd. *e* zu halboffenem laut erweitert haben, sich als besonders stark nasaliert von sonstigem nasalierten *e* unterschieden haben wird. Die vokalverstärkung bei a u f l ö s u n g d e s *n* v o r r e i b e l a u t bringt keine qualitativen veränderungen, ausser dass *fënster* im äussersten südwesten, früher auch im ort Appenzell, zu *feister* wurde (bei *i*, *u*, *ü* tritt die auch in anderen fällen erscheinende senkung zu *e*, *o*, *ö* ein).

Wie die nasale so wirken in Appenzell auch d i e l i q u i d e n auf die qualität

vorhergehender *e*-laute in sehr vielfältiger weise ein. Einfach und in der ursache verständlich ist die wirkung des *l*, sofern das hohle *l* des südwestens, von Teufen, Bühler, Gais an, falls konsonant folgt, in Herisau in allen fällen mhd. *e* in offenen laut erweitert, ebenso auch *o, ö* > *ǫ, ǫ̈*, das flache *l* im nordosten von Trogen an umgekehrt mhd. *ë* in geschlossenes *e* verengt. Dagegen bleibt die wirkung des *r* zunächst noch unklar, zumal die mundart einheitliche artikulation dieses lautes (mit gerollter zungenspitze) hat. Vor *r*-verbindungen ist mhd. *e* im südwesten zu offenem laut erweitert worden, im äussersten nordosten dagegen (Wolfhalden, Walzenhausen) zu kurzem *iə* verengt und dabei mit *iə* für *i* in gleicher stellung zusammengefallen (ebenso *o* und *u* > *uə*). Umgekehrt ist überall, ausser im äussersten nordosten, mhd. *e* vor *r* ohne weiteren konsonant zu *eir* geworden. In Innerroden (Appenzell und nebenorte) ist mhd. *ërr* in *vërre, stërre* zu *er* mit geschlossenem *e* geworden.

Unter den unbetonten vokalen wird der *i*-laut für ahd. *î, iu, în* merkwürdigerweise im norden enger, also dem vollen *i*-laut näher, gesprochen als im süden. Der äusserste norden hat auch unbetontes *-il* gegenüber sonstigem *-əl*. Bei dieser gelegenheit erfährt man auch, dass in der Appenzeller mundart der conjunct. praes. der starken wie der schwachen verba das *i* des präteritums übernommen hat. Wenn der vokal der vorsilbe *ge-* auch vor verschlusslaut fehlt und z. b. mhd. *gedigen* zu *tegə* geworden ist, so liegt wohl lautgesetzliche unterdrückung des vokals und im erhaltenen *be-* von 'bedeuten, begreifen, bekannt' eingeschleppte form vor. Unter den schwachtonigen pronominalformen ist das von Vetsch als *sə* angegebene neutrum in verbindungen wie: *hętsəsi* hat es sich, *xasəsi* kann es sie wohl als *s* + *əs* mit wiederholtem pronomen *ëz* vor sich und vereinfachung der aneinanderstossenden beiden *s* in schwacher silbe zu fassen. Inlautendes *əg* für unbetontes 'ich', z. b. in *wenn-əg-i* wenn ich euch, scheint mir die beste deutung in der anlehnung an den wechsel von auslautendem *i* mit inlautendem *əg* in bildungssilben *-ig* verschiedener herkunft (s. u. bei ausl. *g*) zu finden.

Der konsonantismus der Appenzeller mundart gibt anlass, zur frage der abgrenzung des südalemannischen stellung zu nehmen. Während anlautendes *k* im grössten teil der mundart als spirans gesprochen wird, hat der nordostzipfel von Heiden und Oberegg an 'mehr oder weniger affrizierte aspirata'. Nach meiner darstellung in Alem. 28, 124 und A. Bachmanns bestätigung im Geogr. lex. der Schweiz 5, 71 hat letzteren laut auch das St. Galler Rheintal bis zum Hirschensprung mit ausnahme von Altstätten und Eichberg, die spirans sprechen. Die affrizierung des nordöstlichen lautes ist nach Vetsch bei alten leuten meist weniger stark als bei den jüngeren, doch sei ein reibegeräusch immer dabei. Auch Bachmann nimmt den laut als affrikata in anspruch. Im Rheintal habe ich mir den laut neuerlich angehört und dort keinen wesentlichen unterschied gegenüber der aussprache im norden des Bodensees, wo wir ihn als aspirata beziehungsweise als verschlusslaut zu bezeichnen pflegen, gefunden. Da starke aspirierung und schwache affrizierung ineinander übergehen, scheint es mir wenigstens für die zwecke kurzer praktischer unterscheidung nützlich, die darstellung der mannigfaltigen behandlung des germanischen *k* nicht dadurch noch verwickelter zu machen, dass man zwischen die grossen gebiete der aussprache als gehauchten verschlusslaut und als reibelaut auch noch ein besonderes kleines gebiet der aussprache als affrikata einzeichnet, sondern letzteres ersterem zuzurechnen. Dagegen hat schon die darstellung Bachmanns darin über die meinige hinausgeführt (und Vetschs be-

schreibung wie meine eigene neuerliche nachprüfung bestätigen dies), dass sie gezeigt hat, wie in diesen gegenden *k* nach liquida, also in der verbindung *rk*, *lk*, anders behandelt wird als im anlaut, sofern der Appenzeller nordostzipfel wie das linke Rheintal unterhalb des Hirschsprungs *k* nach liquida in volkstümlichen wörtern als reibelaut sprechen. Rechts des Rheins gilt nach schriftlichen erhebungen bis über Feldkirch hinauf auch nach liquida verschlusslaut, erst in den liechtensteinischen orten Vaduz, Triesen (Triesenberg scheidet als walserisch aus) beginnt hier die reibelautaussprache. Mit fug hat Bachmann zugleich gefordert, dass mit dem ersten einsetzen der über die gemeinhochdeutsche hinausgehenden reibelautaussprache die südalemannische mundart zu beginnen habe. Es ist also künftig im südosten des Bodensees der Rhein bis über die Illmündung hinauf als südalemannische grenze anzusehen und nachher die grenzlinie zwischen Feldkirch, Schann und Vaduz, hernach an der landesgrenze zwischen Vorarlberg und dem Prätigau zu ziehen. Dass aber diese heutige *rk*-*rχ*-grenze nicht ursprünglich ist, sondern *rχ* ehemals noch beträchtlich weiter nach norden reichte, zeigen schwäbische ortsnamen wie Munderkingen a. d. Donau, Überkingen a. d. Fils, deren mundartliches *rk* an stelle von ahd. *rîch* getreten ist. Die verschlussaussprache des anlautenden *k* auf der linken Rheinseite hat Bachmann offenbar mit recht aus romanischem einfluss erklärt. Dieser steht eine von Enderlin für Kesswil nachgewiesene des *k* nach nasal zur seite, die von der sonstigen aussprache mit *ŋkχ* (s. u.) zu unterscheiden ist. Über den abfall des auslautenden *χ* für urd. *k*, der nach Fischers karte 20 und nach schwäbischen flurnamen ehemals eine erhebliche rolle gespielt haben muss und zur bestimmung des verhältnisses zwischen mundart und schriftsprache beitragen wird, gibt die Appenzeller mundart leider keine weiterführende auskunft. Vetsch vermag abfall in 'ich, mich, auch, gleich, schnittlauch, knoblauch, äscherich' usw. sowie im nordosten in '-lich' aufzuführen. Für Innerroden samt Teufen, Bühler, Gais gibt er dagegen *-lig* und auch *-əg* für unbetontes 'ich'. Dabei möchte er das *g* von *-lig* nicht, wie sonst üblich, aus der adjektivendung *-ig* übertragen, sondern um der pronominalform willen im inlaut aus *χ* entstanden sein lassen, was mir jedoch nicht einleuchten will.

Für die noch nicht genügend klargestellte reibelautaussprache des intervokalischen *h* gibt Vetsch nicht nur verbalformen, deren *χ* leicht aus bildungen mit folgendem konsonant übernommen sein kann, sondern auch substantive wie *büχil* bühl (mit kontamination aus *bühil*, *büχles*?) und *tsēχə* zehe. Den in Schweizer mundarten vielfach belegbaren abfall des auslautenden *g* führt Vetsch auf in *lo*, *luə* für imp. *luəg*, sowie von Teufen, Bühler, Gais an nordostwärts in der bildungssilbe *i* für *ig* verschiedener herkunft, nämlich im adjektivsuffix *ig*, in *-tig* für *-tag*, in *-lig* für *-ling* und *-ig* für *-ung*. Im inlaut vor vokal erscheint je *əg*. Nach *r* erscheint auslautendes *g* in *märg*.

Der übergang von mhd. *nt* in *nd* ist in der Appenzeller mundart eingetreten, falls nicht *(e)r*, *(ə)l* folgt. Vor *er*, *el* erscheint teils fortis, teils lenis. Da vor der bildungssilbe *-li(g)* für mhd. *-lîch* regelmässig fortis steht, wird diese den ordnungsgemässen vertreter vor unmittelbar folgender liquida darstellen. Die nasale *m*, *n* sind vor *er*, *el* in der ganzen Appenzeller mundart zu *mm*, *nn* verdoppelt; von Teufen, Bühler, Gais nordostwärts ist jegliches intervokalische *m* verdoppelt, während dort intervokalisches *n* unverdoppelt bleibt und im übrigen gebiet (Appenzell, Urnäsch, Herisau) umgekehrt altes *mm* nach langem beziehungsweise neu gedehntem vokal

zu *m* vereinfacht ist. Vor neu gekürztem vokal (z. b. in mhd. *troumen, goumen, rūmen*) hat aber auch der süden *mm* angenommen. Es bleibt also hier noch zu bestimmen, ob die vokalkürzung von der konsonantenverdoppelung abhängig ist oder umgekehrt. Von den liquiden ist *l* vor *er* ebenfalls zu *ll* geworden, auch nach erhaltenem langen vokal. In sonstigen fällen ist umgekehrt intervokalisches altes *ll* nach altlangem, sowie nach gedehntem vokal vereinfacht. Altes *rr* ist in allen fällen vereinfacht. In behandlung des konsonantischen auslauts zeigt Innerroden die einheitlichsten verhältnisse, sofern dort nach langem vokal im alten auslaut nicht nur die altlangen reibelaute gekürzt, sondern auch *t* in *d* gewandelt, also jemals fortis in lenis übergegangen ist. Z. b. *štōs* stoss und auch mit neu gedehntem vokal *ēš* esche gegenüber *eššə*, *χrūd* kraut, aber im neuen auslaut *špǭt* mhd. *spâte* usw.

Das von Enderlin behandelte Kesswil liegt am Bodensee zwischen Konstanz und Romanshorn, nur etwa 20 km von der Appenzeller grenze. So ist eine mundart zu erwarten, die von der Appenzeller nicht allzuweit absteht. Enderlins darstellung bestätigt dies auch.

Unter den grundlegenden erscheinungen verzeichnet Enderlin, dass die gesamtartikulation in Kesswil weniger energisch sei als im unteren Thurgau, die druckgrenze innerhalb der geminaten wenig ausgeprägt, dass fortis und lenis nur in stimmhafter umgebung geschieden sind, während benachbarte stimmlose laute und auch *m*, *n*, *ŋ*, *l* neben fortes immer als fortes auftreten. Die tonsilbe ist auch in Kesswil die musikalisch höhere.

Unter den vokalen ist *ei* (auch das aus *egi* entstandene) zu *ā* geworden, vor nasalen zu offenem *ō* (gegenüber geschlossenem *ō* für mhd. *â* vor nasal); auch *ie, uo, üe* sind vor nasal zu *ē*, *ō*, *ȫ* monophthongiert, *ou* zu *ō* nur vor *m*. An *e*-lauten stellt verfasser drei fest, die er als überoffen, mittel und geschlossen bezeichnet. Falls nicht nasal folgt, ist unter den mhd. kurzen vokalen der junge umlaut von *a* durch den überoffenen mundartlichen laut, urd. *ë* durch den mittleren (offenen), der alte umlaut von *a* durch den geschlossenen vertreten. Zu letzterem ist auch wie in Appenzell *i* unter mancherlei bedingungen gesenkt (ebenso *u* zu *o*). Vor nasal (s. auch oben) werde mhd. *ä* zum mittleren mundartlichen laut verengt; mhd. *ë* und *e* sollen aneinander vorbeigehen, so dass ersteres zum geschlossenen, letzteres zum mittleren laut der mundart wird. Aus der ferne und ohne genauere kenntnis der nachbarmundarten wagt man besser keinen erklärungsversuch. Mhd. *æ* ist im allgemeinen wie mhd. *ä* durch den überoffenen laut vertreten, bei empfundener zugehörigkeit zu wörtern mit mundartlichem *ǭ* für mhd. *â* dagegen mit offenem *ö*. Mhd. *ê* wird neben sonstiger geschlossener aussprache vor *r* auch zu *ei*, ebenso gedehntes *e*. Die vertretung des *ê* vor *n* in *zwêne* scheint verfasser nicht aufzuführen. In der einzelzuteilung erscheint *ä* wie vor *š* in 'waschen, tasche', so auch vor *s* in 'gras, maser'. Das ordnungswidrig mit *a* gesprochene wort *maššə* masche wird wie im schwäbischen ursprünglich mundartfremd und durch 'schlaufe' vertreten sein (s. Germ. 34, 202, Alem. 24, 44). Mhd. *e*, nicht *ä*, erscheint wie in Appenzell in 'hecht, bäche, hächeln'. Vortoniges *e* von *ge-* ist auch vor verschlusslauten beseitigt. Die gruppe *-ingen* in ortsnamen ist in *im* zusammengezogen, wie es auch im schwäbischen vorkommt (vgl. Beschreibung des oa. Urach, 1909, s. 343). Bei gelegenheit der unbetonten vokale erfährt man, dass die 1. sing. ind. praes. auch der schwachen verba in Kesswil im allgemeinen endungslos gebildet wird, die verba auf (*e*)*len*, (*e*)*ren, nen, men* dagegen auf *ə* (z. b. *naglə*, *rëχχnə*) ausgehen und einige starke und

schwache auf *i*, so *hęlfi*, *fendi*, *merki*, *maχχi*, *lębi*, deren *i* verfasser mit recht nicht aus dem conj. praes., sondern aus dem conj. praet. ableitet, da mhd. *niemé* zu *nümə* (s. 134) geworden ist.

Die reibelaute haben alte inlautende längen (geminaten) auch nach langen tonvokalen erhalten, auch χχ ist geblieben. Die gleiche aussprache gilt im allgemeinen im auslaut, nur erscheint dort *s* neben *ss* wie auch *d* neben *t* für ahd. *t*. Die geminierten liquiden und nasale dagegen sind nach Enderlin im inlaut zum einfachen laut geworden, was Kesswil in sehr auffallenden gegensatz zu Appenzell einerseits und Schaffhausen, Schwenningen andererseits setzt und eine störung grundlegender südalemannischer konsonantenverhältnisse zeigt. Vorausgehende kurze tonvokale bleiben ungedehnt. Auch mhd. *kumber* ist über *χummer* zu *χomər* geworden. Mit recht scheint mir Enderlin anzunehmen, dass in übereinstimmung damit die wörter auf *-mel*, *-mer* (also 'himmel, hammer' usw.), nachdem sie zuvor mit geminiertem *m* gesprochen waren, wieder zu einfachem *m* zurückkehrten. So erklärt sich, dass kurze vokale in diesen bildungen ungedehnt blieben. Damit ist zugleich die vereinfachung der inlautenden sonorgeminaten als verhältnismässig jung erwiesen, was auch das verhalten der nachbarmundarten vermuten lässt. Im auslaut hat Kesswil das Wintelersche silbengesetz zu recht bestehen lassen. Urd. *k* wird in Kesswil in richtigem südalemannischen verfahren nicht nur nach liquida, sondern auch im anlaut als reibelaut gesprochen, dagegen wird die in verdoppelung und nach *n* zu erwartende affrikata durch fortis ersetzt. Dies hatte ebenfalls Bachmann im Geogr. lex. d. Schweiz 5, 61 schon festgestellt (unter nachweis der gleichen aussprache im Rheintal oberhalb des Hirschensprungs, wo anl. χ- für *kh-* gilt) und aus romanischem einfluss erklärt. Enderlin folgt mit recht dieser erklärung. Der abfall des aus urd. *k* hervorgegangenen χ im auslaut ist beschränkter als in der Appenzeller mundart. Abfall des auslautenden *g* nach vokal verzeichnet Enderlin nicht. Urd. *h* erscheint wie in der Appenzeller mundart intervokalisch mehrfach als χ.

Liegen Appenzell und Kesswil am nordrande des schweizerdeutschen gebietes, so Urseren und das Walliser dorf Visperterminen an dessen südrande. Und gehören die mundarten ersterer bezirke zu denjenigen südalemannischen, welche urd. *k* nach *n* nur zur affrikata verschieben (bez. von da wieder in *k* zurückbilden) und die ich als mittelalemannisch bezeichnen möchte, so hat Visperterminen das *k* nach *n* zur spirans beziehungsweise daraus entstandenen hauchlaut weiter verschoben und es gehört damit zu der untermundart des südalemannischen, für welche ich die benennung Höchstalemannisch oder künftig einfacher Hochalemannisch vorschlage. Urseren spricht im allgemeinen *ŋkχ*, gehört also hiernach zum Mittelalemannischen. Abegg vermag indes im fln. *wĩχəl* winkel und in *tĩχlərə* kuhschelle reste der höchstalemannischen aussprache nachzuweisen. Wie ich in meiner darstellung der Walliser mundart, unterstützt durch Bachmann, nachweise galt die heute im allgemeinen auf die Walliser und einen teil der Berner mundart beschränkte reibelautaussprache ehemals bis über die urkantone nach norden. Das gebiet von *ŋkχ* war also ehemals ganz erheblich enger begrenzt als heute. Doch möchte ich nicht so weit gehen, die affrikatenaussprache nach *n* überhaupt als sekundär und überall an stelle der reibelautaussprache getreten anzusehen, so dass für unverdoppeltes westgermanisches *k* ehemals im gesamten südalemannischen reibelaut und nur für westgermanisches *kk* affrikata gesprochen worden wäre. Innerhalb eines gewissen gebietes wird die affrikatenaussprache nach *n* ebenso ursprünglich

gewesen sein wie die bei verdoppelung. Auch ist mir wenig wahrscheinlich, dass diese aussprache mit voller affrikata wie die aspiratenaussprache im Rheintal und Thurgau unter romanischem einfluss nachträglich aufkam. (Dagegen ist dem reimverfahren der mhd. dichter meines erachtens kein stichhaltiger grund gegen aussprache des *nk* als *ŋχ* zu entnehmen. Wie südalemannische dichter von der bindung *rg : rk* bei mundartlicher aussprache *rk : rχ* gebrauch machten, so konnten sie auch *ng : nk* binden, wenn die mundart *ŋk : ŋχ* sprach.)

Auch sonstige übereinstimmungen zwischen der Walliser und Ursener mundart lassen sich nachweisen und es erhebt sich, wie nachher zu besprechen sein wird, sogar die frage, ob nicht die letztere aus ersterer herzuleiten ist. Die Walliser mundart hat heute unter allen Schweizerdeutschen mundarten die stärksten eigenarten sowohl in erhaltung altertümlichen bestandes als in neubildungen. Zu ihr gehören auch fernliegende, im 12. und 13. jh. gegründete aussenorte im wassergebiete des Po und des Rheins, selbst der Donau, deren mundart in vergleichung mit der des heimattals weitgehende rückschlüsse auf die zustände bei und vor der abwanderung zulässt. Und da endlich die deutsche bevölkerung des Wallis um einige weitere jahrhunderte früher aus dem Berner oberlande herüber kam, so gibt die vergleichung der ältesten Walliser mit der Berner mundart die möglichkeit noch weiter zurückgehender rückschlüsse.

Visperterminen ist ein bergdorf, über dem städtlein Visp im winkel zwischen der Rhone und dem Visperbach hoch oben gelegen (1300 m), bei den kennern berühmt durch seinen 'heidenwein'. Es handelt sich also hier um eine mundart des unteren deutschen Wallis. Wipf meint wohl, die übrigen Walliser mundarten weichen wenig von der von ihr beschriebenen ab, meine vergleichende (in der gleichen sammlung erscheinende) darstellung der Walliser gesamtmundart wird jedoch zeigen, dass recht erhebliche unterschiede hervortreten.

Bei der beschreibung der artikulation hebt Wipf mit recht die geringe stärke der lippenartikulation, aus der sich die vielfachen entrundungen erklären, sowie die wenig straffe handhabung des weichen gaumens hervor, die starke nasalierung insbesondere der vokale veranlasst. Entrundung ist wie in Visperterminen so im ganzen Wallis bei allen mhd. gerundeten palatalen vokalen eingetreten, also bei *ö, œ, ü, iu, öu, üe.* Dafür sind dann (mit einer vielfach zu beobachtenden verbindung beider vorgänge) die velaren vokale vielfach palatalisiert. Die länge *û* ist zu *ü*, anderwärts im Wallis (Lötschtal, Simpeln) auch zu *ui* geworden, die diphthonge *ou* und *uo* zu *oü, öü* und *üo*, wozuhin dann ersterer diphthong noch zu *oi* entrundet werden kann. Wipf nimmt für Visperterminen diese entrundung als allgemein an, ich glaube in Visperterminen auch noch *öü* gehört beziehungsweise gesehen zu haben, z. b. in *öü* auch. Eine weitergreifende eigenart der mundart ist auch die kürzung von *î, û, iu, ou, öu* vor inlautendem *w*, verbunden mit verdoppelung des *w*, so dass letzteres also auf beide silben verteilt wird und der zweite teil des langen vokals oder des diphthongs, also *u, ü* im silbenschliessenden *w* aufgeht. Die erscheinung erhält ihre besondere bedeutung und besonderen schwierigkeiten dadurch, dass sie auch im übrigen Wallis, einem teil der aussenorte und im gebiet der Berner seen in verschiedenen formen auftritt. Besondere beachtung verlangt auch die behandlung von urd. *eu, eo,* sofern Visperterminen wie das sonstige Wallis und ein im norden anschliessendes weiteres gebiet, das ungefähr bis zur Reussmündung und zum oberen ende des Züricher sees reicht (näheres von Bachmann und mir in meiner Walliser mundart;

dort auch über eine entsprechende form, die Fischer bei Tuttlingen, Oberndorf a. N., Nagold verzeichnet), in bildungen wie gemeinahd. *fleogan*, *teof*, *greoba*, altoberd. *fliugan*, *tiuf*, *griuba* einen laut aufweist, dessen heutiger vertreter mit dem von mhd. *öu* zusammenfällt. Dieses eigenartige verhalten ist schon bei anderen mundartbeschreibungen beachtet worden, so von J. Hunziker, Aargauer wb. s. LIV, von P. Schild (mit deutung als umlaut aus mhd. *ou*), Brienzer mundart 1, 88. Die erklärung muss von erheblichem einfluss auf die deutung des altoberd. *iu* gegenüber fränk. *eo* sein. Zunächst ist jedoch das mundartliche verfahren in anwendung der verschiedenen vertreter von ahd. *iu*, *eo* genau zu bestimmen. Dabei ergibt sich, dass dieses südalem. *öu* heute im rückgange begriffen ist, und dass es überall teils durch den vertreter von ahd. *iu* in *tiufi* tiefe, *siuchî* seuche teils durch den von ahd. *beotan* bieten, *fleozzan* fliessen verdrängt wird. Sammelt man sämtliche fälle seiner verwendung, so umfasst es den gesamten bereich von idg. *eu* vor labialen und gutturalen konsonanten (ausser *h*) bei *a*, *e*, *o* der nächsten silbe mit wenigen ausnahmen, die sich teilweise als später eingeschleppt erweisen lassen, so z. b. *dieb* an stelle von ursprünglichem *schelm* (so auch Vetsch § 138). Der rest der abweichenden formen kann sich mit fortschreitender erforschung der mundart ebenfalls auflösen. Während nun auch Haldimann (Zfhd. ma. 4, 318) für Goldbach an der Emme die bedingungen des auftretens des *öu* dahin bestimmte, dass dieser diphthong vor *a*, *e*, *o* der nächsten silbe und dazwischenstehenden labialen und gutturalen konsonanten auftrete, hat sich Bachmann im Geogr. lex. der Schweiz 5, 75 dahin ausgesprochen, dass dieser diphthong beziehungsweise dessen umbildungen in der südlichen Schweiz den urdeutschen diphthong *iu* vor labialen und gutturalen konsonanten, soweit nicht *i* oder *u* folge, vertrete. Demnach hätte er nicht nur vor *a*, *e*, *o*, sondern auch in schlusssilben zu stehen. In schlusssilben fehlt er jedoch und es erscheint da länge, falls nicht *w* folgt, vor dem, wie Wipf und Abegg mit recht bemerken, besondere bedingungen gelten. Wipf stellt dann auch §§ 210. 215 ausdrücklich fest, dass der mundart von Visperterminen das bei Bachmanns auffassung dort zu erwartende *drei*, *dei* für ahd. *driu*, *diu* fehle. Demgegenüber muss jedoch betont werden, dass nach dem verhalten anderer südalemannischer mundarten (z. b. *drū̆* Vetsch § 138), sowie des schwäbischen das fehlen von ahd. *driu*, *diu*, *siu* in hohem grade auffallend wäre und dass man gehalten ist, zu untersuchen, ob nicht diese drei bildungen im Wallisischen *drī*, *dī*, *sī* fortleben können. Unter den sonstigen wörtern mit mhd. *iu* in schlusssilben kann man wohl für 'feuer' wegen herkunft von ehemaligem *fuir* besondere bedingungen in anspruch nehmen und 'zeug, steuer, scheuer' wegen ehemals folgenden vokals *i* auszuscheiden suchen. Doch widerspricht beidem wieder das schwäbische. Immer bleibt dann noch 'freund', das in der mundart nirgends den diphthong *öu* hat und das auch Abegg ohne erklärungsversuch als ausnahme aufführt. All diesen schwierigkeiten entgeht man meines erachtens, wenn man entsprechend dem verfahren des schwäbischen bei den mundartlichen vertretern von urd. *eu*, *eo* nicht nur die fälle des auftretens vor *a*, *e*, *o* der nächsten silbe in 2 gruppen teilt, nämlich je nachdem der dazwischenstehende konsonant ein labial beziehungsweise guttural ausser *h* oder aber ein dental beziehungsweise *h* ist, sondern auch die übrigen fälle in solche scheidet, welche mhd. umlaut erfahren mussten (also vor ehemaligem *i*, *j* im sinne von Paul, Mhd. gr. § 40 anm. 4) und in solche ohne umlaut (also vor *u* und in schlusssilben). Zu kurzer benennung, aber ohne damit über deren herkunft irgend etwas aussprechen zu wollen, bezeichne ich vom ahd. standpunkt aus beide erstere

gruppen als brechungsgruppen, beide letztere als ungebrochene. Die beiden ungebrochenen gruppen sind im südalemannischen unter sich wie mit mundartlichem *ü* beziehungsweise bei entrundung mit *ī*, zusammengefallen; das schwäbische scheidet sie säuberlich und stellt zur unumgelauteten (im grösseren teil des schwäbischen mit *ui*, in kleineren bezirken mit *ū* usw. gesprochen, gegenüber *ei* in der umgelauteten gruppe) die wörter: 'zeug, scheuer, steuer, feuer, freund, beund, heute, heuer, teufel', ahd. *diu*, *siu*, *driu*, *fliug*, *sliuz*, *sliuzzit*, *fliugit* (mit vokal der 1. sing., genau ebenso wie bei den umlautbaren verben der 6. und reduplizierenden klasse). Unter den brechungsgruppen hat die mit folgendem dental oder *h* im gesamten alemannischen *ie* (*iə*), die mit folgenden sonstigen gutturalen oder labialen, und auch (abgesehen von der stellung vor *w*) sie allein, hat im südlichsten alemannischen den diphthong *öu* und dessen umbildungen. Hierher gehören die brechungsformen der verba 'biegen, lügen, betriegen, fliegen' (soweit sie nicht unter dem einfluss von 'schliessen' usw. abgeändert sind), sowie 'tief, stief, griebe, fliége'. Bei diesem aufteilungsverfahren kommt man zu einem völlig glatten ergebnis und es bleiben dabei alle gewaltsamen umdeutungen und vereinigungen widerstrebender wörter erspart. Zuletzt fällt damit dann auch wall. *heiratu* heiraten, das Wipf zum diphthong *öu* für *iu* stellt und auf ahd. *hiurâten* zurückführen will, weg. Es liegt vielmehr eine mundartwidrige eingeschleppte form vor und Schröders abweisung der ahd. form mit *iu* (Anzfda. 24, 25) bleibt für das Wallis zu recht bestehen. Die echte mundart verwendet im Wallis gar keinen für beide geschlechter gemeinschaftlichen ausdruck, sondern unterscheidet 'mannen' und 'weiben', was nach der volksanschauung zwei recht verschiedene dinge sind. Im schwäbischen und bairischen fällt die brechungsform vor labialen und gutturalen mit der unumgelauteten ungebrochenen form zusammen (*ui* usw.) übereinstimmend mit dem verfahren der altoberdeutschen quellen, die *iu* schreiben. Das gleiche verfahren liegt dem *ü* des nördlichen südalemannischen zugrunde. Die brechungsform vor labialen und gutturalen muss also wohl einerseits (wegen des verfahrens des südlichsten alemannischen) von der unumgelauteten und ungebrochenen form verschieden gewesen sein, andererseits aber (wegen des verfahrens des schwäbisch-bairischen und der alten quellen) letzterer form doch näher gestanden haben als der brechungsform vor dentalen und *h*. Somit muss es in ahd. zeit im alemannischen 3 vertreter des idg. *eu* gegeben haben, wozu mit dem mhd. umlaut ein vierter kam. Doch wird früh in verschiedenen gebietsteilen zusammenfall mehrerer von ihnen eingetreten sein. Weiter zurück können dann aber ganz andere einteilungsgesichtspunkte gegolten haben, so dass damit auch loslösung vom gesetz der brechung möglich wird und man von 'umlaut' reden kann (so Kluge im Grundr.[2] 1, 412, wobei dann aber dieser alte umlaut des *eu* und der mhd. umlaut des *iu* auseinanderzuhalten sind) oder ebenso gut von (gegen-) brechung[1], entsprechend der von idg. *e* zu germ. *i*. Man kann nämlich versuchen, die doppelgruppe der ungebrochenen form unter ausscheidung der fälle mit folgendem *u* sowie derer in schlusssilbe für frühere zeit auf fälle mit folgendem *i* oder *j* einzuschränken und andererseits die gruppe der gebrochenen form vor

1) Wo man anlass hat, die urgermanische verengung von *ë* zu *i* der erweiterung von *i* zu *ë* und von *u* zu *o* gegenüberzustellen, erscheint es mir praktisch, erstere als 'gegenbrechung' zu bezeichnen. Im seminarbetrieb hat sich der ausdruck als sehr nützlich erwiesen.

dental und *h* als umbildung derjenigen vor labialen und sonstigen gutturalen ansehen und damit in letzterer die urform erblicken, aus der einerseits vor *i*, *j*, andererseits vor dentalen und *h* nebenformen hervorgiengen. Aus der ungebrochenen gruppe lassen sich auf früherer stufe wie ehemaliges *fuir* so auch die aus kontraktion hervorgegangenen bildungen *diu*, *siu*, *driu*, *hiu*(*-tu*, *-ru*), *friunt*, *biunt* ausscheiden. Bei den verben der 2. klasse können ehemals (in analogie zur verteilung von *i* und *ë* in der 3.–5. klasse und im unterschied von dem später gegenüber dem mhd. umlaut geübten verfahren) die 1. sing. ind. praes. und der sing. imp. ihre vokalform aus der 2., 3. sing. ind. bezogen haben, so dass deren *iu* ehemals nur vor *i* stand. Auch 'steuer' lässt sich auf *stiurja* zurückführen, falls sich die heutige unumgelautete form aus unterbleiben des mhd. umlauts vor *r* erklärt, wie dies Brenner Beitr. 20, 82 vermutet hat. Ebenso kann 'zeug' ehemals *j* gehabt haben. Die herkunft des *iu* in 'scheuer' ist ohnedies fraglich. Damit sind wohl alle fälle des *iu* vor *u* und in schlusssilben beseitigbar und der diphthong *iu* für idg. *eu* findet dann seine erklärung in folgendem *i* oder *j*. Andererseits kann man das auftreten von *eo* für idg. *eu* vor dentalen und *h* mit der senkung des *au* zu *ao* in gleicher stellung verknüpfen, falls die räumlichen und zeitlichen verhältnisse dies bei näherer untersuchung gestatten. Auf diese gleichheit der bedingungen hat Braune schon Beitr. 4, 564 hingewiesen. Kögel hat dann I.F. 3, 289 für das anglofriesische spaltung des *eu*, je nachdem dentale und *h* ('konsonanten mit *u*-feindlicher klangfarbe') oder sonstige laute folgen, angenommen. Dasselbe gilt im altnord. mit *iú* vor labialen und gutturalen (Noreen, An. Gram.[3] 1 § 97; dort auch merkwürdiges zusammentreffen von *þiófr* und südalem. *diəb*). Schröder hat Anzfda. 24, 27 die entwickelung des *eu* ebenfalls in parallele zu der des *au* gestellt. Hiernach scheint es mir erlaubt, mit einer frühen dreiheit der vertretung von idg. *eu* zu rechnen, so dass *eu* zum mindesten vor *i*, *j* zu *iu* wurde, ohne folgendes *i*, *j* dagegen vor dentalen und *h* in *eo* überging, vor sonstigen konsonanten zunächst *eu* blieb und hernach verschiedene entwicklung nahm, teils unter bewahrung einer dritten lautform, welche im südlichen alemannischen mit ausdehnung der rundung vermutlich *öu* ergab, teils unter übertritt in eine der beiden anderen formen. Der bereich und die bedingungen der ursprünglich vor *i*, *j* stehenden form *iu* sind später durch hinzutritt von bildungen, in denen *u* folgte oder in denen *iu* in schlusssilben stand, wesentlich verändert worden. Das auftreten der beiden anderen formen erschien dadurch als auf die stellung vor *a*, *e*, *o* der nächsten silbe eingeschränkt und es trat damit ihre übereinstimmung mit den brechungsbedingungen ein.

An *e*-lauten nimmt Wipf für Visperterminen drei hauptformen an, eine überoffene, offene und engste. Durch geringfügige weitung werde aus letzterer vor folgendem *r* eine etwas offenere vierte form. Auch Wipfs offener laut ist meines erachtens wenigstens für das Wallis im allgemeinen nur eine unter gewissen bedingungen auftretende nebenform, so dass man bei ausscheidung der nebenformen auf zwei hauptlaute beschränkt wird. Dies erklärt sich, wie ich übereinstimmend mit Wipf annehme, daraus, dass die ehemalige offene form des ahd. *ë* und die überoffene des mhd. *ä* zusammengefallen sind in einem im ganzen sehr weiten laut, der aber in den verschiedenen teilen des Wallis und seiner aussenorte mancherlei schwankungen unterliegt. Auch mhd. *æ* hat im allgemeinen seine eigenart verloren, sofern es im oberen Wallis mit dem gedehnten vertreter von ahd. *ë*, im unteren mit mhd. *ê* und dem gedehnten vertreter von mhd. *e* zusammen-

gefallen ist. Die verengung zum geschlossenen laut haben auch die vom unteren Wallis ausgegangenen südlichen aussenorte (diese teilweise mit weiterbildung zu *ie, ea*). Die grenze liegt unmittelbar oberhalb von Visp. In den grenzorten finden sich mancherlei mischungen. Visperterminen spricht nach Wipf den geschlossenen laut nur in *hẹli*, ahd. *hâhila* kesselhaken. Im übrigen nimmt sie für mhd. *æ* zwei lautformen an, eine offene als hauptform und eine nebenform mit dem überoffenen laut (entsprechend der überoffenen kürze für mhd. *ä*, *ë*). Letztere finde sich nur in wörtern mit deutlicher herkunft aus *â*, also eine im system erwachsene neubildung. Im übrigen gelte in Visperterminen der offene laut. Trifft dies zu, so muss sich dieses verfahren aus der lage von Visperterminen erklären, das als grenzort in der verengung noch um eine stufe zurückgeblieben sein kann, oder aber eine zwischenform zwischen der aussprache des oberen und unteren talstückes hergestellt haben mag, wie solche in grenzgebieten vielfach auftreten. Abgesehen hievon bleibt der offene (mittlere) laut als nebenform, die vor nasalen sowohl für mhd. *e* als für mhd. *ë*, *ä* eintritt. Eine sonderentwickelung zeigen urd. *ë* und mhd. *ä* noch darin, dass sie bei dehnung vor früh schwindendem intervokalischem *h* in *fëhu*, *sëhan*, *swëhur*, *twähele* (zwähle), *äher* (ähre), zum geschlossenen laut werden und mit mhd. *ê* völlig zusammenfallen. Diese enge aussprache reicht, wie ich in meiner darstellung der Walliser mundart zu zeigen suche, weit nach norden, so dass sie auch für das verfahren alemannischer dichter mhd. zeit in betracht zu ziehen ist.

Von ganz besonderer bedeutung ist die behandlung der v o k a l e d e r n e b e n s i l b e n. Die mundart kennt hier die volle vokalreihe *i*, *e*, *a*, *o*, *u*. Dabei habe ich jedoch *o* und *u* nicht mit sicherheit zu scheiden vermocht; sie scheinen mir nach orten und gegenden, teilweise wohl auch nach der art der umgebenden laute zu wechseln. Wipf glaubt beide vokale wie die übrigen der herkunft nach scheiden zu können. Fest steht auch, dass ahd. lange vokale in end- und mittelsilben im allgemeinen nur gekürzt, nicht qualitativ verändert (ev. *ô* und *â* vereinigt) vorliegen. Bei den ahd. kurzen vokalen nimmt Wipf für Visperterminen an, dass im a u s l a u t *i* und *e* allenthalben beseitigt seien, *o* und *u* teils beseitigt, teils erhalten, *a* sicher zum einen teil beseitigt, zu einem anderen möglicherweise erhalten. Das ergäbe ein sehr auffallendes verfahren. In wirklichkeit geht die unterdrückung der auslautenden kürzen erheblich weiter. Die fälle mit angeblich erhaltenem a h d. *u* müssen nach dem verfahren anderer teile des Wallis beziehungsweise der aussenorte anders gedeutet werden. Die mundartliche verbalform *nimu* für die 1. sing. ind. praes. geht nicht auf die gleichlautende ahd. zurück, sondern, wie das Lötschtal und die südlichen aussenorte unabweisbar dartun, auf eine form mit kurzem vokal und *n*, also *-un* (mit übernahme des *n* aus der 2., 3. schw. konj.). Ebenso ist das *u* des adverbiums *hītu* heute nicht fortsetzung des ahd. *u* in *hiutu*, dessen *-u* genau ebenso wie dasjenige von *hiuru*, mundartlich *hīr*, schwand, sondern, wie die genannten mundarten ebenfalls dartun, aus mundartlichem *mōru* für mhd. *morn(e)* morgen entnommen. So bleiben noch die pronominalen dative *imu*, *denu*, die, neben endbetonten formen *mu* stehend, nicht als einzige lautgesetzliche vertreter der erhaltung von unbetontem *u* gefasst werden können, sondern von den endbetonten formen beeinflusst sein müssen. Im auslaut stehendes unbetontes *u* ist somit wie *i* und *e* regelmässig beseitigt. Dann scheinen mir aber auch sämtliche erhaltenen altauslautenden *a* auf ahd. *â*, nicht a h d. *a*, zurückzugehen. Abfall des letzteren liegt vor in *woll* ahd. *wola*, sowie im nom. acc. sing. der *ô*-st., die

nicht analogisch umgedeutet werden können. Erhalten ist *a* und damit auf ahd. *â* zurückzuführen im nom. acc. plur. der masc. *a*-st., sowie der *ô*-st. (soweit hier überhaupt *a*-formen in der mundart vorliegen), im nom. sing. der schwachen fem. (subst. und adjekt.), im nom. sing. der schwachen neutra des adjektivs, im genet. sing. fem. der pronomina. Für die herleitung von *â* genügt beim nom. des schwachen fem. und beim genet. der pron. der hinweis auf Braune[3] § 221 a. 1 und 207 a. 3. Wie der nom. des schwachen fem. darf aber auch der des schwachen neutr., welcher gleicher herkunft ist, als lang in anspruch genommen werden. Die im nom. acc. sing. endungslos gewordenen schwachen neutralen substantive können in diesen casus wie anderwärts in die starke deklination übergetreten sein. Sind aber alle übrigen kurzen auslautenden vokale beseitigt, so wird dies bei dem in der mundartlichen behandlung der unbetonten vokale hervortretenden hohen grade von gleichmässigkeit wenn irgend möglich auch gegenüber ahd. *o* anzunehmen sein, so dass die in der mundart erhaltenen altauslautenden *o* auf ahd. *ô* zurückzuführen sind. Es handelt sich dabei um 3 formen: den genet. plur. der starken substantive, den nom. sing. der schwachen masculina im substantiv und adjektiv und den nom. acc. plur. fem. der pronominalen deklination. Da sich das *o* des starken genet. plur. auch anderwärts ganz besonders lange hält (vgl. auch Braune[3] § 248 a. 10, § 283 a. 1 k.) und auf eine ehemals mit schleifton gesprochene länge zurückgeht, darf man es füglich fürs ahd. als lang in anspruch nehmen. (Im notfall würden sich jedoch über mundartliches *u* auch noch andere erklärungen bieten, die der annahme von ahd. *ō* entgehen.) Der nom. sing. des schwachen masc. kann ebensogut als lang angenommen werden, wie der des fem. (vgl. wieder Braune[3] § 221 a. 1). So hat man dann zum schluss auch noch den pronominalen nom. plur., über dessen ahd. quantität zeugnisse fehlen (Braune[3] § 248 a. 9) auf die seite von ahd. *ô* zu stellen. Ebenso sind die altkurzen unbetonten vokale vor dentalen geräuschlauten und vor inlautenden liquiden und nasalen geschwunden (doch *i* vor *n* in *lugina* usw.). Vor auslautendem *r* erscheint *e*; vor auslautendem *l* gibt Wipf erhaltung von *i* und verwendung von *o* für ahd. *u* und *a* an. Ich habe anderwärts auch *-al* angetroffem und nehme an, dass *-ol* durch übertragung an stelle von *-al* trat. Die behandlung der kurzen vokale ausser *i* vor auslautendem nasal, mit der die behandlung des zwischen liquida und auslautendem nasal entwickelten sprossvokals übereinstimmt, gehört zu den hauptunterschieden innerhalb der Walliser mundart. Visperterminen wie der hauptteil des Wallis von Mörel an abwärts hat *u*, das obere deutsche Wallis hat *e*, ebenso die mehrheit der südlichen orte; das Lötschtal, mit dem wieder ein teil der östlichen aussenorte übereinstimmt, hat den vokal unterdrückt. Von *i* vor auslautendem nasal nehme ich an, dass es in altschwachtonigen silben wie die übrigen kurzen vokale behandelt, in später schwachtonig gewordenen dagegen als *i* bewahrt sei. Auch vor konsonantengruppen sind, falls sie nicht nasal an erster stelle haben, die kurzen vokale zumeist unterdrückt. Vor nasal der vorsilben ist *a* in *ant-* merkwürdigerweise geblieben. Nur wo *ant-* im doppelsuffix an zweiter stelle und nachtonig stand, ist es zu *unt-* geworden, z. b. *âbuntfā* abempfangen. Vortoniges hin- kenne ich als *u* in *uwęk* hinweg. Vor *r* ist in den konsonantisch anlautenden vorsilben der vokal unterdrückt, so dass sich *fr*, *zr* ergibt. Mit vokalischem anlaut steht *ar*. Ebenso erscheint aber auch im Wallis und süden vor anlautendem *r* ein vorgesetztes *a*, meines erachtens unter romanischem einfluss. Wipf vermag die bedingungen festzustellen: *ar* erscheint, falls nicht un-

betonter vokal vorhergeht. So wird auch der name des hauptflusses, der in genauer fortsetzung von Rhodanus maskulines *Rŏto* ergibt, mit artikel zu *der Arŏto*. Die vorsilben *bi-*, *gi-* haben vor verschlusslaut ihren vokal bewahrt. Vor *r* sind sie mit fortis zu *pa*, *ka* geworden, woraus hervorgeht, dass zunächst synkope eintrat, auf die erst einschiebung des *a* folgte.

Bei den konsonanten stimme ich der mehrheit der von Wipf aufgestellten allgemeinordnungen zu. Insbesondere kann ich in tonsilben verstärkte aussprache (fortisaussprache) der sonorkonsonanten (ausser *n*) nur im wortauslaut, nicht vor wortauslautendem weiteren konsonanten hören, also *fill* viel, *firr* vor, aber *filt* füllt, *štilt* stiehlt, *šwert* schwört. Ebenso sind lange (geminierte) reibelaute vor auslautenden konsonanten gekürzt, also *maχt* macht. Doch kann ich über Wipf hinausgehend auch im auslaut *l* nur in tonsilben, nicht in nachtonsilben verstärkt finden. Ich nehme also *himil* himmel, *nębol* nebel an gegen *himill*, *nęboll* bei Wipf. Ferner glaube ich abweichend von Wipf wenigstens für das Wallis im allgemeinen übergang der vor verschlussfortes stehenden verschlusslenes in fortes annehmen zu sollen und *glöipti* glaubte wie *šteipti* stäubte vorgefunden zu haben. Wo ich lenis gefunden habe, schien sie mir aus formen mit folgendem vokal übernommen zu sein. Dass im auslaut der ehemalige übergang der verschlusslenis in verschlussfortis insbesondere von der mundart des unteren Wallis, im gegensatz zu der des obersten Wallis, zumeist beseitigt und dabei dann auch ahd. *t* mannigfach zu *d* geschwächt wurde, habe ich ebenfalls beobachtet. Mit Wipf nehme ich an, dass die schwächung zunächst durch das auch nördlich der Berner alpen giltige gesetz veranlasst wurde, wonach auslautende verschlussfortis vor anlautendem vokal desselben sprechtaktes zur lenis wurde. Dazu kam bei inlautender lenis noch übertragung der inlautsform in den auslaut. So wurde die verwendung auslautender fortis immer mehr eingeschränkt. Die etymologisch langen reibelaute erscheinen im auslaut teils gekürzt, teils ungekürzt, und ich halte es bei ihnen recht wohl für möglich, dass sämtliche langen formen übertragungen aus dem inlaut darstellen, dass also ehemals die langen geräuschdauerlaute im auslaut durchweg gekürzt waren. Dass konsonantenverdoppelung (gemination) in der heutigen alemannischen behandlung nur eine sonderform der fortisaussprache, nämlich die nach bestimmten silbentrennungsgesetzen eintretende verteilung der fortis auf zwei silben, darstellt, erweist auch die Walliser mundart, sofern sie in denselben fällen wie westgermanisches *gg*, *bb*, *dd* auch westgermanisches *d*, ahd. *t* als geminata spricht.

In der behandlung der einzelnen konsonanten ist neben der reibelautaussprache des *k* nach *n* die in der Walliser mundart vielfach auftretende aussprache des vor vokal oder im auslaut stehenden *s* als *š* in erster linie massgebend. Ich kann hierfür im allgemeinen auf meine ausführliche behandlung dieser frage in meiner darstellung der Walliser mundart verweisen. Geht man wie Wipf darauf aus, die bedingung dieser aussprache im vorausgehenden vokal zu suchen, so kann man wohl als eine gruppe der bedingenden laute die gerundeten palatalen vokale (*ü*, *ö*) der älteren vokalstufe (heutiges *i*, *e*, nicht aber heutiges *ü* für älteres *ü*) ansehen und darauf hinweisen, dass auch 'messing' vielfach, 'esel' wenigstens in Issime gerundete aussprache hat. *Heiši* häuslein kann *š* für *sš* enthalten, so dass das verkleinerungssuffix *ši* (Wipf § 250) vorläge. Dunkel bleibt zunächst die herkunft des *š* in der genetivendung, ahd. *-es* (von Wipf in § 141 nicht aufgeführt). Zum genetiv könnte auch *īš* eis gehören. Die besonderheit, dass das adjektiv und pronomen *s* verwenden gegenüber dem *š* des substantivs (Wipf § 89, 2. 215), scheint

mir nicht ursprünglich zu sein, da ahd. *guotes* als mundartliches *güots* (in der bedeutung konfekt usw. eigentlich *etewaz guotes*) erhalten ist. Da *rs* im allgemeinen von der mundart unverändert belassen wird, gehört auch *miršil* mörser zu diesem übergang des *s* in *š*. Auch *sękši*, *sękš* sechs scheint mir hierherzugehören. Neben der von Wipf gegebenen form *χes* käse erscheint anderwärts *χeš*, aber ohne umlaut *χāslup*. Für auslautendes *n* vermag Wipf die fälle der erhaltung (einschliesslich des übergangs in *m*, *ŋ*) und der beseitigung reinlich zu scheiden. Dabei ist die beseitigung vor anlautendem vokal besonders auffallend. In anderen teilen der mundart, insbesondere im süden, habe ich *n* auch vor vokal bewahrt gefunden. Mit grundsätzlich abweichendem verfahren hat das Lötschtal und ein teil der östlichen aussenorte allgemeine bewahrung des auslautenden nasals.

Die deklination zeigt in der Walliser mundart im ganzen noch einen recht reichen bestand und nicht allzu viele analogische ausgleichungen. Wipf vermag aus Visperterminen insbesondere auch noch die genetive vollzählig zu belegen und auch sonstige, anderwärts selten gewordene oder geschwundene bildungsweisen zu vermerken. Dahin gehört beim starken fem. die bildung des nom. accus. plur. mit *-a* und mit *-u(n)* in einigen fällen, ersteres die alte starke, letzteres die alte schwache bildungsweise darstellend, die im schwachen subst. sonst verdrängt, aber im schwachen adj. regelmässig erhalten ist. Das rätsel der deklination ist die herrschende bildung des nom. accus. plur. der schwachen maskulinen und femininen substantive mit *-e*. Auch Wipf verzichtet hier auf eine deutung und hebt mit recht hervor, dass die für die gleiche bildungsweise im südlichen aussenort Alagna mögliche herleitung aus kurzem vokal + *n* in Visperterminen unmöglich ist. Mit hilfe des verfahrens im Lötschtal lässt sich feststellen, dass kein *-n* abgefallen ist und dass die bildungsweise beim femininum aufkam. Das masculinum hat dort die lautgesetzliche fortsetzung von ahd. *hanon*, *hanun*, die Wipf auch für Visperterminen in einigen resten persönlicher maskuline mit *-u(n)* nachzuweisen vermag und die im adjektiv allenthalben gebräuchlich ist. Unter einhaltung der lautgesetze bleibt für das *-e* so nur die herleitung aus älterem *-ē*. Weiteres siehe in meiner darstellung der Walliser mundart. Im dat. sing. des schwachen masc. macht Wipf die form *hanu(n)* bedenken, die sie nicht auf ahd. *hanin* zurückzuführen wagt, weil mundartliches *i* für ahd. *-in* von *nęχti* u. ä. entgegenstehe. Mir scheint altunbetontes *-in* regelmässig zu *-u(n)* geworden zu sein. Die gruppe *nęχti*, die auch im schwäbischen *ę* statt *ə* hat, muss ferngehalten werden. Den genet. und dat. plur. der schwachen deklination scheidet Wipf mit *-o* und *-u(n)*. Ich glaube in den wenigen mir begegnenden genet. auch *-u(n)* (insbesondere im Lötschtal *-un*) gehört zu haben. Da ahd. *-ôn* in *-u(n)* vorliegt, muss W. den genetiv auf *-o* als übertragung aus der starken deklination deuten. Beim starken adjektiv kennt Wipf im nom. plur. nur die bildung auf *-i* aus ahd. *-iu* in allen drei geschlechtern. Ob dies auch in prädikativer verwendung allgemein gilt? Im Lötschtal und anderwärts heisst es *rōt*, *rōto*, *rōti* = ahd. *rôte*, *rôtô*, *rôtiu*. Bei den zahlwörtern ist nach dem, was schon oben bei *iu* bemerkt ist, für mhd. *driu* nicht, wie Wipf meint, mundartliches *drei* zu erwarten, sondern *driu* setzt sich in *drī* fort. Ungern vermisse ich 15. 50 wegen der sonderbehandlung des vokals vor *fz*. 'Fünfter' (*fūft*) ist wie 'fünf' behandelt. Für die merkwürdigen tonlosen pronominalformen *ši* uns, *he* euch (je dat. und accus.) habe ich auch keine befriedigende erklärung. Doch scheint mir einstweilen beachtenswert, dass das schwäbische ein unbetontes eχ, iχ uns besitzt. Die dativformen *mu(n)*, *imu(n)* ihm werden ihr *n* aus dem dat. der schwachen dekli-

nation bezogen haben. Die reihenfolge der einzelnen schritte der umbildung kann man sich dabei verschieden denken. Statt des betonten *dęm* dem muss es wohl *dęmm* heissen.

In den verbalendungen hat auch der indic. praes. zwar die drei pluralformen auseinandergehalten, dagegen sonstige übertragungen vorgenommen, sofern er die 1. sing. bei den starken und *jan*-verben mit *-u* für älteres *-un* (nicht ahd. *u*, vgl. oben) und die 1., 2. plur mit den konjunktivendungen *e*(*n*), *et* bildet. Der konj. praet. ist wie anderwärts im Wallis bei den starken verben schon sehr beschränkt. Die wenigen formen haben in Visperterminen nach Wipf ordnungsgemäss in der 1., 3. sing. endungslose formen, in der 2. sing. die endung *išt*. Der plur. hat nach Wipf *e*, anderwärts habe ich auch noch *i* gefunden. Das häufig auftretende schwache präteritum bildet alle personen, auch die 1., 3. sing., mit *i*. Wenn die 2. klasse der starken verba heute das ganze praes. gebrochen bildet, so setzt der übergang von *sleoffan* schlupfen in die 1. klasse voraus, dass zur zeit des übertritts der sing. des ind. noch mit *ü*, beziehungsweise *ī* entsprechend ahd. *iu*, gesprochen wurde. Das im pass. partizip der *jan*-verba ehemals übliche doppelverfahren der bildung mit und ohne *i* vor *t* ist von der mundart in der doppelheit umgelauteter und nicht umgelauteter bildungen bewahrt. Es gilt also die durch Giordanis (zusammengestellt von Hoffmann im Anzfda. 21, 37) und Dickenmanns (Gurin, Zürich 1906, s. 26) darstellung aus dem süden bekannte behandlung auch im Wallis noch, doch ohne den in Alagna bewahrten wechsel in der gestaltung des dem *t* vorangehenden konsonanten und ohne einhaltung der zuteilung der umgelauteten form ans unflektierte und der unumgelauteten ans flektierte partizip. Wie die südlichen orte hat Visperterminen die doppelbildung auch schon in mannigfacher weise ausgedehnt, selbst auf die verba mit -ieren, die neben *iərt* auch *üort* (für *uort*) aufweisen, z. b. *gšpatsüort* gespatziert. Die präteritopräsentien haben in der 2. plur. ind. praes. die alte indikativendung in *-t* (nicht *-et*) erhalten, den stammvokal des plurals stets umgelautet, bei 'dürfen' den umlaut auch schon auf den sing. ausgedehnt. Auf den umlaut bei den präteritopräsentien wie bei den verben der gruppe *tuon*, *stân* gehe ich in meiner darstellung der Walliser mundart näher ein. Wipfs herleitung des umlauts in letzterer gruppe aus dem der präteritopräsentien wird dadurch unmöglich, dass sich der umlaut bei *tuon* als älter erweist. Bei *gân* ist in der bildung des conj. praes. vom stamm *gang-* das ältere verfahren bewahrt, im plur. des indic. mit *ge*, *get*, *gent* (mit mittlem *e* aus mhd. *æ*) dagegen schon verlassen. So weist auch das *e* der adverbiellen zusammensetzungen *tsarukgeno* (auf dem rückwege) auf junge verhältnisse hin. Die deutung dieser bildung hängt davon ab, ob in Visperterminen unbetontes mundartliches *o* nur auf ahd. *ô* oder auch auf ahd. *â* zurückgehen kann.

Kommt man von der Walliser mundart zu der des Urserentales, so fällt die ähnlichkeit zwischen beiden sehr auf. Und wenn man bedenkt, dass vor herstellung des durchgangs am Urner loch der zugang vom Wallis ins Urserental leichter war, als von der Urner seite, dass auch die nach Graubünden abwandernden Walliser ihren weg über das Urserental nahmen, so wird man geneigt sein, diesen sprachlichen zusammenhang auf herkunft der deutschen talleute in Urseren aus dem Wallis zurückzuführen. So haben sich schon mehrfach historiker wie philologen mit dieser frage beschäftigt. Auch Abegg widmet ihr ein kapitel. Er wägt darin die auf zusammenhang mit Uri und mit dem Wallis hinweisenden sprachlichen erscheinungen vorsichtig ab und kommt meines erachtens mit recht zu dem

ergebnisse. dass die sprachlichen verhältnisse sich sehr wohl mit Hoppelers aus historischen erwägungen entnommenen aufstellungen vertragen, wonach zunächst eine deutsche zuwanderung aus dem Wallis, hernach eine solche aus Uri erfolgte, so dass eine mischung Walliser und Urner bestandteile das ergebnis war. An diesem ergebnisse ändert auch die weitere erkenntnis nichts, dass die mundart von Urseren über die Abegg bekannten gleichheiten mit dem Wallis hinaus, noch weitere mit südlichen Walliser aussenorten und dem unteren Wallis teilt, so die diphthongierung des altlangen und des gedehnten *ē*, *ō* zu *ei*, *ou* in Urseren wie in Alagna, den übergang des altlangen und des gedehnten *ā* in *ē* in Andermatt und im unteren teil des deutschen Wallis, da bei all diesen erscheinungen direkte zusammenhänge des lautwandels in beiden gebieten ausgeschlossen sind. Die ganze frage bildet ein stück des sehr interessanten problems der germanisierung des obersten Reussgebietes, die ein wesentlich verschiedenartiges seitenstück zu der des obersten Aaregebiets bildet und die germanisierung von Uri, Schwyz, Unterwalden und endlich auch von Glarus in sich fasst. Der möglichkeit der besetzung dieser länder in der richtung vom unteren flussgebiete zum oberen steht hier überall die der besetzung der oberen talstufen über leicht gangbare jöcher gegenüber, so dass von vornherein ebensowohl die oberen talstufen die früher germanisierten sein können als die unteren und der zusammenhang der abstammung und sprache zu den nachbarn der oberen gebietsteile im gebirge statt zu denen der unteren in der ebene und im hügelland weisen kann. Zugleich handelt es sich überall um die frage des einflusses der vordeutschen bevölkerung auf die sprache und die ethnologische art der späteren bevölkerung, des etwaigen hinausdrängens der durch hinzukommende deutsche bestandteile vermehrten bevölkerung und der auf vordeutscher grundlage geschaffenen deutschen lokalmundart in die nachbarschaft, sowie um die frage eines späteren deutschen einflusses von einer seite her, von der die erste germanisierung nicht ausgegangen war. So muss nun auch, nachdem wir die mundart des obersten Wallis, des obersten Aaregebietes und des Urserentales in den hauptstücken kennen, der aufklärung über die im gebirge angrenzenden deutschen mundarten besonderes interesse zukommen.

Abegg gibt zu der darstellung von laut- und flexionslehre neben den bemerkungen über die sprachgeschichte des tals noch textproben mit hübschen sagenstücken und vierzeilern. Das motiv der ersten vom waldbruder, der die kutte aufhenkt und an anderes denkt, kenne ich auch aus Macugnaga. Die aufzeichnung der letzten von den weibern und dem küfer ist wegen ihrer rolle in der literaturgeschichte besonders dankenswert. Auch flurnamenlisten sind beigegeben. Dabei zeigt Abegg ein mass von anspruchslosigkeit, das mir in den schönen ergebnissen seiner arbeit nicht begründet erscheint.

Aus der artikulation der mundart hebe ich hervor, dass sie wie andere entrundende mundarten auch die gerundeten laute mit geringer lippenrundung spricht.

Die *e*-laute treten nach Abegg in 2 bez. 3 en auf: *ä*, kurz und lang (als kürze für mhd. *ä*, *ë*, als länge in Hospenthal und Realp für mhd. *æ* und gedehntes *ä*, *ë*), *e* ebenfalls kurz und lang (als kürze für mhd. *e*, *ö*, als länge nur in satzphonetischer dehnung für mhd. *e*, *ö*), dazu, nur in Andermatt auftretend, ein dazwischenliegendes *ę* (von mir so wiedergegeben) an stelle des *ä* der übrigen orte (soweit nicht satzphonetische dehnung von mhd. *ë* vorliegt). Mhd. *ê*, *æ* sind stets zu *ei* diphthongiert, ebenso allgemeingedehntes (d. i. nicht satzphonetisch gedehntes)

mhd. *e* und *ëh* (letzteres neben 'gesehen, geschehen, vieh' auch in *tseində* zehnten). Abegg bestimmt den einen hauptlaut als überoffen, den anderen als halboffen, *ę* muss also offen sein und die gesamtaussprache der *e*-laute ist damit eine weite. Ob sich aber wirklich keinerlei einwirkung folgender nasale auf die qualität der *e*-laute findet? Die extremvokale *i* und *u* erscheinen (als kürze und als länge) je in einer engen und weiten form, erstere für mhd. *î*, *iu*, *û*, sowie für früh gedehntes *i*, *ü*, *u* vor nasal + spirans, letztere für sonstiges mhd. *i*, *ü*, *u*. Die engen *u*-laute sind (wie im Wallis und in Uri) leicht palatalisiert. Das gleiche gilt von dem aus mhd. *ô* und *o* hervorgegangenen diphthong *ou*, während mhd. *ou* zu *äu* und so auch mhd. *ei* zu *äi* geworden ist. Mhd. *â* und gedehntes *a* sind zu vollem *o* verdumpft. Vor nasal und spirans ist mhd. *a* zu *äu* diphthongiert. Sämtliche altpalatalen gerundeten vokale sind entrundet (wieder wie im Wallis und in Uri). Für ahd. *iu*, *eo* gelten die oben bei Visperterminen ausgesprochenen gesichtspunkte. Zu dem vor labial oder guttural mit folgendem *a*, *e*, *o* auftretenden *äi* gehört auch die 'Stäubende brücke' und der von Abegg angeführte flurname *uf əm štäibə*. Die doppelform 'Stäubende, Stiebende brücke' (auch Schulte, Gesch. des handels, wechselt in seiner eingehenden behandlung der historischen frage zwischen beiden formen) beruht also auf verschiedener umsetzung der mundartlichen aussprache ins schriftdeutsche. Die diphthongierung früh gedehnter kürzen ermöglicht es Abegg, eine scheidung zwischen der älteren dehnung vor *r*-verbindungen oder vor sonor- und geräuschlenis in offener silbe und der jüngeren satzphonetischen dehnung vorzunehmen, die in einsilbigen betonten wörtern mit auslautender lenis auftritt und nur zu langem vokal (beziehungsweise bei mhd. *a* zu *ǭ*, nicht *ō*, und bei *ä*, *ë* in Andermatt zu *ǟ*, nicht *ę̄*) führt. Diese unterscheidung kann auch anderwärts ordnung in die wirren dehnungsverhältnisse bringen. Das sonderverfahren von Realp (§ 44, 3) mit *moušt* most, *pout* bote, *χoupf* kopf scheint mir einzeluntersuchung zu verdienen, ehe es vollends verwischt wird, denn Abeggs vermutung, dort seien ehemals alle kurzen *o* zu *ou* geworden, ist doch von vornherein wenig wahrscheinlich. Auch bei den kürzungen lassen sich vielleicht altersunterschiede erkennen. Abegg zeigt, dass proklitisches *ûz*, *ûf* sehr früh gekürzt worden sein muss, weil die mundart weites *u* (wie für mhd. *u*) spricht (vgl. indes das entsprechende weite *i* in nebensilben).

Beim vokalismus der nicht haupttonigen silben sind im vollen auslaut die ahd. kürzen geschwunden; von den längen sind *î* und *iu* zu weitem *i* gekürzt und gesenkt, ahd. *â* liegt in *bärgə* berge, *χnäχtə* knechte, *tsunnə* zunge vor, falls diese bildungen nicht auf übertragungen beruhen. Hier kann die entscheidung bei den Urner mundarten liegen. Auch das in sonstigen end- und mittelsilben auftretende *i* ist immer das weite, so in *ik* für *-ing*, *-ung*, *-îg*, *-ag*, in *i* für *-în*, *-inn-*, im superlativsuffix *-išt*, in *färriχ* pferch. Sonstiger nebensilbenvokal ist *ə*, z. b. in mhd. *en* (sowohl ahd. kurzer vokal + *n* als *-ên*, *-ôn*, *-ûn*), vor auslautendem *r*, für ahd. langen vokal + *t*. Die Ursener mundart kennt also wie der grossteil des südalemannischen in nebensilben nur die zwei vokale *i* und *ə*. Ohne rücksicht auf seine herkunft wird letzterer im vollen auslaut mit leichtem nebenton und daher mit etwas mehr klangfarbe gesprochen als vor konsonant. Vortoniges *ge-*, *be-* hat auch vor verschlusslaut seinen vokal verloren.

Beim konsonantismus führt Abegg affrikata in *lkχ* bei volkstümlichen wörtern mit recht auf westgermanisches *lkk* zurück. Ob es aber statt *housəbalkχe* hosenlatz (§ 15) nicht *housəbalkə* heissen muss? Es liegt doch wohl das im

Wallisischen viel gebrauchte *balkə*, *palkə* ital. *balco* fensteröffnung, balkon und nicht deutsches 'balken' zugrunde. Doch ist auch ersetzung des ersteren durch letzteres möglich. Für den wechsel von *pf* und *f* gibt Abegg *fōrə* pfarrer aus Andermatt. Anlaut. *th* ist vorwiegend zur fortis geworden. Ob die mundart übergang des *s* in *š* ohne konsonantischen nachbar kennt, hängt von der deutung von *īšt* eis ab, sofern der übergang in *š* hier dem antritt des *t* vorangehen oder folgen konnte. Abegg nimmt letzteres an; die nachbarmundarten sprechen eher für ersteres. In Andermatt und Hospenthal, nicht aber in dem gegen das Wallis gelegenen Realp, ist inlautendes *w* nach vokal oder liquida zu *b* geworden. Im auslaut ist dieses *w* wie es scheint in älteren bildungen beseitigt, in jüngeren von *b* aus nach dem auslautgesetz zu *p* verstärkt. Letzteres lässt nämlich noch ordnungsgemäss die verschlusslenes im auslaut, falls nicht vokalischer anlaut eng anschliesst, in fortes übergehen. Doch findet Abegg, dass nach langen vokalen schon mehrfach lenis in den auslaut übernommen werde. Ganz wie die verschlusslaute erscheinen nach Abegg auch die reibelaute im auslaut als fortes, so dass nicht nur alte reibelängen im auslaut der regel nach ungekürzt, sondern auch die reibekürzen gedehnt erscheinen, z. b. *huss* haus (ebenso im oberen Wallis). In meiner darstellung der Walliser mundart habe ich die frage aufgeworfen, ob es sich hierbei um einen lautgesetzlichen oder analogischen vorgang handelt. Abegg gibt auch gute belege für verstärkung inlautender lenis zur fortis vor anrückenden sonorkonsonanten, falls der vorausgehende vokal kurz gesprochen wird. Das problem ist hierbei, in welchen fällen alter vokallänge die vokalkürzung und konsonantenverstärkung eintritt und in welchen beides unterbleibt.

Wie bei der stärkeren abschleifung der endsilben zu erwarten ist, gibt die flexion zu weniger bemerkungen anlass als im Wallis. Bei der deklination kennt Abegg zu den starken masculina auf *-i* (*geti* pate) plurale auf *-ənə* (*getənə* paten) genau wie bei den abstrakten und movierten femininen auf *i*, *ənə*. Der nom. sing. des schwachen mask. ist im subst. wie adj. endungslos geworden, doch hat das subst. daneben *ə*, das aus dem akkus. stammen wird. Im nom. akkus. plur. der starken adj. ist *-i* auf alle drei geschlechter ausgedehnt. Im dat. sing. fem. der pronomina *īrə* ihr, *derrə* der steht dem *ə* wallisisches ***a*** zur seite, es kann ebensowohl auf ahd. *â* zurückgehen als aus der schwachen deklination stammen. Abegg kennt auch einen genet. plur. *derrə*.

In der konjugation endigt die 3. plur. ind. ausser bei den kurzformigen verben wie die 1. auf *ə(n)*, wobei *n* in Urseren nicht wohl aus *nt* entstanden sein kann. Die 3. plur. ist also der 1. angeglichen. Die endung *ət* der 2. plur. ind. weist auf herkunft aus dem konj. hin. Ob auch die präteritopräsentien *ət* haben? Die 1. sing. ind. praes. geht auf *ə* aus, somit auf formen mit *-n* zurück. Die konjunktive haben starke ausgleichungen vorgenommen. Die plurale haben nach Abegg als vokal stets *ə*. Im sing. scheinen die schwachen praeterita neben *-ti* auch blosses *-t*, die starken praeterita wie die starken und schwachen praesentia -, *əšš*, -, oder *i*, *išš*, *i* zu haben. Starke conj. praet. gibt es noch in beträchtlichem umfange. so sind auch für sämtliche starken klassen ausser für die 2. und 6. drei ablautvokale nachzuweisen. Doch trat im conj. praet. weitgehende ausgleichung ein. Es erscheint *u* wie in der 3. (*wurt*, *šturp*) so auch in der 4. (*fərbruχχ*), und 5. (*luss*) und in der 1. (*blup*, *šwuk*). Auch 'laufen' hat *luff* neben part. *kluffə*, *kloffə*, dagegen heisst es *fiäl* zu *fallə*. Wie im unteren Wallis ist *sleoffan* schlupfen als *šlīffə* in die 1. klasse übergetreten. Das erklärt sich in der Ursener mundart um so leichter.

als zahlreiche verba der 2. klasse, auch solche mit dental, ī für älteres *iu* aufs ganze präsens ausgedehnt haben (so inf. *flīgə*, *līgə*, *sīdə*, *fərlīrə*, *frīrə* aber *šiässə*). 'Reuen' und darnach auch 'schreien' haben im praes. ī, im part. ū und ī. Die präteritopräsentien haben im plur. des präs. umlaut, 'darf' hat jedoch den umlaut noch nicht auf den sing. ausgedehnt. Bei 'sollen' fehlt nach Abegg der ind. präs. Ob aber nicht z. b. *sell* zugleich 3. sing. ind. präs. ist? Im konjunktiv prät. haben 'sollen' und 'wollen' assimiliert zu *sett*(*i*) und *wett*(*i*). 'Können' hat in der 3. sing. ind. präs. die endung *-t* von den regelmässigen verben übernommen und bildet *χat*. Bei den kurzformigen ist die endung der 3. plur. ind. auf *-nt* erhalten und auf die 1., 2. pers. ausgedehnt. So bilden auch 'sehen, geben', und 'wollen' (*wäint*). Umlaut hat auch 'kommen' mit *χemmə* usw. trotz seiner zweisilbigen bildungsweise 'Gehen, stehen' haben im konj. präs. in Hospenthal und Realp mit der älteren bildungsweise *gänn*(*i*), *štänn*(*i*), in Andermatt kurzformig *gę̄* (mit *ę̄* als umlaut aus *â*), im konj. prät. im ganzen tal sowohl *giänn*(*i*), *štiänd*(*i*) beziehungsweise *štiänn*(*i*) als auch *gäti*, *štäti* (Andermatt wohl *gęti*). Bei 'haben' gibt A. *ä* im inf. part. (*khä*), in der 1. sing. ind. präs., im konj. prät. und imp., *e* in der 2., 3. sing. ind. präs., *äi* im plur. ind. präs. und im konj. präs. Der plural des imp. (*häint*) entspricht dem ind., nicht dem konj. präs.

TÜBINGEN. K. BOHNENBERGER.

Johann Steyrer, Der ursprung und das wachstum der sprache indogermanischer Europäer. 2. vermehrte und verbesserte auflage. Wien und Leipzig, Alfr. Hölder, 1912. XIV, 287 s. 8,50 m.

An diesem buch ist nur wunderbar, dass eine angesehene buchhandlung darauf hineingefallen ist, es zu verlegen, und dass auch so viele käufer darauf hineingefallen sind, sodass eine zweite vermehrte und angeblich verbesserte auflage nötig wurde. Die ausführungen des verfassers haben nichts wunderbares; denn es ist eine genügend bekannte tatsache, dass mangel an sprachwissenschaftlicher schulung einen einigermassen mit phantasie begabten mann stets befähigt, die schwersten probleme mit leichtigkeit zu lösen. So musste es Steyrer glücken, das ganze vokalsystem von dem noch im bayrischen erhaltenen 'urlaut' *oa* abzuleiten, die anlautenden konsonanten als 'ausdrucksmittel zur scheidung von begriffen' zu erweisen, die wortbildung auf zwei höchst einfache kompositionsweisen zurückzuführen. Da alle urlautgebilde vieldeutig sind, kann von irgendwelchen schwierigkeiten bei der erklärung keine rede sein! Eine auseinandersetzung mit dem verfasser dürfte zwecklos sein, da ich leider seinem stolzen flug nicht zu folgen vermag und er wohl verschmähen wird, sich aus seinen luftigen höhen auf den mühevollen weg ernsthafter wissenschaft herabzulassen.

GIESSEN. KARL HELM.

Berichtigung.

S. 55 z. 11 ist hinter 'verfassungsgeschichte' einzufügen: in Norwegen.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Die redaktion ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu rezensieren. Eine zurücklieferung der rezensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

Arnim, Achim von. – Steig, Reinhold, Achim von Arnim und Bettina Brentano. Stuttgart und Berlin, Cotta 1913. VII, 419 s., 2 portr. und 1 musikbl. 10 m.

Arnold, Priester, Gedicht von der siebenzahl (ausgabe, schreibung, reime) von Herman Polzer-van Kol. [Sprache und dichtung . . . hrg. von Harry Maync und S. Singer. 13.] Bern, A. Francke 1913. XV, 113 s. 4,50 m.

Baumann, Gust., Ursprung und wachstum der sprache. München und Berlin, R. Oldenbourg 1913. VI. 153 s.

Becker, Franz, Das königtum der thronfolger im Deutschen reich des mittelalters. [Quellen und studien zur verfassungsgeschichte des Deutschen reiches . . . hrg. von K. Zeumer. V, 3.] Weimar, Böhlau 1913. XII, 134 s. 4,60 m.

Beowulf. – Fahlbeck, Pontus, Beowulfskvädet som källa för nordisk fornhistoria. [K. vitterhets historie och antikvitets akademiens handlingar 13, 3.] Stockholm 1913. 17 s.

Bugge, Sophus, Norges indskrifter med de ældre runer. Indledning: Runeskriftens oprindelse og ældste historie. 2. hefte. Christiania, A. W. Brøggers bogtrykkeri 1913. S. I–X und 129–224. 5,60 kr.

Callaway, Morgan, The infinitive in anglo-saxon. Washington, Carnegie institution 1913. XIII, 339 s. und 1 tabelle.

Diebold, Bernhard, Das rollenfach im deutschen theaterbetrieb des 18. jhs. [Theatergeschichtl. forschungen hrg. von B. Litzmann. 25.] Leipzig und Hamburg, Leop. Voss 1913. (VIII), 166 s. 5,50 m.

Eckhart, Meister. – Pahncke, M. Eckehartstudien. Texte und untersuchungen. [Progr. des gymn. zu Neuhaldensleben.] 1913. 41 s. 4°.

Frauenlob. – Pfannmüller, Ludw., Frauenlobs Marienleich. [Quellen und forschungen . . . hrg. von A. Brandl, E. Schröder, F. Schultz. 120.] Strassburg, Trübner 1913. IX, 133 s. 5 m.

Freudenthal. – Pipping, Hugo, Minnestal över Axel Olof Freudenthal [1836 bis 1911] hållet vid Finska vetenskaps-societetens års-och högtidsdag den 29. april 1912. [Acta Societatis scientiarum Fennicae, t. XLII.] Helsingfors 1913. 10 s. 4°.

Goethe. – Hettich, Leonhard, Der fünffüssige jambus in den dramen Goethes. [Beiträge zur neueren lit.gesch. . . . hrg. von Max freiherrn von Waldberg. 4.] Heidelberg, Winter 1913. VIII, 271 s. 7 m.

– Lewy, Ernst, Zur sprache des alten Goethe. Ein versuch über die sprache des einzelnen. Berlin, Paul Cassirer 1913. 32 s. 1,50 m.

Hiltbolt von Schwangau. – Juethe, Erich, Der minnesänger Hiltbolt von Schwangau. [Germanist. abhandlungen . . . hrg. von F. Vogt. 44.] Breslau, Marcus 1913. VIII, 100 s. 3 m.

Íslendinga sǫgur. – Zwei Isländergeschichten (die Hønsna-Þóres und die Bandamanna saga) mit einleitung und glossar hrg. von Andr. Heusler. 2. verbesserte aufl. Mit einer karte. Berlin, Weidmann 1913. LXIV, 163 s. 5 m.

Jespersen, Otto, Sprogets logik, København, Gyldendal 1913. 95 s.

Jónsson, Finnur, Goðafræði Norðmanna og Íslendínga eftir heimildum. Gefin út fyrir framlög úr sjóði Margrétar Lehmann-Filhés af hinu íslenska bókmentafjelagi. Reykjavík, prentsmiðjan Gutenberg 1913. (IV), 159 s.

Kleist, Heinr. von. — Die quellen zu Heinrich von Kleists Michael Kohlhaas hrg. von Rudolf Schlösser. [Kleine texte für vorlesungen und übungen hrg. von Hans Lietzmann 116.] Bonn, A. Marcus & E. Weber 1913. 14 s. 0,35 m.

Kluge, Friedr., Abriss der deutschen wortbildungslehre. Halle, Niemeyer 1913. 68 s. 1,50 m.

— Zur nachfolge Erich Schmidts. Akademische zeit- und streitfragen. Freiburg i. B., Troemer 1913. 33 s. 0,90 m.

Krammer, Mario, Das kurfürstenkolleg von seinen anfängen bis zum zusammenschluss im Renser kurverein des jahres 1338. [Quellen und studien zur verfassungsgesch. des Deutschen reiches . . . hrg. von K. Zeumer. V, 1.] Weimar, Böhlau 1913. XII, 319 s. 10,40 m.

Lehmann, Karl, Zum altnordischen kriegs- und beuterecht. [Deutschrechtliche beiträge . . . hrg. von Konrad Beyerle. IX, 1.] Heidelberg, Winter 1913. 27 s.

Lessing. — Klee, Rudolf, Lessings stellung zu den positiven religionen. [Festgabe des Kgl. Gymnasium Philippinum zu Marburg an die teilnehmer der 52. versammlung deutscher philologen und schulmänner.] Marburg 1913. 29 s. 4°.

Luther. — Franke, Carl, Grundzüge der schriftsprache Luthers in allgemeinverständlicher darstellung. Gekrönte preisschrift. 1. teil: Einleitung und lautlehre. 2. wesentlich veränderte und vermehrte auflage. Halle, Waisenhaus 1913. XXVIII, 273 s. 7,60 m.

Matthisson. — Heers, Alois, Das leben Friedrich von Matthissons [sic!]. Leipzig, Xenienverlag 1913. 127 s. und 1 portr.

Mayer-Homberg, Edwin, Die fränkischen volksrechte im mittelalter. I. band: Die fränkischen volksrechte und das reichsrecht. Weimar, Böhlau 1912. XI, 426 s. 10 m.

Minnereden, Mittelhochdeutsche. I. Die Heidelberger handschriften 344, 358, 376 und 393 hrg. von Kurt Matthaei. [Deutsche texte des mittelalters XXIV.] Berlin, Weidmann 1913. XVI, 183 s. und 3 taff. 8 m.

Müller, Wilhelm. — Caminade, Gaston, Les chants des Grecs et le philhellénisme de Wilhelm Müller. Paris, Alcan 1913. (IV), 199 s. 5 frcs.

Murko, Matthias, Bericht über eine bereisung von Nordwestbosnien und der angrenzenden gebiete von Kroatien und Dalmatien behufs erforschung der volksepik der bosnischen Mohammedaner. [Sitzungsbericht der Kais. akad. der wissensch. in Wien 173, 3.] Wien, Alfr. Hölder 1913. 52 s.

— Bericht über phonographische aufnahmen epischer, meist mohammedanischer volkslieder im nordwestl. Bosnien im sommer 1912. [Berichte der phonogrammarchivskommission der Kais. akademie der wissensch. in Wien nr. 30.] Wien, Alfr. Hölder 1912. 17 s.

Neckel, Gust., Walhall. Studien über germanischen jenseitsglauben. Dortmund, Ruhfus 1913. (IV), 144 s. 4 m.

Paludan, J., Danmarks litteratur i Holbergtiden med henblik til den svenske. København, Nationale forfatteres forlag 1913. (V), 159 s.

Paetzel, Walther, Die variationen in der altgermanischen alliterationspoesie. [Palaestra 48.] Berlin, Mayer & Müller 1913. VI, 216 s. 6,50 m.

Rittermären, Zwei altdeutsche (Moriz von Craon, Peter von Staufenberg) neu hrg. von Edw. Schröder. 2. aufl. Berlin, Weidmann 1913. 152 s. 3 m.

Schiller. — Bolze, Wilh., Schillers philosophische begründung der ästhetik der tragödie. Leipzig, Xenienverlag 1913. 128 s.

— Des kardinals von Retz Histoire de la conjuration du comte Jean Louis de Fiesque, nach der ausgabe von 1682 hrg. von Alb. Leitzmann. [Quellenschriften zur neueren deutschen literatur hrg. von A. L. nr. 4.] Halle, Niemeyer 1913. V, 71 s. 1,20 m.

— Seyffert, Wolfg. (†), Schillers musenalmanache. [Palaestra 80.] Berlin, Mayer & Müller 1913. (IV), 172 s. 4,80 m.

Schlegel, Friedr. — Bleyer, Jakob, Friedr. Schlegel am bundestage in Frankfurt. Ungedruckte briefe Friedrich und Dorothea Schlegels nebst amtlichen berichten und denkschriften aus den jahren 1815—1818. München und Leipzig, Duncker und Humblot 1913. 168 s. 4 m.

— Enders, Carl, Friedr. Schlegel. Die quellen seines wesens und werdens. Leipzig, H. Haessel 1913. XVI, 408 s. 7,50 m.

Schmidt, Günther, Das würzburgische herzogtum und die grafen und herren von Ostfranken vom 11.—17. jh. [Quellen und forschungen zur verfassungsgesch. des Deutschen reiches . . . hrg. von K. Zeumer. V, 2.] Weimar, Böhlau 1913. (VIII), 124 s. 4,20 m.

Schwänke, Zwei altdeutsche (Die böse frau, Der weinschwelg), neu hrg. von Edw. Schröder. Leipzig, Hirzel 1913. 59 s. 1,25 m.

Seiler, Friedr., Die entwicklung der deutschen kultur im spiegel des deutschen lehnworts. I. teil: Die zeit bis zur einführung des christentums. 3. aufl. Halle, Waisenhaus 1913. XL, 268 s. 4,60 m.

Skeireins. Text nebst übersetzung und anmerkungen von Ernst A. Kock. Lund, Gleerup [Leipzig, O. Harrassowitz] 1913. 35 s. 1,10 m.

Storm, Theodor. — Reitz, Walter, Die landschaft in Th. Storms novellen. [Sprache und dichtung . . . hrg. von H. Maync und S. Singer. 12.] Bern, A. Francke 1913. 82 s. 3 m.

Tristansage. — Schoepperle, Gertrude, Tristan and Isolt. A study of the sources of the romance. [New York university. Ottendorfer memorial series of Germanic monographs. III.] Frankfurt a. M., Joseph Baer & co. (London, David Nutt) 1913. 2 voll. XV, 590 s. 20 m.

Uhl, Wilh., Winileod. 2. teil. [Teutonia. V. suppl.] Leipzig, H. Haessel 1913. XIV, 155 s., 1 portr. und 19 taff. 6 m.

Ulrich von Türheim von Eberhard Kurt Busse. [Palaestra 121.] Berlin, Mayer & Müller 1913. VIII, 181 s. 6,80 m.

Västgötalagen. — Pipping, Hugo, Äldre Västgötalagens ordskatt samlad och ordnad. [Acta Societatis scientiarum Fennicae t. XLII, 4.] Helsingfors 1913. IV, 61 s. 4°.

Wieland. — Elson, Charles, Wieland and Shaftesbury. New York, Columbia university press 1913. XII, 143 s.

Wieland. Kurrelmeyer, W., Die doppeldrucke in ihrer bedeutung für die textgeschichte von Wielands werken. [Abh. der kgl. preuss. akad. der wissensch. 1913, phil.-hist. cl. nr. 7.] Berlin, Reimer 1913. 45 s. 4°.

Witkop, Philipp, Die neuere deutsche lyrik. 2. band: Novalis bis Liliencron. Leipzig und Berlin, Teubner 1913. VIII, 380 s. 5 m.

Wyssenherre, Michel, Gedicht 'Von dem edeln hern von Bruneczvigk, als er über mer fure' und die sage von Heinrich dem löwen. Von Walter Seehausen. [Germanistische abhandlungen ... hrg. von Fr. Vogt. 43.] Breslau, M. & H. Marcus 1913. VIII, 173 s. 6,40 m.

NACHRICHTEN.

Am 14. august 1913 verschied infolge absturzes in den Dolomiten der privatdozent dr. August Lütjens in München (geb. 2. november 1886); am 28. oktober der frühere privatdozent in Bonn dr. Joh. Ernst Wülfing (geb. 15. dezember 1863 in Elberfeld).

In den ruhestand getreten sind der ord. professor geh. hofrat dr. Elias von Steinmeyer in Erlangen und der ord. professor dr. Wilh. Creizenach in Krakau. An stelle des ersteren wurde der ausserordentl. professor dr. Franz Saran in Halle an die universität Erlangen berufen.

Für germanische philologie habilitierten sich: in Berlin dr. Artur Hübner und in Greifswald dr. Werner Richter. Der privatdozent dr. Herm. Schneider ist von Bonn nach Berlin übergesiedelt.

SEBASTIAN FRANCK ALS VERFASSER FREICHRISTLICHER REIMDICHTUNGEN (1531).

I.

Im jahre 1584 gab Fischart ein kleines werk heraus, dessen umfänglicher titel nähere angaben über seine entstehung macht und desshalb hier vollständig wiedergegeben werden soll:

Bewärung vnd Erklärung des Vr-
alten gemeynen Sprůchworts:
Die Gelehrten
die Verkehrten:
Etwan vor vielen Jaren
(in massen solchs ohn diß art zu-
reimen bezeugen) von eim guthertzigen War-
gelehrten etlicher massen außgelegt. Nun aber
bei heutigem vnauffhörlichen vnd vnabwehr-
lichen einreissen der Verkehrung der Letz vnd
Falschgelehrten, durch ein Warheitlieber
Gerngelehrten, auff ein Newes
durchgangen vnd angelegt.
Darbey neben andern nötigen Erinne-
rungen vnd Lehren, auch dise daran hangen-
de Fragen begriffen. Ob man jemands zum
Glauben zwingen soll, vndob durch Schwert,
brand, bann, zang, strang vnd zwang in der
Religion ein einigkeit sei zustifften. I-
tem, was zwischen Welt vnd Christen-
heyt, vnd deren beider Oberkeit, sei
fůr ein vnderscheyd.

Der herausgeber nennt hier nicht seinen namen, wie es ja Fischart bei allen seinen konfessionell-polemischen und satirischen dichtungen nie zu tun pflegte. Im titel bezeichnet er sich nur als 'Wahrheitlieber Gerngelehrter' und unter der von ihm verfassten ,Auffruckung' mit dem anagramm: Immundi Fimus Gratia Mundi, womit er wie bei so vielen seiner lateinischen und deutschen anagramme die anfangsbuchstaben seines vollen namens: ,Johann Fischart

genannt Mentzer' andeutet[1]. Dass also Fischart dieses werk herausgegeben hat, ist längst bekannt. Aus dem titel aber ersieht man schon, dass er hier eine ‚vor vielen Jaren' verfasste dichtung ‚auff ein Neuwes durchgangen' hat.

Wilhelm Scherer war der erste, der (1866) den versuch gemacht hat, Fischarts anteil von dem übernommenen gute zu scheiden. Mit scharfem blick erkannte er, dass hier zwei selbständige reimdichtungen, von ungeschickter hand durcheinandergemengt, vorliegen, und wies ferner die beigaben Fischarten zu. Die ergebnisse seiner untersuchung erschienen in der einführung zu dem bisher einzigen neudruck der ‚Gelehrten Verkehrten' (Fischarts dichtungen hrg. v. Heinrich Kurz 2, XLIV–XLVI)[2].

Dass aber Scherer Fischarts anteil zu gering bemessen hat, darauf verwies Paul Koch (Der Flöhhaz von Fischart 1892 s. 45). Doch erst 1903 haben Ernst Hampel (Fischarts anteil an dem gedicht ‚Die Gelehrten, die Verkehrten'. Jahresbericht. Naumburg 1903) und Anton Englert (Die Rhythmik Fischarts, s. 80 f., anm. 1) diese angelegenheit gründlich untersucht und sind, unabhängig voneinander, mit ausnahme einiger verse, zu denselben ergebnissen gelangt, die also, nicht nur der doppelten beweisführung wegen, als völlig gesichert gelten müssen.

Danach verhält es sich mit diesem werke folgendermassen:

Es handelt sich, wie schon erwähnt, um zwei ursprünglich selbständige dichtungen. Die eine, deren inhalt im letzten absatz des oben mitgeteilten titels umschrieben wird, wendet sich gegen den glaubenszwang und könnte also ‚Vom glaubenszwang' betitelt werden. Sie ist in der vorliegenden ausgabe in zwei ungleiche teile geteilt,

1) Exemplar des originals in Berlin (Königl. bibliothek), München (Hof- und staatsbibliothek), Nürnberg (Germanisches museum), Wien (Hofbibliothek 1563 A), Zürich (Stadtbibliothek), Zwickau in Sachsen (Stadtbibliothek).

2) Vgl. auch Scherers umfängliche und an grossen gesichtspunkten reiche besprechung der Fischartausgabe von Kurz (Zfdöst. gymn. 18, 474–486, neu abgedruckt in den Kleinen schriften 2, 299–312). — Der vollständigkeit wegen verwende ich oben in gekürzter form einen teil meiner besprechung von Hampels schrift (Euphorion 11, 549–558). — Gegen den wunsch Scherers hat Kurz dieses werk in der von Fischart herausgegebenen form drucken lassen, und zwar mit recht, zumal damals die untersuchungen noch nicht abgeschlossen waren. In der von der Gesellschaft f. elsässische literatur vorbereiteten, unter meiner mitwirkung herauszugebenden kritischen gesamtausgabe Fischarts sollen die Gelehrten Verkehrten zunächst in der überlieferten form und dann in einer den jüngsten untersuchungen entsprechenden anordnung gedruckt werden.

von denen der erste (vers 1383–1661) dem zweiten teil (vers 853–1370) nachgestellt ist. Sie hat folgenden inhalt:

Wie gott allgütig ist, auch ungläubigen gegenüber, so sollte auch jeder christ duldsam sein und keinen menschen um des glaubens willen verfolgen. Heute aber will jedes land völlige glaubenseinigkeit haben; alle müssen christen sein, wenn auch nur äusserlich und dem namen nach. Wer die sakramente gebraucht, hält sich für einen christen, mag er auch ein arger sünder sein. Die welt nennt sich christlich, obwohl Christus selbst sagt, sein reich sei nicht von dieser welt. Auch heiden und juden können diener gottes sein.

> Wer vnrecht thut, gehört vnders schwert,
> Nit wer falsch glaubet oder lehrt.

Nun hat aber Satan aus der heiligen schrift die falsche lehre gezogen, dass die weltliche obrigkeit für glaubenseinheit eintreten müsse. Daraus entstand die falsche anschauung von der mehrung des glaubens durch das schwert, die zwangsweisen bekehrungen, wie sie schon Karl der grosse durchgeführt hat und wie sie jetzt die Türken betreiben, die uns so gefährlich geworden sind. (Hier bricht das stück a ab und b setzt fort:) Aus dieser falschen lehre stammt auch die weltliche herrschaft der päpste, die durch ihren bannstrahl die fürsten widereinandergehetzt und besonders das Deutsche reich geschädigt haben. Auf begehren des papstes musste auch kaiser Siegmund dem Huss das geleit brechen, woraus die greuel der Hussitenkriege geflossen sind. Und noch heute ist es allgemeiner brauch, den glauben mit kriegerischer wehr zu beschirmen und um des glaubens willen händel und kriege anzuzetteln. Die 'äusserliche kirchenpracht' und herrschsucht der päpste aber stamme daher, dass jüdisches hohepriestertum mit dem christentum, weltliches mit geistlichem amt vermengt wurde. So berauben heute die geistlichen gewalten die christen um die freiheit, die ihnen der erlöser mit seinem teueren blut erkauft hat: sie erzwingen überall die gleichen äusseren formen des gottesdienstes, bekümmern sich aber nicht um erhaltung des friedens und der wahren frömmigkeit. Zum schluss ertönt eine mahnung an diejenigen fürsten und herren, die gott erweckt hat, Deutschland vom päpstlichen joch zu befreien; sie mögen die wahrheit und das evangelium predigen lassen und sich hüten, nicht den gleichen gewalten zu erliegen, wie die kaiser des mittelalters.

Die zweite reimdichtung 'Bewährung und Erklärung des Sprüchworts: Die Gelehrten, die Verkehrten', welche in fünf teilen wiedergegeben wird, (vers 191–201, 672–709, 760–784, 792–852 und 1662

bis 1926). führt aus, dass schon zu Christi und Pauli zeiten schriftgelehrte durch verkehrte lehren verwirrung und unfrieden angestiftet, auch schon andersgläubige verfolgt haben. Solche falsche gelehrte, heisst es weiter, finden sich zwar in allen ständen, ausgegangen aber ist diese gelehrtverkehrtheit von den priestern, die von der schlange im paradiese 'den missbrauch der zungen' gelernt haben. Solche falsche gelehrte haben gottes propheten verfolgt, Christum in not und tod gebracht, die deutschen kaiser zu kirchendienern erniedrigt, die weltliche herrschaft und die üppigkeit der kirche 'eingeflickt' (vers 1662 ff.), die grosse kirchentrennung und die Türkenkriege verschuldet. Mit vers 1685 geht der dichter auf seine zeit über und geisselt im allgemeinen das treiben der theologischen gelehrten, ihre willkür in der schriftauslegung, ihre unduldsamkeit und rechthaberei. Auf der kanzel und in büchern bekämpft eine partei die andere in der gehässigsten weise und alles zu gottes ehre. Wer eine andere ansicht hat, und sei es Christi lehre und die wahrheit selbst, der wird als ketzer beschimpft und dem gerichte überliefert. So verwechseln diese gelehrten die weltliche gewalt mit Christi reich und wollen durch obrigkeitlichen zwang den glauben geben, der doch von je eine gottesgabe gewesen ist. So veruneinigen und verwirren sie die leute, dass der gemeine mann nicht weiss, wo aus und ein.

(Vers 1837) Vnd wirt den glehrten allen feind,
Bäpstisch, Lutherisch vnd wer sie sindt.

Solche gelehrte werden wie die reichen nur schwer in den himmel kommen. Menschen können irren und andere verführen, nur Gott allein kann uns den wahren glauben und den rechten weg zum ewigen leben weisen. Mit dem in kirchenliedern manchmal vorkommenden ausgang: 'Gott helff uns allen' schliesst dieses gedicht.

Nur für dieses gilt die einführung: 'inhalt nachfolgenden spruchs durch ein alten reimisten gestellt'. Dieser reimist war mit dem verfasser der Gelehrten Verkehrten persönlich bekannt ('Wie ich selbs hab von jm vernommen', vers 183). Seine einführung wird also bald nach dieser dichtung entstanden sein. Nach vers 145 ff.

Ein wunderbarlich schön gedicht,
Dass von eim Narren sein soll zu gericht,
Wie etlich vber jhn thund klagen usw.

muss man annehmen, dass die Gelehrten Verkehrten schon vor Fischarts ausgabe allein gedruckt wurden. Kurz macht allerdings (a. a. o. 2, XLVI) darauf aufmerksam, dass ein älterer druck dieser art weder in Georgis Bücherlexikon noch in Draudius, Bibliotheca

libr. germ. 1611–1625 und den Frankfurter messkatalogen erwähnt wird. Die messkataloge beginnen aber erst mit 1564, also viel später. als das erste erscheinen dieser dichtungen anzunehmen ist. Auch bei Clessius, Elenchus consummatissimus librorum 1602, der Kurz nicht zugänglich war, findet sich nichts darüber. Doch diese nichterwähnung ist kein erweis des nichterscheinens; führen ja diese kataloge z. b. viele schriften Fischarts nicht an, die tatsächlich erschienen sind.

Für eine neuerliche drucklegung der Gelehrten Verkehrten mit dem vorspruch des alten reimisten haben wir keinen nachweis. Dieser ist mit namen nicht bekannt. Aus der kurzen einführung mit dem belanglosen inhalt, den holprigen versen und schlechten reimen spricht keine bedeutende literarische persönlichkeit.

Weit wichtiger ist es, den oder die verfasser der beiden reimdichtungen zu erkunden, welche, wie schon die kurze inhaltsangabe andeuten konnte, namentlich die 'Vom Glaubenszwang', ganz von der religiösen anschauung der damaligen konfessionen abweichen und selbständige kräftige persönlichkeiten als verfasser voraussetzen lassen. Diese auch vom litterargeschichtlichen standpunkt wertvollen dichtungen mit der verkündigung eines freien christentums bilden e i n e i m 16. j h. g a n z e i n z i g a r t i g e e r s c h e i n u n g.

Schon freiherr von Meusebach hat nach der kenntnisnahme von Fischarts ausgabe den wunsch geäussert (Fischartstudien, hrg. von Wendeler s. 166): 'Nun wäre noch der alte W a h r g e l e h r t e' (so bezeichnet nämlich Fischart auf seinem titelblatt den ihm unbekannten verfasser der Gelehrten Verkehrten), 'vermutlich unter den unzähligen spruchgedichten aus der reformationszeit auf einem oder zwei quartbogen aufzufinden'. Ausserordentlich bemühte sich Scherer (a. a. o. s. XLV f.) um diese frage. Die zeit der abfassung dieser dichtungen setzte er in das jahr 1525, meinte, dass beide wahrscheinlich, die 'Vom Glaubenszwang' 'ganz gewiss', aus dem wiedertäuferischen kreise stamme, und fügte hinzu: 'Den oder die verfasser zu eruieren ist mir nicht gelungen, obgleich ich fast die ganze wiedertäuferische literatur der zeit durchgelesen habe'. Was natürlich eine starke leistung ist. Diese untersuchungen setzte Hampel in der oben genannten schrift (s. 68–72) fort, verstärkte durch neue gründe Scherers vermutung, dass beide dichtungen von einem verfasser herrühren, und schob die frist ihrer abfassung von 1525 bis auf 1530 hinaus.

Einen grossen schritt weiter in dieser richtung machte Alfred G ö t z e in seiner kurzen, aber ergebnisreichen besprechung der

Hampelschen schrift (Zfda. 49; Anzeiger 31, 202–204). Nach einem genauen vergleich der beiden dichtungen ist er überzeugt, dass diese von demselben verfasser herrühren. Er umreisst dessen bildungsgrad, bestimmt genauer das jahr der abfassung und begrenzt den kreis enger, in welchem der verfasser zu suchen sei, eine frage, die das 'hauptinteresse beanspruchen darf'. Zunächst stellt er nach der sprache und besonders den reimen fest, dass der verfasser nur ein Alemanne gewesen sein kann. Und weil dieser wegen einer anspielung auf die 'königlich majestat' (vers 1399 f.) wohl kein Schweizer war, so kämen nur Elsässer und Schwaben in betracht. Ferner können unsere reimdichtungen nicht vor 1530 entstanden sein wegen der deutlichen hinweise auf den gipfel der türkischen macht unter Suleiman II. und auf die in demselben jahre von Clemens VII. in form eines ablasses ausgehobene Türkensteuer (vers 1654–1659; 1663 ff.; 1675–1682). Weiter wenden sich vers 1440 ff. augenscheinlich gegen den grundsatz: Cuius regio, eius religio. Nur spricht hier Götze irrtümlich vom Augsburger religionsfrieden, der ja erst 1555 geschlossen wurde. Meiner ansicht nach handelt es sich um den von den reformierten ständen auf dem reichstag zu Speyer (august 1526) erwirkten beschluss, dass 'in sachen der religion jeder reichsstand so leben, regieren und es halten solle, wie er es gegen Gott und kaiserliche majestät zu verantworten sich getraue'. Nun glaubten sich die protestantischen stände berechtigt, in ihren gebieten die kirchenreform nach Luthers anweisungen, auch gewaltsam, durchzuführen. Bald kam so der oben erwähnte grundsatz allgemein zur geltung und säte den samen religiöser zwietracht. An dem beschluss von 1526 hielten die protestantischen stände auch noch auf dem Speyrer reichstag von 1529 fest.

Diese dichtungen können aber meiner überzeugung nach auch nicht lange nach 1530 verfasst sein. Ihre reime erweisen noch vielfach den gebrauch der mittelhochdeutschen längen. In der Strassburger druckersprache aber werden diese von 1530 ab immer mehr von den neuhochdeutschen diphthongen verdrängt, welche auch die elsässischen dichter damals allmählich zu verwenden beginnen (vgl. von Bahder, Grundlagen des nhd. lautsystems, s. 25–29. Moser, Historisch-grammatische einführung in die frühneuhochdeutschen schriftdialekte, s. 32 und 65 f.). Schon Fischart sind diese altertümlichen reime aufgefallen; denn er sagt auf dem titel zu diesen dichtungen: 'vor vielen Jaren (in massen solchs ohn diss art zureimen bezeugen)'.

Vor allem ist aber an diesem datum festzuhalten, weil der verfasser nur in dem kreis der Strassburger sektierer gefunden werden

kann, zu welchem ergebnis auch schon Götze am schlusse seiner besprechung gelangt ist. Der höhepunkt dieser bewegung der schwärmer und rottengeister fällt aber in die jahre um 1530. Diese gesellschaft, die sich damals in Strassburg zusammenfand, müssen wir nun genauer ins auge fassen.

Vorerst muss aber der weg dazu geebnet werden. Die von Götze offengelassene frage liess mir keine ruhe mehr. Natürlich konnte ich meine arbeiten nicht auf deren beantwortung allein einrichten, da ich mich aber Fischarts wegen mit der religionsgeschichte und den chroniken des 16. jhs. eingehender beschäftigen musste, habe ich schliesslich, wenn auch auf umwegen, den verfasser der erwähnten dichtungen doch gefunden. Dass Scherer ihn für einen wiedertäufer hielt und darum fast die ganze wiedertäuferische literatur jener zeit, allerdings vergeblich, durchgelesen hat, wurde schon gesagt. Diese zeitraubende arbeit konnte ich mir also ersparen. Freilich musste ich mein augenmerk auf diejenigen wiedertäufer richten, die sich gegen 1530 in Strassburg versammelt hatten, zumal sich darunter mehrere, auch literarisch tätige führer verschiedener brüdergemeinden befanden.

Die religiösen anschauungen der w i e d e r t ä u f e r sind nicht leicht zu formulieren. Denn der anabaptismus, eine durch die erschliessung des neuen testaments angeregte, in den zwanziger jahren des 16. jhs. plötzlich auftauchende und rasch anschwellende religiöse strömung, zerfiel von anfang an in mehrere einander widerstrebende richtungen. Im gegensatz zu dem fanatisch-revolutionären auftreten der sächsisch-thüringischen schwärmer, welches zu dem bauernkrieg von 1525 führte, huldigten die brüder in Zürich und umgebung einer friedlich-quietistischen richtung, wurden aber trotzdem 1527 von Zwingli vertrieben. Allen bedrückungen und verfolgungen trotzend, verbreiteten sich die 'täufer', wie sie sich selbst benannten, in der nächsten zeit über Süddeutschland, die Rheinlande, Tirol, Oberösterreich, Böhmen, Mähren, über das nordwestliche Deutschland und die Niederlande. Die vielen, untereinander ziemlich verschiedenen gruppen der täufer haben doch einige gemeinsame züge: die taufe der erwachsenen, die aber nicht ausgangspunkt der ganzen bewegung ist; das abendmahl in der auffassung der reformierten als zeichen und erinnerung; die bildung besonderer gemeinden der heiligen innerhalb der sündigen welt; ein verjüngtes christentum des herzens; die freiheit der persönlichkeit und des gewissens, trennung des geistlichen vom weltlichen und darum die bestreitung der rechte der obrigkeit in glaubenssachen; die rein äusserliche auffassung oder schroffe ablehnung der gottesdienstlichen

handlungen; bei den meisten gemeinden der glaube an das tausendjährige reich: einführung der gütergemeinschaft, besonders bei den Huterern: verwerfung des eides, des waffentragens und des krieges, besonders bei den Mennoniten.

Da sich die täufer nirgends den weltlichen oder geistlichen behörden in glaubenssachen fügen wollten, wurden sie fast überall arg bedrängt, des landes verwiesen, ihrer güter beraubt oder grausam hingerichtet, auf grund kaiserlicher erlässe seit 1528. Auch die evangelischen reichsstände beschlossen 1529 die hinrichtung der wiedertäufer.

Nur in Strassburg wurden sie von anfang an milder behandelt. Diese blühende reichsstadt, die schon in den letzten jahrhunderten des mittelalters die nachkommen der Waldenser, die brüdergemeinden und die gottesfreunde, in ihren gastlichen Mauern geduldet hatte, bildete damals lange eine viel gerühmte und auch getadelte zufluchtsstätte für zahlreiche sektierer, die hier alle im 16. jh. so verschiedenartigen glaubensmeinungen vorübergehend oder länger vertraten. Hier war darum auch die sektenbewegung von stärkerer lebhaftigkeit und grösserer dauer als in anderen städten. Sie währte von 1524 mit ihren ausläufern bis 1543. Martin Butzer, Mathis Zell und Wolfgang Capito, welche eben, 1523, die Strassburger reformation im geiste der milde und mässigung durchgeführt hatten, kamen den sektierern freundlich entgegen. Butzer betonte hierbei besonders die übereinstimmungen zwischen ihren und seinen glaubensmeinungen und hoffte sie zu bekehren; Capito liess sich sogar in seinen religiösen überzeugungen beeinflussen, wandte sich aber von ihnen später ab. Um 1530 griff das sektenwesen hier arg um sich. Viele, auch vornehme bürger wurden von den fremden 'propheten' an sich gelockt. Die mannigfaltigsten anschauungen tauchten auf, deren gemeinsamer zug nur die auflehnung gegen die überlieferten glaubenslehren und gottesdienstlichen handlungen war: ordnung und sitte wurden gelockert, das ansehen der noch nicht gefestigten evangelischen kirche erschüttert, die macht der weltlichen obrigkeit gefährdet. Darum erliess der rat 1527 und 1530 strenge mandate gegen die wiedertäufer, die aber nur lässig gehandhabt wurden, und entschloss sich auf drängen der heimischen prediger zur veranstaltung einer synode 1533, wo die aufstellungen der verhörten schwärmer bekämpft und die *Confessio tetrapolitana*, das 1530 zwischen Strassburg, Konstanz, Lindau und Memmingen vereinbarte, in der abendmahlslehre vermittelnde bekenntnis in 16 artikeln weiter ausgebaut und dem Augsburger bekenntnis mehr genähert wurde.

Nach dieser am 3. april 1534 vom rate bestätigten kirchenordnung sollten die andersgläubigen verhaftet oder verbannt werden. Wer sich aber unter diesen ruhig verhielt und die herrschende kirche nicht angriff, wurde weiterhin geduldet.

Gerade gegen ende der zwanziger jahre, wo die verfolgung der wiedertäufer in Österreich und im übrigen Deutschland immer ärger wurde und 1529 ihren höhepunkt erreichte, kamen schwärmer in hellen scharen nach Strassburg, wo um 1530 deren zahl über hundert betrug. Unter anderen kam im mai 1529 der aus seiner heimat vertriebene schlesische edelmann Kaspar von Schwenckfeld dahin und fand freundliche aufnahme. Zwar hat er erst 1547 seine lehren von der menschwerdung Christi und der rechtfertigung als innerem erlebnis und von der wertlosigkeit alles schrifttums und äusseren kirchenwesens veröffentlicht. Da er aber bereits damals derartige anschauungen verbreitete, erregte er doch heftig die gemüter der Strassburger.

Die meisten führer der täufer weilten in jener zeit vorübergehend in Strassburg und warben anhänger. Alle richtungen waren hier vertreten, von den gemässigten, bescheidenen, stillen brüdern bis zu den radikalen, eingebildeten schreiern. Ende 1525 traf der führer der oberdeutschen täufer, Michael Sattler aus Staufen im Breisgau, dort ein, dem man ein geistliches lied und eine religiöse flugschrift ohne sicheren beweis zuschreibt, ein edler, friedfertiger mann, der sich eng an die heilige schrift hielt, auch sonst auf protestantischer grundlage verblieb, aber behauptete, dass nur der als erwachsener getaufte selig werden könnte. In der lebensführung hegte er überstrenge ansichten, verwehrte seinen brüdern neben anderem auch den verkehr mit andersgläubigen, handel und wandel sowie die annahme bürgerlicher ämter. Ihm folgte im sommer 1526 der schmähsüchtige, doppelzüngige, unlautere Ludwig Haetzer aus Bischofszell, der in Strassburg die verdeutschung der propheten begann und mit Denk zusammen vollendete. Um 1530 leistete der Tiroler Pilgram Marbeck der stadt gute dienste als bergrichter und flusskanalbauer, darum wurde er auch länger geduldet, obschon in seinen schriften bedenkliche behauptungen standen. Der aus Bockenheim bei Frankfurt am Main stammende eitle und ränkevolle Jakob Kautz weilte von juni 1528 bis juni 1529 in Strassburg, wo er wegen aufwiegelnder öffentlicher ansprachen gleichzeitig mit dem unredlichen Wilhelm Reublin aus Rottenburg am Neckar ausgewiesen wurde. Ende juni 1529 erschien in Strassburg der kürschner Melchior Hofmann aus Schwäbisch-Hall, der früh den beruf zu prophetischer auslegung in sich zu fühlen wähnte und diesen als göttliche

offenbarung ausgab. Er veröffentlichte daselbst 1530 mehrere deutsche prosaschriften, worunter die wichtigste die 'Auslegung der heimlichen offenbarung Joannis' mit ausblicken auf die nächste zukunft ist. Im glauben an das tausendjährige reich weissagte er auch, dass Strassburg im jahre 1533 das neue gottesreich auf erden bilden werde. Er stellte auch die ganz seltsame lehre auf, dass Christus aus seiner göttlichen kraft allein mensch wurde und seine leibliche natur nur vom himmel habe. Wegen des raschen anwachsens der täufer ersuchte Hofmann april 1530 den rat um überlassung einer kirche. Die antwort war allerdings ein haftbefehl.

Von den genannten schwärmern kann als verfasser der von Fischart herausgegebenen dichtungen keiner in betracht kommen, der nicht alemannischer abstammung ist. Es scheiden also überhaupt aus: Schwenckfeld, Kautz und Marbeck, auch Haetzer – abgesehen davon, daß der verfasser wahrscheinlich kein Schweizer war –, weil er in seinem 'Büchlein von Christo' die gottheit Jesu leugnete und weil er vor der für 1530/31 erwiesenen abfassungszeit, am 24. februar 1529 zu Konstanz enthauptet wurde. Auch die genannten Schwaben kommen nicht in betracht: Sattler, weil er noch früher, am 20. mai 1527, zu Rottenburg hingerichtet wurde; Reublin, weil er überhaupt kein schriftsteller war. Und von Hofmanns abenteuerlicher phantastik, von seinen ansichten über Christi natur und den chiliasmus findet sich in unseren reimdichtungen keine spur. Auch fehlt ihm die theologische bildung, die zu deren abfassung nötig war. Diese mangelte auch dem Strassburger gärtner Klemens Ziegler, der mit den fremden täufern freundschaftlich verkehrte und damals einige schriften in ihrem sinne verfasst hat.

Mehrfache übereinstimmungen aber finden sich in religiösen anschauungen zwischen unseren reimdichtungen und den deutschen prosaschriften der begabten, theologisch gebildeten täufer Denk und Bünderlin. Der aus Habach stammende Hans Denk, ein schüler des bedeutenden protestantischen theologen Oecolampadius in Basel, wurde von dort ausgewiesen und in Augsburg ende 1525 führer der städtischen täufer dieses gebietes. Im spätherbst 1526 kam er nach Strassburg, wo er unliebsames aufsehen erregte und nach einer disputation mit Butzer am 22. dezember 1527 auch von hier verbannt wurde. Unter seinen, von Tauler beeinflussten, schriften ist die wichtigste 'Vom gesetz Gottes'. Er lehnt die sakramente und äusseren zeichen, sowie die angeborne verworfenheit der menschlichen natur ab; glaubt, dass gott alle menschen für die seligkeit bestimmt habe und unterscheidet zwischen

dem allmächtigen worte gottes und dem buchstaben der schrift. Nach ihm gelten die erbsünde und Christi kreuzestod, den er nicht als opfer, sondern als vorbild auffasst, nichts ohne innerlichen gehorsam zu Gott, der die vollkommene, unwandelbare liebe ist. Das höchste ziel des menschen sei, diese liebe zu erreichen[1].

Hans Bünderlin aus Linz, der an der Wiener universität kurze zeit studiert hatte, in Oberösterreich evangelischer prädikant, in Augsburg wiedertäufer geworden war, traf im herbst 1528 in Strassburg ein, wo er als vertreter der freiesten richtung wiederholt verhaftet wurde und sich im laufe des jahres 1530 genötigt sah, weiterzuwandern. Von der grossen persönlichkeit Denks, welchen er wahrscheinlich bei der täuferversammlung, frühjahr 1526. in Augsburg getroffen hatte, mächtig beeinflusst, wandte sich Bünderlin einem spiritualistischen, ganz undogmatischen christentum zu, wovon seine fünf, zu Strassburg 1529—1531 erschienenen deutschen schriften zeugnis geben, welche darum auch verfolgt und bekämpft wurden. Abgestossen von dem lauten treiben Hofmanns und seiner leidenschaftlichen anhänger, sagte sich Bünderlin hier ganz vom täufertum los. Ihm gilt jetzt nur das innere wort, das innere christentum im gegensatz zur schrift und jeder anderen autorität, unabhängig von äusserer vermittlung, als quelle und richtschnur des glaubens[2].

Doch auch Denk und Bünderlin können nicht unsere reimdichtungen verfasst haben, weil sie beide Bajuwaren sind und überdies

1) Herzog-Hauck, Realenzyklopädie für protestantische theologie[3] 1, 481 bis 487 G. Uhlhorn, Anabaptisten; 4, 576-580 Alfred Hegler, Denk; 7, 325-329 Keim und Hegler, Haetzer; 8, 222—227 Hegler, Hofmann; 10, 192—194 Hegler, Kautz; 16, 679 f. G. Bossert, Reublin; 17, 492—494 Bossert, Sattler; 18, 73—83 H. R. Grützemacher, Schwenckfeld; 18, 228—236, Riggenbach und Lachemann, Servet. — Allg. deutsche biographie 20, 290 f., L. Keller, Marbeck; 45, 165 f. Keller, Ziegler. — Friedrich Otto zur Linden, Melchior Hofmann, ein prophet der wiedertäufer, Haarlem 1885. (Verhandelingen, neue serie, 11, 2. stück.) — Camillus Gerbet, Geschichte der Strassburger sektenbewegung (1529—1539), Strassburg 1889. — A. Hulshoff, Geschiedenis van de doopgezinden te Straatburg van 1525 tot 1557. Amsterdam 1905. Hulshoff konnte über Gerbet hinaus neues bringen, weil er nicht nur den zeitraum weiter erstreckte, sondern auch den einige jahre vorher gefundenen XI. band der Manuscripta Argentoratensia historico-ecclesiastica, der neues licht über die Strassburger wiedertäufer verbreitet, benützt hat. Er unterrichtet auch genauer über die in Strassburg erschienenen schriften der täufer. Seb. Franck erwähnt er nicht. — T. W. Röhrich, Geschichte der reformation im Elsass und besonders in Strassburg, Stuttgart 1871.

2) Alexander Nicoladini, Johannes Bünderlin von Linz und die oberösterreichischen täufergemeinden, Berlin 1893. (Besonders s. 114—159.)

Denk eine gemeinde mit bestimmten anordnungen für die taufe der erwachsenen als bundeszeichen und bekenntnis sowie für das brotbrechen als erinnerung verlangt und bereits im november 1527 zu Basel an der pest verstarb.

Wer ist also der verfasser?

Keinesfalls ein wiedertäufer! Denn bei genauerer betrachtung dieser dichtungen erkennt man, dass der verfasser über die vorgebrachten täuferischen lehren hinausgeht zu einer durch kein dogma, keine gemeinde und äusserlichen gottesdienst gebundenen allgemeinen religiösen anschauung und dass er nur wahre innerliche frömmigkeit schätzt, gleichviel in welchem gewande. Persönlich aber hält er an einem innerlichen christentum fest. Diese religiöse überzeugung aber hat damals in Deutschland kein anderer gehegt und verkündet als Sebastian Franck. Ein überaus fruchtbarer schriftsteller, der eng mit wiedertäufern verkehrte, von ihren ansichten beeinflusst wurde, doch die wiedertaufe nicht empfangen hat, auch seit 1530 keiner gemeinde angehört hat und auch nie eine gründen wollte, der ferner gerade um 1530 in Strassburg weilte und dort ein umfängliches werk, die Geschichtsbibel, verfasst und veröffentlicht hat, das sich in der allgemeinen auffassung und in zahlreichen aussprüchen mit unseren reimdichtungen zum grossen teil wörtlich berührt.

II.

Zur verfolgung meines zieles gehe ich nur so weit, als nötig, auf Francks leben und schriften ein[1]. Geboren wurde er 1499 zu Donauwörth, damals auch Schwäbisch-Werd genannt, bei Ulm. Er war also ein Alemanne. Von 1515 ab besuchte er die artistenfakultät während der lehrtätigkeit der berühmten humanisten Aventin, Böschenstein, Locher.

1) Alfred Hegler, Geist und schrift bei S. Franck. Eine studie zur geschichte des spiritualismus in der reformationszeit, Freiburg i. B. 1892. — Vgl. Herzog-Hauck, Realenzyklopädie[3] 6, 142–150 von Hegler. — T. W. Röhrich a. a. o. 2, 75. — Goedeke, Grundriss[2] 2, 8–14, wo die wichtigste literatur über Franck angegeben ist; ergänzt von Hegler a. a. o. XIf. und 25–63. Goedekes urteil: 'geschickter kompilator und übersetzer' ist gar zu einseitig. — Friedr. Latendorf, Francks erste namenlose sprichwörtersammlung vom jahre 1532, abdruck mit erläuterungen und beilagen, Pösneck 1876. — Franz Weinkauff, Franck (Alemannia 5, 131–147; 6, 49–86; 7, 1–66). — Franck, Paradoxa (1541), eingeleitet von W. Lehmann, herausgegeben von Heinrich Ziegler, Jena 1909. (Die einführung gibt eine eingehende darstellung der religiösen überzeugung Francks. Doch es wird hier die sachlichkeit der ausführungen dadurch getrübt, dass Lehmann, der den glauben Francks selbst hegt, immer wieder von diesem zur gegenwart brücken schlägt.)

Peurle (Agricola Hammonius), Urban Rhegius u. a. Im jahre 1518 begab er sich nach Heidelberg, um an dem der universität einverleibten dominikanerkolleg theologie zu studieren. Im gleichen jahr wohnte er hier einer disputation Luthers bei. Im jahre 1524 wurde er im Augsburger sprengel zum priester geweiht. In den nächsten jahren wechselte er rasch seine religiösen überzeugungen. Bald nach 1525 wurde er evangelischer prädikant in dem Nürnbergischen flecken Gustenfelden, doch gab er diese stellung, die ergebnislosigkeit seines wirkens einsehend, nach wenigen jahren auf. Da er durch predigten die menschen nicht zu belehren und zu bessern vermochte, entschloss er sich, es mit büchern zu versuchen, und wurde volksschriftsteller.

Im jahre 1528 begab er sich nach Nürnberg, vermählte sich mit Ottilie Behaim und veröffentlichte hier in demselben jahre seine ersten, noch auf dem boden Luthers stehenden schriften: eine verdeutschung der gegen die täufer, namentlich gegen Denk, gerichteten Diallage Althamers und die ernste sittenpredigt 'Von dem greulichen laster der trunckenheyt'. In dieser aber wird schon der missmut über die sittliche verwilderung unter den protestanten und die verzweiflung an einer möglichen besserung laut, während in Francks vorrede und einschüben zu der Diallage schon gedanken auftauchen, welche eine vorbereitung zu seinen späteren so selbständigen ansichten bilden. Zwei jahre danach kündigen sie sich schon in der Türkenchronik ganz deutlich wie ein programm des spiritualismus an. Inzwischen aber veränderte Franck seinen aufenthalt, was für seine religiöse entwicklung von entscheidender bedeutung war.

Da die zensur in Nürnberg sehr strenge ausgeübt wurde, richtete Franck seine blicke auf das auch hierin nachgiebigere Strassburg. Er vernahm wohl auch von dem zufluss vieler schwärmer dorthin und mochte sich wohl nach einer aussprache mit diesen sehnen. Im herbst 1529 zog er nach Strassburg, wo er bis ende 1531 verbleiben sollte. Selbst in leidenschaftlicher gärung begriffen, geriet er hier in eine schar glühender und schwärmender geister. Er verkehrte da auch mit Schwenckfeld und Michael Servet, der 1530 mit seiner schon ganz abgeschlossenen antitrinitarischen anschauung nach Strassburg kam und 1531 in dem nahen Hagenau sein erstlingswerk De trinitatis erroribus libri septem drucken liess.

Hier wirkte auch Denks mystischer spiritualismus stark auf ihn ein, unmittelbar und vermittelt durch den persönlichen verkehr mit Bünderlin und durch dessen auch von Denk beeinflusste schriften. Die grosse bedeutung Bünderlins auf seine religiöse entwickelung ge-

stand Franck selbst ein, ohne dass dadurch seine selbständigkeit verloren gegangen wäre. Vor allem ist Franck im gegensatz zu Bünderlin und allen übrigen schwärmern auch historiker und konnte so allein seine religiösen anschauungen auch an der kirchen- und weltgeschichte zur anwendung bringen. Gerade in dieser zeit des verkehrs mit Bünderlin übersetzte er den 1530 erschienenen 'Libellus de ritu et moribus Turcorum' in seiner 'Chronica vnnd beschreibung der Türckey' (Nürnberg 1530). In der vorrede zu dem von ihm hinzugefügten anhang findet sich (K 3^b) dieselbe schlussformel 'Gott helff vns allen' wie im letzten vers (1926) der Gelehrten Verkehrten. In dieser vorrede steht auch ein ausspruch, der den einfluss Bünderlins und den letzten umschwung in Francks religiöser überzeugung aufweist: 'Weyter seynd zu vnsern zeyten drey fürnemlich glawben auffgestanden, die grossen anhang haben. Alls Lutherisch, Zwinglisch vnd Taeufferisch, der vierdt ist schon auf der bahn, das man alle eusserlich predig, ceremoni, sacrament, bann, beruf als vnnoettig, will auß dem weg raumen vnd glat ein vnsichtbar geistlich kirchen in eynigkeit des geysts vnd glawbens versamlet, vnder allen voelckern, vnd allein durchs ewig vnsichtbar wort, von got on eynich eusserlich mitel regyert, will anrichten, als sey die apostolisch kirch bald nach der apostel abgang durch den grewel verwüest, gefallen.'

Ausdrücklich hebt Franck beim vierten glauben hervor, dass dieser über die anschauungen der wiedertäufer hinausgeht. Für diesen, sich von allem äusserlichen loslösenden, alle völker einigenden glauben hat Franck von nun ab gekämpft und gelitten und ist trotzdem ohne anhang und erfolg ein einsamer geblieben. Luther, dessen auftreten er zuerst gebilligt hatte, musste zugeständnisse machen und mass halten, als er an die gründung einer äusserlichen kirche ging. Wie die täufer und schwärmer nach 1525 von Luther abfielen, so auch etwas später Franck, der von nun ab keiner kirche und keiner sekte angehörte und sich eine religion für sich allein geschaffen hat.

Am 4. februar 1531 (dieses datum hat Hegler a. a. o. 50 anm. 2 festgestellt) schrieb Franck aus Strassburg einen langen brief an den antitrinitarier Johann Campanus, worin er seine anschauungen rücksichtsloser ausspricht als in seinen büchern. Er betrachte die Türken und Heiden als brüder, wenn sie nur Gott verehren und gerechtigkeit üben; er ziehe die dreifaltigslehre Servets der von Campanus vor. Weiter empfiehlt er diesem warm die schriften Bünderlins, den er als einen gelehrten, gottesfürchtigen mann rühmt. Bünderlin könne mit seinem erleuchteten verstande seine widersacher überwinden, doch

wolle er sich um des glaubens willen in keinen streit begeben, denn er meine, dass ein christ kein zwistsäer sein, sondern sein vorbild nur in Christo sehen solle. Er nehme auch alle ursachen in der schrift wahr und lege sie nach dem geiste aus, nicht nach dem buchstaben wie die schriftgelehrten, besonders Luther. Dann behauptet Franck, dass die äussere kirche gleich nach der zeit der apostel vernichtet worden und es nicht Gottes wille sei, sie wieder aufzurichten. Jede kirchengemeinschaft wird hier verworfen, ebenso die kirchenlehrer von den ältesten zeiten bis zu den jüngsten 'schriftgelehrten' mit ihren falschen auslegungen der bibel. Das äussere christentum widerspreche Gottes willen; es genüge völlig die innere erleuchtung durch den göttlichen geist. Zum schluss ruft er aus: 'Wir müssen alles, was wir von jugend auf von unseren papisten gelernt haben, verlernen und müssen alles ändern, was wir von dem papst, Luther, Zwingli empfangen, in uns gesogen und für wahr gehalten haben.'

Dieser brief zeigt im ganzen eine überraschende ähnlichkeit mit unseren reimdichtungen, in denen sich auch Francks religiöser standpunkt überhaupt (wie ihn Hegler zusammengefasst hat: a. a. o. 16 und 19 ff. und Real-Enzyklopädie 6, 150) deutlich äussert. Danach ist Franck von den reformatorischen grundsätzen der innerlichkeit und freiheit des glaubens ausgegangen, die er wie Karlstadt, Schwenckfeld, Denk und Bünderlin vor ihm mit polemischer verwendung von mystischen gedanken verbunden hat. Für das recht und die verantwortlichkeit des individuums in glaubenssachen ist er am kräftigsten eingetreten. Er hat kein dogmatisches system aufgebaut wie Schwenckfeld, weil er ja alle dogmen ablehnt. Er bekämpft den glaubenszwang, die schulen und systeme, die spaltung in sekten, die gemeindenbildung und die kirchenleitungen, vor allem das papsttum. Seine stärke liegt in der kritik. Doch hat er seine gegnerschaft nicht mit umstürzendem vorgehen verbunden wie Thomas Müntzer; sie liegt ganz im reiche der gedanken; ihre waffe ist die literatur. Sein ideenkreis ist grösser als der andrer schwärmer, zumal er auch vom vaterländischen standpunkt aus die sozialen zustände ins auge fasst. 'In seiner bekämpfung des schriftprinzips und seiner begründung des christentums auf das innere wort hat er dem spiritualismus der reformationszeit den vollkommenen ausdruck gegeben' und 'damit zugleich seine persönliche eigenart am schärfsten' hervortreten lassen.

In seinem ersten umfänglichen werke, der in Strassburg niedergeschriebenen und am 5. september 1531 im druck vollendeten: 'Chro-

nica. Zeytbůch und geschychtbibel von anbegyn biss inn diss gegenwertig MDXXXI jar', legt Franck seine religiöse überzeugung schon ganz ausgeprägt vor. In drei teilen behandelt er hier die heils- und weltgeschichte von Adam bis auf Christus, dann die kaiser und die weltlichen händel, schliesslich die päpste und die geistlichen händel. Das werk ist allerdings aus vielen quellen, zum teil fast wörtlich, zusammengetragen. Er sagt selbst (a 1[b]): 'Derhalb hab ich mich dahin geben . . . auss viel chronicken ein chronick zu machen.' Aber in dem ganz eigenartigen standpunkt der anordnung, den urteilen über die kirchlichen, politischen und sozialen verhältnisse zeigt sich die selbständigkeit des verfassers. Auch bringt er neue nachrichten über die geschichtlichen und konfessionellen ereignisse sowie über volksbräuche seiner zeit. Dieses buch ist die erste weltgeschichte in deutscher sprache und das älteste protestantische geschichtswerk. Trotz der wiederholten betonung seiner unparteilichkeit hechelt Franck ironisch alle glaubensmeinungen durch, auch diejenigen, welche nach der ansicht der päpste, wenn diese folgerecht vorgegangen wären, als ketzerisch hätten bezeichnet werden müssen, also einige lehren von kirchenvätern. Er deckt die verkehrtheit aller bekenntnisse auf, weil jedes vollen anspruch auf wahrheit erhebt, und beschämt die christen mit dem hinweis auf die frömmigkeit der juden, heiden und mohammedaner; er geisselt scharf die gewalttätigkeit der fürsten und adeligen, den hochmut und die kurzsichtigkeit der Gelehrten verkehrten, den unverstand der grossen menge.

Das ganze werk ist erfüllt von der trostlosen überzeugung, dass die 'welt durchauss gottes fassnachtspil sey' und dass sich bei den menschen nichts als 'blintheit, ellend vnd torheit' finde.

In der durchgehenden anschauung und vielen einzelheiten berührt sich die Geschichtsbibel (Gb.) sehr nahe mit den Gelehrten verkehrten (Gv.) und dem Glaubenszwang (Gz.).

Die eben erwähnte pessimistische auffassung von der schlechtigkeit der menschen (Gb. a 5[b]) findet sich auch im Gz. (v. 1456 ff.). Franck betont in der vorrede (Gb. a 4[b]) den wert der 'erfahrung' durch mehrere sätze hindurch, und Gv. beginnt mit den unten (s. 414) mitgeteilten versen. Weiter hebt er hier und an anderen stellen die wichtigkeit der historien hervor: 'achte ich, die historien weit für alle leer bücher, vrsach, die historie lebt, die leer ist ein todter bůchstab'. Auch in den reimdichtungen ist von den historien oft die rede: Gz. v. 855 'Wer die historien recht besicht', v. 975 'Als die historien zeygen an', v. 1261 'Als wir in den historien sehen', auch Gv. v. 180 5 f. Die

grossen übersichten über die religions- und weltgeschichte (Gz. v. 855 bis 1330; 1585 1661; Gv. v. 1661–1716) sind förmlich kurze auszüge aus der Gb. Einige geschichtliche stellen seien herausgehoben. In der Gb. (169ᵃ; 234ᵃ; 301ᵃ; 302ᵇ; 458ᵇ; 520ᵇ) wird zum teil mit den gleichen worten berichtet, wie die kaiser von den päpsten die krone empfangen und sich dafür verpflichten mussten, alles zu tun, was der papst begehrte, und wenn sie sich nicht alles gefallen liessen, mit dem bann belegt und ihre untertanen gegen sie aufgehetzt wurden, wie die päpste 'alle zwitracht vnder die fürsten vnd alle reich, was je nit hat angebet, gesäet', bis die kaiser schliesslich 'der stangen begehrten' und abbitte leisteten[1].

Dazu vgl. Gv. vers 824 ff.

Wer hat die keyser vnter sich bracht
vnd sie zu kirchendienern gmacht,
das sie vom bapst als vnderthon
empfahen müssen keyserliche kron,
auch im gehulden, globen, schweren
vnd jhn erkennen als einen herren,
in dess gwalt hie soll stehn zugleich
das keyserthumb vnd s himmelreich.

Gz. vers 923 f.

Das die keyser hand mů̊ssen thun,
was nun die bå̊pst begehret han.

Vers 857 f.

So han vil zwytracht angericht
die bischöff zu Rom mit jrm bann,
mit dem sie etwann jedermann,
auch keyser vnd könig haben erschreckt
vnd wider einander aufferweckt . . .

Vers 880 f.

Biß sie zuletst begert der stangen,
vnd rů̊fften vmb rhat die bischöff an,
vmb gnad und absolution.

(Vgl. noch vers 899 f.; 915 f.; 1095 f.; 1125 f.)
Gb. (507 b) 'finantz der bå̊pst mit den keysern'
und Gv. vers 834 f. Wer hat betrogen die christenheit
mit solcher finantz vnd gschwindigkeit?

Der kreuzzug gegen die Hussiten unter könig Sigmund wird in der Gb. (203ᵃ) und im Gz. (v. 955 ff.) mit ähnlichen worten erzählt. In seiner vorrede (a 5ᵇ) kündigt Franck eine chronik vom glauben

1) Ich mache hier darauf aufmerksam, dass die druckerei auch in den zitaten die majuskeln im satze, gemäss der in der Zeitschr. üblichen rechtschreibung mit kleinen buchstaben gesetzt hat. Es hätte zu weit geführt, in der korrektur alle grossen anfangsbuchstaben wieder einzufügen.

und regiment der überseeischen völker an. Darauf wird im Gz. (v. 1391 bis 1400) mit wörtlichen anklängen hingewiesen.

Die religiöse überzeugung des verfassers der Gb. ist dieselbe wie die bei den namenlosen reimdichtungen. Das kommt besonders deutlich bei der 'Ketzerchronik', dem 4. kapitel (334^b – 461^b), zum vorschein. In den beiden letzten abschnitten (453^a ff.) dieses umfänglichen kapitels handelt Franck vom wesen der ketzer, von deren bestrafung und von den päpstlichen und den kaiserlichen satzungen gegen sie, wo er äusserungen verschiedener theologen von den kirchenvätern bis zu den reformatoren gegen die hinrichtung der ketzer mit zustimmenden worten wiedergibt, also einen gegenstand erörtert, der den hauptinhalt von Gz. (bes. v. 1284 ff.; 1383 ff.; 1540 ff., auch G.V. 1801 ff.) bildet. Im vorhergehenden abschnitt (444^b – 452^b) bespricht er die wiedertäufer, die er wie andere ketzer verteidigt. Auch in Gv. 1762 ff. nimmt er die 'Ketzer, Rotter vnd darzu Schwermer' in schutz. Doch erkennt er auch ihren hauptfehler, wenn er (445^a) von den täufern sagt: 'wurten etwan im geyst hoffertiger, fiengen an yedermann zu vrteylen vnd auch in vil stücken vndereinandnr vneyns zu werden vnd schier so vil leer zutreiben wie vil sie vorsteher hetten'. Er erzürnt sich überhaupt über die sektenbildung: (452^a) 'Das böst, so vil nit vnbillich, an dieser vnd andrer secten ergert vnd missfellt, ist die parteisch absünderung vnd andere sect. Zum anderen jr zerrissner, vneyniger glaub in so vil sect zertrent, damit sie sich selbst verraten . . . Zum vierten das freuel, vermessen, frech vrteil, so sie mer auss eygner lieb vnd wolgefallen, dann aus dem vrteyl des geysts über die ander fällen'. Dazu eine ähnliche stelle Gz. v. 1945 ff.

> Vnd der sachen wol dencken nach,
> lass jm zu vrtheiln nicht sein gach . . .
> dann all zertrennung, irthumb, span,
> darüber jetz klagt jederman,
>
> kommen gemeynlich all daher,
> dass auss vnverstendigem eifer
> oder auss keib vnd zeitlich ehr,
> einer den andern so vnverschampt,
> freuentlich vrtheilt vnd verdampt.

In der vorrede zum dritten buch (254^b – 256^b) beklagt Franck die vielen streitigkeiten und kriege, 'sunderlich alle secten vnd zertrennungen', welche 'von eusserlicher ding wegen angericht'. 'Ceremonien halber soll mann sich nit zancken'. 'Derwegen sol vnser hertz vmbs eussern dings wegen . . . von niemand, der sunst nach got vnd

der frumbkeit eyfert, geschiden sein, es sey jud oder griech, papist oder luther, zwinglisch oder teuferisch'.

Dazu Gv. 680 ff. und Gz. v. 1539 ff. (Desshalb ist der heutige wahn unrecht, dass kein reich bestehen könne ohne einigkeit im bekenntnis, ja)

Auch in sacramenten åusserlich,
als tåuffen, beichten vnd dergleich.

Vers 1405 ff.

Also soll sein ein jeder christ . . .
allerley glauben dulden vnd leiden,
vmbs glaubens willen niemand neiden,
jederman guts thun, auch dem feind,
Türcken, Heyden, wer sie sind.

(Im oben erwähnten brief an Campanus sagt Franck: 'Lass deine brüder sein die Türken und Heiden'.)

Grossen ärger verursachte Franck die vermengung des alten mit dem neuen testament und besonders die einführung von Moses' verordnungen in den gottesdienst der christlichen kirchen (Gb. 377^{a}; 396^{b}; 401^{a}; 460^{a}; 485^{a}). (256^{a}): 'Etlich vermischen das neuwe vnd alt testament vnd stellen Mosen mit seinen rechten mit gewalt ins neuwe testament. (316^{a}): (Die konzilien haben) 'mit yren vilfeltigen gsatzen Christum aussgestossen . . . Mosen wider eingefürt'. (450^{b}) etlich füren den gantzen Mosen . . . alle gesetz von sitten vnd gerichtshändlen in das new testament ein . . . vnd alle pollicei'. Dazu Gz. v. 854 f.

Dann auss mischung der regiment
Dess alt vnd neuwen testament.

1020 ff.

(Die kaiser und fürsten haben gelernt)
wie sie nach gsatz vnd pollicey,
die gott hab geben dem Moysi,
solten herrschen vnd regieren.

Vers 1364.

Dabey auffrichten ein judenschul
vnd do Moisen für Christum lehren.

(Vgl. 1194 f.; 1280 f.; 1640 und Gv. 686 f.)

In der vorrede Gb. (a 1^{b}) bezeichnet Franck den bösen geist der katholischen kirche als 'nackenden, verradtnen, eröffneten, vnverschampten teufel', doch der teufel 'in einem anderen bapstumb', das sind die protestantischen kirchen, gehe 'verkappet', schon 'auff der ban vmb'. Später (255^{a}) nennt er diesen 'verkappet' vnd 'verbutzet'; (296^{b}) unterscheidet er wieder den 'entblåssten teuffel' des papsttums vom 'schön mittagisch teuffel' 'inn einer andren gschwinden

larven' der protestanten. Der teufel schäme sich nicht (461[b]) 'mit groben zotten auff die ban zukummen', um die obrigkeiten zum glaubenszwang zu verführen. Er, der (457[b]) 'eyn mörder ist vnd gern blůt hat, der vns mit solchen griffen eyn affenspiel macht, dass wir . . . an den heyligen gottes eyn mord begehn'. Er ist (463[b]) 'der aller öberst held vnd herr' und regiert die welt durch scheinheiligkeit und schönes wesen. (Vgl. noch 447[a]; 448[a]; 457[ab]; 462[b].)

Diese gedanken kehren im Gz. wieder. Vers 976 ff. wird dem teufel der katholischen kirche die schuld für alle greuel des kreuzzuges gegen die Hussiten aufgeladen, auch für den übermut der päpste gegenüber den kaisern. Er habe 'die welt betört vnd gottes ordnung vmbgekehrt'. Der teufel der protestanten aber (v. 1345 ff.) gebrauche 'all seine meisterstück'.

> Der butz[1] ist wider auff der ban,
> braucht vil geschwindigkeit vnd griff,
> ob er jetz auch im newen schiff
> widerumb möcht der oberst werden
> vnd kirch regieren hier auff erden.

Der Satan (1636 ff.), der sich 'in ein engel des lichts verstellt', hat 'vil frommer keyser betrogen' (1616 ff.), alle werke gottes umgekehrt und 'dem weltlichen magistrat' das 'regiment befohlen' 'vber glauben vnd sacrament'.

Nun folgt noch eine auswahl von sachlich und grösstenteils auch wörtlich übereinstimmenden stellen[2]. Dass die zahl dieser übereinstimmungen gerade zwischen der Gb. und den beiden reimdichtungen so gross ist, erweist, dass alle drei gleichzeitig abgefasst wurden. Von den umschriebenen bibelaussprüchen bringe ich nur diejenigen, welche gemeinsame abweichungen von Luthers verdeutschung aufweisen.

Ein grosser teil dieser übereinstimmungen wendet sich gegen die verkehrte auslegung der heiligen schrift durch die gelehrten. Wie schon erwähnt, bezeichnet Hegler (a. a. o. 16) Franck als einen hauptvertreter im kampf gegen das lutherische schriftprinzip das in der gebundenheit des dogmatischen denkens an die autorität der schrift als

1) Butze, butz bedeutet larve und besonders bei den protestanten des 16. jhs. vermummter teufel, wie oben (vgl. Deutsches wörterbuch 2, 588 f.). Darum ist es ein irrtum Hampels (a. a. o. 72), dass er die oben angeführten verse auf den bauernkrieg von 1525 bezieht.

2) Herr stud. phil. Franz Frank in Prag hat viele übereinstimmungen zwischen Gb. und den reimdichtungen zusammengestellt. Ich habe die besonders beweiskräftigen stellen ausgewählt, sie anders angeordnet und mit neuen belegen versehen.

göttlichen wortes besteht. Im 2. kapitel (s. 63–83) seines buches, verfolgt Hegler diesen kampf durch alle schriften Francks mit vielen aussprüchen, namentlich aus der Gb., von denen mehrere in ähnlicher form in unseren reimdichtungen wiederkehren. Das ist ja auch der hauptgegenstand der Gv., deren eingang (672–700) sich gleich unmittelbar gegen das schriftprinzip richtet, worauf schon Götze (a. a. O. 20) hingewiesen hat.

Wiederholt werden also in der Gb. (a 4^{a}; 132^{b}; 255^{b} f.; 340^{a}; 440^{b}; 444^{b}; 453^{b}; 459^{a} u. a.) die 'schriftgelehrten' bekämpft, weil sie die schrift '*on geist* vnd leben' auslegen und sich an den toten buchstaben '*bissig*' anklammern. Dazu Gv. v. 760 ff.; 694 ff.; 1820 ff. und 680 f.

Die on verstand vnd gottes *geyst*
allein den buchstab *bissig* hielten.

Gb. 326^{b} (Der papst und die konzilien). 'Wa es für sy ist, da werffen sy es schier über gottes wort auff, wa es wider sy ist, da schweigen, überspringen vnd dispensieren sy so leichfertig on scham.'	Gz. vers 1641 f. Was jm geliebt, das zwackt er drauss, was jm nit gfalt, das lasst er auss. Gv. vers 1767 ff. Allein das gilt, was jnen gfalt und dienstlich ist zu jeder zeyt.
512^{a}: 'Er hat . . . sich zum meyster über gottes wort gemacht, diss zuleren, außlegen, endern, machen, auffheben, wie, was vnd wann er wo̊ll seins gefallens.' (Vgl. 251^{a}, 321^{b}, 510^{b}).	Vers 1777 f. Kurtzumb, was jn zuwider ist, verwerffend sie zu aller frist. Vers 1790 ff.
396^{b}: 'Item alle die (evangelische ketzer) auss dem evangelio vnd schrifft steelen, herauss zwacken, was jnen allein anmůtig ist vnd die schrifft nun halb leren.'	Ko̊nden vnd wisens alls allein, könden alles keren vnd wenden, was sie wo̊llen loben vnd schenden. (Vgl. vers 1824 ff.)
Gb. 336^{a}. 'Ja alles *verko̊ret* in die bůcher vnd federn von den *schrifftgelerten* verfasset. Solten die schrifftgelehrten Christo sein euangelium beschriben haben, da würde man wunder sehen in verko̊rung aller seiner wort.'	Gv. vers 700 f. Vnd waren nichts dann *schriftgelehrten*, die Paulo all sein lehr *verkehrten*. Vers 796 ff. Dann die alten priester, falsch glehrten, die vrtheil vnd recht allda verkerten? . . .
462^{b}: 'Sie haben nit eyn spruch, sondern all schrift *verkert*.'	wider Christum Jesum vnsern herrn, dem sie theten wort vnd werck verkeren?
501^{a}: 'sunder das Germania dazumal durch Bonifa. von Christo zum bapst vom christlichen glauben zum ro̊mischen sey vnd leyder verkert worden.' (Vgl. 297^{a} und 378^{b}.)	Vers 1664 f. Dann allain die schrifftgelehrten, die Christus reich hie auch verkehrten, machten ein weltlich reich darauß.

(Weitere übereinstimmungen finden sich auch auf anderen gebieten.)

Gb. 321 b f.

'Yetz stehet dem bapst nit zů, das er . . . das weltlich schwert für. blůt zů vergiessen. Das gehört dem keyser vnd der weltlichen oberkeit vnd nit dem bapst vnd geistlichen zů.'

360 a: 'Derhalb solt man nach dem geheyss vnd leer der schrifft . . . in geystlichen sachen, glauben vnd reich gottes mit dem weltlichen schwert vnverworren sein vnd gott nit also in sein vrteyl, gericht, bart vnd schwert greiffen.' (Vgl. 520 b.)

Gz. vers 1040.

Welchs doch zustaht Christo allein,
der die haußhaltung seiner gemeyn
nit hat befolen dem weltlichen schwert.

(Vgl. vers 1084–1090.)

Vers 1117 ff.

So hat es sich gar vmbgekehrt,
daß sie jetzt fürn das weltlich schwert,
sind geistlich vnd weltlich, wie man will.

Vers 1169 f.

Vnd das weltlich gwalt vnd schwert
zu dem reich Christi nit gehert.

Gb. 322 a.

'Also seind all jr gesatz auss wachss gemacht oder haben, wie man spricht ein wechssine nass, das mans hinziehen mag, wa man hin wil.'

(Sprichwörter 2, 53 b: 'du must vil wachs haben, wiltu got ein wächsin nass dräen'; ähnlich Diallage, vorrede 65 a; Laster der trunkenheit B 3 b; vgl. Deutsches wörterbuch 13, sp. 131.)

Gv. vers 1824 f.

Machen der schrifft ein wåchsine naß,
heut ist es diß, biß morgen das.

Gb. 457 b.

'Wer übels thůt, nit wer vnrecht glaubt oder lert, gehört vnder das schwert.'

Gz. vers 1582 f.

Wer vnrecht thůt, gehört vnders schwert,
nit wer falsch glaubet oder lehrt.

(Römer 13, 4: 'Thust du aber böses, so fürchte dich; denn sie [die obrigkeit] trägt das schwert nicht umsonst'.)

Gb. a 2 a.

'Ich wil gern vom platze einem yeden weichen . . . vnd beger nicht so fast als das man diss mein Chronick mit einer bessern weiter geholten zů nichten mach vnd ab thů.'

Gz. vers 1960 f.

Ich aber will nit thun dergleichen,
Sondern gar gern eim jeden weichen,
Welcher es bessern kan vnd mag.

Gb. a 2 b.

'. . . sunst kan ich eusserlich, so allein der glaub frey wirt gelassen mit yederman vertragen, weil ein christ ein heydnisch weib kan haben, tag vnd nacht bei jr sein, mit jr essen, trincken, kinder zeugen, reden, hausshalten etc. 1. Kor. VII.'

(Vgl. Paradoxa a. a. o. Lehmanns einleitung s. XXXV.)

Gz. vers 1504 ff.

Wie Paulus dauon schreibt gar eben.
dann es geschach zu seiner zeit,
dass in eim hauss zwey ehlich leut,
eins nam den christen glauben an,
das ander kondt jn nit verstohn
vnd bleib in seinem alten wohn,
jedoch solten sie sich nit scheyden
vnd keyns das ander drumb beleyden.

Gb. 254^{b}.

'Noch sprich ich vrtheilt vnd verdampt ye einer den andern, als ein irrigen auf dem abweg vnd wil yedermann meister sein, niemandt zůloser vnd schůler, sunderlich in der schůl Christi.'

Gz. vers 1005 ff.

Will jeder sein des andern herr,
vnd mit gwalt jn also zwingen
in sein verstand vnd glauben bringen.

Gb. 452^{a}.

'Vnd eyn yede sect meynt, sie habs alleyn errathen vnd gern die andern all mit gewalt, wenn sie möcht, zů jr zohe vnd notet.' (Ähnliche aussprüche auf dieser seite und a 2^{b}.)

Gv. vers 1695 ff.

Will jeder haben vberhand
Vnd zwingen all welt in sein verstand,
vons glaubens wegen new vnd alten
will jede part den kib behalten.

Gz. vers 1956 ff.

Will jeder haben vberhand,
zwingen all welt in sein verstand
und jeder tracht, wie er mit gwalt
dem andern zu trutz sein lehr erhalt.

(Ähnliche aussprüche Gv. vers 1877 f. Gz. vers 995–997.)

Gb. a 2^{b}.

'Wie hat Joseph in Egypten, Daniel in Babylonien . . . gethon.'

465^{b} 'alle christen Daniel in Babylon, Joseph in Egypto.'

Gz. vers 1604 f.

Von Joseph in Egipten land
vnd Daniel, in Babilon erkanndt.

Gb. 396^{b}.

'damit das heylthumb den hunden fürwerffen vnd das feinberlin für die schwein streuwen.'

Gz. vers 1468 f.

Man spreit die berlin für die schwein,
vnd würfft das heiligthumb für die
hund.

(Ähnlich a 4^{a}, 336^{a}. Auch Diallage 87^{a}. 'Das berli für die sew werffen'.) Nach Ev. Matthäi 7, 6. 'Perlen-säue-werfen.' 'Hunde-geben'.

Gb. 2^{b}.

'Derhalb Paulus nit unartig anzeucht das, das gsatz gottes... in aller menschen hertz geschriben sey.'

(Römer 2, 15 'beschrieben'.)

Gz. vers 1149 ff.

'Vnd halte das natürlich gsetz,
dass gott der herr menschlicher art,
eh schreiben, lesen erfunden ward,
hat eingepflanzt, ins hertz geschriben.

Gb. 35^{b}.

'Da galt es würgens, das ein stein möcht erbarmt han.'

Gz. vers 970 und 974.

Da waren erwürget weib vnd man . . .
es möcht ein stein erbarmet han.

Gb. 169^{a}.

'Da gedacht der bapst mit disem sich zůkauffen vnd hinder das reich zůhelffen, wie dann mit seltzamen practicken . . . geschach, wolt jm doch in solcher übergebung vil vorbehalten vnd jn nit anders dann knecht vnd beschirmer der römischen kirchen auffnemen vnd kronen.'

Gz. 1034 ff.

Dass solchs der keyser solte füren,
helffen dem bapst die kirch regieren,
mit seinem amt vnd potestat,
darumb er auch den namen hat
der kirchen bschirmer vnd aduocat.

Gb. 173[b].
'Ursprung, herkummen vnd vrsach des keyserthumbs vnd wie dasselb an die teutsche nation gewendet worden sey.'
(Durch die päpste.)

Gz. vers 885 f.
(Die päpste machten)
das jnen bleib das keyserthum . . .
welchs sie nit on vrsach hend
auff teutsche nation gewendt.

Gb. 240[a].
'Darumb ist in summa alle oberkeyt nichts anders dann ein rů̊t vnd dienerin gottes zur rach, dem, der übel handelt, den gů̊ten zů̊ gů̊t.' (Ähnliche stellen 379[b] und 405[a]).

Gz. vers 1561 ff.
(Die 'oberkeyt',)
Dann sie ist gottes dienerin . . .
den bösen zwar zu schmach vnd rach,
aber den frommen zu wolgemach.
(Ähnlich vers 1572 ff. und 1590 ff.)

Römer 13, 4. (Die oberkeit) ist gottes dienerin. Eine rächerin zur strafe über den, der böses thut.

Gb. 238[b].
'Also sagt die schrifft allenthalb von der gehorsam der vnderthon, auch gegen den vnartigen vnd vngeschlachten herren.'

Gz. vers 1573 ff.
(Der oberkeit,)
Dass man jr dannocht schuldig sey
gehorsam zu sein vnd vnderthan,
ob sie schon boͤss fuͤr jr person.

Gb. 487[a].
'Dann die welt ist gar still . . ., wann lugen herrschen vnd der teufel gott vnd apt ist.'

Gz. vers 1346 ff.
Der teuffel ist jhr apt vnd held,
es steht jetz seltzam in der welt;
der braucht all seine meisterstück
durch falscher leut vntrewe duͤck.

Gb. 407[a].
(Ausspruch des ketzers Risswick.)
'Vnser glaub ist ein lautter tandtmår vnd fabel, als vnser dolle schrifft, gedicht bibel vnd narrecht evangelium beweiset.

Gv. vers 1779 f.
Ob es gleich die warheit selbs wer,
musst es dannocht sein ein dantmår.

(Francks bearbeitung des Encomion Moriae von Erasmus 35[b]: 'da ist kein aufhören solcher tandmär vnd fabel'. Sprichwörter 2, 5[a]: 'drumb ist der leichtfertig brauch, die anrufung des namens gots zu einer tandmeer . . . geäffert'. [Vgl. Deutsches wörterbuch 11, 108.] Fischart gebraucht, wahrscheinlich durch Franck darauf gebracht, in einem zusatz zu den Gv. dieses wort vers 718: 'Haben tandtmåren vns fürbracht.')

Gb. 502[b].
'Vnd wie dann ye vngelehrter, ye frevler, ye vermessner.'

Gv. 200 f.
Vnd hingegen: je vngelehrter,
je vnuerschampter, stoͤltzer, herter.

Gb. 521[b].
'Gleich als gelt es überredens, vnnd der glauben sei yedermanns ding.'

522[a] 'dann der recht glaub ist nit yedermans ding'.

Gz. vers 1165 f.
So man, on das bekennet frey,
das jedermans ding der glaub
nit sey.

Gb. 296[b].	Gv. vers 841.
‚Ein lauter affenspiel die welt, die in allweg betrogen will sein.'	Dann dwelt wolt je betrogen sein.
377[b]: ‘aber sie haben ein gauckelsack voller dispensacion‘ (von den bischöfen).	Vers 1827 f. (Von den verkehrten auslegern.) Die gschrifft ist nur ir gauckelsack, damit sie treiben affenspiel.

Sprichwörter 2, 28[a] und Paradoxa nr. 236: Mundus vult decipi. 'Die welt wil betrogen sein.' Hier der älteste bekannte beleg für diese redensart (vgl. auch Alemannia 6, 48 f.). — ‘Affenspiel’ noch Gb. 457[b] und in der Türkenchronik M 4[a], beidemal vom teufel.

Dass sich diese übereinstimmungen mit der Geschichtsbibel auf beide dichtungen erstrecken, stützt den von Hampel und besonders von Götze erbrachten nachweis der identität des verfassers und dass sie sich nicht auch auf die beigaben Fischarts beziehen, bestätigt die richtigkeit der von Scherer, Englert und Hampel durchgeführten scheidung.

Kein schriftsteller verwendet das sprichwort Gelehrt verkehrt so häufig wie Sebastian Franck[1]. Weinkauff (a. a. o. 7,42), der unsere reimdichtungen nicht kennt, deutet an, dass es Franck schon in Ingolstadt von seinem lehrer Aventin kennen lernte, der die dortigen scholastiker, die sich in törichten streitigkeiten über die via antiqua et moderna ergiengen, als Gelehrte verkehrte zu verspotten pflegte. In der Geschichtsbibel befindet sich bereits mehrmals dieser spruch: (304[b]) ‘gelehrt vnd verkert’; (345[b]) ‘Und darzu mehreren betrug, weil die welt so nass weiss gelert, verkert vnd schalckhafftig ist’; (416[b]) ‘sunst werd man ye gelerter ye verkerter’. (199[a]) ‘Je meh gelehrter, je verkehrter’. (Dazu Gv. v. 198 ‘Je meh gelehrter, je verkehrter’).

1) Das Deutsche wörterbuch (4, 1. abteilung 2. teil, sp. 2971) gibt aus dem 16. jh. für: ‘Die gelehrten, die verkehrten’ an: Luther, Murner, Francks sprichwörtersammlung, die dichtung Gv. und (12, sp. 635): Hans Sachs; aus dem 17. jh. Gryphius, Grimmelshausen. Henisch. - Weinkauff (Alemannia 7, 42): Wimpheling, Apologia pro republica cristiana. — Wander, Deutsches sprichwörterlexikon 1, 1532: ‘Je gelehrter, verkehrter’, für das 17. jh. noch Christoph Lehmann, verwandte dänische, polnische und tschechische redewendungen; lateinisch nach Binder: *Quo literarum quisque sit peritior, huic est sacrorum cura negligentior.* Aus dem volksmunde: Firmenich (Völkerstimmen 1, 281; 3): ‘Je geleierter, desto verkeierter’ (aus Bielefeld). Noch heute im Böhmerwalde üblich: ‘Olli gelehrti sand verkehrti, die gstudierten sand olli brennt, die doktors wissn olli midnander nix.’ (Jos. Schramek, Der Böhmerwaldbauer [Hauffens Beiträge zur deutschböhmischen volkskunde XII] Prag 1914, s. 7.)

Noch öfter kehrt dieser ausspruch in verschiedenen wendungen wieder in Francks: 'Sprichwörter, schöne, weise, herrliche clugreden vnd hoffsprüch . . . zusamen tragen in ettlich tausent . . ., (Frankfurt a. M. 1541) (Berlin, Königl. bibliothek Yd 1741; Prag, Univ.bibliothek 8 G 74)[1]. Eine sammlung, die auch einige wörtliche übereinstimmungen mit unseren reimdichtungen zeigt, deren verfasser auch ein freund von sprichwörtern ist und gleich in den ersten versen ihren wert hervorhebt:

Vers 191—196.

> Ich hab bey allen meynen tagen
> Vil ghört von erfahrung sagen,
> das sie eyn meysterin aller kunst
> wird billich genant nit vmbsunst.
> erfahrung würd auch ein muter gnant
> aller sprüchwörter so bekandt.

Von sprichwörtern ist noch (v. 762 und 1868 f.) die rede. In der vorrede (t 4b) zu Francks sprichwörtersammlung steht ein ausspruch, der sich mit dem eben angeführten in der auffassung und zum teil wörtlich berührt: 'Es ist auch vnder allen leeren, menschenvrteilen vnd sententzen nicht warers, noch gewisses dann die sprichwörter, welche die erfarung gelert, auch die natur vnd vernunfft in aller menschen hertz vnd mund geschrieben vnd gelegt hat'. Zwar ist diese sammlung erst 1541 erschienen, Franck aber spricht selbst (t 3b) von 'meiner weit leuffigen mühseligen arbeyt'. Mit der aufsammlung von mehreren tausend sprichwörtern muss er doch ungefähr ein jahrzehnt vorher begonnen haben. Im Chronicon Germaniae (1538) rühmt er den reichtum der deutschen sprichwörter gegenüber den Griechen und Römern und kündigt hiemit sozusagen seine sammlung an (vgl. Latendorf a. a. o. s. 335). Auch sind seine ersten schriften bis 1531 bereits erfüllt von sprichwörtern.

Im jahre 1532 gab Franck eine namenlose sprichwörtersammlung heraus (neu gedruckt von Latendorf mit dem nachweis der verfasserschaft Francks), wo aber die meisten sprichwörter mit vielen erklärungen aus Joh. Agricolas sammlung (1529) wörtlich abgeschrieben oder ausgezogen sind und nur der kleine rest aus dem volksmund genommen und mit eigenen erklärungen versehen ist.

Gleich nach den oben wiedergegebenen versen heisst es von 'Gelehrt verkehrt' (vers 198): 'Das ja von alten ist gemelt'. In Spr. 2, 163

1) In Prag befindet sich auch eine bearbeitung dieser sammlung, die vom original ziemlich stark abweicht: Sprichwörter gemeiner tütscher nation erstlich durch S. Francken gesamlet, nüwlich aber in kommlicher ordnung gestellet vnd gebessert. Zürich bey Eustach Froschouwer. 1545. (8 J 57).

wird das betreffende lateinische sprichwort angeführt und durch deutsche redewendungen erläutert: 'Saepius et doctis nulla est sapientia praesto. Gelert leut seind auch etwa gross narren. Die gelerten, die verkerten. Die hoch trabenden gelerten verkerten, die von vffgeblasener kunst geschwollen achten, sie schweben inn wolcken.'

Nach den einleitenden versen folgt – es wurde nur später ein grosses stück von Fischart eingeschoben –

Gv. 672 ff.
Wie wir dann jn Matthie lesen,
seind allweg schrifftglehrt gewesen,
die für vnd für mit jrem dandt
den waren gottsdienst vnd verstandt,
die heylgen schrifft verfolget hand . . .
Vnd triben mit der schrifft jrn pracht,
sonst hettens weder krafft noch macht,
damit sie jre lehr bewerten,
vnd waren nichts dann schrifftgelehrten.

Spr. 2, 164[a].
'Mag nit einer wol von einem ding . . . schreiben, das wenigst wie die schriftglerten Math. 23 selbs mit eim finger nit anregen . . .
Wann aber diss sprichwort sampt der schrifft die gelerten, die verkerten schilt, meynet sie die weltgelerten, fleyschweisen im bůchstaben der schrifft, in allen künsten des fleisches.'

Vers 1672 f.
Wer hat deß glaubens einfalt gschent
mit grossen glossen vnd comment
dann die schrifftglehrten mit jr kunst.

Vers 764.
In den büchern new vnd alt,
die deutens auch auff die gestalt,
wie ichs dann auch allhie gemein,
drumb würt mir niemands hässig sein,
Wann er will anderst recht vernemmen,
welche gelehrten ich thu bschemen.
Dann ich kein frommen glehrten mann
will hiemit gescholten han;
dann wer fromm ist vnd wol gelehrt,
derselb ist aller ehren wert:
aber die falsch vnd letz gelehrten
sollen billich taxieret werden.

2 163[b].
Hie vnderscheyd die gelerten vnd deute es nit letz, wie gemeyngklich geschicht, auff die vnschuldigen. Einen gotgelehrten man, der von seinem schatz alts vnd news herfür bringt, leucht als die sonn am firmament, vnnd ist mehr ehrn, dann man jm kan anthun, werdt. Aber des plůdermůss der weltgelerten götter, so vonn kunst aufgeblasen, sich allein für weise gelert vnd fürer der blinden achten, ist die welt voll. Vor den sihe dich für.

vers 1730.
Wie auch befohlen hat der herr,
das man bewaren soll die lehr,
des achten sie alles nichten mer.
da verlasst man sich auff gross kunst.

In Gv. und Spr. finden sich zusammensetzungen mit gelehrt, wenn auch nicht dieselben. In 1, 90[b] steht auch ein absatz über dieses sprichwort, woraus nur die für Gv. in betracht kommenden sätze herausgehoben werden sollen:

'Es ist keyn gelehrter, er hat einen schiefer. Die gelehrten, die verkehrten. Nicht wissen, die höchst kunst . . . Kunst macht narren . . . Die fleyschlich gelerten verkerten leren vnd lernen ymmerzu vnd kommen nymmer zur erkantnuss der warheyt . . .' (91 a) 'Die sophistischen verkerten haben aber vor der vile jrer künst nit der weil, Christo zu volgen.'

'Kunst' hat hier und in Gv. wie überhaupt in jener zeit die bedeutung: wissenschaft.

Nur der verfasser der Gv. konnte in seiner sammlung so oft und ausführlich auf dieses sprichwort eingehen. In allen übrigen deutschen sprichwörtersammlungen jener zeit findet sich nichts davon.

Dass Franck hier nicht auf die dichtung 'Gelehrte verkehrte' hinweist, ist gar nicht auffällig, weil er auch sonst frühere schriften, die er in späteren auszieht, nicht erwähnt (Latendorf a. a. o. s. 349). Dieses sprichwort steht noch Spr. 1, 36b und 2, 99b und in seinem 'Lob der heiligen thorheit und göttlichen unwissenheit' (1534), mit ausführungen, die auch im allgemeinen mit dem inhalt der Gv. übereinstimmen. Wenige beispiele werden genügen ('Unterschiedliche theils verteutschte, theils selbst verfertigte schrifften' 1692. [Göttingen. Satiren I, 6965]):

S. 398: 'Gott eröffnet sich selbst, sein wort allein dem einfältigen . . . Prov. 11: Die einfalt der aufrichtigen wird sie leiten oder der verkehrten austreten und abfall wird sie verstören.' Den gegensatz zu den einfältigen bilden bei Franck die 'weltweisen, weltkinder, weltklüglinge'. 406: 'Die weltweisen und gelehrten werden in pharisäern und schriftgelehrten abgemahlet.' 432: 'Die gelehrten sind vor andern verkehrt.' 433: 'Es hat auch gemeinglich dieses volk so viel mit seinen künsten, unnützen fragen, summa mit dem baum des wissens gutes und böses zu schicken und zu schaffen und dieses alles in gutem schein und eifer, als suche man damit gottes ehre.' 434: 'Diese ihre kunst haben sie vor frömmigkeit, gottseligkeit, weisheit würdig des ewigen lebens und gedenken nicht daran, dass der lohn dieser kunst der tod sey (gen. 3) und dass gott lieber ein schlechten einfältig mann lieb hat, als einen g e l e h r t e n v e r k e h r t e n.'

In den Gv. findet sich das wortspiel (vers 1704): 'So tragen sie den n e i d h a r t feil' und bald danach das im 16. jh. ziemlich oft verwendete appellativum (vers 1717): 'Hiemit thut sich der n e i d t h a r t schmucken'. Dieses wort steht auch, und zwar dreimal, in Francks Spr. (angeführt im Deutschen Wörterbuch 7, 559 f.); ausserdem im 'Verbüthschiert bůch' (1539) Vorwort 'Es ist auch die heylig schrift nit neydharts veyhel'.

Francks Geschichtsbibel und sein verhalten während der drucklegung dieses werkes erregte in Strassburg berechtigten unwillen. Er war sich dessen bewusst, dass der allgemeine religiöse standpunkt seiner Geschichtsbibel, seine verteidigung der wiedertäufer und anderer

sektierer darin, ja offene angriffe auf die Strassburger geistlichkeit auch dem sonst so geduldigen rat und den predigern nicht genehm sein werden. Um der guten sache willen, die er zu vertreten glaubte, ging er hinterhältig vor. Butzer unterrichtet uns darüber in seinen 'Dialogi oder gesprech von der gemainsame vnnd den kirchenübungen der christen' (Augsburg 1535) (P 2a): 'Er [Franck] hatts mit der vnwarhait erlanget, dass er dem, der dazumal gesetzet ware, die bücher, so man will trucken lassen, vor zu erkennen' [also dem zensor], 'versprochen hatt, es wären in disem buch nichts dann lauter historien auss den alten historien aussgezogen. Darumb da mans anders befand, hat der rat zu Strassburg jn mit dem thurn gestraffet und der stat verwisen, auch dass er andre seine bücher zu truck vnd fail zu haben bey jnen, verbotten.' (P 2^b): 'Er ist bey dem truck allzeyt selb gewesen vnd hat das buch selb corrigiert.' Butzer weist ihm auch verleumdung und geschichtsfälschung nach, die wahrscheinlich nicht beabsichtigt war. Er war auf Franck besonders darum so erbost, weil dieser den Zwinglischen charakter der Strassburger reformation stark hervorhob, was die damaligen einigungsbestrebungen zwischen Luther und den süddeutschen städten nur stören konnte[1].

Auch weit über Strassburg hinaus verursachte die anfang september 1531 erschienene Geschichtsbibel grosses aufsehen. Schon im november d. j. machte der römische könig Ferdinand seinen bruder Karl V. auf ihre gefährlichkeit aufmerksam und zeigte daran die notwendigkeit eines strengen pressgesetzes. Herzog Georg von Sachsen verbot sie in seinem lande. Erasmus Roterodamus erhob klage beim Strassburger magistrat, weil er darin unter den ketzern angeführt wurde. Am 8. dezember wurde darüber beraten. Der stättmeister Jakob von Sturm erklärte die klagen über dieses werk als berechtigt, weil es das Römische reich samt fürsten und adel verhöhne. Franck wurde daraufhin gefangengesetzt und seine chronik konfisziert. Doch wurde er auf eine am 30. dezember 1531 vor dem rat verlesene

1) Anmerkungsweise seien noch einige aussprüche Butzers gegen Franck angeführt: Dialogi (P 2^a) 'Vberschüttet die welt mit seinen irrsalen und verkaufet die vnder faissten titteln für die gewisseste warhait. Doch darbey hatt er viel guts vnd wares mit beschriben, aber laider das wenig mit seinen irrthumben nit vnbeschmaisset gelassen.' Auf derselben seite ist von 'prechtigen titteln' die rede. (P 3^a:) (Franck) 'widerficht der christlichen warhait, schentzlet hailige gotsförchtige leerer vnd kaiser vnd ist jm auch bey diesen zeiten nichts recht, wie sein lied lautet, indem er singet: er möge weder des noch jhenes sein, thut das in offenlichen getruckten bücheren. Darff nun er offentlich ergeren, gebüret wahrlich allen christen, das sy di leut vor jm getreulich warnen.'

supplikatio hin freigelassen, aus Strassburg ausgewiesen und der verkauf seines werkes verboten. Trotzdem wurde es weit verbreitet, mehrmals aufgelegt, ergänzt, ins Holländische übersetzt und von jüngeren chroniken ausgeschrieben.

Auf diese verfolgungen spielt der verfasser der reimdichtungen an zwei stellen an: Gv. vers 1735–1743:

> Was dann hie wider würt geredt,
> vnd obs schon Christus selber thet,
> vnd wolt sie einer jrrthumb straffen,
> so schreiends dawider mort vnd waffen,
>
> wie man soll solche ketzerey,
> rottergeyst vnd schwermerey
> als bald aussreuten vnd vertreiben,
> stöcken, blöcken vnd entleiben,
> dass man sie nierngents nit lass bleiben.

Schon Götze fand in diesen versen selbsterlebtes, obwohl er den verfasser nicht kannte. Noch deutlicher ist meiner ansicht nach die zweite stelle: Gz. V. 1927–1930 und 1935–1938

> Vnd bitt gantz vnderthäniglich,
> dass man wöll recht vernemmen mich,
> vnd nichts zum argen messen auss,
> oder ärgernuss nemmen drauss . . .
>
> dann ich mich des gegen gott bezeug,
> ist etwas hier inn, dran ich leug,
> will ich bekennen gern mein schuld
> vnd straff annemmen mit gedult.

Dass Franck die reimdichtungen gleichzeitig mit der Gb., also in den jahren 1530 und 1531, abgefasst haben muss, wurde schon erwiesen. Die eben erwähnten anspielungen dürfte er in der absicht, die dichtungen zu veröffentlichen, kurz nach seiner verurteilung eingefügt haben.

Die eigenschaften, die Götze (a. a. o. 204) dem verfasser dieser dichtungen noch zuweist, dass er gelehrte bildung, geschichtliche und theologische kenntnisse zeigt, dass er ein reifer mann war, passen alle auf Franck. Wenn dieser auch damals erst im 32. lebensjahr stand, so hatte er doch schon viel gelernt und erfahren, sich als schriftsteller bewährt, manches erlebt und erduldet. Götze hat mehrere alemannische wörter aus diesen dichtungen herausgehoben, welche dem wortschatz der damaligen Strassburger schriftsteller, Geiler, Murner, Pauli entsprechen: natürlich, weil sich diese wie Franck allgemein niederale-

mannischer wörter bedienen. Nur der ausdruck (Gv. vers 1826) 'Wack' (wacke f., wacken m. = flusskiesel, felsblock) ist unter den alemannischen mundarten bloss für das elsässische belegt (Deutsches wörterbuch 13, 204–297). Doch findet er sich auch im Nürnbergischen, und Franck hat ihn wohl in Nürnberg oder in Strassburg kennen gelernt und als bequemes reimwort für 'Gauckelsack' verwendet. Andere seltenere wörter sind auch im schwäbischen und selbst für Franck belegt: Gv. vers 767 'hässig' = feindselig, das sich im D. W. nicht findet, erwähnt Hermann Fischer (Schwäbisches wörterbuch 3, 1223) mit zwei belegen für Franck; Gz. vers 1511 'beleyden' = schädigen, auch Paradoxa Nr. 144 und ein weiterer Beleg für Franck (Schw. W. 1, 838); Gv. vers 1710 'hůppen' = hüpfen, tanzen, schwäbisch (Sch. W. 3, 1808); Gv. vers 1690 hippenbuben = kuchenausträger; beleg für Franck: 'hippenbueben, freihartsbuebn' (Schw. W. 3, 1679).

Im gegensatz zu vielen schwärmern war Franck von inniger liebe zum deutschen volk erfüllt. Zwei aussprüche aus der vorrede zu seinem Chronicon Germaniae genügen wohl als beleg dafür: (das die Teutschen . . .) 'eben so gelert, vnnd alles so wol haben, künden vnd wissen in jrer spraach von gott, als die lugenhaften Griechen vnnd andere zungen in jrer, vnd sag frey, das Teutschland so wol, wo nit mit vorteyl als iendert einn nation, lass gleich Latium oder Greciam seinn; also das jm selbst gnug ist . . . Ja, wo die Teutschen jre eygen reichthum wissten vnnd sich selbst verstünden, was sie im wappen füereten, sie würdenn keinem volck zwar weichenn'. In den reimdichtungen blitzt dieses vaterländische gefühl natürlich nur gelegentlich auf, Gz. vers 880 ff., wo der ungünstige einfluss der päpste auf die 'Teutsche nation' beklagt wird und vers 1325 ff., wo die fürsten und herren gerühmt werden, die des papstes joch abgeschüttelt:

> Vnd der alten Teutschen freyheit
> widerumb angenommen hand.

Schliesslich muss darauf hingewiesen werden, dass keiner von den damals in Strassburg versammelten täufern und rottengeistern reimdichtungen verfasst hat; von Franck aber rührt eine, wenn auch nicht umfängliche, aus 60 neunzeiligen mit binnenreimen versehene, dichtung her: Des grossen nothelffers vnnd weltheiligen S. Gelts Lobgesang (Ulm 1537). Ausserdem kann man unter den zahlreichen reimsprüchen seiner sprichwörtersammlungen viele und die verdeutschungen lateinischer verse Franck zusprechen. Weist

doch Latendorf (a. a. o. 312) kurze sprüche der ganz unselbständigen ersten sprichwörtersammlung Franck zu.

Nachdem ich so biographische, literar- und namentlich religionsgeschichtliche, auch einige sprachliche beweisgründe für die verfasserschaft Francks erbracht habe, sind noch zur ergänzung eingehende vergleichende sprachliche, stilistische und metrische untersuchungen erforderlich, die von einem meiner schüler, Franz Frank, durchgeführt werden und deren auch zugunsten Francks ausgefallene ergebnisse dieser untersuchung bald folgen sollen. Doch ist es meiner ansicht nach schon jetzt sonnenklar, dass Sebastian Franck die hier behandelten reimdichtungen verfasst hat. Es wäre unmöglich, einen anderen schriftsteller aufzuweisen, für den alles so stimmte wie bei Franck.

III.

Zum schluss erübrigt es noch zu erkunden, warum diese reimdichtungen gerade Fischart in die hände kamen und darzulegen, in welcher weise sie von ihm herausgegeben und erweitert wurden.

In frühling 1532 ersuchte Sebastian Franck von Kehl aus den Strassburger rat um zurücknahme seiner ausweisung und um die erlaubnis zur drucklegung seines 'Weltbuchs'. Beides wurde abgelehnt und den Strassburger verlegern die drucklegung dieses buches verboten. Nun wurde (oben s. 392) erwähnt, dass ein 'alter reimist', der den verfasser der Gelehrten verkehrten persönlich kannte, diese dichtung mit einem vorspruch versehen hat. Diese bekanntschaft muss noch während Francks anwesenheit in Strassburg erfolgt und der erste druck der Gelehrten verkehrten wahrscheinlich bald nach der veröffentlichung der Geschichtsbibel, also anfangs 1532 und wahrscheinlich, wie diese chronik, auch bei Balthasar Beck am Holzmarkt verlegt worden sein, und zwar wegen der oben erwähnten amtlichen verfolgung der Geschichtsbibel ohne den namen des verfassers. Dass Franck auch nach seiner verbannung in der nähe von Strassburg verweilte, deutet darauf hin, dass er mit Beck in weiterer verbindung zu bleiben wünschte. Dieser verleger, der selbst wiedertäufer war und mit den schwärmern in näheren beziehungen stand, druckte trotz der zu erwartenden unannehmlichkeiten mehrere schriften von ihnen, so Schwenckfelds 'Apologia vnd erclerung der Schlesier' (1529), schriften der täufer Bünderlin und Hofmann, derentwegen er auch eine gefängnisstrafe erhielt. Von den geheim gedruckten schriften Bünderlins wurde eine mit

verwandten büchern Servets und Marbecks 1531 bei dem Strassburger buchführer Nikolaus Wendelin, der sie feilbot, beschlagnahmt. Die städtischen zensoren, die professoren Herlinus und Bedrotius, gaben ihr gutachten dahin ab, dass dieses buch Bünderlins – welches, ist unbekannt – *plene impium (vidimus) in quo omnia externa sacramenta et ceremonialia ex christianismo tollenda asseruit. Hunc librum nullo modo tolerandum judicamus* (Röhrich a. a. o. 1, 89 f. und 348 f., Zur Linden, Hofmann a. a. o. 191, Nicoladoni a. a. o. 126–129).

Der erste druck der Gelehrten verkehrten und die anzunehmende zweite ausgabe durch den alten reimisten sind wahrscheinlich in einer sehr kleinen auflage gedruckt und wegen ihres bedenklichen inhalts wohl bald unterdrückt worden, denn es hat sich von beiden kein exemplar und auch keine nachricht darüber erhalten, während von Fischarts ausgabe noch 6 exemplare vorhanden sind. Wegen des neuerlichen druckverbotes der Strassburger behörde von 1532 und ihres strengeren vorgehens nach der synode von 1533 wird weder Beck, der wohl neuerliche verfolgungen vermeiden wollte, noch ein anderer Strassburger drucker es gewagt haben, auch die dichtung vom glaubenszwang zu verlegen, die ja weit gefährlichere aussprüche enthält, als die Gelehrten verkehrten und aus demselben grunde wie das eben erwähnte büchlein Bünderlins hätte beschlagnahmt und verboten werden können, weil dort auch die sakramente und zeremonien abgelehnt werden. Der glaubenszwang dürfte wohl, zunächst in der verwahrung von Beck, handschrift geblieben sein bis zu Fischarts ausgabe.

Im jahre 1541 kam Sebastian Franck abermals nach Strassburg und vermählte sich hier zum zweiten Male, insgeheim, weil er noch verbannt war, mit Margaretha Beck[1]. Da zwei Strassburger drucker, Kraft Müller und Joh. Prüss, ihre trauzeugen waren und Franck in seiner religiösen gesinnung Beck nahestand, ist es höchst wahrscheinlich, dass seine zweite frau Balthasars tochter war. Da ja Franck die ganze zeit während der drucklegung seiner Geschichtsbibel in der druckerei anwesend war, konnte er seine spätere frau als junges mädchen genauer kennen lernen und gefallen an ihr finden. Der dritte trauzeuge aber war Fischarts vater (vgl. Euphorion 19,8). Durch

1) Dr. Bernays, Archivar am stadtarchiv in Strassburg, teilte mir freundlichst mit, dass zwar die witwe Francks in der kontraktstube (bd. 48 fol. 49 b f.) in der überschrift Barbara Beckin genannt sei, doch im text Margaretha. Dase dieser der richtige taufname sei, ergebe sich aus einer anderen urkunde. Meine oben ausgesprochene vermutung konnte bisher urkundlich nicht erwiesen werden.

diese beziehungen konnte die ausgabe der Gelehrten verkehrten mit dem vorspruch des alten reimisten, sowie die handschrift des glaubenszwangs nach Becks tode in den besitz der familie Fischarts gelangen. Bernhard Jobin, der ja mit einer schwester Fischarts vermählt war, entschloss sich dann 1584, beide dichtungen gemeinsam zu veröffentlichen, allerdings ohne seinen namen als verleger anzugeben[1]; aus begreiflicher vorsicht, weil 1576 das orthodoxe Luthertum durch die vom kirchenvorstand Johannes Marbach eingeführte kirchenordnung nach langen kämpfen vollständig zur herrschaft gelangt war. Es galt von vorneherein als selbstverständlich, dass diese ausgabe von Jobin gedruckt und verlegt wurde (Scherer und Kurz, Fischarts dichtungen 2, LXVI f., Hampel a. a. o. 70). Es ist auch sicher, weil deren typen und die ganze ausstattung mit gleichzeitigen drucken Jobins übereinstimmen.

Fischart war gewiss gern bereit, die herausgabe dieser reimdichtungen zu besorgen. Zwar teilte er durchaus nicht die religiöse überzeugung Francks, dessen werke ihm ja bekannt waren, weil er die Geschichtsbibel, das Weltbuch und die Sprichwörter als quellen benützt hat (vgl. Hauffen, Neue Fischartstudien, s. 132–135, 271 f., 281 und 283). Er war aber sein leben lang überzeugter protestant. Er gehörte ursprünglich dem Augsburger bekenntnis an, näherte sich schon in den 70er jahren den anschauungen Zwinglis und Calvins, verblieb aber hierbei verehrer Luthers. Er war also den alten Strassburger überlieferungen gemäss nicht engherzig in glaubenssachen. In einem bildergedicht auf Flacius 1571 feiert er diesen verfechter der 'manichäischen' lehre von der erbsünde als kämpfer für die wahrheit[2], und 1577 schrieb er eine lateinische vorrede zu der abhandlung des italienischen Calvinisten Minus Celsus: *In haereticis*

1) Für das strenge vorgehen des magistrates, auch gegen Jobin, ist ein fall für das jahr nach dem erscheinen der oben behandelten ausgabe belegt. Anfangs 1585 veröffentlichten die bruderhöfischen, das heisst die protestantischen domherren des Strassburger kapitels, eine protestation, worin sie ihr vorgehen gegen ihren bischof vor der öffentlichkeit zu rechtfertigen suchten. Dieses 'Ausschreiben' wurde auf der fastenmesse zu Frankfurt a. M. verkauft, doch dessen vertrieb auf die beschwerde des Strassburger bischofs vom kaiser verboten. Darauf wurde Jobin, als des druckes verdächtig, vom magistrat, obwohl er die veröffentlichung erlaubt hatte, zur verantwortung vorgeladen. Da aber Jobin beschwor, diesen traktat nicht gedruckt zu haben, wurde er straflos entlassen. (Gfrörer, Strassburger kapitelstreit und bischöflicher krieg im spiegel der elsässischen flugschriftenliteratur, s. 109 f., Strassburg 1900.)

2) Von A. Englert gefunden und veröffentlicht in dieser Zeitschr. 36, 390 ff.

coërcendis quatenus progredi liceat (Basel), welche im kreise von Schweizer Täufern abgefasst wurde und in der auffassung der dichtung 'Glaubenszwang' sehr nahe steht. Auch Fischart bekämpft hier mit beispielen aus der kirchengeschichte und mit kräftigen worten den glaubenszwang und die hinrichtung der ketzer[1].

Scherer (Kleine schriften 2, 311) vermutet, der alte Reimist habe die einfügung des glaubenszwanges vorgenommen, um diese dichtung, die 'verschiedenes anstössige enthält, einzuschmuggeln'. Kurz (s. XLVI f.) denkt ähnlich. Die einordnung ist aber so ungeschickt durchgeführt, dass zwischen vers 1661, dem schluss des ersten teiles des glaubenszwangs, und vers 853, dem anfang des zweiten teiles

1) Fischarts vorrede ist abgedruckt bei Kurz 2, XLVII–LIV. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, dass die angabe in Goedekes Grundriss[2] 2, 498 nr. 30: 'In der ausgabe von 1584 ist diese vorrede nicht mehr', unrichtig ist. Die 2. ausgabe hat den titel: Mini Celsi Senensis (zu ergänzen: Disputatio) De haereticis capitali supplicio non afficiendis. Adjunctae sunt eiusdem argumenti Theodorae Bezae et Andreae Duditii Epistolae duae contrariae. Cum indice satis copioso et accurato. (Signet) 1584. (Berlin, Königl. bibliothek, Ck 1122.) Dieses einzige exemplar, das mir bekannt ist — die erste ausgabe befindet sich auch in Berlin (Ck 1121) dann in Dresden (Königl. bibliothek, Theol. Socin. 181 m.), Göttingen, München (Hof- und staatsbibliothek) und Zürich (Stadtbibliothek) —, enthält einträge von einer älteren und einer jüngeren handschrift. Diese bringt bemerkungen zum text und einen vergleich zwischen beiden ausgaben. Der alte satz wurde stehen gelassen; es kamen nur zwei briefe und ein index hinzu. Ausserdem ist die überschrift der vorrede in der 1. ausgabe Aequis et piis lectoribus, Typographi nomine S. J. F. D. M. D. ersetzt durch Valens Titus Ligius suo Christophoro Cnipio Saxoni S. D. Am schluss der vorrede heisst es: Vale Cnipi candidissime et tuum amo, Styrium illum valentem. Ex meo pistrino Lemnico 1584. Sonst ist die vorrede Fischarts ganz übernommen, nur ist in der 2. ausgabe ein neuer Text von zwei seiten und sechs zeilen vorausgestellt. Dieser Ligius, der sich also mit fremden federn schmückt, erinnert in einem längeren eingang seinen freund daran, dass er ihm vor mehreren jahren auf seiner rückkehr von Siebenbürgen in Wien erzählt habe, dass dort die grosse schar von Arianern geduldet würde. (Gemeint sind die Unitarier, denen damals fürst Johann Siegmund freie religionsübung gewährte.) Weil nun Cnipio über diese duldung entsetzt war, so sende ihm Ligius diese schrift, damit er seine eifernde strenge mildere. Weiter berichtet der neue herausgeber, er habe dem verleger geraten, das bisher vernachlässigte werk wieder ans licht zu bringen und die beiden briefe der berühmten männer anzuhängen, wodurch das buch den lesern willkommener sein würde. Der brief Bezas an den Socinianer Dudit stammt vom 18. juni, die rasch fertiggestellte Entgegnung Dudits, wo die anschauung Bezas von der notwendigen hinrichtung der häretiker bekämpft wird, vom 1. august 1570. (Die unrichtige angabe in der Nouvelle biographie générale 15, 45, Dudit habe die Epistola de haeriticis usw. (1584) abgefasst, beruht also auf einem missverständnis).

dieser dichtung, eine grosse lücke klafft. Auch Hampel (a. a. o. 70) will diese ungeschicklichkeit nicht Fischart aufmutzen, sondern denkt an ein versehen des setzers. Der vorgang wird auch der gewesen sein, dass in der druckerei Jobins, wo der alte druck der Gelehrten verkehrten wieder und die Handschrift vom Glaubenszwang neu gesetzt wurde, wobei ein teil davon verloren ging, der satz in unordnung geriet und so in Fischarts hände kam. Der lückenhafte zustand bestätigt die annahme, dass der glaubenszwang nur als handschrift erhalten blieb. Fischart war kurz vorher amtmann von Forbach geworden, und fand, da er sich in die neue stellung erst einarbeiten musste, nicht die zeit, den text wieder in ordnung zu bringen. Dass die beiden dichtungen im inhalt, in der auffassung und in einzelnen aussprüchen einander verwandt sind, die zweite überdies unübersichtlich aufgebaut ist, gedankensprünge und viele wiederholungen aufweist, entschuldigt auch dieses versäumnis. Überdies handeln gerade diejenigen stellen beider dichtungen, die aneinander gereiht sind, von demselben gegenstande: bei vers 853 der schluss des ersten teils von Gv. und der anfang des zweiten teils von Gz. über die eingriffe der päpste in die macht der kaiser und bei vers 1662 der schluss des ersten teils von Gz. und der anfang des zweiten teils von Gv. über die türkenkriege. Auch ist Fischart als flüchtiger arbeiter bekannt.

Sein anteil an der neuen ausgabe ist nach den untersuchungen von Scherer, Englert und Hampel ziemlich gross[1]. Er hat die lücke

1) Ein ähnlicher fall liegt in einer etwas späteren ausgabe Fischarts vor: 'Ernewerte beschreibung der . . . warhafften verwunderlichen geschicht. Vom herren Peter von Staufenberg' . . . Strassburg 1588. (Hauffen, Fischarts werke 1, 263–352 und einleitung XLVII–LV). Auf dem titelblatt ist kein verfasser genannt. Die umfängliche prosavorrede ist von dem verleger Jobin unterzeichnet, aber von Fischart verfasst. Der ebenfalls umfängliche prolog in reimpaaren, unter dessen titel 'erneuert vnd an tag gebracht durch J. F. G. M.,' steht, ist eine völlig freie erfindung Fischarts. Den kern der ausgabe bildet eine freie, mit zusätzen versehene bearbeitung der mittelhochdeutschen dichtung von Peter von Staufenberg. Der letzte vers dieser bearbeitung enthält die initialen B. S. O. Damals, bei meiner ausgabe von Fischarts dichtungen, war ich mit dem bekanntenkreis Fischarts noch nicht so vertraut, dass ich dieses monogramm hätte deuten können. In der besprechung meiner ausgabe wies Anton Englert (Euphorion 3, 510–512) darauf hin, dass die ungelenken verse und schlechten reime nicht von Fischart herrühren können, und vermutet, dass diesem bereits eine bearbeitung von B. S. O. vorgelegen wäre. Karl Schorbach (ZAD. 40, 123–126) meint, die bearbeitung sei unter Fischarts leitung von B. S. O. besorgt worden. Das ist auch ganz richtig, und der bearbeiter ist meiner überzeugung nach kein anderer wie B e r n h a r d S c h m i d t, organist

zwischen beiden teilen des Glaubenszwanges vers 1371 1382 ausgefüllt. Von ihm rührt ferner her: der lange titel, der sich auf beide dichtungen bezieht, der spruch auf dem rücken des titelblattes, der umfängliche prolog 'Ein Verweißliche Auffruckung' vers 1 142 und der kurze epilog 'Verwahrung des Authoris' vers 1997 -2014, die alle nur auf die Gelehrten verkehrten hinweisen. In der 'Auffruckung' bereitet Fischart das nachfolgende gedicht vor, das die verkehrtheit der welt begründen will, ergeht sich dann seiner art gemäss in allerlei wortspielen und zusammensetzungen mit gelehrt verkehrt und ungelehrt bethört. Doch die welt möge sich nicht über die gelehrten verkehrer beklagen, sie sei selbst daran schuld, da sie immer betrogen sein will.

Schliesslich hat Fischart in beide teile der Gelehrten verkehrten, deren inhalt ihm mehr anregungen zu einschüben bot und dem er mit seiner eigenen anschauung näherstand als dem Glaubenszwang, mehrere reimstücke eingerückt (vers 202-671, 710-759 und 784-791) die zusammen ein grösseres gedicht ergeben. Es zeigt keinen besonderen abgerundeten inhalt, weil er das erste längste stück als einführung, die kürzeren zur erweiterung ihm wichtig scheinender stellen eingefügt hat. In der einführung versucht er, gedanken Francks ausspinnend, aus der heiligen schrift und der kirchengeschichte nachzuweisen, dass die verkehrtheit von den geistlichen gelehrten ausgegangen sei. Mit bedacht hat Fischart das schlussstück (vers 1927 bis 1996), welches zur dichtung 'Glaubenszwang' gehört[1], an den schluss des ganzen werkes, also nach den 'Gelehrten verkehrten', ohne weitere vermittlung gestellt und in dieses schlussstück die verse 1973-1984

in Strassburg, über dessen leben, schriften und beziehungen Englert (in dieser Zeitschr. 38, 234 -240) eine wertvolle studie veröffentlicht hat. Dazu kann ich einen kleinen beitrag liefern: Taufbuch Münster-Neukirche N 213 s. 321 1572 15. sept.

P. Bernhardt Jobin, Formschneid[er]
M. Anna.
J. Lucretia.
Komp. Bernhardt Schmit organist
Anna, Martin Braunen apothek[ers] fraw
Anna Laux Hacfurts, Almuss[en] Sch[affners] kine [erlassene] dochter.

Englert hat aus seiner studie nicht die folgerung auf Schmidts verfasserschaft gezogen. Die beweisgründe für meine behauptung sollen in absehbarer zeit erscheinen.

1) Diese beobachtung machte Englert in seiner besprechung der Hampelschen schrift (Deutsche literaturzeitung 1903 sp. 2483 f.).

eingeschoben, wo er auf den hauptgegenstand anspielt[1]. So hat Fischart doch einigermassen für die verzahnung der beiden dichtungen gesorgt. In seiner 'Verwahrung', die dem schlussstück folgt, bezeichnet er den ihm unbekannten verfasser als bewährten gelehrten, weil er die falschen so gut erkannt habe. Nur diese schälke wollte er mit seiner dichtung strafen. Auch er scheidet in seinen zusätzen zwischen wahren und falschen gelehrten. Und wie Sebastian Franck entsendet er seine pfeile nur gegen die unduldsamen, verbohrten, streitsüchtigen theologen. Während aber Franck alle bekenntnisse bekämpft, tritt Fischart nur gegen die katholische kirche auf, gegen päpste, scholastiker und jesuiten. Fischart, der sich ja auf dem titel als 'Warheitlieber gerngelehrter' bezeichnet, hatte natürlich mit der herausgabe dieses werkes nicht die absicht, den gelehrten stand zu schmähen.

PRAG-SMICHOW. ADOLF HAUFFEN.

BEZIEHUNGEN ZWISCHEN STELLUNG UND FUNKTION DER NEBENSÄTZE MEHRFACHER UNTERORDNUNG IM AHD.

(Schluss.)

C. Adverbialsätze.

AA. In nebensätzen I. grades.

1. Im typus 1.

α) Relativsätze.

W. 47,10: . . . *scheine daz . . . an den, die der iro herza dare zuo gerno gereinent, daz sie mugen werdan domus dei.*

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe b.

D. 44,2,5: *Disiu zal ist so here, swie der tiufel daz verchere, der chwit, daz . . . .*

O. V 16,43. N. 42,8. 357,8.

1) Englert meint, dass die letzte einfügung Fischarts mit vers 1977 beginne. Ich glaube, mit vers 1973. Der vorangehende vers bezeichnet deutlich einen abschluss: 'Darbey es auch muss jeder lan'. Ferner hängen die verse 1973–1976 mit den folgenden sachlich zusammen. Schliesslich klingt 'Lehrverkehrter' (vers 1976) Fischartisch; vgl. 'Verkehrtgelehrt' (vers 519); 'Gotteslehr verkehr' (vers 539) usw. Schon Hampel (s. 57), der diese letzten verse nicht Fischart zuweist, fiel auf, dass im schlussstück nur die verse 1973–1976 deutlich auf das thema der Gelehrten verkehrten anspielen.

γ) Konjunktionalsätze.

αα) E c k o r o d o.

N. 197,8: *Triuwo, chad si, ih keoffenon dir iz mit filo warero redo,* e c h e r t *tiu sin in dinero gehuhte, diu fore gefestenot sint.*

ββ) E r (t h a n n e).

H. 1424: *Er scal bediu tefaren, himil endi erde, . . . ,* e r *than thero wordo wiht biliba unlestid . . . , thea sie thesum liudiun her warlico gebudun.*

T. 142,2. – H. 840. 3613. 3728. 4286. 4951. 5545. 5812. – O. II 7,65. – W. 131,3. – D. 82,3,3.

γγ) H w a n t a.

H. 1691: *Ne sculun gi enigumu manne unrehtes wiht . . . adelean,* h w a n d *the dom eft cumid obar thana selbon man, thar it im te sorgon scal werdan . . .*

Is. 3,11. 16,4. – M. 7,3. 17,22. 29,26. 30,1. 5. – T. 2,9,5. 4,4,5. 6. 7,6. 9,2. 11,1,4. 40,1,4. 9. 79,11. 82,7,7. 8. 87,8,21. 89,1,4. 90,2,7. 4,15. 96,2,14. 5,9. 104,2,3. 105,1,8. 110,4,8. 131,3,2. 4,2. 7,2. 138,8,4. 141,19. 21. 22. 25. 26. 145,2. 151,7,4. 168,3. 170,3. 174,3,3. 175,5. 178,6. 204,2. 230,5. 238,3,3. – H. 572. 1511. 2434. 2561. 2660. 2884. 3605. 3700. 3834. 3950. 4395. 5046. – G. 9. 93. – O. s 44. I 4,65. 15,15. 27,51. II 3,35. 10,17. III 8,25. 17,45. 20,101. 184. 21,15. 25. 22,44. 26,59. IV 6,5. 23,23. V 15,23. 17,21. – N. 55,17. 57,11. 67,15. 68,30. 69,13. 71,17. 74,32. 85,23. 95,14. 107,9. 129,9. 130,3. 133,7. 134,16. 183,24. 27. 190,7. 203,29. 204,28. 209,8. 220,6. 222,5. 14. 229,22. 256,25. 257,16. 272,27. 290,9. 292,27. 349,14. 363,8. – W. 46,3. 52,33. 40. 54,3. 7. 55,17. 65,5. 69,5. 76,1. 87,8. 11. 96,5. 100,6. 101,8. 104,7. 106,7, 13. 16. 107,6. 113,10. 114,14. 142,6. 10. 148,3. – D. 33F44. 34,12,7. 79A26. 86A1,17. 2,10. 5b1. B2,38. 69.

δδ) I b u.

H. 1688: *Than wili iu the rikeo drohtin gebon mid alloro godu gehwilicu,* e f *gi im thus fulgangan willead, so ic iu te warun hir wordun seggeo.*

T. 76,1. 168,2,4. – H. 3138. 3399. 3619. – O. II 12,57. – N. 31,11. 80,17. 81,16. 123,14. 125,25. 127,4. 143,2. 174,15. 197,2. 4. 211,4. 11. 212,4. 281,19. – D. 56,21.

εε) M i n (o d o w a n).

T. 215,3: *Gibiut zi bihaltanne thaz grab unzan then thriton tag,* m i n *odowan quemen sine iungoron inti forstelan inan inti quaeden themo folke: her arstuont . . . .*

T. 33,1. 110,3,4.

ζζ) N i.

H. 3236: *. . . mid is an thinumu mode,* n e *si, that imu eft mildi god . . . helpe farlihe . . . .*

M. 14,8. – T. 80,4,7.

ττ) Nibu.

D. 62,1,16: . . . *ni neowiht ni wirce, nipuz de gesehe, de imo daz tranc gebe . . . .*

Is. 9,7. – T. 129,10,4. – D. 17,9.

ϑϑ) Nu.

O. I 27,45: *Ziu feristu inti doufist, nu thu ther heilant ni bist noh thero manno ouh thanne, in thero ambaht iz gigange?*

O. II 14,119.

ιι) Sid.

N. 80.29: *Noh tir ne begagenda nieht ze starh tunest, sid noh tie senchelchrapfen fasto haftent, tie nu unde hinafure dih nelazent ungetrosten.*

H. 3665. 4256. – N. 117,23. 136,13. 154,3. 217,14. 288,19. 358,19. – D. 68A1,6. 5a6.

κκ) So.

D. 46,65: *Din güete mach gezürnen niht, so si solhe masen siht, die er ze phande treit, der . . .*

Is. 25,18. 37,17. Is. M. 33,7. – M. 14,1. 38,6. – T. 33,2. 92,6,7. 112,3,9. – H. 211. 374. 533. 599. 812. 1359. 1762. 2284. 2450. 2474. 3490. 4237. 4360. 4908. 4778. 5716. 5775. – G. 43. 198. – O. I 14,4. 17. II 1,49. III 8,15. IV 3,19. 5,65. 37,25. V 8.29. 43.51. 9,15. 14,14. 25.19. – N. 17,6. 21,27. 53,4. 58,24. 61,2. 62.27. 66,3. 68,8. 121,10. 11. 122,7. 131,14. 143,12. 148,23. 152,12. 170,14. 194,17. 203,16. 207,14. 232,30. 246,28. 275,5. 280.11. 283,3. 295,27. 317,13. 323,23. 328.15. 354,26. 356,21. 24. – W. 51,15. 109,5. – D. 43,5,3. 14,3. 47,1,9. 4,114. 79A17.

λλ) Thanne.

N. 360,5: *Ube . . . , so erwendo ih tia foresiht, tanne ih odewano gewehselon, daz si foreweiz.*

Is. 8,2. – N. 137,16. 166,5. 353,24.

μμ) Thar.

D. 2,50: *Ih wallota sumaro enti wintro sehstic ur lante, dar man mih eo scerita in folc sceotantero, so man mir at burc enigeru banun ni gifasta.*

Is. 1,22. 24,1. – H. 1211. 2129. 5051. 5735. – G. 136. 334. – N. 174,25. 216,7.

νν) Thaz.

H. 1400: *Latad iuwa lioht mikil liudiun skinan . . . , that si farstandan iuwan modsebon . . . endi thes waldand god . . . lobon . . . , thes he iu sulica lera fargaf.*

Is. 28,1. 32,7. – M. 5,2. 18,16. – T. 5,9. 7,2. 9,3. 11,4. 13,4. 19. 21,2. 11. 25,2. 3. 32.2. 35,2. 50,1. 69.8,4. 74,2,3. 78,2. 80,1,3. 87,8.17. 88,7.15. 104,1,4. 105,2,6. 107.2,10. 116.3. 119,9. 12,8. 132,18,2. 134,9,3. 135,7,5. 25,5. 137,2. 143,8. 151.4. 156.6. 165,7,8. 168,4. 170,6,2. 171,4. 177,1,4. 178,3. 179,1.2. 184,5. 194,3,3. 197.2. 234.2. – H. 20. 350. 679. 754. 1406. 1409. 1541. 1731. 1759. 1948. 2162.

2402. 2410. 2524. 2685. 2760. 3113. 3204. 3578. 4516. 4646. 4653. 4711. 4892. 5033. 5442. 5756 5907. – G. 151. 193. 235. – O. s 5. 39. I 1,113. 2,3. 48. 10,9. 19. 13,3. 23,57. 27,37. 63. II 3,61. 5,23. 9,19. 39. 95. 12,23. 72. 75. 17,15. 24,9. III 5,9. 19. 6,17. 7,53. 12,37. 13,13. 43. 15,9. 16,37. 18,69. 20,17. 21,29. 22,61. 23,51. IV 1,11. 33. 3,6. 5,19. 7,41. 83. 9,5. 10,3. 11,33. 12,47. 13,15. 45. 15,59. 16,49. 18,1. 19,57. 23,3. 26,41. 29,35. 43. 32,7. 35,23. V 3,15. 4,27. 7,32. 11,35. 41. 47. 12,67. 69. 20,5. 25,37. N. 28,7. 31,6. 32,3. 39,1. 45,5. 61,17. 71,14. 79,31. 98,19. 127,21, 141,17. 146,9. 239,25. 270,11. 289,13. 297,8. 298,15. 329,1. 348,1. 360,26. – W. 13,8. 11. 12. 53,5. 62,5. 8. 75,5. 79,3. 102,4. 107,1. 8. – D. 3,69. 4,3,3. 30b4,2. 31,4,7. 33G98. 137. 34,4,9. 8,7. 31,7. 35,1,1. 37,1,3. 38,174. 280. 42,49. 46,17. 47,3,6. 67,16. 76,19. 78A1. 79A87. 82,1,7. 83,1. 68. 86B1,18. 27. 3,28. 95,22. 96,87. 97,4.

ξξ) Ane thaz.

H. 5931: *Welda ina mid iro mundon gripan . . . , noban that iro fridubarn godes . . . quad, that siu ina mid wihti ni mosti handon anthrinan.*

H. 64. – N. 273,27.

οο) Thes.

H. 3691: *We ward thi Hierusalem . . . , thes thu te warun ni west thea wurdegiskefti, the thi noh giwerden sculun . . . .*

H. 2342.

ππ) Thiu mit präpositionen.

Is. 34,13: *Ni zirinne herrin fona Judæ noh herizohin fona sinem dheohum, innan dhiu dher quhimit, dher chisendit wirdhit . . . .*

ρρ) Tho.

W. 91,6: *Candor liliorum was in sinen worton, do er quadh: Beati . . . .*

Is. 14,11. 18,20. 19,5. 22. – H. 3509. 4109. – O. IV 34,11. V 8,21. 12,51. 57. – N. 45,28. 123,6. 151,10. 289,19. – W. 53,16. 91,11.

ςς) Thoh.

H. 855: *Wissun that thoh managa liudi . . . , thoh sie ina cudlico ankennian ni mahtin, er than he ina selbo seggean welda.*

H. 882. 3444. 5919. – O. II 6,51. – N. 114,25. 299,24. 340,4.

ττ) Unz.

H. 1121: *Was im an them sinweldi salig barn godes lange hwile, untthat im tho liobora ward, that he is craft mikil cudien wolda . . .*

T. 8,5,2. 132,11. – H. 334. 704. 760. 1217. 2479. 2681. 2941. 3116. 3470. 3649. 3877. 4010. 4824. 5267. 5460. 5695. – G. 100. – O. I 19,5. IV 17,13. – N. 279,28. – D. 82,5,3.

δ) Uneingeleitete sätze.

O. III 20,165: *Sie inan sliumo tho in war wurfun fon in uz sar, er iro sid zi noti iamer tharbeti . . . , want er deta in dag leidan.*

T. 110,3,13. – H. 2785. – O. II 3,63. 14,43. III 4,17. 15,47. 22,67. 24,95. IV 3,2. 4,19. 12,61. 27,5. V 15,23. – N. 36,15. 184,9. 262,23. 315,7. – D. 33G105. 34,14,3. 35,19,7.

2. Im typus 2.

α) Konjunktionalsätze.

αα) S i d.

O. IV 24,37: *Irgab er nan, so ih zalta, s i d er nan bifilta . . . .*
O. V 17,14.

ββ) T h a z.

D. 34,29,3: *Manigin villit got mit seri, daz er sich zi demo guti keri, ob er sich dan bezziri ni welli, d a z er in vor geriwi zi der helli.*

T. 156,3. 165,7,4. [171,4, typus 1.] O. I [2,3, typus 1.] 23,27. IV 12,5. V 11,23. – N. 49,17. 224,15. [289,13, typus 1.] 298,9. – D. 36,5,3. 37,11b9. 43,17,9.

β) Uneingeleitete sätze.

T. 108,4,7: *Tuot iu friunta fon then wolon unrehtes, mittiu ir ziganget, i n t f a h e n iuwih in ewina selida.*

T. 108,2,6. [110,3,13, typus 1.] – O. II 12,63.

3. Im typus 3.

α) Relativsätze.

N. 123,14: *Ze d e m o uns leido ist unde den wir fone diu skihen, also alle die liute tuont adversam fortunam, ze demo mag man unsih lucchen, ube . . . .*

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe a.

T. 31,5: *Inti s o w e r s o thih thwinge, thaz thu mit imo gest thusunt scrito, far mit imo andere zwene.*

γ) Verallgemeinernde sätze, gruppe b.

D. 34,18,7: *S w e n n i si di minni volbringint, unzi si got irkennunt, ani vorchti bistet dar inni . . . du minni.*

Is. 37,9. – H. 4378. – O. III 7,53. – N. 147,13. – D. 95,22. 96,50.

δ) Konjunktionalsätze.

αα) H w a n t a.

N. 64,25: *W a n d a hier nu anderest kewaht ist rhetoricae dulcedinis unde man er nieht pechennen nemag iro dulcedinem, er man sia selbun bechennet, so neist taz hier nieht ze uberheuenne . . . .*

M. 38,7. – T. 17,6,6. – O. II 7,69. 13,33. IV 36,23. – N. 14,13. 48,24. 49,17. 86,9. 87,28. 148,23. 172,27. 175,28. 183,21. 189,11. 260,14. 269,17. 270,7. 272,22. 273,20. 299,16. 352,18. – W. 67,3. 93,2. 111,4. 133,3. 147,3. – D. 32,1,51. 90,76.

ββ) Ibu.

H. 1616: *Ef gi than williad alatan liudeo gehwilicun thero sacono endi thero sundeono, the sie wid iu selbon hir wreda gewirkeat, than alatid iu waldand god . . .*

Is. 4,12. 6,15. 8,2. – M. 4,14. – T. 27,1. 32,4. 5. 6. 38,3,3. 87,3,2, 92,8,7. 96,2,9. 104,6,8. 8,9. 121,3,3. 123,2,10. 131,8,7. 24,7. 134,8,4. 9,3. 145,17. 18. 147,12. 170,5,2. 182,2,2. – H. 1368. 1374. 1545. 1620. 1933. 1940. 2934. 3227. 3265. 3282. 3399. 3728. 3857. 4696. 4793. 5567. 5923. – G. 207. – O. I 9. 51. 87. s 7. I 18,31. II 4,29. 71. 6,43. 12,57. 14,23. 17,7. 18,19. 19,25. 21,1. 41. III 2,13. 7,49. 22,61. IV 4,11. 7,55. 21,15. V 7,39. 21,5. 9. 11. h 1. – N. 19,26. 51,9. 52,1. 59,27. 76,22. 84,25. 86,24. 89,7. 92,25. 94,30. 124,2. 138,18. 147,13. 165,21. 200,3. 25. 213,22. 215,17. 236,19. 242,1. 256,19. 259,10. 263,12. 266,23. 273,24. 278,20. 291,1. 293,20. 319,3. 321,31. 328,22. 332,23. 342,10. 346,3. – W. 14,4. – D. 3,11. 10,9. 62,1,18. 85,16.

γγ) Ni.

T. 82,11,6: *Ni si, thaz ir ezzet fleisc mannes sunes inti trinket sin bluot, ni habet ir thanne lib in iu.*

H. 5361.

δδ) Nu.

O. II 22,17: *Nu er thaz so wilit werren, thaz mithont scal irthorren . . . , wio harto mihiles mer sworget druhtin iuwer?*

H. 3253. – O. I 1,31. II 22,37. III 16,41. 26,1. IV 1,1. 11,47. V 21,7. 13. – W. 48,30. – D. 37,9,7.

εε) Sid.

N. 250,28: *Sid aber einiu diu guoti mannolichen erheuen mag uber die mennisken, so daz er got werde, so ist not, taz . . . .*

O. III 26,53. – N. 108,8. 123,25. 144,3. 176,5. 181,22. 228,29. 242,24. 28. 348,1.

ζζ) So.

D. 3,31: *So denne der mahtigo khuninc daz mahal kipannit, dara scal queman chunno kilihaz, denne ni kitar parno nohhein den pan furisizzan . . .*

Is. 7,16. 15,13. 16,15. 17,4. – T. 21,9. 31,8. 82,3,5. 135,3,3. 147,1,3. 167,3. 184,3. 196,3,3. – H. 148. 1059. 4848. 5794. – O. I 14,1. 16,21. 17,39. 20,1. II 1,29. 8,19. 12,63. III 6,43. 8,37. 14,13. 37. 20,49. 23,25. IV 2,1. 5,19. 12,41. 15,59. V 15,1. – N. 40,2. 51,5. 66,22. 69,10. 85,25. 99,20. 116,23. 150,6. 156,9. 204,19. 220,22. 225,19. 240,16. 247,12. 251,13. 262,15. 283,27. 289,1. 301,18. 318,20. 351,16. – W. 28,2. 32,3. 41,6. 92,2. 119,15. 128,17, – D. 32,1,77. 82,11,14.

$\xi\xi$) Thanne.

D. 3,85: *Denne der gisizzit, der dar suonnan scal . . ., denne stet dar umpi engilo menigi . . .*

T. 171,1. – H. 1573. 1929. – G. 140. – N. 71,5. 222,27. 293,14.

$\vartheta\vartheta$) Thar.

D. 99,1: *Da ein fri Swebenne ewet ain Swab, der ist ain fri man, da muos er im siben hantscuohe han.*

Is. 14,16. 18. – N. 154,13.

$\iota\iota$) Thaz.

N. 127,4: *Aber daz tu chist, kerno gehortist, au wio ernest tir is ware . . ., ube . . .*

M. 39,8. – O. II 6,29. III 24,59. – N. 84,23. 121,18. 242,11. 284,8. – W. 107.8.

$\varkappa\varkappa$) Thiu mit präpositionen.

T. 21,11: *Mit thiu her gihorta, thaz Johannes giselit was, fuor in Galileam.*

T. 7,1. 53,1. 54,3. 88,2,3. 99,2. 135,19. 155,1,5. 202,2. 206,2. 230,1. – O. II 11,7.

$\lambda\lambda$) Tho.

T. 45,7: *Tho gicorota thie furistsizzento thaz wazzar zi wine gitan inti her ni westa, wanan is was . . ., tho gihalota then brutigomon thie furistsizzento . . .*

T. 7,5. 10,1. 11,3. 109,2,6. 149,7,2. 193,1. 199,11. – H. 2766. 4940. – O. I 17,5. 21,1. 23,1. II 1,21. 6,3 10,7. 11,53. III 5,3. 21,19. IV 2,1. V 16,1. – N. 31,27. 98,19. 120,10. 253,3. 303,17. – W. 42,2. 79,3. 81,5. – D. 31.13,7. 33Aa7. 41,29.

$\mu\mu$) Thoh.

H. 1904: *Thoh sie hebbean iuwas ferahes gewald, that si mugin thene lichamon libu beneotan . . ., thoh sie theru seolun ne mugun wiht awardean.*

H. 2273. – N. 118,18. 138,18. 157,6. 226,7. 236,26. 269,17. 312,7. 317,17. 349,14. – W. 55,9. 146,1.

ε) Uneingeleitete sätze. Nur conditional.

N. 79,11: *Habet tir noh kot pehalten ganz unde undarohaft, taz tu tiuresta habetost in allemo scazze, mit welemo rehte chlagost tu dih tanne . . .*

H. 4861. 5388. – O. s 23. I 1,43. 119. II 9,21. 65. 87. III 2,11. 17,27. 31. 20,155. IV 4,33. 35,11. V 20,79. 23,223. 25,29. h 25. 123. – N. 31,23. 34,7. 41,13. 56,15. 58,16. 63,10. 66,5. 11. 71,10. 76.28. 84,16. 91,18. 103,21. 112,29. 117,14. 140,25. 141,1. 222,5. 228,14. 234.11. 247,3. 248,21. 254,12. 278,32. 302,8. 325,12. 13. 15. 353,8. – W. 114.7. 141.9. 17. – D. Br 38,33. 30b14,1. 34,20,7. 86A5b13. 89,44. 96,112.

4. Im typus 4.

α) Verallgemeinernde sätze, gruppe b.

D. 34,26,1: *Swi wir givalln, so sol iz unsih ruwin und suli wir goti vil wol gitruwin, . . . so lang och, der gotis drii stunt virlouginoti, ist nu di himilsluzzili draginti.*

β) Konjunktionalsätze.

αα) Hwanta.

T. 131,11,8: *Her ni furlazit mih einon, wanta ih, thiu imo lihhent, tuon simbolum.*

M. [29,26, typus 1.] 28. [30,1. 5, typus 1.] – T. 65,2. 4,3. 88,12,7. 110,3,18. 118,3,6. 138,3. 147,8,6. – N. 42,23. [134,16, typus 1.] 183,12. 232,6. – W. 80,9. 101,3. 103,9. 26. 110,3. 122,3.

ββ) Ibu.

N. 268,13: *So tribent sie daz ambaht iro wistuomes skinbaror . . ., ube iro saligheit, unz sie den liut rihten sulen, hina ioh under die uzeren gemaret wirt.*

γγ) Min.

T. 147,7: *Wahhet warliho, . . ., min, thanne her quimit sliumo, finde iuwih slafenti.*

[T. 110,3,4, typus 1.]

δδ) Nibu.

T. 82,9,3: *Nioman mag queman zi mir, nibi thie fater, ther mih santa, ziohe inan . . .*

εε) So.

[N. 58,24, typus 1.]

ζζ) Thanne.

N. 142,16: *Ziu nesolti tu is iehen . . ., tanne in tagoliches, io der baz mag, andermo undanches neme?*

ηη) Thaz.

O. IV 19,63: *Det er iz then mannon zi einen fristfrangon, thaz sie nan, so ih thir rachon, mohtin gianabrechon.*

Is. 29,16. – T. 7,2. 33,3. [87,8,17, typus 1.] 107,3,6. 119,8. 121,4,6. 133,3,2. 141,20. 143,3. 145,17,3. 162,1,7. 179,4,2. – [H. 1409, typus 1.] – O. I 8,3. 14,19. II 17,1. III 7,2. IV 15,11. [29,35, typus 1.] V 12,15. 24,17. – N. [39,1. 127,21, typus 1.] 177,20. 229,9. – W. 51,20. 80,3. 141,9. – D. 14,1. 31IV3. 54,5. 55,14. 56,76. 70,4. [83,68, typus 1.] 86A5c3.

ϑϑ) Tho.

O. V 12,57: *Hiar lerit thiu sin stimna unsih zwa minna, tho er in zwiro, so thu weist, gab then heilegon geist . . .*

Is. M. 33,3.

α) Thoh.

O. III 19,27: *Ni wolt er wiht thes sprechan, thoh er sih mohti rechan, sie duan ouh, obar wolti, innan abgrunti.*

γ) Uneingeleitete sätze.

O. II 17,21: *Ni liuhte lioht iuwer, man iuwih lobon thes thiu mer . . . suntar, thie siu scouwon, sih fora gote frouwon . . .*

[O. II 14,43, typus 1.]

5. Im typus 5.

α) Relativsätze.

O. II 13,3: *. . . ther zi thir, so iz zam, . . . quam, ther liut nu zi imo loufit, joh er se alle toufit.*

β) Konjunktionalsätze.

αα) Er (thanne).

O. II 1,13: *Er mano rihti thia naht joh wurti . . . odo ouh himil, so er gibot, mit sterron gimalot, so was er io mit imo sar . . .*

ββ) Hwanta.

[W. 147,3, typus 3.]

γγ) Ibu.

T. 36,4: *Oba thaz lioht, thaz thar in thir ist, finstarnessi ist, thiu finstarnessi wuo mihhilu sint?*

T. 38,5. 40,7. – [O. IV 7,55. – N. 165,21. 259,10. 263,12, typus 3.] – D. 67,28.

δδ) Sid.

N. 110,29: *Sid iz an linea, dero terminus iz ist, neheinen teil nehabet, so neist iz ouh nehein teil des circuli,* des medietas iz ist.

N. 184,4.

εε) So.

N. 276,13: *Also der zimberman, daz er tuon wile, ze erest in sinemo muote bildot . . ., also ist taz ketan, daz . . .*

W. 15,3. [119,15, typus 3.] 128,10.

ζζ) Thanne.

N. 19,7: *Unde danne . . . si mih, also dar man roub teilet, tansotin . . ., zebrachen sie mina wat . . .*

ηη) Than mit adverbien.

H. 1395: *Than mer the thiu burg ni mag, thiu an berge stad, . . . biholen werden, ni mugun iuwa word than mer . . . werden . . . bidernit.*

θθ) Thiu mit präpositionen.

T. 97,7,7: *Ouh after thiu theser thin sun, ther dar fraz alla sina heht mit huorun, quam, arsluogi imo gifuotrit calb.*

δδ) Tho.

H. 794: *Tho sie that geld habdun . . . , so it an iro ewa gibod, gilestid te iro landwisun, tho forun im eft thie liudi thanan . . .*

O. [II 6,3, tpyus 3.] III 16,1. – W. 136,7.

εε) Thoh.

N. 252,27: *Unde doh ter in fogelês wis fligendo Mercurius, ter in Cillenio monte Archadiae geuobet ward, ten nothaften herezogen . . . losti fone sinero wirtenno gifte, io doh tie ferien, die habeton ubel lid getrunchen.*

γ) Uneingeleitete sätze. Nur konditional.

[N. 56,15. 140,25, typus 3.]

6. Im typus 6.

α) Verallgemeinernde sätze, gruppe b.

H. 87: *Than scolda he gibod godes thar an Hierusalem, so oft so is gigengi gistod, that ina torhtlico tidi gimanodun, so scolda he at them wiha waldandas geld helag bihwerban . . .*

β) Konjunktionalsätze.

αα) Er (thanne).

O. II 1,1: *Er allen woroltkreftin . . . , er se joh himil wurti, ioh . . . ouh wiht in thiu gifuarit, thaz siu ellu thriu ruarit, so was io wort wonanti . . .*

ββ) So.

N. 112,17: *Si habet allero gentium gestelle unde fone diu, so man sia so stellet, taz ter polus septentrionalis ufin rihte sihet, so sint sex signa zodiaci ze ougon . . .*

T. 80,8,5. 111,2,5. 135,11. – N. 228,29.

γγ) Thiu mit präpositionen.

T. 236,6: *Simon Petrus, mittiu her gihorta, thaz iz trohtin was, mit dunichun bigurta sih . . .*

T. 55,2. 116,5.

δδ) Tho.

T. 80,8: *Thie man, tho sie gisahun, thaz her teta zeihhan, quadun, thaz . . .*

T. 135,20. – W. 48,8. – D. 33G125.

εε) Thoh.

O. II 10,1: *Ni wolt er fon niawihti, thoh er so duan mohti, ob er thes wolti thenkun, then selbon win wirken.*

γ) Uneingeleitete sätze.

D. 35,5b30: *Zi dinim munsteri du wurchist in enim jari, wildu mirz gilobin zuwari, daz du snidis minu bant, vil manigir claftirin lanc.*

7. Im typus 8.

Uneingeleitet.

N. 265,28: *Selben die ubelen, chondin sie dero tugede, dia sie ferworfen habent, ieht erluogen . . ., neahtotin sie iz sar fure nuze?*

8. Im typus 13.

α) Konjunktionalsätze.

αα) Hwanta.

N. 22,27: *Ter aber so tuon newile . . ., wanda der unstate ist unde ungewaltig sin selbes, pediu habet er hina geworfen den skilt . . .*

O. II 14,53. – N. 301,24.

ββ) Ibu.

D. 65,15: *Der andran gimenit, ibu er ni cwimit inti sunne ni habet, sosama gelte sol. XV.*

γγ) So.

O. II 9,49: *Joh es ouh ni dualti suntar nan firbranti . . ., so er thaz swert thenita, ther engil imo hareta.*

δδ) Thaz.

[O. II 6,29, typus 3.]

εε) Thiu mit präpositionen.

[T. 135,19, typus 3.]

β) Uneingeleitete sätze.

D. 11,39: *So wer so hier in ellian giduot godes willion, quimit he gisund uz, ih gilonon imoz . . .*

N. 148,11. 271,19. – D. 32,2,55.

BB. In nebensätzen 2. grades.

1. Im typus 1.

α) Relativsätze.

N. 68,16: *Sie stritent, taz iz newurte, dar iz solti noh to iz solti noh fore demo iz solti.*

O. II 3,7. V 23,1. – N. 148,23. 174,3. – W. 48,19. – D. 66,18.

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe a.

D. 38,174: *Dir bevelen ig alle mine not, daz du mir willes sin gereit, in swelechen minen noden ig dich iemer ane geruofen.*

γ) Verallgemeinernde sätze, gruppe b.

H. 4045: *Al hebbiu ik gelobon so . . . , that it so giwerden scal, so hwan so thius werold endiod . . .*

H. 1463. 2952. 3405. 3480. – G. 334. – O. IV 6,23. – N. 65,8. 80,8. 114,25. 328,1. – D. 4,3,3. 31,6,3.

δ) Konjunktionalsätze.

αα) Eckorodo.

N. 298,13: *An diu skein sin ernest, taz er noh tero tohter neborgeta, echert er sinen namen gerache.*

ββ) Er (thanne).

H. 469: *Im habda giwisid waldandes craft . . . , that he ni mosta er thit lioht ageban . . . , er than im the willeo gistodi, that . . .*

M. 19,16. – T. 7,4,6. 90,6,6. 146,3. 158,2,3. 177,3,4. – H. 164. 855. 1620. 2370. 3164. 3634. 4308. 4346. 4563. 5919. – O. I 14,4. 15,5. III 13,39. IV 3,9. 8,5. 10,3. – N. 5,2. 82,25. 209,28. 300,20. 322,8. 324,1. 358,11. – W. 49,6. – D. 44,1,5. 82,8,7. 86B3,31.

γγ) Hwanta.

N. 65,28: *Wizin doh, taz tiu selba scientia . . . triplex ist fone diu, wanda iro materia triplex ist.*

M. 30,1,5. – T. 6,2,2. 30,2. 44,19,2. 80,1,3. 87,5,28. 108,4. 114,2,9. 119,12,8. 135,7,4. 164,2. 178,1,2. – H. 1502. 1507. 1762. 2162. 4080. 4237. 5262. 5539. 5716. – G. 66. 151. 193. – O. II 3,61. 12,83. 14,67. III 16,37. 20,165. 23,51. IV 3,2. 6,15. V 25,37. – N. 21,27. 36,15. 62,27. 102,11. 108,26. 158,30. 177,30. 197,32. 300,20. 327,14. 334,28. 336,4. – W. 13,12. 52,14. 59,8. 63,7. 69,5. 71,3. 112,8. 115,6 117,12. 148,3. – D30b19,3. 34,6,3. 47,4,11. 107. 79A54.

δδ) Ibu.

D. 31,4,7: *Du bliese im dinen geist in, daz . . . erne vorhte im den tot, ub er gehielte din gebot.*

H. 453. 1101. 1478. 1492. 2410. 4985. 5046. – O. III 3,3. 11,11. V 7,37. – N. 16,3. 17,6. 66,3. 71,14. 95,8. 170,14. 201,27. 241,22. – W. 45,1. – D.34,4,9. 86B3,28.

εε) Ni.

H. 5350: *West thu that te waron . . . , that thu giwald obar mik hebbian ni mohtis, ne wari, that . . .*

H. 119. 201. – G. 228.

ζζ) Nibu.

Is. 3,11: *So sama auh nu dhesses chiboranin sunes suohhant reda, bidhiu hwanta sunu nist, nibu fona zwem chiboran werdhe.*

T. 82,11a 17. – D. Br. 38,27.

Anm. zur letzten stelle vgl. D. II[3] 87.

ηη) Nio.

N. 347,20: *Tiz pilde manot tih mennisko, ube du iz fernemen chanst, tudir ... daz houbet ufheuest, taz muot ouh ufheuest, nio demo lichamen uferrihtemo daz muot peswartez nider ze ferlorni nesucche.*

N. 289,13. 294,9.

θθ) Nu.

H. 3370: *Nu is mi thinaro helpono tharf, that he mi aleskie mid is lutticon fingru tungon mine, nu siu tekan habad, ubil arbedi.*

H. 480. 2878. – G. 60. – O. III 12,21. 18,35. – D. 2,58.

Anm. Mit ausnahme von H. 2878 steht ein hinweisendes *nu* in a, in H. 480 und D. 2,58 in a und b. Trotzdem ist kaum a < b | b^1 zu verbinden.

ιι) Sid.

N. 227,14: *Aber daz selba ding, taz tuot mih meist truregen, daz ubel mugen sin alde ungearnet sin, sid der rihtare guot ist.*

O. IV 29,43. V 12,63. – N. 155,15. – D. 34,26,1.

κκ) So.

D. 2,50: *Ih wallota sumaro enti wintro sehstic ur lante, dar man mih eo scerita in folc sceotantero, so man mir at burc enigeru banun ni gifasta.*

M. 7,3. – T. 88,7,15. 168,1,3. 177,1,4. 178,3,6. 179,2. – H. 32. 243. 301. 440. 1409. 1588. 1688. 2760. 3399. 4549. 4778. 5574. – G. 235. – O. II 7,7. III 15,5. 18,69. IV 4,19. 10,9. 11,9. 13,7. 15. 24,35. 26,49. 29,35. 35,9. V 6,49. 8,25. 9,45. 10,23. 12,57. 15,23. h 147. – N. 17,6. 24,16. 31,6. 33,21. 39,1. 53,1. 62,8. 68,8. 69,19. 78,22. 126,29. 134,16. 155,15. 206,19. 221,21. 254,8. 279,28. 299,24. 326,23. 328,1. 354,26. 357,8. 358,19. 362,23. – W. 32,3. 48,37. 52,40. 68,4. 70,6. 75,5. 83,2. 129,5. 131,7. 132,8. 135,3. – D. 35,3,5. 42,53. 43,8,9. 46,17. 56,12. 21. 21 (!). 72,16. 79A 96. 83,1. 68. 86B1,16. 2,2. 10. 38. 44. 67. 96,84.

λλ) Suntar.

O. III 1,33: *Thoh si iz sero fille, nist, ni si avur wolle, suntar si imo munto, theiz iaman thoh ni wunto.*

μμ) Thanan.

N. 336,8: *Dannan geskah sumelichen ..., daz sie ... dannan wurten contenebrati, dannan sie solton werden illuminati.*

νν) Thanne.

H. 4904: *Mi thunkid wunder mikil ..., hwi gi mi tho ni fengun, than ik undar iuwomu folke stod ...*

H. 134. 1551. 1855. 4395. 4908. 5598. 5853. 5903. – O. I 4,59. 11,45. III 24,23. IV 1,29. V 19,33. – N. 305,4. – D. 3,69.

ξξ) Than mit adverbien.

H. 3496: *Gehugid, hwat he selbo gefrumide grimmes, than lango the he moste is iugudeo neoten.*

οο) Thar.

G. 5: *Thit was alloro lando sconiust, that wit hier thuruh unkas herran thank hebbian muostun,* **thar** *thu them ni hordis, thie ...*

Is. 7,11. – T. 8,5,2. 149,6,2. – H. 825. 1310. 2076. 3343. 4824. 5267. – O. I 13,13. III 11,5. IV 1,1. 8,19. V 15,39. 16,7. – N. 36,21. 65,22. 68,16. 74,32. 140,20. 162,13. – D. 83,55.

ππ) Thaz.

D. 10,21: *Herro ih thicho ze dir, thaz wazzer gabist du mir,* **daz** *ih mer ubar tac ne liufi hera durstac.*

M. 14,1. – T. 13,4. 33,1.2. 34,1. 82,7,7. 107,2,10. 3,11. 112,3,9. 119,9. 135,30. 34,5. 139,1. 141,13. 147,10. 153,2. 168,4. 177,3. 179,1.3. – H. 64. 239. 760. 873. 882. 1420. 1463. 1496. 2302. 2470. 2479. 3008. 3187. 3387. 3470. 3574. 3578. 3613. 3619. 3634. 3649. 3792. 4015. 4366. 4470. 4646. 5061. 5251. 5442. 5447. 5695. – G. 100. 296. – O. I 1,103. 9,13. 23,1. 57. 27,63. II 2,24. 3,7. 4,63. 6,51. 7,29. 12,31. 14,43. 106. 16,17. III 2,5. 4,35. 13,1. 14,17. 82. 103. 15,17. 47. 20,61. 21,29. 24,45. IV 2,22. 4,3. 5,19. 7,41. 8,13. 11,29. 13,7. 23,43. 28,1.9. 35,5. 23. 37,1. V 8,51. 11,21. 12,21. 51. 71. 16,25. 25,37. h 97. – N. 63,13. 70,26. 81,27. 86,3. 103,9. 133,7. 151,10. 184,9. 203,29. 216,29. 229,29. 238,16. 285,31. 291,3. 297,8. 336,4. – W. 39,10. 47,10. 55,17. 73,1. 84,12. 132,8. – D. 3,94. 30b12,1. 33F52. 34,11,1. 14,3. 36,8,5. 38,186. 43,6,3. 9,1. 55,26hsB. 56,12. 27. 70,10, 72,46. 78A1. 79A5. 26. 82,4,5. 5,3. 83,38. 86A1,17. 19. B 3,15. 88,15. 89,2. 91,237.

ρρ) Ane thaz.

D. 82,9,7: *Daz dier bizeihchenet den man ..., den dir diuval nieht bidregen ne mag,* **wane uber** *sih selbo gihefte ...*

H. 1511. – D. 93,9.

ςς) Thes.

G. 43: *All habas thu so giwerekot ..., so thi ti thinaro weroldi mag wesan thin hugi hriuwig,* **thes** *thu mit thinum handon gidedos, that ...*

ττ) Thiu mit präpositionen.

T. 156,6: *Fon nu quidih iu, er thannez werde, thaz ir giloubet,* **mit diu** *iz gitan wirdit ...*

T. 68,3,2. 76,1. 231,3. – O. I 1,103. 5,63. II 5,22. 12,75. IV 14,15. 20,21. – N. 360,26. – D. 72,1. 98,27.

υυ) Tho.

N. 68,16: *Sie stritent, taz iz newurte, ...* **to** *iz solti ...*

M. 4,6. – H. 1032. 2941. 2945. – G. 248. – O. II 3,27. 6,49. 8,41. 9,75. III 7,5. 14,51. 20,55. IV 1,1. 11,5. 25,1. V 1,1. 14,7. – N. 41,13. 118,28. 229,2. 298,18. – W. 136,10. – D. 44,8,9. 47,1,9. 3,17. 4,114. 117. 121hs d. 96,97.

φφ) Thoh.

N. 145,24: *Fone diu ward, taz Catullus Nonium gutter hiez, doh er an demo herstuole saze.*

H. 1217. 1962. 2884. 3834. 5603. – G. 71. 198. – O. I 11,49. II 14,97. III 3,17. 14,71. 26,13. IV 19,30. V 23,1. N. 227,10. 258,23. 307,21. 328,15. 335,3. 349,14. 357,15. – W. 96,5. 114,14.

χχ) Unz.

D. 11,33: *Hera santa mih god joh mir selbo gibod . . . , thaz ih hier gevuhti, mih selbon ni sparoti, uncih hiu gineriti.*

T. 74,1,2. 239,4,5. – H. 2706. – G. 136. – O. I 53. II 14,99. III 1,1. 6,17. 8,44. 13,57. 22,67. IV 7,73. 15,59. V 8,33. 11,45. 16,35. – N. 51,17. 155,15. 28. 202,4. 239,13. 270,30. 280,19. 297,29. 312,4. 331,8. – W. 33,1.4. 59,1. 64,2. 127,2. 134,1.3.

ε) Uneingeleitete sätze.

O. III 21,15: *Not heiz ih hiar thaz, want es rat tho ni was . . ., fon imo uns iz ni quami.*

O. I 19,21. II 3,63. 4,57. 12,9. 14,121. III 3,5. IV 2,22. 5,31. 6,23. 11,15. 12,61. 14,17. 15,21. 59. 24,17. 32,7. 33,33. V 19,15. 20,69. – N. 85,23. 89,24. 142,12. 272,12. 292,27. – D. 37,1,3.

2. Im typus 2.

α) Relativsätze.

D. 30b19,3: *Tu muozist uns gebin ten sin, tie churzun wila wir hie sin, daz wir die sela bewarin . . .*

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe a.

N. 50,23: *Fone dien selben chad Cicero, sowelíu iro demo man anasi, daz ter nemuge reht iudex sin.*

D. 83,47.

γ) Verallgemeinernde sätze, gruppe b.

W. 49,6: *Nu besweret er abo filias Hierusalem umbe sine sponsam, swanne siu inslaffe, daz sie se newecchen . . .*

H. 1950. – O. I 65. IV 8,5. – N. 224,15. – W. 33,4. 46,6. 109,7. 134,3. – D. 31,28.3. 43,17,9. 87,34.

δ) Konjunktionalsätze.

αα) Er(thanne).

H. 639: *Endi the cuning selbo gibod . . . , er than sie forin westan ford, that sie im eft gicuddin, hwar . . .*

ββ) Hwanta.

N. 85,5: *Tiz argumentum chit, wanda an summo bono saligheit ist, tar des pristet, taz tar saligheit nesi.*

O. V 11,23. – N. 121,3. D. 75,8.

γγ) Ibu.

N. 89,12: *Unde so getan ist iuwer scaz, ube in einer allen begrifet . . . , taz sin die andere darbent.*

T. 127,1,5. 132,13,3. 135,24,6. 34,5. – H. 4678. 4904. – O. s 27. I 23,27. 24,11. II 6,7. III 11,11. 24,85. 26,15. IV 3,13. – N. 81,29. 86,9. 129,3. 156,13. 167,29. 169,19. 171,20. 180,21. 288,1. 289,13. 290,15. 332,16. 345,28. 351,1. – W. 85,1. – D. 11,33. 31 III 5. 34,29,3. 36,5,3. 37,11b9. 90,47. 96,31.

δδ) Ni.

O. I 23,53: *Nist boum nihein in worolti, nist er fruma beranti, suntar siu nan swente . . .*

εε) So.

N. 34,7: *. . . noh tanne ware reht, so iz ze gagenwerti chame unde ih sculdo geiahe unde ubersaget wurte, taz tanne uber mih reht urteilda gienge.*

T. 156,3. – O. IV 12,5. 24,37. V 9,45. – N. 37,10. 49,17. 61,17.27. 74,28. 96,19. 110,4. 129,3. 247,25. 217,11. 299,31. 336,8. – D. 82,11,1.

ζζ) Thanne.

D. 3,63: *Pidiu ist demo manne so guot, denner ze demo mahale quimit, daz er rahono weliha rehto arteile.*

T. 108,2,6. 110,3,13. 165,7,4. 171,4. – H. 1565. 1897. – N. 270,30.

ηη) Thar.

N. 85,5: *Tiz argumentum chit, wanda an summo bono saligheit ist, tar des pristet, taz tar saligheit nesi.*

θθ) Thaz.

O. I 8,17: *Thaht er bi thia guati, er sih fon iru dati joh, theiz gidougno wurti, er sih fon iru irfirti.*

ιι) Thiu mit präpositionen.

T. 88,2,8: *Ni haben man, mittiu daz wazzer giruorit wirdit, der mih sente in den wiwari.*

T. 108,4,7. – O. IV 14,17.

κκ) Tho.

D. 70,1: *Wi lesed, tho sanctus Bonifacius pavos an Roma was, that he bedi thena kiesur Advocatum, that . . .*

O. IV 25,1. – N. 33,7. 73,20. 104,26. 298,9.

λλ) Thoh.

O. I 3,21: *Nist man, thoh er wolle, thaz gumisgi al gizelle.*

O. III 14,11. V 23,127. – N. 140,3.

μμ) Unz.

O. I 79: *Wanta thaz ist funtan, unz wir haben nan gisuntan, thaz leben wir . . . mit freuwi joh mit heilu . . .*

ε) Uneingeleitete sätze. Nur konditional.

O. II 22,31: *Nist iuwer nihein . . . so harto sulih dufar,* t h i n *kind thih bitte brotes, thaz thu mo steina bietes.*

O. II 3,57. III 23,37. 26,19. IV 19,34. V 23,139. 25.23. – N. 28,14. 197,32. – D. 33Da5.

3. Im typus 3.

α) Relativsätze.

O. IV 11,47: *Nu ih sulih thultu widar thie,* t h i h *waltu . . ., wio harto mer zimit iu . . ., thaz . . .*

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe b.

N. 284,8: *Taz ih tir doh nu etewaz crunde des kotelichen dinges,* s o f i l o *mannes sin mag,* den du rehtesten ahtost . . ., *ter gedunchet anderes tero al wizentun providentiae.*

W. 107,8.

γ) Konjunktionalsätze.

αα) E r (t h a n n e).

N. 64,25: *Wanda hier nu anderest kewaht ist rhetoricae dulcedinis unde man er nieht pechennen nemag ira dulcedinem,* e r *man sia selbun bechennet, so neist taz hier nieht zeuberheuenne . . .*

ββ) H w a n t a.

N. 76,28: *Ahtost tu dih pediu unsaligen,* w a n d a *hina ist,* taz tih freuta, *tiz feret ouh hina,* daz dih nu leidegot.

T. 44,27. – N. 19,26. 84,25. 247,12. 302,8. 317,17. – W. 28,2. 92,2.

γγ) I b u.

N. 260,14: *Wanda sie infelicissimi warin . . .,* u b e *sie iomer musin sin inpuniti, so werdent sie note puniti feliciores.*

T. 134,9,3. 156,7,2. – H. 5932. – N. 318,20. – D. 90,76.

δδ) N i b u.

T. 167,3: *So thaz winloub ni mac beran wahsmon fon imo selbemo,* n i b i z *wone in theru winrebun, so ir nibi . . .*

T. 182,2,2. – H. 4793.

εε) S o.

N. 144,3: *Sid tiu fulli sia netiligot,* s o *wazer fiur tuot . . ., so ist si io . . .*

H. 1929. – O. II 4,71. 10,7. III 1,23. 2,13. 16,43. 26,53. IV 7,51. 15,59. h 25. – N. 66,11. 98,19. 147.13. 266,23. 268,21. 270,7. 346,3. W. 67,3. 111,4. – D. Br 38,33. 85,16.

ζζ) Thanne.

D. 62,1,18: *Ipu iz noh danne fahe, danne diu nah gitruncan si, danne gigare man de antra flasgun folla.*

O. III 2,11.

ηη) Thar.

D. 49,1: *Swer an dem mœntage gat, da er den fuoz lat, deme ist al die wochun deste ungemacher.*

T. 230,1. – O. II 3,43. – N. 111,30.

ϑϑ) Thaz.

N. 250,28: *Sid aber einiu diu guoti mannolichen erheuen mag uber die mennisken, so daz er got werde, so ist not, taz . . .*

Is. 37,9. – T. 7,1.5. 104,6,8. – H. 1059. 1374. 1620. 2273. 5794. – G. 140. – O. I 9. I 2,41. 17,5. II 12,63. 17,7. 19,3. III 7,49.53. 21,19. IV 2,1. 12,41. V 3,39. – N. 84,16. 293,14. 349,29. – D. 30b 14,1. 96,50.

ιι) Tho.

O. II 11,53: *Tho er then tod ubarwan, thes thritten dages thanan quam, braht uns salida ioh guat, tho er uf fon themo grabe irstuant, tho irhogtun filu blide thie iungoron sine, thaz . . .*

κκ) Thoh.

N. 79,7: *Taz tu salda heizest, toh sie so nesin, tie sint tir noh uninfaren.*

N. 147,13. 342,10.

λλ) Unz.

N. 164,22: *Der imo sin welf ferstilet, unz er in weido ist, der netruet imo nieht enfaren.*

T. 147,1,3. – D. 32,1,77. 34,18,7.

δ) Uneingeleitete sätze.

N. 272,22: *Wanda er iz pewerfen unde bestozen nemahta, iz nebrache io uz, pediu gieng er iz ana mit temo fiure.*

O. II 1,29. III 14,13.

4. Im typus 4.

α) Relativsätze.

T. 12,7,2: *Ni westut ir, thaz in then, thiu mines fater sint, gilimphit mir wesan?*

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe b.

Is. 24,21: *Waar ist, dhazs, so ofto so dhea Christes fiant dhesiu heilegun foraspel chihorant . . . , so bifangolode sindun simbles, dhazs . . .*

O. IV 11,7. – N. 281,29.

β) Konjunktionalsätze.

αα) Er(thanne).

T. 161,4,3: *War war quidu ih thir, wanta in therru naht,* e r *thanne hano singe, thriio stunt forsehhis mih.*

ββ) Hwanta.

M. 29,26: *Ni hevit achust, bidiu,* h w a n t a *siu in eines gotes minnu sih gabreitit . . . , neowiht archennit, des . . .*
H. 2427. – N. 247,25.

γγ) Ibu.

T. 65,2: *. . . we thir Bethsaida, bithiu,* o b a *in Tyro inti in Sidone getanu warin megin, thiu . . . , forn in haru inti in ascun riuwa tatin.*
T. 65,4,3. 98,3.6. 116,5,13. 132,18,5. 145,17,3. 147,8. – O. III 19,27. – N. 92,10. 115,29. 183,12. – D. 31 IV 3.

δδ) Sid.

H. 3661: *Horiad nu, hwo thie blindun,* s i d u r *im gibotid ward, that . . . , hwo si tho dadun.*

εε) So.

H. 1453: *Than seggeo ic iu . . . , that gi iuwa fiund sculun minneon an iuwomu mode,* s o s a m a s o *gi iuwa magos dot, an godes namon.*
Is. 30,6. – H. 596. 1830. – O. I 8,3. 14,19. III 20,25. IV 15,57. V 24,17. – N. 61,7. 95,8. 127,21. 229,9. 251,30. 350,9. – W. 37,7. 51,20. 80,3. 110,3. 122,3. – D. 70,4. 82,2,7. 86 A 5 c 3.

ζζ) Thanne.

T. 147,7: *Wahhet warliho . . . , min,* t h a n n e *her quimit sliumo, finde iuwih slafenti.*
Is. 29,16. – T. 147,11. – N. 270,23.

ηη) Thar.

H. 1744: *That mugun gi undarhuggean wel, that eo the ubilo bom,* t h a r *he an erdu stad, goden wastum ne gibid . . .*
T. 162,1,7. 179,3. – O. IV 15,11. – D. 83,68.

ϑϑ) Thes.

M. 29,28: *Nist ghiri, hwanta,* d e s *siu inwerthlihho ist brinnanti ira za zilene, uzana einic wis framades ni gerot.*

ι) Thiu mit präpositionen.

T. 218,4: *Gihuget, wio her zi iu sprah,* m i t t i u *her noh nu in Galileu was, quaedenti, wanta . . .*
T. 7,2.

αα) Tho.

D. 91,39: *Ich gloubo, daz er gitoufit wart, do er drizzig jar alt was, in Jordane ...*

λλ) Thoh.

N. 326,12: *Tero timberi scult ist taz, daz tes mennisken ratio, doh si sih is peite, nieht erreichen nemag ...*

Is. 30,2. – M. 30,5.

μμ) Unz.

N. 324,18: *Alde sulen wir glouben, daz si beidiu wissi, unz si got anasahe, diu sunderigen ioh tia samenthafti?*

O. V 10,27. – N. 268,13. – D. 54,14.

δ) Uneingeleitete sätze.

O. V 19,15: *Wanta es nist laba furdir ..., nub er sculi thuruh not, werd er thar biredinot, thulten thanne in ewon thes helliwizes wewon.*

5. Im typus 5.

Konjunktionalsätze.

αα) So.

O. III 16,1: *Tho thiu wecha, so got gibot, was halbu gifirot, in thaz hus tho druhtin giang ...*

H. 794. – O. II 1,13. – N. 19,7.

ββ) Thiu mit präpositionen.

T. 40,7: *Oba ir, mitthiu ir ubile birut, wizzut guot zi gebanne iuweren kindon, wuo mihhiles mer iuwer fater, thie ...*

γγ) Tho.

N. 44,5: *Ter do, do diu sunna in cancro meistun hizza teta, filo sata ..., ter gange bediu chornloser ze holzeichelon ...*

6. Im typus 6.

α) Verallgemeinernde sätze, gruppe b.

D. 11,58: *So garo, soser hio was, so war soses thurft was, gihalde inan truhtin bi sinan ergrehtin.*

β) Konjunktionalsätze.

αα) Hwanta.

W. 55,17: *Abo dine doctores, die der per dentes figurantur, wante sie cibos sacrae scripturae exponendo comminuunt, ut ..., die sint glich den gescorenon scaffon, die ...*

W. 58,4.

ββ) Ibu.

O. II 10,1: *Ni wolt er fon niawihti, thoh er so duan mohti,* o b *er thes wolti thenken, then selbon win wirken.*

γγ) So.

W. 119,4: *Diu ratio mentis tuae, mit dero du dine gedanka rihtest,* a l s o *mit capite membra reguntur, diu ist glich demo berge Carmelo, qui . . .*

W. 118,2.

δδ) Thar.

T. 135,20: *Maria, tho siu quam,* t h a r *ther heilant was, . . . fiel ci sinen fuozon . . .*

εε) Thaz.

H. 1044: *Welda do mahtigna mid them selbon sacun sunu drohtines, them he Adaman an erdagun darnungo bidrog,* t h a t *he ward is drohtine led . . ., so welda he tho selban don heleandean krist.*

T. 88,12,2. – N. 38,10. 112,17.

ζζ) Tho.

D. 47,4,61: *Der guote sante Stephan, der got ze himele sach stan . . .,* d o *er sine not überwant, der geste dir iemer bi, swa . . .*

7. Im typus 7.

Konjunktionalsätze.

αα) Ibu.

T. 181,1: *. . . inti betota,* o b *iz wesan mohti, erfuori fon imo thiu zit, quedenti . . .*

ββ) Thar.

N. 308,29: *Nube . . .,* t a r *ener begruob, taz tiser dar gruob, tiu gerunnen . . . zesamine.*

8. Im typus 8.

Verallgemeinernde sätze, gruppe b.

N. 27,13: *Paulinum . . ., tes kuot tie houegira,* s o u i l o *iz ze iro wane unde ze iro giredo gestuont, iu uerslunden habeton, ten zoh ih in ginenten uzer dero chelun.*

9. Im typus 9.

Konjunktionalsätze.

αα) Er(thanne).

D. 32,2,103: *. . . der, chwit man, werde drio stunt so bitter,* e *der tag werda tunker.*

ββ) Hwanta.

O. IV 20,35: *Thaz, quadun sie, in ni dohti . . . , wanta in thio buah luagin, thaz . . .*

γγ) Thaz.

O. V 10,15: *Tho, wan ih, sie gisazin, thaz sie saman azin . . .* D. 32,2,61.

δδ) Thiu mit präpositionen.

O. II 5,17: *Gilih, quad, goton warin, in thiu sie iz ni firbarin.*

εε) Tho.

O. II 9,55: *In thiu, quad, wari follon zi erkennene mannon, thaz er got forahta, tho er sulih werk worahta . . .*

ζζ) Thoh.

O. II 6,15: *In tod, quad, ni gigiangin, thoh siu tharazua fiangin . . .*

10. Im typus 11.

α) Konjunktionalsätze.

αα) Ibu.

H. 4080: *Ef man thene felis nimid . . . , than waniu ik, that thanen stank kume . . .*

ββ) Tho.

D. 42,5: *Do du den gebaere, der . . . , nu sich, wie reine ein vaz du maget do wære.*

β) Uneingeleitete sätze.

D. 32,2,91: *Werdent si zisamine gemiscit unt wirt iz dar mite gitrenchit, so chodint si, diu wolla irsprenchila mittalla.*

11. Im typus 13.

α) Konjunktionalsätze.

αα) Er(thanne).

O. II 6,29: *Inti er er iz firslunti, theiz widorort irwunti . . . , ni missigiangin wir so fram.*

ββ) Ibu.

N. 301,24: *Ube aber sament mugin sin prouidentia unde liberum arbitrium . . . , wanda darana bechennet wirt tiu natura dero gotes simplicitatis, pe diu triffet tiu questio ad theologiam . . .*

β) Uneingeleitete sätze.

O. II 9,49: *Joh es ouh ni dualti, suntar nan firbranti, er al irfulti thuruh not, so . . . , so er thaz swert thenita, ther engil imo hareta.*

CC. In nebensätzen 3. grades.

1. Dem obersatz nachgestellt.

α) Verallgemeinernde sätze, gruppe b.

D. 86B2,38: *Swie die zi jungisti chomen, so inphiegen si doh folliz lon, wande in daz himelrih offen stuont . . . , so iz auh noh uns allen tuot, swenne wir unsih durhnahtlichen bicherin.*

O. IV 7,41. V 1,7. – D. 30b12,1. 34,14,3. 90,76.

β) Konjunktionalsätze.

αα) Er(thanne).

H. 3103: *Ik mag thi filu seggean . . . , that her . . . standad gesidos mine, thea ni motun swelten er . . . , er sie himiles lioht, godes riki sehat.*

H. 2144. – O. I 15,15. – N. 17,6.

ββ) Hwanta.

H. 4470: . . . *quadun, that sie ina an themu helagon daga hrinen ni scoldin undar thero manno menegi, that ni werdi thius meginthioda . . . an hroru, hwand ina thit herscepi wili farstanden mid stridu.*

T. 107,2,10. – H. 4409. – O. III 17,27. – N. 19,26. 20,26. 86,3. 88,8. 177,20. 278,32. 303,17. – W. 130,8.

γγ) Ibu.

H. 159: *Tho ward that hebencuninges bodon harm an is mode, that he is giwerkes so wundron scolda endi that ni welda gihuggean, that ina mahta helag god so alaiungan, so . . . , selbo giwirkean, of he so weldi.*

O. III 15,43. – N. 98,10. – D. 32,1,3.

δδ) Jetemer.

W. 106,7: *Siu . . . dunchet mir also scone so der mano, wante siu wola weiz, daz siu die pulchritudinem uirtutum uon iro selbero niene hat sunter uone gotes gnadon, ietemer der mano ieth liehtes hat uon imo selbemo . . .*

W. 107,8.

εε) Min.

T. 107,3,11: *Ih bitiu thih fater, thaz inan sentes in hus mines fater . . . , thaz her in cunde, min sie quemen in thesa stat wizo.*

ζζ) Ni.

D. 3,94: *Dar ni ist eo so listic man, der dar iowiht arliugan megi, daz er kitarnan megi tato dehheina,* n i z *al fora demo khuninge kichundit werde . . .*

ηη) So.

D. 86B2,44: *Daz ist diu metilscaft des menniskinen alteris, in demo er aller starchist ist, also diu sunna ze mittemo taga allerheizzist ist,* s o *si chumet in die metilscaft des himilis.*

T. 179,2. – H. 156. 2968. 4237. – O. I 3,47. 10,11. II 2,24. 24,37. III 14,13. 16,69. IV 15,37. V 12,69.71. 19,33. 25,7. – N. 39,1. 131,10. 134,30. 271,19. 272,12. – W. 58,4. 141,17. – D. 43,6,3. 56,12. 90,47.

ϑϑ) Thanan.

N. 222,5: *Treib ih ouh tia reda . . . , dia ih andereswar nenam, nube dia ih tar fant,* t a n n a n *ih redota, des nesi dih wunder . . .*

ιι) Thanne.

H. 1409: *. . . ac ge it hoho sculun bredean that gibod godes, that it allaro barno gehwilic, obar al thit landscepi liudi farstanden endi so gefrummien, so it an forndagun tulgo wise man wordun gespracun,* t h a n *sie thana aldan ewu erlos heldun . . .*

H. 174. 239. 5033.

κκ) Than mit adverbien.

H. 2524: *Giheftid is herta, that hie it gihuggian ni muot . . ., hwo hie that giwirkie,* t h a n *lang thie hie an thesaro weroldi si, that . . .*

H. 64. 4452.

λλ) Thar.

N. 238,16: *Chius, wio michel unchraft tero ubelon ist, taz sie noh tarachomen nemugen,* d a r a *sie diu naturlicha ramunga leitet . . .*

T. 149,7,2. – O. V 23,127. – N. 108,17. 270,30. – D. 38,186.

μμ) Thaz.

N. 270,30: *Fone diu geskihet, tanne er in plenilunio so gegat,* t a z *er dero sunnun rehto inchit anderhalb tes himeles unde diu erda under in zwisken ist, taz imo an dero stete gebristet sines liehtes . . .*

T. 15,4,6. 80,8,5. 87,8,9. 177,1,4. – H. 1032. 1359. 1962. 2474. 2642. 2681. 3036. 3613. 3661. 3792. 5853. – O. I 2,48. 27,63. II 4,57. 7,29. 10,7.17. 14,67. 17,15. 22,37. III 6,43. 15,17. 16,41. 20,61. 21,29. 24,59. 26,27. IV 2,11. 12,47. 37,25. V 6,49. 19,33. 25,71. – N. 155,28. 183,21. – W. 52,29. 33. 55,17. 81,5. – D 86B4,5.

νν) Ane thaz.

H. 4360: *So kumid the dag mannun, the lazto theses liohtes . . .,*

so samo so thiu flod deda an furndagun, the thar mid lagustromun liudi farteride bi Noeas tidiun, biutan that ina neride god ...

ξξ) Thiu mit präpositionen.

G. 303: *Hietun, that siæ io ni gihordin sulic gehlunn mikil brakon an them burugium, that sia io under bak sawen, an thiu thie sea an them landæ libbian weldin.*

οο) Tho.

H. 440: *Helidos gispracun ... mit thera godes thiornun, that he Heleand te namon hebbean scoldi, so it the godes engil Gabriel gisprac ..., tho siu erist that barn antfenc ...*

H. 32. – O. I 2,3. IV 29,43. V 12,19. – N. 250,18. 272,12.

ππ) Thoh.

N. 83,29: *Nu skinet wola, wio weneglih si dero menniskon saligheit, tiu ioh mit ebenmuotigen nio werig newirdet noh fermurnden unde angistenden lustsam ne ist, toh iro follun si.*

T. 21,9. – H. 405. 4691. – N. 134,30. 204,19. 288,19. 328,1.

ϱϱ) Unz.

N. 5,17: *To ward, taz ten cheiser lusta, daz er Dioterichen uriuntlicho ze houe ladeta ... unde in dar mit kuollichen eron lango habeta, unz er in des biten stuont, taz ...*

H. 4129. – O. III 20,13. – N. 67,15. 270,23. – D. 31,6,7. 86B 4,5. 87,31.

γ) Uneingeleitete sätze.

O. II 1,29: *So er thara iz tho gifiarta, er thesa worolt ziarta, thar mennisgon gistatti, er thionost sinaz dati, so was er io mit imo sar ...*

O. II 18,1. III 1,1. – D. 32,2,67.

2. Dem obersatz vorangestellt.

α) Verallgemeinernde sätze, gruppe b.

N. 154,3: *Ube chuninges kewalt saligheit machot, war ist si danne nu, sid tes not ist, sowar iro breste, daz ter bresto minneroe dia saligheit ...*

W. 79,3.

β) Konjunktionalsätze.

αα) Hwanta.

N. 82,30: *Lege darazuo, daz sumelicher alesaliger so zurdel ist ..., wanda er arbeite so ungewon ist, taz er sih sar missehebet ioh luzzeles tinges.*

O. IV 28,1.

ββ) Ibu.

N. 356.24: *Anderiu ist mit ibo unde mit kedingun, also diu ist, u b e du weist einen man gan, daz tanne not ist, taz er gange.*

O. III 14,17. – D. 34,11,1.

γγ) So.

O. V 20,9: *Thaz meintun hiar thie zwene ..., thie quatun, s a r s o er wolti, er sama queman scolti.*

O. IV 7,83. – W. 114,7.

δδ) Thiu mit präpositionen.

O. IV 2,22: *Quad, man sia mohti scioro firkoufen filu diuro, in thiu man thaz irweliti, man arme miti neriti ...*

εε) Thoh.

O. V 25,71: *Er quit, sin sumiliche, t h o h in thaz werk liche, sie thoh ... thes argen nemen gouma ...*

H. 2561.

γ) Uneingeleitete sätze. Konditional.

N. 82,30: *Lege darazuo, daz sumelicher alesaliger so zurdel ist, i z neware allez, so er welle ..., taz er sih sar missehebet ioh luzzeles tinges.*

3. Dem obersatz eingeschaltet.

Konjunktionalsätze.

αα) Er(thanne).

M. 23,18: *Enti arhugita Petrus Jesuses worto, diu ær imo quad, daz, æ r d a n n e hano chrait, drim spurtim miin laucnis ...*

ββ) Thoh.

H. 936: *He is mid is dadiun so strang, so mari endi so mahtig ..., that ic thes wirdig ni bium, that ic moti an is giscuoha, t h o h ic si is scalc egan, an so rikiumu drohtine thea reomon antbindan.*

DD. In nebensätzen 4. grades.

1. Dem obersatz nachgestellt.

α) Konjunktionalsätze.

αα) Er(thanne).

O. III 21,1: *Firlihe mir nu selbo Krist ..., thaz ih nu hiar gimeine, wenan ther man bizeine, ther ... wiht ni mohta sehan er, e r ther suntoloso man thaz horo in thiu ougun giklan ...*

ββ) H w a n t a.

T. 179,3: *Fater, thie thu mir gabi, ih willa, thaz . . . sie sin mit mir, thaz sie gisehen mine fagarnessi, thia du mir gabi, w a n t a thu mih minnotos . . .*

N. 19,26.

γγ) S i d.

O. III 26,27: *Er riat, thaz man biwurbi, thaz ther man eino irsturbi, thaz . . . thuruh sinan einan dolk wari al gihaltan ther folk, mammonto sazi, s i d er thaz lib firliazi.*

δδ) S o.

N. 83,23: *Neist nu na diu saliglicha suozi gemiskelot mit manegero bitteri, tiu demo nio so suoze neist, ter sia niuzet, taz er sia getwelen muge, si nerume, s o si wile?*

H. 891. 3834. 5033. – D. 32,2,67.

εε) T h a n n e.

N. 14,13: *Wanda er wissa, daz . . . unde daz tero iogelih widerfert temo andermo, so luna tuot soli, t a n n e tageuinstri wirdet . . ., fone diu chit er: . . .*

Is. 30,6. – O. III 4,3.

ζζ) T h a z.

N. 133,7: *So ist er legitime getan, wanda er in dialectica tria membra haben sol, taz . . . siu einanderen so hafteen, d a z siu daz tritta gewaren . . .*

H. 243. 4129. – O. I 27,57. – D. 86B 4,5.

ηη) A n e t h a z.

H. 2785: *Tho was endago allaro manno thes wisoston . . ., let man simla then enon biforan, the thiu thiorne gidrog, the gio thegnes ni ward wis an iro weroldi, b i u t a n so ine waldand god . . . gimarcode mahtig.*

ϑϑ) T h o.

D. 43,6,3: *Geheleget werde der name din, da wir getoufet inne sin . . ., daz wir der sunte gesten sam ane, so wir zem ersten waren, d o uns dir chint gebaren diu gnade unter din gaist.*

Is. 18,20.

β) Uneingeleitete sätze.

O. III 25,23: *. . . ir . . . es ni bidrahtot, thaz baz ist, man biwerbe, thaz ein man bi unsih sterbe joh einer bi unsih douwe, t h e r liut sih thes gifrouwe.*

2. Dem obersatz vorangestellt.

Konjunktionalsätze.

αα) Ibu.

H. 3792: *Habdun im widersakon gihaloden te helpu . . . , the thar andward stod . . . , that he iro word obarhordi, ef sie ina forfengin, that sie ina than feteros an . . . leggien mostin sundea losan.*

ββ) So.

D. 86B1,27: *Er gab in den kiwalt prediginnis unte hiez siu haben die mitewari des lampes, so daz si ire crimme nieth ne uobten in die ire untertanen, so sumelichere site ist, so si kiwalt kiwinnent, daz si denno den tarent, den . . .*

EE. In nebensätzen 5. grades.

Dem obersatz nachgestellt.

Thaz.

O. III 21,1: *Firlihe mir nu selbo Krist . . . , thaz ih nu hiar gimeine, wenan ther man bizeine, ther . . . ni mohta sehan er, er . . . er . . . mit hanton sinen ruarta thes betalares ougon, thaz er sid mohti scouwon.*

H. 2530. – O. I 10,11.

FF. In nebensätzen 7. grades.

Dem obersatz nachgestellt.

Thaz.

H. 4237: . . . *was imu thar mid is iungarun, so ine thar Judeono enig ni wisse ti warun, hwand he . . . antfeng that folcscepi endi im filu sagde . . . , so nis an thesaru weroldi enig . . . manno so spahi . . . , that thero lerono mugi endi gitellien, the he thar an themu alahe gisprak . . . endi simlun . . . gibod, that sie sie gerewidin te godes rikie . . . , that sie mostin an themu mareon daga iro drohtines diurida antfahen.*

III. Bestimmungssätze.

A. In nebensätzen 1. grades.

1. Im typus 1.

α) Relativsätze.

D. 82,8,7: *Ter helfant unde sin wib bezeichenent Adam unde Evun, tidir dirnun warin, er si daz obiz azzin . . .*

Is. 10,11. 34,1. 35,21. – M. 23,18. – T. 5,4. 6,2,2. 34,1. 74,1,2. 87,7,9. 88,4,8. 90,6,6. 127,1. 132,11,5. 139,1. 141,13.14.17. 144,2,4. 147,10. 164,2. 167,2, 170,1. 177,3.1.4. 188,6. 201,3. 231,3. 239,2. – H. 119. 239. 394. 1310. 1620. 2085. 2113. 2370. 2642. 2706. 3265. 3438. 3654. 3792. 3808. 4015. 4366. 4997. 5853. 5903. – O. I 53. I 1,57.85. 4,59. 9,31. 13,13. II 4,63. 7,7. 12,15. 14,87. III 1,1. 10,37. 14,71.82. IV 1,29. 2,13. 11,5. 15,21. 29.13. 31,32. 33.33. V 5,11. 8,7.33. 12,51.63. 14,7. 15,11. 16,35. 19,33. 20.9.69. 23,1.127. 25,7. – N. 16,3. 19,26. 20,26. 24,12. 41.17. 53,1. 65,4.8. 73,24. 80.8.20. 83,23. 86,3. 89,24. 101,15. 102,11. 103,9. 107,20. 133,18. 146.26. 150,14. 155.15.28. 156,13. 158,30. 177.30. 201,27. 224.3. 229,2.29. 240,14. 241,22. 248.4. 255,24. 270,7. 278,20. 280,19. 282,5. 298,18. 299.11. 300,20. 307,21. 311,12. 312.4. 320,4. 322,8. 324,1. 334,28. 335,3. 337,24. 358,11. 362,23. – W. 9.2. 18,4. 32.3. 45,1. 50,4. 52,10.14.29. 59,1.8. 63,7. 64,2. 68,4. 69,31. 70,2.6. 71.3. 85.3. 96,2. 103.15. 112,8. 115,6. 117,12. 127,2. 133,3. 135,3. 137,6.10. – D. 3,94. 31,6,3.7. 32.1,3. 34,26,1. 35.16,1. 36,6.3. 38,248.306. 43,8,2. 20,7. 44,1,5. 8,9. 47.4,11.99.103.107.117. 54,1. 57,5. 72,1. 79A54.96. 82,4,5. 9,7. 10,4. 86A1,19. B1,16. 2,2.10.31.44.67. 3,21. 4,5. 87,1. 96,97.

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe a.

H. 891: *He mag allaro manno gihwena mengithahteo, sundeono sicoron, so* h w e n e *so so salig mot werden . . ., that thes willeon habad, that . . .*

D. 56,18.

γ) Indirekte fragesätze.

H. 2649: *Dadun it bi themu wundre,* h w a n e n *imu mahti sulic word cumen so spahlico gisprokan, that he spel godes gio so sodlico seggean consti . . .*

O. IV 7,63. V 1,1. – N. 167,22. 270,23.

δ) Konjunktionalsätze.

αα) E r (t h a n n e).

O. IV 4,3: *Thaz was finf dagon er,* e r *er thulti thaz ser, er iz zi thiu irgiangi, thaz man nan gifiangi.*

ββ) H w a n t a.

T. 141,27: *Ir birut urcundon selbon,* b i t h i u *ir iro kind birnt, thie thar wizzagon sluogun.*

γγ) N i.

O. II 14,106: *Nist akar hiar in riche . . .,* n i *sie zi thiu sih machon, . . . thaz fruma thie gibura fuaren in thia scura.*

δδ) S o.

N. 78,25: *Neheinero slahto unsalda neist so michel . . .,* s o *diu ist, taz man sih pehuget in er wesen saligen.*

Is. 8,18. 26,14. – Is. M. 33,28. – T. 82,5,10. 230,5. – H. 156. 1072. 1536. 1674. 2037. 5152. 5251. 5456. – G. 71. 248. – O. III 15,15. h 77. – N. 11,29. 40,2. 41,13. 53,12. 62,4. 101,21. 155,22. 204,5. 224,31. 254,8. 291,3. 293,30. – W. 2,2. 35,3. 36,2. 42,2. 50,9. 52,26. 88,7. 99,3.7. 128,6. – D. 47,3,17. 82,1,10. 2,9. 83,12. 86B 2,69. 96,28.

εε) Suntar.

O. I 5,63: *Nist wiht, suntar werde, in thiu iz got wolle . . .*

ζζ) Thanne.

O. II 3,7: *Wio mag sin mera wuntar, thanne in theru ist, thiu nan bar . . .*

T. 87,5,28. – H. 3299. 4198. – N. 104,7. 196,1.

ηη) Thar.

O. V 6,17: *So liazun in io umbiruah thie selbun Judeon gotes buah, thar in ana zalta, wio krist in queman scolta.*

Is. 21,9. – T. 18,2. 137,1. – H. 96. 1272. 4549. – N. 23,25. 24,16. 44,11. 216,20. 225,26. – W. 58,16. – D. 31,27,10. 33B b1. 38,22.292. 43,6,3. 47,4,121 hs d.

ϑϑ) Thaz.

O. I 20,35: *Nu folget imo thuruh thaz githigini so managaz, thaz ther nist hiar in libe, ther thia zala irscribe.*

M. 18,10. – T. 7,4.6. 21,5,5. 135,34,5. – H. 852. 936. 1182. 1583. 1588. 1655. 1801. 1862. 1967. 2302. 2446. 2530. 2978. 3370. 3480. 3981. 4045. 4296. 4563. 4778. 5523. 5677. 5953. – O I 4,11. 23,1. 27,57. II 8,18. 11,65. 14,67. III 15,5. IV 8,19. 12,26. 13,31.47. 14,15. 22,1. 26,35. 29,21. V 1,1. 16,41. 25,29. – N. 35,23. 72,13. 95,8. 177,20. 186,21. 235,12. 249,10. 272,12. 277,12. 282,20. 343,28. 357,15. – W. 11,3. 34,1. 39,10. 48,37. 126,5. 132,8. 136,10. – D. 3,18.30b19,3. 33Jb3. 34,6,3. 11,1. 35,3,5. 42,18. 47,4,1. 55,5. 83,8. 90,148.

ιι) Ane thaz.

N. 69,19: *Tes nehabeta der spiloman neheina andera antseida, ane daz er in wola muosi so namon, so er hieze.*

H. 184. 1855. 3343. – N. 99,18. 327,19.

κκ) Thes.

H. 1551: *Te hwi wet thi thes usa waldand thanc, thes thu thin so bifilhis endi antfais eft, than thu wili?*

H. 1011.

ε) Uneingeleitete sätze.

O. I 17,1: *Nist man nihein in worolti, thaz saman al irsageti, wio manag wuntar wurti zi theru druhtines giburti.*

O. I 11,13. II 6,49. IV 13,7. V 19,3.15. – N. 81,27. 162,13.

2. Im typus 2.

α) Relativsätze.

O. II 22,13: *Biginnet anascouwon thio fronisgon bluomon, thar liuti after wege gent, thie in themo akare stent.*

T. 88,2,8. – O. III 14,11. 51. [V 23,127. typus 1.] – N. 120,4. [156,13. typus 1.] – D. 40,2,7. 90,18.

β) Konjunktionalsätze.

αα) Suntar.

O. I 23,53: *Nist boum nihein in worolti, nist er fruma beranti, suntar siu nan swente . . .*

ββ) Thaz.

N. 89,12: *Unde so getan ist iuwer scaz, ube in einer allen begrifet . . ., taz sin die andere darbent.*

[T. 135,34,5, typus 1.] – O. II 22,31. – N. 96,19. 129,3. 180,21. 271,11. 357,1. [15. – D. 30b19,3, typus 1.]

γ) Uneingeleitete sätze.

N. 86,9: . . . *so neist nehein zwiuel, ube si gibet saligheit, alle mennisken sterbendo ze wenegheite uaren.*

O. I 3,21.

3. Im typus 3.

α) Relativsätze.

N. 233,6: *Temo ouh tes kespuot, tes in lustet . . ., solt tu des mahte zwiuelon?*

β) Konjunktionalsätze:

αα) So.

O. IV 7,51: *So sie thaz wazar thar bifiang, so er erist thia archa ingigiang, so gahun quimit herasun ther selbo mennisgen sun.*

N. 277,26. – D. 43,4,1.

ββ) Thaz.

N. 32,8: *Nube daz in des kespuen mag, tes sie ilent, tes ist mih wunder.*

N. 124,16.

4. Im typus 4.

α) Relativsätze.

N. 92,10: *Machot tih tiu manigi dinero scalcho saligen, tie, ube sie argchustig sint, zala in demo hus sint . . .*

Is. 30,2. – T. 88,9,2. 13,13. 147,11. – O. IV 5,55. h149. – N. 90,9. 154,8. 320,19. – W. 108,5. 114,10. – D. 95,34.

β) Indirekte fragesätze.

N. 332,12: *Tes selben ist zwiuel, u b e, dero diu note newerdent, tehein forebechenneda muge sin.*

[N. 270,23, typus 1.]

γ) Konjunktionalsätze.

αα) N i b u.

O. V 19,15: *Wanta es nist laba furdir . . ., n u b er sculi thuruh not, werd er thar biredinot, thulten thanne in ewon thes helliwizes wewon.*

N. 321,16.

ββ) T h a r.

O. III 24,1: *Quam tho druhtin heilant thara in Judeono lant, t h a r, ther sin friunt was ju er, lag fiardon dag bigrabaner.*

γγ) T h a z.

D. 82,2,7: *Unde der dracho wiret so vorhtal, d a z er liget, alsor tot si, under der erdo.*

Is. 43,6. – T. 82,7,14.20. 171,3,4. – H. [1801, typus 1.] 2427. – N. [95,8, typus 1.] 136,19. 189,7. 250,8.28. [282,20, typus 1.] 323,7. – W. [48,37, typus 1.] 126,5.

5. Im typus 5.

Konjunktionalsätze.

αα) T h a z.

[N. 124,16, typus 3.]

ββ) T h o.

O. V 9,1: *T h o . . . thaz lib, thaz bi unsih hiar irstarb, fon beche hera widarwarb, thes dages fuarun thanana sine druttheqana . . .*

6. Im typus 6.

α) Relativsätze.

T. 67,15: *So allero giwelih fon iu, t h i e ni fursehhit allen, t h i u her bisizzit, ni mag min iungiro wesan.*

M. 37,17. – T. 88,12,2. 135,27. 210,3. – H. 1044. – O. V 7,9. – N. 38,10. 96,14. 252,31. – W. 53,5. 55,17. 58,4. 118,2. 119,4. 136,10. – D. 14,1. 47,4,61. 83,1.

β) Konjunktionalsätze:

αα) S o.

D. 11,58: *So garo, s o s e r hio was, so war sos es thurft was, gihalde inan truhtin . . .*

N. 102,26.

ββ) T h a n a n.

D. 38,226: *Maria . . . burne des paradises, d a n uns du gnade us gefloz, du uns ellenden entsloz daz unse rehte vaterlant, nu gif uns frouwe dine hant . . .*

γγ) Thar.

D. 39,10,1: . . . *garte beslozzener,* d a r *inne fliuzzit balsamum, der wæzzit so cinamomum, du bist sam der cederboum . . .*

γ) Uneingeleitete sätze.

O. IV 24,9: *Ther man,* t h a z *giagaleizit, thaz sih kuning heizit, der widorot in alawar themo keisore sar.*

7. Im typus 8.

Relativsätze.

N. 27,13: *Paulinum . . ., tes kuot tie houegira, so uilo iz ze iro wane . . . gestuont, in uerslunden habeton, ten zoh ih in ginenten uzer dero chelun*

H. 1674. – W. 74,8.

8. Im typus 11.

α) Relativsätze.

N. 217,8: *Ter al gemag . . ., sol ieht sin,* d a z *ter negemuge?*

β) Konjunktionalsätze.

αα) Nibu.

O. II 14,37: *Ther thuruh thurst githenkit, thaz thesses brunnen drinkit, nist lang zi themo dinge,* n u b *avur nan thurst githwinge.*

ββ) Thaz.

O. II 7,43: *Then Moyses . . . io sageta . . ., thiu salida ist uns wortan,* t h a z *wir nan eigun funtan.*

9. Im typus 13. So.

[N. 277,26, typus 3.]

B. In nebensätzen 2. grades.

1. Im typus 1.

α) Relativsätze.

N. 14,23: *Er wolta ioh wizen, waz tia winda recche,* t i e *den mere wuolent . . .*

Is. 7.16. 8.2. 9,7. 18.20. 31.12. 32,7.15. 34,18. – M. 4,6. 18.10.16. 29,26. 39,22. – T. 2.9.5. 5,4. 7.6. 15.3,5. 19.8,5. 25.3. 32.2. 33,1. 35.2. 40,9. 49.1. 55,8. 68,3.2. 80,8. 87,6.2. 8,9. 88,10,6. 90,2.7. 96.1,3. 2.14.3. 5.9. 98,3,6. 104.1,4. 105,1.8. 132,11. 135,16.2. 137,1.2. 141,21.22.25.27. 29.2. 143,8. 144,2,4. 151,4. 170,6. 184,5. 194.3.3. – H. 20. 492. 621. 630. 655. 969. 1272. 1320. 1352. 1424. 1671. 1674. 1731. 1771. 1801. 1830. 1862. 1980. 2032. 2124. 2210. 2213. 2342. 2402. 2607. 3036. 3043. 3045. 3047. 3103. 3299. 3340. 3428. 3490. 3605. 3619. 3691. 3827. 3877. 4129. 4296. 4360. 4711. 4843. 5409. 5413. 5523. 5674. 5789. 5818. – G. 251. – O. I 1,57.87.

2,3. 3,47. 10,9. 13,3. 14,9.17. 15.15. 27,45. II 1.49. 2,35. 8,37. 9,7.33.75. 10,17. 24,9.37. III 12,13.17. 13,43. 14,106. 15.15. 20.17.145. 21,25. 22,3. 24,35. IV 1,37. 5,1.65. 16,47. 18,7. 29,35. 34,11. V 4,17.57. 8,1. 12,19.91. 21,13. 23,1.139.191.262. 24,1.7. 25,19. – N. 5,11. 11,29. 23,25. 24,12. 28,7. 31,11. 37,10. 44,11. 61,10. 63,13. 65,4. 67.15. 68,17. 72,19. 74,4. 80,20.29. 83,29. 92.21. 98,10. 101,15.21.25. 103,1. 104,7. 105,31. 108,17. 113,9.31. 121.10. 122,29. 125.25. 131,24. 134,30. 141,17. 143,2. 146,9. 151,28. 167.22.29. 177,20. 186,21. 196,1. 197,4.32. 204,28. 216,20. 224,3. 225,30. 234,30. 244,16. 246,28. 248.4.12. 250,18. 255.24. 256,19. 262,23. 270,11.23. 273,27. 275,5. 277,12. 278,20. 281,19. 287,16. 299,11.31. 315,7. 335,32. 337,24. 343,28. 352,5. 363,8. W. 9,2. 10,3. 13,4.8. 16,1. 18,4. 50,9. 51,15. 54,3.7. 58,16. 79,3. 85,3. 87,8. 100,6. 106,13. 107,8. 109,5. 126,5. 131,3. 135,3. 137,10. 141,17. 142,6. 145,3. – D. 31,6,7. 27,10. 32.1,3. 33F44.55. G93. 34,12,7. 35,1,1. 38,44.148.306. 42,13. 43,5,3. 44,2,5. 8,1. 46,65. 54,1. 62,1,12. 67,16.Wadst.13,9. 72,3. c2. 79A87. 82,10,4. 83,8.12.41.47. 86A5a6. B1,1. 2,31. 3,14.21. 4.5. 87,1. 90,7. 91,35.39. 93,19. 95,21.22. 96,88. 97,4.

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe a.

H. 1532: *Than willio ic iu lerian nu, that gi so ni wrecan wreda dadi, ac that gi thurh odmodi al gethologian wities endi wammes,* s o *h w a t* s o *man iu an thesoro weroldi gedoe.*

H. 3665.

γ) Verallgemeinernde sätze, gruppe b.

H. 729: *Het, that sie kinda so filo thurh iro handmagen hobdu binamin, so manag barn umbi Bethleem,* s o *f i l o* s o *thar giboran wurdi, an twem gerun atogan.*

N. 83,20. 268,7. – D. 90,42.

δ) Indirekte fragesätze.

H. 3509: *That mende mahtig krist . . ., tho he that bilidi sprak,* *h w o thar te them wingardun wurhteon quamin . . .*

H. 156.

ε) Konjunktionalsätze.

αα) H w a n t a.

T. 185,11,3: *Thaz was Caiphas, thie dar girati gab then Judein,* *w a n t a z bitherbi ist, thaz . . .*

T. 104,2,3.

ββ) N i b u.

H. 4041: *Ik thi seggean mag . . ., that thes nis gewand enig,* *n e b u thin broder scal . . . fan dode astanden . . .*

O. V 16,41.

γγ) S o.

H. 3860: *Ef . . ., than weldin sie queden, that he so mildiene hugi ni bari an is breostun,* s o *scoldi habbien barn godes.*

Is. 10,11. 22,3. 42,13. 43,18. – T. 7,2. – H. 174. 350. 587. 1211. 2093. 2625. 2642. 3204. 3981. 4516. 4838. 4884. 5232. 5273. 5617. 5708. – G. 277. – O. I 65. I 23,12. II 3,67. 14,81. 106. III 4,3. IV 27,5. 31,32. V 5,15. 11,15. 14,1. – N 35,23. 55,17. 61,17. 63,4. 68,17. 74,28. 123,6.14. 131,10. 201,2. 222,5.14. 229,22. 257,16. 270,7. 272,12.27. 282,5. — W. 11,3. 50,4. 52,18. 58,12. 62,5. 69,31. 70,2. 72,3. 76,1. 81,5. 113,10. 142,10. – D. 30b12.1.33G105. 35,19,7. 38.292. 42.18. 43,20,7. 72,18. 86B1.27. 2,38.

δδ) Thanan.

N. 41,25: *Neweist tu, wio iz funden ist an dero burg eo, dannan du burtig pist . . .*

H. 345. – D. 57,5.

εε) Thanne.

N. 41,17: *Nube ein herro ist tar unde ein chuning, ter sine burgliute gernor samenot, tanne uertribe.*

M. 30,1. – T. 87,5,21. 88,8,6. – H. 1409. 1950. 3741. 4045. 4581. 5689. – O. IV 37,1. – N. 68,20. 107,9. 220,6. 237,13. - W. 52,10. 65,5. – D. 72,11. 86A1,6.

ζζ) Thar.

D. 38,248: *Stella maris bistu genant na dem sterren, der an daz lant daz muode schif gileidet, dar iz ce rasten beidet.*

T. 87,5,16. 204,2. – H. 480. 754. 1691. 1817. 2307. 2474. 2681. 3116. 4010. 4982. 5460. 5735. 5916. 5953. – O. III 10,37. V 8,21. – N. 42,8. – W. 85,3. 101,8. 102,4. 104,7. 106,16. – D. 32,2,67. 33Bb1. 39,6,1. 82,3,8. 87,13.

ηη) Thara.

N. 137,16: *Tarana mag man samfto chiesen, wio starh tiu natura si, tanne so missehella wisa an demo uzlaze gehellent tes kuotes, tara sie ilent.*

ϑϑ) Thaz.

H. 510: *Tho gifragn ic, that iru thar sorga gistod, that sie thiu mikila maht metodes tedelda.*

Is. 24,21. - T. 155,1. – H. 704. 891. 936. 1011. 1948. 2107. 2113. 2144. 2260. 2649. 2685. 2827. 2978. 4198. 4280. 4286. 4457. 4491. 5420. 5677. - G. 93. 273. 303. -- O. I 5,35. 27,51. II 14,81. 103. 119. III 2,35. 20,3.43. IV 2,13. 7,83. 23,31. 26,41. V 11,47. 17,21. N. 14,23. 35,6. 81,22. 82,30. 83,23. 103,15. 114,7. 154,3. 170,24. 357,8. W. 52,29. 117,12. 126,5. 137,6. - D. 47,4.99.103. 83,15. 87,34.

ιι) Ane thaz.

N. 69,13: *Absolutum chit par, wanda darana nehein antseida neist, ane daz ter bemaloto chit parlicho, daz . . .*

H. 533. 1517. 2773. – N. 19,26. 206,21.

ζ) Uneingeleitete sätze.

N. 20,26: *Wanda wir wellen dien ubelen misselichen . . . , tero here nio so michel neist, iz nesi zeuerchiesenne . . .*

2. Im typus 2.

α) Verallgemeinernde sätze, gruppe a.

D. 37,2,5: *Sich, s w e r dir icht ebreschin kan, daz iri inbilibi niman.*

β) Konjunktionalsätze.

αα) S o.

O. III 20,89: *Wir wizun . . . , s u l i h s o wir warun, thaz wir nan blintan barun.*

H. 3834. – O. I 16,17. III 14,51. V 5,3. 13,12. 17,14. – N. 120,4. – D. 36,1,9. 40,2,7. 90,18.

ββ) T h a r.

O. II 22,13: *Biginnet anascouwon thio fronisgon bluomon, t h a r liuti after wege gent, thie in themo akare stent.*

3. Im typus 3.

α) Relativsätze.

O. I 17,5: *Tho druhtin krist giboran ward, t h e s mera ih sagen nu ni tharf . . . , tho quamun ostana in thaz lant.*

Is. 4,12. – M. 7,27. – T. 42,1,4. 53,1. 59,4,3. 87,4,2. 94,4,3. 104,5,7. 141,15,2. 155,1,5. 170,5,2. 171,1. 193,1. 202,2. 206,2. – H. 1368. 1573. 1616. 2766. 4409. – G. 207. – O. s 7. I 21,1. 27,23. II 4,29. 6,3. 13,33. 14,39. 18,19. 22,17. III 16,21. 20,49. 155. IV 35,11. V 16,1. 21,7. h 1. – N. 31,23. 58,16. 87,28. 92,25. 103,21. 117,14. 118,18. 119,30. 124,16. 148,23. 150,6. 154,13. 157,6. 162,19. 168,2. 172,27. 183,12.21. 195,22. 200,25. 201,11. 222,5.27. 227,29. 234,11. 256,19. 259,11. 262,15. 269,17. 278,32. 293,20. 299,16. 301,18. 318,26. 358,8. – W. 42,2. 55,9. 93,2. 146,1. 147,3. – D. 31,13,7. 32,1,51. 33A7. 34,20,7. 43,4,1. 65,27.31. 66,3. 82,11,14. 95,22. 99,1.

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe b.

N. 277,26: *Also . . . der uzerosto . . . so filo witor sih zetuot, s o f i l o er ferror ist . . . , ze dero selbun wis wirt . . .*

γ) Indirekte fragesätze.

N. 273,20: *Wanda unsih kot habet ketan arbitros unde iudices uoluntatum nostrarum, w e d e r sie sin bonæ alde malæ, be diu chit liberum voluntatis arbitrium selbwaltig chiesunga des willen.*

N. 56,15, 220,22.

δ) Konjunktionalsätze.

αα) S o.

H. 2934: *Ef thu it waldand sis . . . , s o mi an minumu hugi thunkit, het mi than tharod gangan te thi . . .*

H. 5567. – O. III 14,13. 26,1. V 25,29. – N. 12,15. 63,10. 66,5. 86,24. 119,30. 120,7. 123,14.25. 124,2. 138,18. 157,6. 201,11. 203,25. 215,17. 247,3. 260,14. 270,11. 279,14. 317,17. 321,31. 324,27. 328,22. 348,1. 349,14. 351,16. – W. 14,4. 146,1.

ββ) Thanan.

D. 89,3: *Daz min trehtin sprichet fone der bahaltenusse des gewates, fon danna der neccettaga sol bedekket werden, daz scolet ier einiclihe bedengin ...*

γγ) Thanne.

N. 181,22: *Sid man nieht pezeren erdenchen nemag, tanne got ist, so ist taz note guot, tes ...*

N. 94,30. 307,29.

δδ) Thar.

N. 138,18: ... *ube er io doh uzer dero cheuio ze holz indrinnen muoz, tar er sinen lieben scato sihet, so ist imo diu vordara fuora unmare.*

H. 1545. 4940. – O. II 6,29. – N. 70,20. – W. 119,15. – D. 3,31. 86B1,9.

εε) Thaz.

N. 319,3: ... *ube ieht tinges so chumftig ist, taz sin chumft quis neist ..., wio mag taz ioman wizen fore chumftig?*

H. 1904. 1933. 1940. 3227. 3253. 3265. 3282. – O. I 14,1. 23,1. V 23,223. – N. 49,17. 71,5. 108,8. 165,21.

ζζ) Tho.

T. 147,1,3: *Soso warun ... io unz then tag, tho do ingieng in thia arca Noe ..., so ist thiu cunft thes mannes sunes.*

ε) Uneingeleitete sätze.

O. II 10,7: *Tho uns ward thiu salida so fram, er selbo in thesa worolt quam ..., deta er iz sconara ...*

O. I 15,23.

4. Im typus 4.

α) Relativsätze.

O. II 7,1: *Biginnu ih hiar nu redinon, wio er ... meistera, ther uns onda, samanon bigonda.*

Is. 43,6. M. 6,21. T. 29,2. 33,3. 62,12. 82,9,3. 88,13,13. 121,4,6. 125,11,5. 147,8,6. 179,4,2. 217,5,3. H. 587. 1950. 3215. 5723. – O. V 13,7. – N. 39,1. 42,23. 61,7. 63,13. 65,28. 103,1. 136,19. 139,20. 140,20. 166,9. 173,12. 187,3. 189,7. 216,29. 224,17. 228,6. 234,30. 320,19. 321,16. 332,12. 338,9. – W. 48,37. 62,12. 81,5. 84,12. 101,3. 103,9,26. 108,5. 126,5. 130,4,8. 141,9,17. – D. 14,1. 42,58. 55,7. 62,1,12. 83,59. 87,4. 91,23,79. 96,46.

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe a.

N. 154,8: ... *noh tanne sint io manige diete, dero ein chuning, soweler gewaltigosto ist, nieht newaltet.*

γ) In Konjunktionalsätzen.

αα) So.

N. 90,9: *Waz ist libeloses unde lideloses, daz in selemo dinge,* **so** *der mennisko ist, unde redohaftemo sule scone dunchen?*

M. 41,6. – H. 1409. 1801. – O. I 79. II 14,97. 17,1. III 17,27. IV 5,55. 19,63. 29,35. V 12.15.33.57.65.91. 25,23. h 149. N. 134,16. 177,20. 202.19. 232,6. 349,14. D. 55,14. 56,67. 70,7. 88,18.

ββ) Thar.

D. 32,1,63: *Der sagata mir ze wara . . . . er ware givarn in Islant,* ***dar*** *michiln richtuom vant, mit melwe . . .*

T. 129,7,7. – N. 99,26. – W. 124,3.

γγ) Thaz.

D. 95,34: *Den virgihi ich aller der sunden, die ich ie getet . . . sider des tages,* ***daz*** *ich alrerst gesunden mahte, unze an disin huitigin tach.*

O. IV 1,37.

δ) Uneingeleitete sätze.

O. II 14,43: *Thu mohtis . . . ein gifuari mir giduan, mit themo brunnen,* ***thu*** *nu quist, mih wenegun gidranktist . . .*

5. Im typus 5.

α) Relativsätze.

O. II 6,3: *Tho druhtin themo man luag,* ***thes*** *ih hiar obana giwuag, obaz . . . , harto sageta er imo thaz . . .*

T. 36,4. 38,5. 97,7,7. – H. 1395. – O. IV 7,55. V 9,1. – N. 56,15. 110,29. 124,16. 196,7. 252,27. 259,10. 277,26. – W. 15,3. 119,15. 128,10. 136,7. 147,3. – D. 67,28.

β) Konjunktionalsätze.

αα) So.

N. 140,25: *Mugen diu so getanen,* ***so*** *scaz ist unde era, iomanne des kehelfen, daz . . . , so iehen dien dero saligheite, die . . .*

O. II 13,3. – N. 165,21. 184,4.

ββ) Thar.

W. 15,3: *Als ih . . . sie per mare rubrum,* ***da*** *Pharao unte al sin here inne irtrank, wista in terram repromissionis, samo losen ih dih . . .*

D. 65,29.

6. Im typus 6.

α) Relativsätze.

W. 136,10: *Maior . . . pars Judaicæ plebis, diu der was in*

sacerdotibus . . ., die der reliquam gentem scolton quasi mater erudire . . ., diu wart reprobata . . .

M. 37,17. – O. II 1,1. – N. 252,31. – D. 33G125. 38,226. 39,10,1. 83,1.18.

β) Konjunktionalsätze: Thaz.

W. 53,5: *Ir guoten sela, ir der . . . gedinge hat, daz ir cumet in atria caelestis Hierusalem, tuot iu selbon einan rum . . .*

H. 87.

7. Im typus 8.

Relativsätze.

N. 265,18: *Selben die ubelen, chondin sie dero tugede, dia sie ferworfen habent, ieht erluogin . . ., wider demo gwinne dero guoti neahtotin sie iz sar fure wize?*

H. 1674. – W. 74,8.

8. Im typus 9.

α) Relativsätze.

D. 32,2,95: *In Idumea, chwit man, ouh si ein aha, diu wantele die varawa des jares vier werba.*

O. III 21,11.

β) Uneingeleitete sätze.

O. III 15,27: *Sin zit, quad, noh ni quami, er sih mit gualliche irougti in themo riche.*

C. In nebensätzen 3. grades.

1. Dem obersatz nachgestellt.

α) Relativsätze.

O. II 4,63: *Iz meinit hiar then gotes drut . . ., then engila iogilicho haltent blidlicho, thaz imo wiht . . . ni dwelle then weg, ther faran wolle.*

Is. 18,20. – M. 18,16. 30,1. – T. 6,2.2. 65,2. 4,3. 82,7,7. 141,29,2. 171,1. 179,3. 197,2. – H. 1. 1420. 1950. 2113. 2450. 2479. 2530. 2785. 3187. 4378. 4409. 5080. – O. I 2,3. 4,11. II 12,83. III 14,37. 17,45. 20,13. 21,1. 23,16. IV 1,37. 4,23. 5,19. V 16,1. 23,1. N. 17,6. 19,26. 28,14. 31,27. 49,17. 105,31. 114,25. 116,23. 150,14. 186,21. 239,13. 240,14. 255,24. 268,21. 270,7. 292,27. 301,24. 326,23. 336,4. 342,10. 358,19. – W. 33,4. 48,19. 53,5. 54,7. 58,16. 134,3. D. 34,26,1. 38,186. 44,15. 54,14. 55,5. 70,1. 82,8,7. 9,7. 86A4,4. B1,16.

β) Verallgemeinernde sätze, gruppe a.

N. 89,12: *Unde so getan ist iuwer scaz, ube in einer allen begrifet, sowaz sin in dero werlte ist, taz sin die andere darbent.*

H. 1272. 1967.

γ) Indirekte fragesätze.

N. 99,26: *Nu fernemen daz wola, daz man in spracho, dar man in dero deliberatione sizzet, ube daz unde daz zetuonne si . . . , mit utili unde mit inutili suasionem tuon sol unde dissuasionem.*

Is. 24,21. – N. 332,23.

δ) Konjunktionalsätze.

αα) So.

N. 158,30: *Aber der namo des keedeles . . . wio uppig unde wio fersihtig neist ter, ter namo deshalb nieht kemeinet nedarf werden ze mari, wanda er ze einemo andermo triffet, also an dirro diffinitione skinet, taz . . .*

H. 2660. 5456. – G. 60. – O. II 9,75. 12,63.83. V 5,11. 8,1. 12,9. – N. 14,13. 63,10. 65,4. 170,24. 334,28. – W. 132,8. – D. 33Bb1. 78A1.

ββ) Thanne.

N. 318,26: *Ist aber ioman, der daz ting anderes ahtot, tanne iz si, daz neist nieht ein unwizentheit . . .*

H. 4150.

γγ) Thar.

D. 86B1,1: *Daz evangelium zelit uns, daz unser herro Jesus Christus zuo den heiligon boton imo irweliti sibincig unta ziweni jungerun, der er ie ziweni unte ziweni fure sante . . . in iegeliche burch . . . , dare er selbi chomen wolti.*

Is. 31,12. – H. 1801. – O. II 1,21. – W. 62,5. – D. 91,39.

δδ) Thaz.

H. 469: *Im habda giwisid waldandas craft . . . , that he ni mosta er thit lioht ageban . . . , er than im the willeo gistodi, that he selban krist gisehan mosti . . .*

H. 20. 480. 891. 3834. 4691. 5023. – N. 133,7. 279,4. 356,24. – W. 107,8.

ε) Uneingeleitete sätze.

O. IV 19,30: *Quadun, sie iz gihortin . . . , thaz krefto er sih bihiazi, thaz gotes hus zistiazi joh . . .*

O. IV 2,1.

2. Dem obersatz vorangestellt.

So.

O. V 16,1: *Tho druhtin wolta reison . . . sid themo sige, so gizam, then er in satanase nam . . . , gibot er sinen theganon . . .*

3. Dem obersatz eingeschaltet.

α) Relativsätze.

N. 302,8: *Fragest tu . . . , waz dispositio dei,* d i u *in fato unde in prouidentia ist, tarazuo treffen, so solt tu wizen . . .*

T. 135,30. – O. IV 3,6. V 9,15. – N. 38,10. 303,17. – W. 52,10. 107,8. 124,5.

β) Konjunktionalsätze.

αα) S o.

H. 159: *Tho ward that hebencuninges bodon harm an is mode, that he is giwerkes so wundron scolda endi that ni welda gihuggean, that ina mahta helag god* s o *alaiungan,* s o *he fon erist was, selbo giwirkean, of . . .*

O. II 14,103.

ββ) T h a r.

O. IV 6,35: *Er zalta in . . . , wio se minnotun thar, thaz man sie hiazi meistar, zi goumon,* t h a r *sie ouh azin, zi herost io gisazin.*

D. In nebensätzen 4. grades.

1. Dem obersatz nachgestellt.

α) Relativsätze.

H. 1565: *Oc scal ic iu gebeodan, than gi . . . willead te iuwomu herron helpono biddean, that he iu alate . . . thero . . . sundeono,* t h e a *gi iu selbon hir wreda giwirkead, that gi it than for odrumu werode ni duad.*

Is. 24,21. – O. III 14,37. 26,31. – N. 49,17. 272,12. – W. 53,5. – D. 38,186.292.

β) Konjunktionalsätze.

αα) S o.

H. 1272: *Tho gengun sie . . . te theru runu, thar the radand sat . . . , the allumu mancunnie . . . helpan welde,* s o *hwem* s o *frummien wili so lioblika lera,* s o *he them liudiun thar . . . wisean hogda.*

H. 480. 2524. 2530. – O. V 12,71. – N. 278,32. 279,4.

ββ) T h a n a n.

N. 272,12: *. . . so getan ding ist siu, daz . . . iro nehein mez newirt, sie newerden bedwungen mit checchemo fiure des sinnes, also Hercules teta Lernam paludem,* d a n n a n *disiu fabula errunnen ist.*

γγ) T h a r a.

N. 303,17: *To er aber fone iro fernam dia rationem . . . , ih meino daz . . . alle reprobi sint infelices . . . , wanda sie ad bonum follechomen nemugen,* d a r a *sie beitent . . . , to begonda er sih trosten . . .*

δδ) Thaz.

N. 158,30: *Aber der namo des keedeles . . . wio uppig . . . neist ter, ter namo deshalb nieht kemeinet nedarf werden ze mari, wanda er ze einemo andermo triffet, also an dirro diffinitione skinet, taz nobilitas ist chomen lob fone dere forderon wirden.*

H. 4080. 4237. – G. 5. 60. – O. IV 4,23.

2. Dem obersatz eingeschaltet.

Relativsätze.

D. 38,292: . . . *nu muozestu gelovet sin der diner otmuote und aller diner guote, dar umbe dig Crist genam ce muoder, als iz wale gezam, daz den aller besten man, der ie in duse werlt quam, das beste wib gebere, du . . .*

T. 7,2.

E. In nebensätzen 5. grades.

Dem obersatz nachgestellt.

Relativsätze.

D. 38,186: *Hilf, das min sele werde ce deile den lieven godes engelen . . . , daz sie mich dare brengen, da ig muoze vinden die eweliche frowede, die da havent ce himile die fil selige godes kint, die dar zu irwelet sint . . .*

H. 4237. – O. I 27.57.

F. In nebensätzen 6. grades.

Dem obersatz nachgestellt.

Relativsätze.

O. I 10,11: . . . *gihugit, thaz er her iz liaz, thaz er in ofto gihiaz, sos er gihiaz juwanne themo drutmanne, thaz er uns sin gisiuni in lichamen gabi, thaz wir so gidroste . . . sin imo thiononti . . . alle dagafristi, thi er uns ist lihenti.*

Schluss.

Das folgende soll im wesentlichen eine tabellarische zugänglichmachung der in den statistiken liegenden tatsachen sein. Da ich mich einseitig, unbekümmert um sonstige, die stellung beeinflussende prinzipien, auf die beziehungen von stellung und funktion beschränkt habe, muss ich verzichten, über die tatsachenfeststellung hinauszugehen. Ich möchte aber hier wenigstens anmerken, dass die einwirkung der grösseren oder geringeren schwere [1] auf die stellung sich aus der konkurrenzstatistik wohl entwickeln liesse. Dagegen entziehen sich die beiden anderen von Feigl a. a. o. aufgefundenen prinzipien [2] meiner beurteilung. In einer anzahl von fällen vermochte ich eine gewisse parallelität oder auch opposition der satzgestaltung sich aneinanderreihender sätze zu beobachten [3]. Wie weit sich aber feste beziehungen zu logischen und psychologischen gesichtspunkten in das durcheinander der satzstellungen bringen lassen, habe ich nicht versucht festzustellen, sondern ich blieb innerhalb des losgelösten satzes stehen und bei der grammatischen betrachtung seiner teile.

Im ersten abschnitt der statistik sind 2747 perioden mit nebensätzen 2. grades aufgezählt. Daran sind die einzelnen typen wie folgt beteiligt:

Tabelle 1.

Typen	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
Belege	1784	150	470	212	36	45	2	4	12	2	15	1	14
%	64,9	5,5	17,1	7,7	1,3	1,7	1,8						

Typus 1 ist also bei weitem der herrschende. Von den übrigen überschreitet 10 % nur typus 3, alle anderen bleiben selbst darunter.

Für den anteil der funktionen an der gesamtzahl ergibt sich folgende übersicht:

1) Vgl. Feigl 1908, 33 ff., ferner Behaghel, If. 25, 110.

2) Vgl. schon Lehmann 1, s. 5.

3) Als beispiel diene O. V 21, 5 ff. Fünf parallel gehende sätze, die mit regelmässigem wechsel von frage- und aussageform derartige erscheinungen deutlichst in die stilistik weisen. Aus dem grammatisch möglichen wählt der stil. Ähnlich Wundt, Völkerpsychologie [3] I, 2, 368.

Tabelle 2. Tabelle 3.

	nebensätze 2. gr.		nebensätze 1. gr.	
Subjektsätze .	294	10,7 %	268	9,8 %
Präd.nomensätze	14	0,5	17	0,6
Objektsätze . .	781	28,4	813	29,6
Adverbialsätze .	856	31,2	1163	42,3
Bestimm.sätze .	802	29,2	486	17,7

Während sich also die drei ersten funktionen in beiden graden so ziemlich auf gleicher höhe halten – die grösste differenz, bei den objektsätzen, beträgt nur 1,2 % – zeigt sich eine starke verschiebung in den zahlen der adverbialsätze und der bestimmungssätze. Erklärlich ist die niedrige zahl der bestimmungssätze 1. grades: bestimmungssätze sind ihrer funktion nach eher eine letzte hinzufügung zum bestimmten als eine grundlage weiterer periodisierung. Ihre zahl würde aber in stärkerem masse wachsen als die der übrigen funktionen, sollten alle nebensätze 1. grades, nicht nur die, denen nebensätze weiterer grade folgen, gezählt werden. Die starke zahl der adverbialsätze bedeutet vielleicht, dass diese besonders geeignet zum ausgangspunkt längerer perioden sind. Vgl. aber auch unten s. 472.

Stellen wir nun die frage, wie sich die einzelnen typen bezüglich der verteilung ihrer nebensätze 2. grades auf die funktionen verhalten, so antwortet darauf die folgende tabelle:

Tabelle 4.

Typus	Subjektsätze		Präd.nom.-sätze		Objektsätze		Adverbial-sätze		Bestimmungs-sätze	
1	170	9,5 %	7	0,4 %	547	30,7 %	561	31,4 %	499	28 %
2	20	13,3	—	—	10	6,7	108	72	12	8
3	46	9,8	7	1,5	177	37,7	88	18,7	152	32,3
4	35	16,5	—	—	16	7,5	65	30,7	96	45,3
5	4	11,1	—	—	1	2,8	6	16,7	25	69,4
6	2	4,4	—	—	20	44,5	12	26,7	11	24,4
7	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—
8	—	—	—	—	—	—	1	—	3	—
9	1	—	—	—	—	—	7	—	4	—
10	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—
11	6		—	—	6		3		—	—
12	1	50	—	—	—	30	—	20	—	—
13	8		—	—	3		3		—	—

Typus 1 hält also die in tabelle 2 ermittelten prozente der beteiligung der funktionen an der gesamtzahl mit geringen abweichungen ein. Von den übrigen typen heben sich 3 und 6 durch zunahme ihrer objektsätze beidemal auf kosten der adverbialsätze heraus. Bei typus 6 sinken auch die subjekt- und bestimmungssätze, während die letzteren bei typus 3 sogar ein wenig über die normale lage gehen. Wir werden sagen dürfen, dass in den formen $(b < c) > a$ und $a \widehat{b < c}\, a$ für c in erster linie objektsätze in betracht kommen. Zurückführen lässt sich das wohl darauf, dass die einheit von ober- und untersatz enger ist, wenn der untersatz objekt- oder bestimmungssatz ist, als wenn er adverbialsatz ist, darauf also, dass c = adverbialsatz in $(b < c) > a$ und $a \widehat{b < c}\, a$ ein schwerfälligeres gefüge ergibt als c = objektsatz oder bestimmungssatz.

Wichtiger ist das verhalten von typus 2, der mit seinen 72 % adverbialsätzen diese sehr deutlich bevorzugt. Im hinblick auf das eben ausgeführte können wir sagen, dass im typus 2 eine deutliche trennung in $a : c > b$ erstrebt wird. Neben den adverbialsätzen gelten noch subjektsätze. Bei der relativ hohen zahl von bestimmungssätzen ist zu berücksichtigen, dass nicht weniger als 9 von den 12 belegen bestimmungssätze zum prädikat sind.

Übereinstimmend bezeugen ferner die zahlen der typen 4 und 5 das überwiegen der bestimmungssätze, mit anderen worten: die einschaltung wünscht engste verbindung des eingeschalteten und des einschaltenden satzes, aber nur als éin prinzip. Das gerade entgegengesetzte, die brechung der periode, lehren die zahlen der beteiligten adverbialsätze: im typus 4 halten sie zwar nur die normale höhe, im typus 5 sinken sie gar beträchtlich darunter, innerhalb ihrer typen stehen sie aber relativ hoch. Für die subjektsätze, in denen 4 sogar die normalhöhe überschreitet, 5 sie hält, dürfte von fall zu fall bald das erste, bald das zweite prinzip ausschlaggebend sein.

Die speziellere verteilung der verschiedenen arten der bestimmungssätze zeigen die folgenden tabellen: auf 802 bestimmungssätze kommen

Tabelle 5.

	Best.s. zum subjekt	Best.s. zum prädikat	Best.s. zum präd.nom.	Best.s. zum objekt	Best.s. zur adv.erg.
Belege	218	101	71	259	153
%	27,2	12,6	8,8	32,3	19,1

Auf die arten der bestimmungssätze verteilen sich die typen:

Tabelle 6.

Typen	Best.s. zum subjekt		Best.s. zum prädikat		Best.s. zum präd.nom.		Best.s. zum objekt		Best.s. zur adv.erg.	
1	140	28 %	42	8,4 %	56	11,2 %	165	33 %	96	19,4 %
2	2	16,7	9	75	—	—	1	8,3	—	—
3	27	17,3	30	20	13	8,7	56	36,7	26	17,3
4	32	33,3	17	17,7		—	25	26,1	22	22,9
5	10	40	3	12	1	4	7	28	4	16
6	5	—	—	—	1	—	3	—	2	—
8	—	—	—	—	-	—	2	—	1	—
9	2	—	—	—	—	—	—	—	2	—

Typus 1 verteilt also seine bestimmungssätze auf ihre einzelnen arten in einer den zahlen von tabelle 5 entsprechenden weise. Nur mit den bestimmungssätzen zum prädikat sinkt er, mit denen zum prädikatsnomen steigt er etwas gegenüber den normalzahlen. Beides ist gut verständlich. Da das prädikatsnomen seinen gewöhnlichen platz am ende des satzes findet, fallen daran anschliessende sätze von selbst am leichtesten in typus 1. Umgekehrt handelt es sich bei den prädikatbestimmenden sätzen um leichte sätzchen, auch den tonverhältnissen nach. Sie scheinen daher nicht besonders geeignet, periodenschluss zu bilden.

Typus 4 und 5 sind charakterisiert durch die starke vertretung der zum subjekt gehörenden bestimmungssätze. Wie eben bei dem verhältnis von typus 1 zu den bestimmungssätzen zum prädikatsnomen spielt hier die wortstellung eine rolle und wirkt dahin, dass unter den bestimmungssätzen der einschaltungstypen die zum subjekt den ersten platz einnehmen [1]. Daraus ergibt sich dann das umgekehrte, dass unter den nachgestellten bestimmungssätzen die zum objekt überwiegen: so typus 1, noch mehr 3. An den bestimmungssätzen zu adverbialen ergänzungen ist typus 4 auffallend stark beteiligt. Auch

1) Vermutlich wird sich mit der ausbildung festerer wortstellungsregeln dieser einfluss der wortstellung auf die stellung der bestimmungssätze deutlicher zeigen. Bei Kracke, der ja von anderen gesichtspunkten ausgeht, habe ich freilich auch keine gelegenheitsbemerkung darüber gefunden. — Andererseits möchte ich erwähnen, dass die 'fernstellung', die jetzt Behaghel If. 31,377 für zusammengehörige wörter behandelt hat, auch im verhältnis von bezugswort und satz geltung zu haben scheint.

hier wird der wortstellung, die gerade für adverbiale ergänzungen frei ist, die erklärung zufallen.

Kehren wir noch einmal zu tabelle 4 zurück, so wird es genügen für die kleineren typen auf die letzte gruppe hinzuweisen. Da es sich bei ihnen im grunde um etwas ähnliches handelt, wie bei der bekannten vorwegnahme nominaler satzglieder und da in diesem falle meistens das subjekt von der vorwegnahme betroffen wird, hat es nichts auffallendes auch hier vor allem subjektsätze isoliert vorangestellt zu sehen.

Wir kämen zur verteilung der typen hinsichtlich ihrer nebensätze 1. grades:

Tabelle 7.

Typen	Subjektsätze		Präd.nom.-sätze		Objektsätze		Adverbial-sätze		Bestimmungs-sätze	
1	158	8,9 %	13	0,7 %	603	33,8 %	621	34,8 %	389	21,8 %
2	29	19,3	3	2	74	49,3	22	14,7	22	14,7
3	52	11,1	—	—	22	4,7	389	82,7	7	1,5
4	19	8,9	1	0,5	85	40,1	74	34,9	33	15,6
5	5	13,9	—	—	—	—	28	77,8	3	8,3
6	2	4,4	—	—	2	4,4	16	35,6	25	55,6
7	1	—	—	—	1	—	—	—	—	
8	—	—	—	—	—	—	1	—	3	—
9	—	—	—	—	12	—	—	—	—	—
10	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—
11	1		—	—	11		—	—	3	
12	—	6,7	—	—	1	80	—	—	—	13,3
13	1		—	—	12		—	—	1	

Zu vergleichen sind die zahlen mit denen der tabelle 3. Danach zeigt typus 1 vor allem starkes fallen der adverbialsätze, nicht ganz unbedeutendes steigen der objekt- und bestimmungssätze. Dies steht in beziehung zu dem umgekehrten verhalten der typen 3 und 5. Beide zeigen mit 82,7 beziehungsweise 77,8 % adverbialsätzen, dass dies die ihnen eigentlich angemessene satzart ist. Daneben halten sich nur noch die subjektsätze höher als die normalzahlen. Objektsätze und bestimmungssätze dagegen verschwinden fast ganz. Wir haben es hier mit einer erscheinung zu tun, die durchaus der bei typus 2 beobachteten parallel ist. Für die so grosse zahl der adverbialsätze unter den nebensätzen 1. grades ist dieser umstand, dass typus 3 und 5 fast ganz auf sie angewiesen sind, in rechnung zu bringen.

Zu beachten ist ferner typus 6, der trotz seiner geringen gesamtzahl deutlich analog den nebensätzen 2. grades der typen 4 und 5 einerseits bestimmungssätze, andererseits adverbialsätze verwendet.

Die genauere verteilung der bestimmungssätze sei wieder besonders gezeigt:

Die gesamtzahl von 486 bestimmungssätzen verteilt sich wie folgt:

Tabelle 8.

	Best.s. zum subjekt	Best.s. zum prädikat	Best.s. zum präd.nom.	Best.s. zum objekt	Best.s. zur adv.erg.
Belege	174	35	67	146	64
%	35,8	7,2	13,8	30	13,2

Diese zahlen bestätigen mit ihrem sinken der bestimmungssätze zum prädikat gegen die zahl der tabelle 5 das oben s. 469 gesagte: diese leichteste art der bestimmungssätze dient am schlechtesten zur grundlage der periodisierung. Warum aber der zuwachs allein bei den bestimmungssätzen zum subjekt und zum prädikatsnomen sich findet, während auch die beiden letzten arten ihre normalzahl nicht einmal erreichen, weiss ich nicht zu erklären.

Die verteilung auf die typen ist nun die folgende:

Tabelle 9.

Typen	Best.s. zum subjekt		Best.s. zum prädikat		Best.s. zum präd.nom.		Best.s. zum objekt		Best.s. zur adv.erg.	
1	118	30,3 %	33	8,5 %	55	14,1 %	131	33,8 %	52	13,3 %
2	9	40,9	—	—	5	22,7	7	31,8	1	4,6
3	1	—	1	-	-	—	2	—	3	—
4	19	57,6	—	—	7	21,2	5	15,1	2	6,1
5	1	—	—	—	—	—	—	—	2	—
6	22	88	1	4	—	—	—	—	2	8
8	2	—	—	—	—	—	1	—	—	—
11	2	—	—	—	—	—	—	—	1	—
13	—		—	—	—	—	—	—	1	—

Zu vergleichen sind hier vor allem die prozente der bestimmungssätze zum subjekt in typus 1 und 6 mit denen der zum objekt in 1, die in 6 gar ganz fehlen. Dabei zeigt sich, dass 1 das verhältnis gegen die normalzahlen umkehrt, also die bestimmungssätze zum objekt auf kosten der zum subjekt wachsen lässt, während die letzteren bei 6

fast alle zu diesem typus gehörenden bestimmungssätze für sich beanspruchen. Hier, wo dem eingeschalteten bestimmungssatz noch ein untersatz folgt, schliesst er also in noch höherem grade an das subjekt an, als es oben s. 471 für die typen 4 und 5 festgestellt wurde.

Aus tabelle 7 ergibt sich endlich für die kleineren typen noch zweierlei: einmal, dass für gruppe 4 (typus 9 und 10) als nebensätze 1. grades nur objektsätze in betracht kommen. Da der eingeschaltete hauptsatz ein verbum dicendi enthält, ist nichts weiter dazu zu bemerken. Auch die 5. gruppe bevorzugt objektsätze und zeigt gar keine adverbialsätze. Hier darf der grund wohl darin gesehen werden, dass gegenüber dem schon isolierten nebensatz 2. grades wenigstens hauptsatz und nebensatz 1. grades eng verbunden sein müssen.

Werfen wir nun einen kurzen blick auf die nebensätze von mehr als 2. grade. Nebensätze 3. grades sind 478, 4. grades 70 aufgezählt. Das verhältnis von nachstellung, voranstellung und einschaltung zeigen folgende tabellen:

Tabelle 10.

3. grades	nachg.	vorang.	eing.
Belege	435	22	21
%	91	4,6	4,4

Tabelle 11.

4. grades	nachg.	vorang.	eing.
Belege	64	2	4
%	91,4	2,9	5,7

Mit den graden der nebensätze nimmt also die voranstellung und einschaltung ab. Die wenigen belege von mehr als 4. grade haben nur noch nachstellung. Es sei noch die verteilung der funktionen auf die stellungen gezeigt:

Tabelle 12.

	subj.s.	präd.-nom.s.	obj.s.	adv.s.	best. z. subj.	z. präd.	z. präd. nom.	z. obj.	z. adv. erg.
nachg.	54	4	116	139	25	18	11	47	21
vorang.	7	—	1	13	—	1	—	—	—
eing.	3	—	4	2	6	1	1	3	1

Die vorangestellten nebensätze sind also auch hier vor allem adverbialsätze, daneben subjektsätze. Die einschaltung zeigt gegen 9 sätze anderer funktion 12 bestimmungssätze, von denen die hälfte das subjekt bestimmt. Umgekehrt ist das verhältnis zwischen bestimmungs-

sätzen zum subjekt und objekt bei der nachstellung, ungerechnet obendrein der weiteren arten. Die zwei vorangestellten sätze 4. grades sind adverbialsätze, von den 4 eingeschalteten 3 bestimmungssätze.

Fassen wir zusammen, so dürfen wir sagen, dass I. am entschiedensten die nebensätze 1. grades der typen 3 und 5 und die nebensätze 2. grades des typus 2, d. h. die vorangestellten nebensätze[1], adverbialsätze sind, dass II. weniger entschieden die eingeschalteten nebensätze[2] bestimmungssätze sind und unter diesen in erster linie die zum subjekt bevorzugt werden, und dass III. die fähigkeit zur abweichung von der graden folge mit den graden der nebensätze abnimmt.

Aus der konkurrenzstatistik, die uns ja eigentlich schon über unsere aufgabe hinausführt, will ich nur einen gesichtspunkt entwickeln: die unterscheidung gleichstufiger, aber nicht koordinierter nebensätze durch die wahl der stellung. Ich bespreche nur die fälle, wo zwei nebensätze in frage kommen und fasse zusammen als 'nebeneinander' zwei nebeneinander nachgestellte, vorangestellte und eingeschaltete sätze. Für die nebensätze 1. grades ist damit genug gesagt. Für die nebensätze 2. grades sei noch ausdrücklich erwähnt, dass hier unter 'voran- und nachgestellt' die typenverhältnisse 1 : 2 und 3 : 13, unter 'trennung durch einschaltung' die verhältnisse 1 : 4, 3 : 5 und 2 : 4 gemeinsam behandelt werden. Dann erhalten wir

Tabelle 13.

	neben-einander		voran- und nachgestellt		trennung durch einsch.	
1. grades	144	31,7 %	254	55,8 %	57	12,5 %
2. grades	84	51,2	33	20,1	47	28,7

Die differenzierung erscheint also wirksam in den nebensätzen 1. grades hinsichtlich der voran- und nachstellung. Im übrigen können wir kaum von einer starken einwirkung auf die satzstellung sprechen. Bei den zahlen der nebensätze 1. grades ist übrigens zu berücksichtigen, dass hier ja nicht nur erste nebensätze einer periode, sondern auch die einzelnen nebensätze 1. grades gezählt sind, soweit sie perioden angehören, bei denen ein anderer ast nebensätze weiterer

1) Für blosses b > a genügen die in der konkurrenzstatistik mitenthaltenen belege aber nicht.

2) Blosses a b·a bleibt wieder dahingestellt.

grade aufweist. Zählen wir nun die beispiele besonders, in denen bei 'voran- und nachstellung' beiderseits typen stehen, in der statistik durch kursivdruck der zitate gekennzeichnet, so erhalten wir 52 fälle, während 'nebeneinander' nur 15mal typen erscheinen, eine verschiebung zugunsten der differenzierung.

Was oben s. 475 als ergebnis angegeben wurde, ist gewonnen unter vernachlässigung aller unterschiede zwischen den ahd. texten. Dies moment zur geltung zu bringen und die notwendigen modifikationen des oben gesagten vorzunehmen, ist nun unsere aufgabe. Wir beginnen mit der beteiligung der texte an den einzelnen typen. Zum vergleich dient tabelle 1.

Tabelle 14.

Typen	Is.		M.		T.		H.		G.		O.		N.		W.		D.	
		%		%		%		%		%		%		%		%		%
1	36	66,7	23	67,6	202	57,4	346	84,4	26	92,9	464	66,9	369	53,7	120	64,2	198	65,3
2	—	—	—	—	11	3,1	9	2,2	—	—	50	7,2	51	7,5	6	3,2	23	7,6
3	11	20,4	4	11,8	65	18,5	37	9,1	2	7,1	116	16,8	177	25,8	24	12,8	34	11,2
4	7	12,9	5	14,7	52	14,8	12	2,9	—	—	32	4,6	55	8,1	23	12,3	26	8,6
5	—	—	—	—	4	1,1	2	0,5	—	—	6	{0,9	16	2,3	6	3,2	2	0,7
6	—	—	2	5,9	14	4	2	0,5	—	—	4	0,6	7	1	7	3,8	9	3
7	—	—	—		1	0,3	—	—	—	—	—	—	1	0,2	—	—	—	
8		—			—	—	1	0,2	—	—	—	—	2	0,3	1	0,5	—	—
9	—		—		—	—	—	—	—	—	8	1,2	—	—	—	—	4	1,3
10				—	—	—	—	—	—	—	1	0,1	—	—	—	—	1	0,3
11			—	—	2	0,5	1	0,2	—	—	7	1	3	0,4	—	—	2	0,7
12	—	—	—	—	—	—	—	—	—		1	0,1	—	—	—	—	—	
13	—	—	—	—	1	0,3	—		—		4	0,6	5	0,7			4	1,3

Is. und M., die mit 54, beziehungsweise 34 perioden beteiligt sind, fallen auf durch die geringe zahl der verwendeten typen, ferner dadurch, dass der ausfall nicht typus 1, sondern den typen 3 und 4 zugute kommt. Denn im typus 1 halten beide etwa die normalhöhe (tab. 1). Für die schwankungen, die bei beiden texten zwischen den typen 3 und 4 bestehen, ist der grund vielleicht in der anderen gestalt der vorlage zu suchen (M. 29.30), der M. enger folgt als Is.

T., beteiligt mit 352 perioden, nimmt mit der schwachen zahl des typus 1, den starken zahlen der einschaltungen (typus 4 und 6) deutlich eine eigene stellung ein. Der normalhöhe entsprechend zeigt es sich nur im typus 3. Die fälle seines typus 2 werden noch unten s. 480 besprochen. Dass der anschluss an die vorlage nicht zu noch

schlechteren zahlen geführt hat, liegt an dem umstand, dass das neutestamentliche griechisch, namentlich in den erzählenden partien, vom deutschen nicht so weit absteht wie gebildetes latein.

H. und G. (410 und 28 belege) zeigen mit ihrem dominierenden typus 1, was ursprüngliches satzstellungsprinzip unserer sprache war: anreihung. Daneben lässt H. wenigstens typus 3 auf die hälfte der durchschnittszahl kommen. Seine einschaltungen sind häufig anakoluthisch, so der eine fall des typus 8, den er merkwürdigerweise allein vor N. zeigt.

O. ist mit 693 perioden am stärksten vertreten. Im typus 1 und 3 zeigt er die höhe der durchschnittszahl, über sie geht er im typus 2. Dagegen erreicht er sie nicht in den einschaltungstypen. An den beiden letzten typengruppen ist er neben D. der hauptbeteiligte.

N. kommt O. in der periodenzahl fast gleich (686 belege), zeigt aber einen ganz anderen stand. Vor allem sinkt typus 1 bei ihm noch unter T. Stark beteiligt ist er an den voranstellungstypen, stark auch an den einschaltungen; sie finden sich bei ihm in allen ihren unterarten, typus 8 mit zwei belegen. Auch in der letzten typengruppe ist er stärker vertreten.

W. (187 fälle) ist im typus 1 normal, im typus 2 und 3 dagegen bleibt er stark zurück, um desto stärker wieder in den einschaltungen zu erscheinen. An den typen der letzten gruppen ist er ganz unbeteiligt.

D. endlich (303 belege) ist mit seinen mannigfaltigen texten doch kein durchschnitt. Nur im typus 1 und 4 zeigt es normalhöhe. Im typus 2 geht es darüber, um im typus 3 darunter zu bleiben, und ebenso widerspruchsvoll zeigt es sich im typus 5 : 6.

Fassen wir zusammen, so werden wir uns im typus 1, wenn wir den ausgangspunkt für die weitere entwicklung suchen wollen, weder an H., G. noch an T., N. halten dürfen, sondern können bei der in tabelle 1 aufgestellten zahl bleiben. Für typus 3 und 2 zeigen H., G. erst die anfänge. Typus 3, bei dem rhetorischen Is. stärker als bei dem mehr erzählenden inhalt von M., zeigt sich bei T. und vor allem bei N. am höchsten und sinkt wieder bei W. Ähnlich ist bei typus 2 ein absteigen von N. zu W. vorhanden. In beiden fällen wird N. durch O., wenn auch bei typus 3 nicht so extrem, gestützt. Bei den einschaltungen ist umgekehrt ein zunehmen von O. über N. zu W. vorhanden.

In einer reihe von übersichten sei nun das verhalten der texte in den wichtigeren einzelfällen vorgeführt, und zwar für die neben-

sätze 1. grades in den typen 3 und 6, für die nebensätze 2. grades in den typen 2, 4 und 5.

Die verteilung der texte für die nebensätze 1. grades des typus 3 ist folgende:

Tabelle 15.

	Is.	M.	T.	H.	G.	O.	N.	W.	D.
Subjektsätze . .	1	1	7	2	—	11	24	1	5
Objektsätze . .	—	—	3	3	—	7	6	—	3
Adverbialsätze .	10	3	55	32	2	97	142	23	25
Best.s. z. subjekt	—	—	—	—	—	—	1	—	—
Best.s. z. prädikat	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Best.s. z. objekt .	—	—	—	—	—	—	2	—	—
Best.s. z. adv. erg.	—	—	—	—	—	1	2	—	—

Die verteilung für die nebensätze 2. grades des typus 2 zeigt:

Tabelle 16.

	T.	H.	O.	N.	W.	D.
Subjektsätze . . .	—	2	10	7	—	1
Objektsätze . . .	—	2	4	3	—	1
Adverbialsätze . .	11	5	29	40	6	17
Best.s. zum subjekt	—	—	1		—	—
Best.s. zum prädikat	—	—	5	1	—	3
Best.s. zur adv. erg.	—	—	1	—	—	—

Tabelle 15 und 16 zeigen uns die giltigkeit des oben über die beziehung von voranstellung und adverbialsatz (subjektsatz) gesagten. Denn abgesehen von der absoluten grösse der zahlen nach massgabe der beteiligung des einzelnen textes zeigen alle texte das gleiche verhalten.

Die verteilung der texte hinsichtlich der nebensätze 1. grades im typus 6:

Tabelle 17.

	M.	T.	H.	O.	N.	W.	D.
Subjektsätze	—	2	—	—	—	—	—
Objektsätze	—	—	—	—	1	—	1
Adverbialsätze . . .	—	8	1	2	2	1	2
Best.s. zum subjekt .	2	4	—	2	3	6	5
Best.s. zum prädikat .	—	—	—	—	1	—	—
Best.s. zur adv. erg. .	—	—	1	—	—	—	1

Die nebensätze 2. grades des typus 4 verteilen sich:

Tabelle 18.

	Is.	M.	T.	H.	O.	N.	W.	D.
Subjektsätze	—	—	21		2	8	1	3
Objektsätze	1	2	6	—	1	3	2	1
Adverbialsätze . . .	4	3	15	6	11	14	5	7
Best.s. zum subjekt . .	1	-	6	2	—	15	4	4
Best.s. zum prädikat .	1		—	—	12	3		1
Best.s. zum objekt . .	·	—	2	2	3	5	9	4
Best.s. zur adv. erg. .		—	2	2	3	7	2	6

Die nebensätze 2. grades des typus 5 verteilen sich:

Tabelle 19.

	T.	H.	O.	N.	W.	D.
Subjektsätze	—	—		4		—
Objektsätze	—	—	—	1	—	—
Adverbialsätze	1	1	2	2	—	—
Best.s. zum subjekt . .	2	1	2	3	2	—
Best.s. zum prädikat . .	—	—	1	2	—	·
Best.s. z. prädikatsnomen	-	—	—	1	—	—
Best.s. zum objekt . .	1	—	1	2	2	1
Best.s. zur adv. erg. . .	—	-	—	1	2	1

Hier zeigt sich mehr verschiedenheit der texte untereinander, namentlich hinsichtlich der verteilung der bestimmungssätze selbst. Is., M., T. lassen die nichtbestimmungssätze überwiegen, dafür sind unter ihren bestimmungssätzen die zum subjekt die herrschenden. Bei H. halten sich nichtbestimmungssätze und bestimmungssätze die wage. Die übrigen texte lassen mehr oder weniger die bestimmungssätze voran, am deutlichsten W., aber gerade bei diesem stehen die bestimmungssätze zum objekt in starker konkurrenz mit denen zum subjekt. Unsere oben gegebene regel über die beziehung von einschaltung und bestimmungssätzen bedarf also eines gewissen vorbehalts. Trotzdem möchte ich mit Kracke s. 253 die entstehung der einschaltung bei den attributiven relativsätzen suchen.

In den letzten abschnitten ist mehrfach von der vorlage die rede gewesen und ihrem einfluss auf die übersetzung. Es bedarf darüber eines zusammenfassenden wortes, aber eines kürzeren, wie

ich glaube, als man erwarten sollte. Denn wenn auf der einen seite von den grösseren texten T. mit seinem prinzipiellen anschluss an die vorlage steht, so sind bei der anderen gruppe für ihre umgestaltung der periode weniger satzstellungsgründe als andere syntaktische momente (auflösung von partizipialkonstruktionen und dergleichen), vor allem aber stilistische gründe massgebend. Ich habe meinen beobachtungen Is., M., T. und N., soweit der Boetiustext selbst in frage kommt, zu grunde gelegt. Für W. darf ich mich berufen auf das, was sich bei Brodführer s. 40 ff. findet. Den einfluss des lateinischen sehe ich also bei diesen texten nicht sowohl in der direkten veranlassung der stellung des einzelnen falles durch die vorlage, als in der gelehrten bildung des übersetzers. Ich nehme daher abstand von einer aufzählung der stellen, in denen vorlage und übersetzung übereinstimmen oder grundsätzlich abweichen und beschränke mich auf vorführung einiger einzelheiten, in denen satzstellungsgründe die änderung veranlasst haben.

Typus 4 wird in typus 1 verwandelt: M. 29,26 (a · b $c\,c^1$ b zu a · b $\breve{c}$ b · c^1). N. 114,12. 125,25 (stilistisch veranlasst). 136,13. 194,17. 201,27. 203,16. 251,4. 360,26. 362,23. Typus 5 wird durch 3 ersetzt: T. 38,3,3. N. 228,14. 284,8. In diesen fällen ist also einschaltung in nachstellung geändert.

Typus 4 wird 2: T. *88,2,8. 108,2,6. 4,7. 110,3,13. 132,13,3. 135,24,6.* 34,5. 156,3. 165,7,4. 171,4. N. 158,18. 180,21. 289,13. Typus 8 wird 7: *T. 181,1.* Hier ist also voranstellung vor einschaltung bevorzugt. Und zwar handelt es sich bei den einschaltungen der vorlage darum, dass vor dem eingeschalteten satz nur die konjunktion des einschaltenden steht. In den kursiven stellen lässt T. diese konjunktion einfach fort, in 88,2,8 unter verwandlung des nach der beseitigten einschaltung stehenden satzes in einen relativsatz. In den übrigen fällen wird die konjunktion an ihren satz herangezogen.

Ein einzelner fall von ersetzung des typus 6 durch 3 ist N. 234,11.

Als bestätigung dafür, dass der lateinische einfluss nicht im einzelnen fall liegt, seien nun zwei fälle angeführt in denen N. gegen die vorlage einschaltung einführt: statt typus 1 bildet er 4 in 332,12 und typus 5 statt 3 in 44,5.

Ein fall von typus 2 statt 1 mag das ende dieser angaben bilden: N. 28,14.

Wir kommen zu der letzten auseinandersetzung, die darüber noch zu führen ist, ob und wie weit etwa die hier behaupteten be-

ziehungen von stellung und funktion ausfluss vielmehr der satzart sind, also etwa mit einer bestimmten konjunktion verknüpft erscheinen[1]. Der tabellarischen darstellung ist vorauszuschicken, dass ich unter 'nachgestellt' zusammenfasse die sätze, die in der betreffenden funktion im typus 1 1. und 2. grades, im typus 4 1. grades und im typus 3 2. grades erscheinen. Unter 'vorangestellt' sind zusammengefasst die nebensätze 1. grades der typen 3 und 5 und die 2. grades des typus 2. Für die einschaltung kommen, wie ein blick in anhang III zeigt, in so überwiegender weise relativsätze in frage. dass hier die beziehung von satzart und stellung nicht zu leugnen ist, aber man wird kaum fehlgehen, wenn man in der funktion das vermittelnde glied erblickt. Ich beschränke mich also auf nachstellung und voranstellung, damit auf subjektsätze, objektsätze und adverbialsätze, und wähle für die drei funktionen eine reihe der satzarten aus. Jeweils steht in der ersten reihe das gesamtverhältnis der funktion. Die verhältniszahlen geben nur das ungefähre verhältnis an.

Das ergebnis ist folgendes:

Tabelle 20.

	nachgestellt	vorangestellt	verhältnis
Subjektsätze	**393**	**77**	**5 : 1**
Relativsätze	157	33	5 : 1
Verallgemeinernde s. 1 .	1	28	1 : 28
Indirekte fragesätze . .	15	1	15 : 1
thaz	160	6	27 : 1
Uneingeleitete s. . . .	16	5	3 : 1
Objektsätze	**1488**	**32**	**46 : 1**
Relativsätze	145	14	10 : 1
Verallgemeinernde s. 1 .	15	10	3 : 2
Indirekte fragesätze . .	253	7	36 : 1
hwanta	30	—	30 : 0
thaz	672	1	672 : 1
Uneingeleitete s. . . .	107	—	107 : 0
Adverbialsätze	**1344**	**525**	**2½ : 1**
Verallgemeinernde s. 2 .	17	19	17 : 19
hwanta	231	34	7 : 1
ibu	51	150	1 : 3
so	194	85	11 : 5
thanne	24	17	3 : 2
thar	37	5	7 : 1
thaz	415	10	42 : 1
tho	50	41	5 : 4
thoh	36	18	2 : 1
Uneingeleitete s. . . .	51	68	3 : 4

1) Nach Brugmann, Kurze vergl. gr. § 934, war dies ursprünglich der fall. Es ist aber auch dann § 920 hinzuzunehmen.

Bleiben wir zunächst bei den subjekt- und objektsätzen, so lässt sich in der tat eine beziehung der verallgemeinernden sätze 1 zur voranstellung nicht leugnen. Denn von den vorangestellten objektsätzen nehmen sie eine für ihre zahl unverhältnismässig grosse summe für sich in anspruch. Auf der anderen seite ist aber zu beachten, dass auch bei ihnen für die objektsätze die nachstellung überwiegt. Eine besondere übersicht der textbeteiligung ist hier nicht uninteressant:

Tabelle 21.

	Is.	M.	T.	H.	O.	N.	W.	D.
Subjektsätze nach . .	—	—	—	—	—	—	—	1
„ vor . . .	1	1	3	4	9	4	1	5
Objektsätze nach . . .	—	—	1	6	5	—	—	3
„ vor . . .	—	—	—	5	2	1	—	2

Selbst bei H. ist die scheidung in voranstellung und nachstellung und mit einer leisen hinweisung auf unser prinzip begonnen.

Die verhältnismässig starke voranstellung der objektsätze unter den relativsätzen wird unter einfluss der verallgemeinernden stehen. Bemerkenswerter weise sind Is. und H. dabei nicht beteiligt. Bei den übrigen satzarten der subjektsätze überwiegt nachstellung entschieden, was aber nicht gegen unsere behauptung spricht.

Bei den adverbialsätzen zeigen die verallgemeinernden sätze (hier gruppe 2) nur geringes überwiegen der voranstellung. Da sich hierunter eine reihe jüngerer bildungen mit relativisierendem *so* befinden, ist daraus nicht viel zu schliessen. Für *so, thanne, thoh* ist rund zu konstatieren, dass sie sich an das gesamtverhältnis halten. *Hwanta, thar, thaz* bevorzugen deutlich nachstellung. *Tho* hat stärkere voranstellung. Deutlich bevorzugen voranstellung *ibu* und die uneingeleiteten sätze. Für letztere ist zu beachten, dass sie sich vorangestellt nur in konditionaler bedeutung finden.

S o v i e l i s t a l s o z u z u g e b e n, d a s s n i c h t a l l e a d v e r b i a l s ä t z e g l e i c h g e e i g n e t z u r v o r a n s t e l l u n g s i n d u n d d a s s d i e s e v o n a n d e r e n d i r e k t b e v o r z u g t w i r d. Hier werden vor allem die inhaltlichen bedeutungen der verschiedenen adverbialsätze ihren einfluss geltendmachen[1]. Auf der anderen seite zeigt aber den zusammenhang, der dabei doch mit der funktion besteht, der umstand,

1) Vgl. Brugmann-Thumb, Griech. gramm. 1913⁴. § 674.

dass satzarten, die in den drei funktionen vertreten sind, sich in der stellungsregel halten. Die voranstellungen von *thaz*sätzen sind mit einer einzigen ausnahme auf subjekt- und adverbialsätze beschränkt, und die uneingeleiteten sätze verteilen ihre 140 subjekt- und adverbialsätze zu fast gleichen teilen auf nach- und voranstellung: von ihren 107 objektsätzen aber ist nicht einer vorangestellt.

Es ist noch übrig, die einwände zu besprechen, mit denen Delbrück Grdr V 411 die theorie verwirft, nach der die nebensätze in adverbialsätze usw. zerfallen [1]. Ich gebe ihm recht, soweit mit dieser einteilung über die betreffenden sätze selbst etwas ausgesagt sein soll, soweit also die einteilung neben die adverbialsätze substantivsätze und adjektivsätze stellt. Aber den funktionswert des satzes kann ich nicht für widerlegt ansehen durch ein beispiel, wie 'kennst du das land, wo ...' neben 'weisst du, wo ...'. Denn wer es hier für unzutreffend hält, den selben satz einmal als bestimmung, das andere mal als objekt anzusehen, der muss eigentlich dasselbe einwenden, wenn dasselbe 'schön' in 'das schöne land' attribut, in 'das land ist schön' prädikatsnomen genannt wird. Und wenn 'ihrer geschichtlichen stellung nach zusammengehörende [sätze] um des systems willen getrennt werden' müssen, so will mir auch das nicht als gegengrund einleuchten. Wir müssen ja doch auch sonst, wenn wir die syntaktische verwendung sprachlicher gebilde betrachten, verschieden entstandenes zusammenfassen und gleichgebildetes trennen. Dass also wirklich 'kein anderes verhältnis als das der analogie' zwischen nebensatz und funktion waltet, schiene mir erst dann bewiesen, wenn kein sprachliches gebiet gefunden wird, auf dem die funktion der nebensätze zum ausdruck kommt [2].

1) Vgl. Erdmann, Zfdu. 1,162 ff.

2) Brugmann, Kurze vergl. gr. § 920, lässt die stellung der nebensätze 'mitunter durch die stellung veranlasst oder doch gefördert worden sein, welche parallel gehende satzteile des einzelsatzes oft inne hatten'. Vgl. auch Brugmann-Thumb a. a. o. Mir erscheint nicht nachahmung der wortstellung durch die satzstellung, sondern die funktionelle bedeutung selbst als regelnde kraft. – Eine ausdrückliche ablehnung der auffassung Delbrücks (als 'zu weit gehend') finde ich inzwischen zufällig bei Rodenbusch Jf. 19, 266 anm. 2, auf grund theoretischer erwägungen über substantivierungstendenzen.

Abkürzungen.

I. Is. = Der ahd. Isidor, hrg. von G. A. Hench. 1893. - Is. M. = Monseer bruchstücke des ahd. Is. Ausg. im vorigen. - M. = The Monsee fragments, ed. by G. A. Hench. 1891. — T. = Tatian . . . , hrg. von E. Sievers. 1892². — H., G. = Heliand, Genesis. Zitiert nach der ausg. von O. Behaghel. 1910. — O. = Otfrid. Zitiert nach der ausg. von O. Erdmann. 1882. — N. = Notker, B. = Boetius. Zitiert nach der ausg. von P. Piper. Bd. 1, mit seitenzahlen und zeilen. 1882. — W. = Williram, hrg. von J. Seemüller. 1878. — D. = Denkmäler . . . hrg. von K. Müllenhoff und W. Scherer. 1892³ von E. Steinmeyer. Für D. 13 tritt Br(aune, Ahd. lesebuch 1911⁷, nr.) 38, für D. 71 Wadst(ein, Kleinere alts. sprachdenkm. zit. mit seite und zeile. 1899) ein.

II. Behaghel modi = O. Behaghel, Die modi im Heliand. 1876.
Behaghel = O. Behaghel, Syntax des Heliand. 1867.
Brodführer = E. Brodführer, Beitr. z. synt. Willirams . . . diss. Halle 1906.
Cordes = W. Cordes, Der zusammenges. satz bei Nic. von Basel. 1888.
Diels = P. Diels, Die stellung des verbums i. d. ahd. prosa. Palästra 59. 1906.
Erdmann = O. Erdmann, Unters. üb. d. synt. d. sprache Otfrids. 1874. 76.
Feigl = F. A. Feigl, Die stellung der satzglieder . . . in Notkers Marc. Capella. Progr. Melk 1904–08. Zit. mit jahreszahl und seite.
Hermann = E. Hermann, Griech. forsch. I. 1912.
Kracke = O. Kracke, Die entwickelung der mittelstellung d. d. nebensätze. Diss. Giessen 1911.
Kunze = O. Kunze, Bindung von haupt- und nebensatz im Hel. und in in der alts. Gen. . . . Diss. Leipzig 1911.
Lehmann = Aug. Lehmann, Sprachl. stud. üb. das Nibelungenlied. Progr. Marienwerder. 1855. 1856.
Maurer = A. Maurer, Die wiederholung als prinzip d. bildung von relats. im ahd. 1880.
Mourek = V. E. Mourek, Zur synt. d. ahd. Tat. Sb. d. kgl. böhm. ges. d. wissensch. 1894. 95. 97. Zit. mit jahreszahl.
Neckel = G. Neckel, Über die altg. relativs. Palästra 5. 1900.
Peters = E. Peters, Der satzbau i. Heliand . . . Progr. Schwerin 1886.
Ries = J. Ries, Stellung von subj. und prädikatsverbum im Hel. 1880.
Sütterlin = L. Sütterlin, Die d. sprache d. gegenwart. 1910³.
Toifel Kudr. I. = O. Toifel, Die vorausstellung des nebens. 2., 3. und 4. grades . . . in der Kudrun. Progr. Salzburg 1895.
Kudr. II. = O. Toifel, Einige ungewöhnl. satzstellungen i. d. K. Progr. ib. 1896.
Toifel Berth. I., II. = O. Toifel, Über einige besondere arten der satzstellung bei Berthold von Regensburg. Progr. Ried. 1900. 1901.
Tomanetz = K. Tomanetz, Relativs. b. d. ahd. übers. d. 8. und 9. jhs. 1879.
Wunderlich sb. Luthers = H. Wunderlich, Unters. über den satzbau Luthers. 1887.
Wunderlich sb². = H. Wunderlich, Der deutsche satzbau. 1901².

BONN. K. B. ERMAN.

Bericht über die verhandlungen der germanistischen sektion der 52. versammlung deutscher philologen und schulmänner in Marburg.

30. september nachmittags 5½ uhr.

Professor Elster eröffnet die erste sektionssitzung. Auf vorschlag von professor Behaghel-Giessen werden professor Elster und professor Wrede-Marburg zu vorsitzenden gewählt. Elster gedenkt der seit der letzten philologenversammlung verstorbenen: Rochus von Liliencron, Karl Lemke, Karl Engel, Alexander Tille, Emil Geiger, August Lütjens, Otto Lyon, Hermann Dunger, Ernst Brandes, Richard Maria Werner, Otto Brahm, Richard Weltrich, Jakob Minor, Erich Schmidt.

Direktor Bötticher überbringt die grüsse der Berliner gesellschaft für germanische philologie und bittet, das unternehmen des jahresberichtes durch zusendung von programmen, aufsätzen usw. zu unterstützen.

Professor Behaghel-Giessen spricht dann 'Über deutsche konjunktionen'. Von den unterordnenden konjunktionen sind *dass* und *so* die wichtigsten; *dass* hat wenig erlebt, *so* hat mannigfache erlebnisse gehabt. Es erscheint mit modaler, konsekutiver, temporaler bedeutung mit kausal-hypothetischem einschlage. Das modale kann gesteigert werden durch *all*, aber nicht das temporale. Daneben tritt *wie*, aber nicht in allen verbindungen, und der ersatz vollzieht sich nicht gleichmässig. Im verkürzten satz der begründung oder gleichstellung erhält sich *als*, z. b. *als ein bürger*, verkürzt *als bürger*, *als erzieher*. *Wie* tritt an die seite in modaler bedeutung, *so gross als*, *grösser als* = *so gross wie*, *grösser wie*. Viel später wird das temporale *als* durch *wie* ersetzt, *als ich kam* wird durch *wie ich gekommen bin* ersetzt. Das gleichsetzende *als* im innern des satzes nimmt an der entwicklung nicht mehr teil.

So tritt vor allem in enge beziehung zu vorhergehenden wörtern. *Solch* geht auf *sulîch sô* zurück; aus *sô wer* wird *swer*. Vereinzelt fällt ahd. das erste *so* weg, altenglisch häufiger, wo auch beide *so* wegfallen. Aus *sobald* mit adverbialem *so* entsteht nhd. durch unterdrückung des zweiten *so sobald* und, wenn auch das andere *so* fällt, bayr. *bal* = *sobald* (*bal mich nit in ruh lässt*, *kriegst a watschen*). — Aus *in der massen als* wird mit wegwerfung der unbetonten bestandteile *massen; der gelîche als* wird zu *gleich*. — Das Dwb. ordnet '*nachdem*' in der reihenfolge temporal, kausal, modal. Das zeitliche ist aber etwa ein halbes jahrhundert jünger und wohl erst aus dem kausalen hervorgegangen. Das Dwb. sagt, in älterer sprache werde *nachdem* durch *als* verstärkt. Es ist aber umgekehrt; das *nachdem als* ist das ältere. — Wie wird nun *sôwer* über *sewer* zu *swer*, während die vorsilben *be-*, nd. *te-* den vokal behaupten? Es sind die bedeutungslos gewordenen redeteile, die keinen sprachlichen zweck mehr haben, gefallen. In derartig herabgedrückten silben vollziehen sich sonst unerhörte schwächungen. *Stücker acht* entsteht aus *ein stück oder acht; derselbe* wird zu *sel.* Vorsilbenvokale schwinden, weil durch die vorsilbe kein unterschied gegeben war oder das grundwort fehlte, z. b. *fressen*, *bleiben*, *glauben*, *gnade*, *grade*, nhd. *zwar.* Ähnlich vor vokal *neben.* Ebenso *dran*, *drauf*, *'drum*, *'rab*, *'rum*, *'rüber.* Auch endungsvokale schwinden, so fast durchweg in den isolierten genitiven wie *flugs*, *nichts*, *bereits*, *links*, *rechts*, auch in den aus genitiven entstandenen namen wie *Schmidts*, *Pauls.* In der ableitungssilbe tritt der schwund in *hübsch* ein. — Häufiger

ist eine ganze silbe untergegangen. *Allarm* wird zu *lärm*, *apostel* zu *postel*. Von vorsilben gehört hierher der untergang des indog. augments und der reduplikation, dann der verlust der verneinenden vorsilbe mhd. *en*. Sie war überflüssig, als *nicht* dazutrat. *Zeug*, *zwerg*, *bauer* entsprechen ahd. formen mit *ge-*. *Kraft*, *laut*, *mittels* stehn für *nach kraft*, *nach laut*, *durch mittel*, *wegen* für *von wegen*, *brachliegen* für *in der brache liegen*, *traun* für *entriuwen*, *weg* für *enwec*, *zwischen* für *enzwischen*, ndd. *bak*, *tal* für *te backe*, *te dal*, *rings* für *umberinge* oder *zeringe*. *Bî manne* steht bei Otfrid für *man bî manne*, *mang* steht für *angimang*, ndd. *mal* für *einmal*. Präposition und artikel sind in *querfeldein* unterdrückt für *über das quere feld ein*. Im inneren des wortes zeigt sich dieser vorgang in *heute*, *heuer*. *Solch*, *welch* verlieren spätahd. ihr *-lich*, das sonst unversehrt bleibt. — Besonders wichtig ist der wegfall ständiger wörter im inneren einer wortgruppe, z. b. *das land* (*zu*) *Meissen*, *die stadt* (*zu*) *Marburg*, *der erste* (*der*) *beste*. Aus *jammer und schade* wird *jammerschade*, aus *von sich selbst* wird *von selbst*: *einige*, *etliche und 20* verliert das *und*: *ein taler 80* entsteht aus *ein taler und 80*. Zu beginn und in der mitte eines redeteiles fallen silben wie in *mittschiffs*, *zeitlebens* für *in der mitte des schiffes*, *in der zeit meines lebens*. Am ende von begriffen fallen ebenfalls selbständige wörter wie in *sintemal*, *falls*, *bis* das *dass* und in *ehe* das *denn*. Nahe verwandtschaft besteht auch mit der erscheinung der kurz- und koseformen.

In der debatte bemerkt Wunderlich, dass das wörterbuch nicht immer chronologisch teilen kann, sondern es nach begriffen tun muss. Für bayr. *bal* ist kein beleg mit *so* vorhanden. In den mundarten ist die neigung gross, auch zeitliche ausdrücke zu steigern; es heisst nicht *wie ich herausging*, sondern *grad wie ich herausging*. — Wrede sagt, wir wüssten sehr wenig über tempo und chronologie der abschwächung von vor- und endsilben. In der vorsilbe ist schwächung und schwund schneller als in endsilben. — Behaghel erwidert, es gebe auch gegenden, die die endungen abgeworfen und die vorsilben erhalten haben.

Dr. Meyer-Benfey-Hamburg behandelt dann Hebbels 'Agnes Bernauer'. Hebbel wollte die schönheit, wie eine tagebuchnotiz zeigt, auch einmal von der tragischen seite darstellen, und dafür erschien ihm die 'Agnes Bernauer' wie gefunden. Das drama wechselt aber im laufe des ersten aufzuges sein thema. Der erste auftritt leitet tatsächlich die tragödie der schönheit, also eine nebenbuhlertragödie, ein. Mit dem auftreten des Herzogs Albrecht setzt aber ein standesunterschiedsdrama ein, in dem das nebenbuhlermotiv nicht mehr in frage kommt. Im dritten aufzuge tritt die staatsraison in der person des alten herzogs Ernst vor uns. Die alte grösse Bayerns ist sein einziges streben; von einer tieferen auffassung von staat und fürstentum als sittlichem berufe hat er keine ahnung. Es gibt zwei wege für ihn, krieg und heirat. Er will beides. Damit versündigt er sich an der menschenwürde seines sohnes. Hebbel scheint das unsittliche in Ernsts verhalten nicht empfunden zu haben. Der vorhang fällt im augenblicke der höchsten spannung, da Albrecht sich dem vater widersetzt. Im nächsten aufzuge, der 2½ jahr später spielt, ist alles, was eben aufregte, wie weggeblasen. Wie der aufruhr gedämpft wurde, davon erfahren wir nie etwas. Nicht nur in den ereignissen ist ein unerträglicher bruch; auch sonst ist alles verändert. Herzog Ernst ist im 4. aufzuge ganz anders als im 3. Jetzt ist er ein fürst von strengstem pflichtgefühl; er hat in den 2½ jahren mehr gelernt, als mit der einheit des charakters verträglich ist. — Von der absicht, Agnes zu töten, war bisher nicht die rede. So wirkt die ankündigung, dass sie sterben soll, als etwas völlig neues. Es ist nicht

unbedenklich, dass das ziel der bewegung erst im 4. aufzuge klar wird. Das todesurteil ist Hebbels bedenkliche erfindung. Auch in der haltung des dramas gewahrt man einen vollständigen umschlag. Im 2. aufzuge sind die liebenden im recht. Das herrscht auch im 3. noch vor, wird aber schon unsicher. Im 4. steht der dichter auf seiten des alten herzogs. Damit beginnt ein ganz neues drama. Die orientierung ist umgekehrt: held und gegenspiel haben ihre rollen vertauscht. Der dichter identifiziert sich immer mit der seite, die er gerade darstellt. Die staatsraison, die Agnes' tod verlangt, hören wir nur, sehen sie aber nicht. Es ist nicht gewiss, dass es kein anderes mittel gab, den bürgerkrieg zu vermeiden. Gerade ihr tod entfesselt ihn erst, und Ernst weiss das vorher. Im 5. aufzuge sehen wir Agnes zum letzten mal, und diese szene fällt wieder aus dem staatsdrama heraus. Agnes geht in den tod, nicht weil sie sich der staatsraison beugt, sondern um ihre liebe unverletzt zu bewahren. Ihr tod müsste in dem nach ihr benannten drama die katastrophe sein. Aber das drama ist noch lange nicht zu ende. Es gibt eine zweite katastrophe, die der staatstragödie. Ihr held müsste eigentlich Albrecht sein. Aber erst in der schlussszene wird nachgeholt, was inhalt des ganzen dramas hätte sein müssen. Die versöhnung über der frischen leiche ist eine psychologische unmöglichkeit. Herzog Ernst wird nun zum tragischen helden, wozu er sich gar wenig eignet. Er bekommt gewissensbisse, und das staatsdrama wird wieder aufgegeben. Es lösen also drei konzeptionen einander ab. die schönheitstragödie (nebenbuhlerdrama), das liebesdrama und das staatsdrama. Dabei ist die Agnes Bernauer in einem zuge entstanden, wie kein anderes der grossen dramen Hebbels.

In der debatte betonten prof. Wolff-Kiel, dr. Zinkernagel-Tübingen und prof. Petsch-Cambridge die einheitliche künstlerische auffassung als pflicht des kritikers gebenüber der sezierenden methode. Zinkernagel sagt, nicht Ernst, sondern Albrecht sei der held des dramas. Petsch meint, man müsse mit der einheit der intention rechnen und nicht mit einzelnen intentionen, die sich mischen. Herzog Ernst ist kein schwankender, gebrochener charakter, sondern er entwickelt sich.

Mittwoch den 1. oktober wurde die 2. sitzung von prof. Wrede mit geschäftlichen mitteilungen um 9 uhr c. t. eröffnet. Darauf sprach prof. Castle-Wien 'Zur entwicklungsgeschichte des wortes 'stil''.

Die schwierigkeit der deutschen stilistik fängt schon bei dem worte selbst an. Die etymologie von 'stil' gibt keinen aufschluss über den inhalt des wortes. 'Stilisieren' im sinne von ital. stilizzare begegnet schon 1678. Für die bedeutungsentwicklung haben wir eine parallele in der von 'feder' = lat. calamus. Von der beschaffenheit des schreibgeräts wird das wort auf die des damit geschriebenen übertragen. So schon beim lat. stilus. Wir sprechen von baustilen. Sulzer kennt das noch nicht, sondern spricht von griechischer, römischer bauart. 'Stil' findet sich nur im artikel 'Schreibart'. Unterdessen war dem worte von Winkelmann ein neuer, tieferer gehalt gegeben worden. Die archäologen gaben das wort an die praktiker weiter, zunächst an die architekten. Ganz nach der eigenart der männer, die den begriff weiter entwickeln, ändert sich die bedeutung; die einseitige betonung des materiellen steht neben der einseitigen betonung des begrifflichen. Gottfried Semper definiert schliesslich 'stil' als übereinstimmung einer kunsterscheinung mit ihrer entstehungsgeschichte, mit allen umständen ihres werdens. Die

jüngeren schalten das persönliche aus. Für alle bestrebungen der modernen kunst, zu stilisieren, einen neuen stil zu finden, hat Semper und seine schule die theoretischen grundlagen geschaffen. Ganz andere vorstellungen als diese praktiker verbindet Goethe mit diesem terminus, der in die schule der kunstgelehrten und bildenden künstler in Italien gieng. Der eklektizismus und das seit Aristoteles wirksame nachahmungsprinzip wird überwunden, und die brücke geht von hier zu Kant und Schiller. Der umschwung vom idealismus zum realismus hat dann dazu geführt, dass der Goethische stilbegriff verloren gieng. – Wir verbinden also in unserer sprache dreifachen sinn mit dem worte. Das sagt übrigens schon Semper. Die wissenschaftliche stilistik steht darum vor einer dreifachen aufgabe. 1. Lehre von der art des sprachlichen ausdruckes. 2. Wie und unter welchen bedingungen bekommt der ausdruck allgemein literarische bedeutung? Die stilistik erhebt sich zur lehre vom stil der persönlichkeit und ganzer perioden. 3. Welche anforderungen sind an ein sprachliches kunstwerk im höchsten sinne zu stellen?

Eine debatte fand nach diesem vortrage nicht statt.

Darauf sprach prof. Rosenhagen-Hamburg über 'Beiträge zur charakteristik Hartmanns von Aue'.

Er erwähnte zunächst zwei fehler, die bei der vergleichung Hartmanns mit seiner quelle begangen werden. Man zerstückelt, oder man setzt Hartmann neben Christian statt hinter ihn. Dann behandelt er zwei Iweinstellen, Gaweins rat und Iweins traum. Der erzähler muss glauben machen, dass Iwein sich durch des freundes rat bestimmen lässt. Das ist Christian gelungen. Hartmann berichtet im wesentlichen dasselbe, und doch ist es etwas anderes. Die gründe sind dieselben, aber sie beherrschen die rede ausschliesslich. Nichts vom kameraden, vom handelnden menschen und vom junggesellen. Die person des redenden tritt zurück. Es zeigt sich da Hartmanns lehrhaftes streben. Ein fremdkörper ist die erwähnung der *huote*. Gedanken des minnesanges kommen hier an eine stelle, wo sie nicht hingehören. Das bild vom verbauerten junker, das Gawein dem freunde als eine art von schreckgespenst entgegenhält, hat ebenfalls mit der gefahr, vor der Iwein bewahrt werden soll, nichts zu tun. Hier schöpft der dichter aus seinem eigenen lebenskreise. In derselben welt ist sein meier des Armen Heinrich zu hause. Er, der verkünder von könig Artus' herrlichkeit, hat vielleicht grösse und glanz der grossen welt nur im traume geschaut. – Ein solcher traum, durch den ein elender in glück und glanz versetzt wird, findet sich bei Hartmann im monologe Iweins nach der genesung vom wahnsinn. Ganz anders und einfacher ist es bei Christian. Hartmann lässt ihn sich erinnern an das schöne leben, das er im traume hatte. Der traum hat ihn auch gelehrt, wie ein ritter sich benehmen soll. Am leibe ist er ein bauer, aber sein sinn turniert. Iwein hält aber nicht das wirkliche für einen traum, sondern gerade den früheren zustand. Hartmann hat das allerdings so geschickt gemacht, dass man es kaum merkt. Aber noch merkwürdiger ist es, dass Iwein sich ohne weiteres für einen bauern hält, weil er nackt und verwildert im walde ist. Man denkt da an Abu Hassan in 1001 nacht, an die gezähmte widerspenstige, an Holbergs komödie Jeppe paa Bjerget und an Hauptmanns Schluck und Jau. Die geschichte von dem träumenden gehört in den Orient, in das land starker narkotika. Das märchen wurde im 15. jh. nach Europa übertragen und zuerst von Philipp dem guten von Burgund erzählt. Vielleicht hat ein solches märchen in den kreuzzügen Hartmann erreicht. Bei Christian fand er die trockene bemerkung, 'und er bekam seinen verstand und sein gedächtnis wieder'. Die

phantasie musste sich da an ein solches märchen erinnern, wenn er eins gekannt hat. Auch im Gregor findet sich eine nahe, selbst wörtliche beziehung zu Iweins monolog, wo Gregor dem abt den wunsch äussert, ritter zu werden. — An beiden stellen hat Hartmann seine vorlage erweitert. Deutlich ist die künstlerische absicht. Grunderlebnis seiner dichtung ist ihm das französische buch. Dahinter stecken aber stärkere, bedeutsamere kräfte. Sein erlebnis ist das seines zeitalters und der Deutschen seines berufsstandes. Er ist weniger episch als lyrisch, und aus der lyrik hat er überhaupt die besten inneren eigenschaften seines stils gewonnen. Auch im Armen Heinrich. Hartmann ist im gewissen sinne schöpferisch. Seine dichtung gehorcht dem befehle einer freien phantasie. Quellen sind nur die einfachen nackten tatsachen gewesen. Darum erscheint jenes werk als ende und gipfel in Hartmanns kunst.

In der debatte erwähnen prof. Reuschel-Dresden und prof. Petsch-Cambridge, dass solche märchen nicht aus dem Orient zu kommen brauchen.

Liz. Reichert-Giersdorf sprach dann über die entstehung der Lutherbibel nach den neuen forschungen und quellen. Was treibt Luther zur verdeutschung der bibel? Nicht das gelehrte interesse der humanisten, nicht ein negatives motiv, wie misstrauen, polemik oder apologetik, sondern ein spezifisch religiöses interesse. Im mittelalter war die bibel das rechtsbuch der öffentlichkeit, aber sie war nicht im öffentlichen gebrauch. Die bibel soll nicht mehr gesetzkodex sein, sondern predigen vom verhältnis des menschen zu gott. Unter der arbeit an der kirchenpostille erweitert sich das gesichtsfeld. Die predigerkanzel wird ihm zu enge; er will zum ganzen volke reden. Kirchenpostille und Neues testament gehören zeitlich und gedanklich zusammen. Über der postille wird Luther zum bibelübersetzer. Der bibeltext in der postille, einschliesslich der bibelzitate, scheint ungefähr die mitte zu halten zwischen Septemberbibel und Vorlutherbibel. Der text des Septembertestaments zeigt konservatives zusammengehn mit der postille. Wie weit sie sich ursprünglich näherten, lässt sich nicht erweisen wegen des fehlens der Wartburgniederschrift. Der einfluss Melanchthons ist nicht zu überschätzen. Zu Luthers zeit war seine übersetzung hochmodern. Vom einfluss der sächsischen kanzlei merkt man nichts; er macht sich darüber sogar lustig. Er lehnt konsequent die früheren texte ab bei besserem verständnis veraltender wörter, bei grösserem verständnis der realien und bei zu wenig verbreiteten wörtern. Dazu kommt Luthers bekanntschaft mit der volkstümlichen literatur. Er allein hat übersetzungsgrundsätze, und unermüdlich bessert er von ausgabe zu ausgabe. Er will nicht wörtlich übersetzen, sondern dem geiste der deutschen sprache gemäss. Sprachliche eigentümlichkeiten werden mit grosser kunst beibehalten oder mit noch grösserer kunst verdeutscht, z. b. in der nachahmung des religiösen und poetischen tones der quelle, in assonanzen, stabreimen und wortspielen. — Die neue zeit der Lutherforschung beginnt 1893, da Buchwald in Jena Luthersche handschriften fand. Seit 20 jahren hat die Weimarer Lutherausgabe diesen schatz ausgebeutet.

3. sitzung vom 1. oktober nachmittags (zusammen mit der anglistischen, romanistischen, indogermanischen und volkskundlichen sektion).

Zu beginn weist prof. Hartmann-Berlin auf die bedeutung der südrussischen deutschen kolonien hin und bittet um beachtung der kolonie an der unteren Wolga, die nächstes jahr ihr 150jähriges bestehen feiert. Prof. Wrede erwähnt,

dass bereits die dialektgeschichte der Wolgakolonie von einem Deutschrussen in angriff genommen ist.

Darauf spricht dr. Ernst A. Meyer-Stockholm über den musikalischen akzent in den skandinavischen sprachen. Er weist innerhalb der skandinavischen sprache zwei verschiedene prinzipien des wortakzentes nach und veranschaulicht beide durch seine tonhöhenkurven. Axel Kock hat die geschichtlichen bedingungen für den eintritt der beiden akzentarten gewonnen. Der akzent 1 tritt nur ein, wo frühschwedische apokope vorliegt. Auf grund der akzentkurven nimmt er dann im gegensatz zur bisherigen wissenschaft eine neueinteilung der schwedischen dialekte vor. Akzent 1 tritt im dänischen als stosston auf und erscheint in den ripuarischen mundarten als der sogenannte rheinische akzent. Die erklärung für die ripuarischen mundarten ist bisher ebenfalls mit apokope- und synkopeerscheinungen zusammengebracht worden.

In der debatte bestätigt dr. Nörrenberg-Düsseldorf die ausführungen des redners über die ripuarischen mundarten. Dr. Frings-Bonn erklärt, dass die synkope und apokope nicht ursache, sondern folge des akzentes sind, und betont namentlich für die rheinischen dialekte, dass man die auch fürs schwedische geltenden zwei akzente beobachten müsse, nämlich die zirkumflexion im sinne der Sieversschen phonetik und die von ihm als 'schärfung' bezeichneten erscheinungen. Daraus löst sich das diphthongierungsproblem alter *i, û, iu*, die in den rheinischen mundarten zwei quantitativ und qualitativ verschiedene diphthonge ergeben haben.

Die 4. sitzung wird am 2. oktober um ½9 uhr von prof. Elster eröffnet.

Oberlehrer dr. Vogt-Görlitz spricht über die arbeit des verfassers der Vatnsdœlasaga. Der verfasser hat der sage die idee der *hamingja* aufgeprägt. Sie ist nicht nur glück, sondern charakter des geschlechtes; ihr eigentliches ideal ist die friedliche häuptlingstätigkeit. Die tugend des geehrt auf seinem hofe sitzenden häuptlings gipfelt in einer grossen milde, demut und frömmigkeit. Der dichter entwickelt bedeutende kunst in der zeichnung des derben, gutherzigen Jokull mit leichter ironie, und doch gesteht Þorsteinn ein, dass er in allen schweren lagen der brüder schutz ist. In stoffen alten stils tritt die *hamingja* nicht auf; in junge wird sie programmatisch eingeführt, und in einer reihe von ortsgebundenen talgeschichten hat sie ihre heimat. Ingimunds auswanderung und tod und der tod seiner enkel Guðbrandr und Ingolfr stehn nicht unter der *hamingja*idee; aber gerade diese stoffe sind alt. Alt ist der Finnenzauber und das walten der *forlǫg*. Tatsachen sind die Guðbrandr- und Ingolfrgeschichten, wenn auch in der zeit falsch dargestellt. Wir sind mitten in der welt der streitgegenstände der alten sagen, weiber, fischerei, blutrache. Jung sind die stoffe, wo die *hamingja*idee auftritt. Die sprache zeigt alle kennzeichen romantischen vortrags. Parallelismus des ausdrucks wird häufig durch alliteration verstärkt. Stark prägt sich psychologische analyse in selbstgespräch und wechselrede aus. Ort und zeit liegen weit ab, die kunstmittel der rede steigern sich in der schlacht im Hafrsfjord und bei der emphatischen einführung der königsmacht Haralds. Die stoffe schweben wegen der inkonsequenz ihrer vorstellungen in der luft; der gegensatz von romantisch-christlichem rittertum und heidnischer sagengemässer denkweise kommt mehrfach vor. Der christliche charakter des erzählers bricht entscheidend in den bildern vom edlen räuber und wiking durch. Aus dem räuber wird ein christlich gebrochener sünder. Diese gedanken sind nicht etwa interpolationen, sondern sind der gedanken-

kreis der saga. Wo der verfasser geformten stoff wiedergab, war er gebunden, wo er frei schuf, tritt seine art am deutlichsten hervor. Ganz ähnlich liegt es beim verfasser der Egilssaga. – Die *hamingja*idee ist wurzelecht in den geschichten von Þorsteinn Ingimundarson. Sie sind alle ortsgebunden, und die *hamingja* ist nur waffe im kampfe gegen zauber. Aus lokalsagen hat der verfasser der Vatnsdœlasaga die *hamingja* aufgenommen und zum leitgedanken seiner erzählung gemacht, und man kann sehen, wie er die idee verarbeitet hat. In der alten talgeschichte ist sie konkret gegen den zauber gerichtet und hat sonst keine bedeutung. In geschichten jüngeren stils ist sie vielgestaltiger, unbestimmter und gerade kraftlos gegen den zauber. Der vergleich der Landnáma mit der Vatnsdœlasaga ergibt, dass die Landnáma den bericht über eine *hamingja*lose geschichte gibt, ja dass sie sogar einen fluch als über dem geschlechte schwebend gekannt hat. Die *hamingja*idee fehlt in der Landnáma gerade in den als jung erkannten stücken, und sie tritt in der Þorsteinngeschichte auf, wo sie als lokalsage schon als wurzelecht erkannt ist. Eine genaue parallele zur fluchtgeschichte bietet die Orkneyingasaga von Einarr klíningr. Es ist damit also eine überlieferung nachgewiesen, die die *hamingja* nicht gekannt hat und vom verfasser der Vatnsdœlasaga umgearbeitet worden ist. Die arbeit des verfassers dem stoffe gegenüber ist eine grosse tat und sehr selbständig. Stark ist schon die einwirkung des geistes der Fornaldarsǫgur und der romantischen sǫgur. Die chronologie ist schlecht; neigung zum märchenhaften und lust an zaubergeschichten erweisen den verfasser als freien erzähler und fabulierer. Die ortskenntnis erweist ihn als sohn des Vatnsdals. Er wollte das im tale herrschende geschlecht verherrlichen. Wenn er dabei die *hamingja* dem ganzen geschlechte als familieneigenschaft aufprägte, so folgte er damit nur einem sehr verbreiteten kompositionszuge der Íslendingasǫgur, der darstellung der verwandtschaft im charakter. In der debatte stimmt prof. Gering-Kiel dem vortrage bei; es gehe daraus wieder hervor, dass die Íslendingasǫgur nicht geschichtliche quellen, sondern historische romane sind.

Darauf sprach prof. Reuschel-Dresden über Goethes gedicht 'Der Gott und die bajadere'.

Das Ebersdorfer gesangbuch ist nach den bekenntnissen der Klettenberg das mittel zur erweckung geworden. Mit liedern daraus hat die frau rat die sterbende getröstet. Darin ist eins: 'Eins ist not; ach herr, dies eine lehre mich erkennen! Alles andre, wie es scheine, ist ja nur ein schweres joch.' In der 3. strophe 'Die Maria war beflissen' wird auf Lukas X 39, die geschichte der Maria und Martha, hingewiesen. In den gedichten der Klettenberg finden sich enge anlehnungen. Es ist auch mehr als zufall, wenn es in Dichtung und wahrheit bei schilderung von Lavaters und Basedows besuch heisst, Basedow brachte das mit, was not sei, nämlich eine bessere erziehung der jugend. Anfang 1795 schrieb Goethe die Bekenntnisse einer schönen seele. Das zusammenleben mit der Klettenberg und Lavater erstand ihm mit voller deutlichkeit. Dass er den Züricher wundertäter nur beiläufig erwähnte, lag an dem längst erfolgten bruche. Lange nach den bekenntnissen vernichtete er die briefe der Cordata. Am 6.–10. juni 1797 erwuchs 'Der Gott und die bajadere'. Auf die wahl des metrums wirkte das lied 'Eins ist not'. Für Goethe war Maria, die schwester der Martha, und die büsserin eins. Also haben wir auch in der 3. liedstrophe eine stoffquelle für das gedicht, das ebenfalls ein bruchstück von Goethes lebensbeichte ist. In dem venezianischen epigramm, 'Lange sucht' ich ein weib mir', hat man schon lange eine vorstufe der

ballade gesehen. Das verhältnis zu Christiane hat schon A. W. Schlegel im auge gehabt. Die überzeugung, im stande der erwählten zu sein, hat Goethe sicher mit Cordata geteilt. Aus den jahren 1782 83 haben wir daten, die auf die konzeption hinweisen, vor allem Sonnerats Reisebeschreibung.

In der debatte bemerkt prof. Wolff-Kiel, die betonung des christlichen einschlags berühre nur eine seite des gedichtes. In wirklichkeit wird hier die naiv-klassische lebensauffassung christlich verklärt. Goethe schiebt unwillkürlich sein eigenes leben dem berichte des Sonnerat als substrat unter. Auch in der inneren form muss der zeitpunkt festgelegt werden, den für die idee der redner richtig betont hat. Die formung des stoffes wäre wenige jahre früher unmöglich gewesen. Erst durch die freundschaft mit Schiller überwindet Goethe die form der ballade, die eine objektive erfassung der naturelemente widerspiegelt (König in Thule, Erlkönig, Fischer). Jetzt werden natur und geist eins.

Prof. Rosenhagen-Hamburg berührt die neigung der neueren literarhistoriker, personen nicht einfach beim namen zu nennen. So hat der vortragende anfangs zwar zweimal die Klettenberg beim namen genannt, dann aber beständig nur von 'Cordata' gesprochen. Durch die anwendung einer art von altgermanischer stilvariation, einer art kenningar, die der gewöhnliche mensch nicht weiss, erschweren sie unnötig das verständnis.

Darauf behandelt dr. Stammler-Hannover die aufgaben der Schillerphilologie.

Die literarisch-philologischen probleme sind über den philosophisch-ästhetischen vernachlässigt worden. Not tun studien über Schillers vorgänger und zeitgenossen, besonders Shakespeare, Stürmer und Dränger, hauptsächlich Klinger, dann Wieland und Herder. Neben Ernst Maass' 'Goethe und die antike' gehört 'Schiller und die antike'. Auch die wandlung der auffassung Schillers vom altertum ist zu untersuchen. Was empfieng er von der romantik und was entnahm sie ihm? Warum und mit welchen waffen bekämpft sie ihn? Schellings stellung zu Schiller. Schillers sprache vom jugendlich steifen stil der akademieaufsätze zum übertriebenen pathos und schwulst der Stuttgarter und Mannheimer jahre und über die philosophischen aufsätze zum hohen pathos des Tell und zum Demetrius ist zu betrachten, wobei man auf Sievers' und Sarans untersuchungen fussen muss. Auch die metrik ist zu untersuchen. Die quellengeschichte der Räuber und die geschichte des Don Carlos ist noch nicht geklärt. Wie ward der dichter des Don Carlos zum dichter des Wallenstein? Zur Jungfrau von Orleans ist die quellenfrage noch gar nicht gelöst, abgesehen von schwachen versuchen in schulprogrammen. Es steht noch nicht fest, was Schiller meinte, als er das stück eine romantische tragödie nannte. Was bedeutet überhaupt der schwarze ritter? Der einfluss von Klingers 'Zwillingen' auf die 'Braut von Messina' wird nicht genügend betont. Wie steht es mit der Einwirkung des 'Alarkos'? Über die fragmente und pläne werden die meinungen stets getrennt bleiben. Es fehlt eine historisch-kritische Schillerausgabe. Innerhalb der drei hauptgebiete gedichte, drama, prosa muss sie chronologisch sein. Die germanistische sektion soll wegen einer neuen ausgabe eine resolution fassen.

In der debatte verlangt prof. Petersen-Basel ebenfalls eine neue ausgabe, die nach seiner ansicht bei der Goethegesellschaft auf widerstand stosse. Prof. Michels-Jena verteidigt die Goethegesellschaft, will aber bei ihr einen etwaigen antrag der sektion unterstützen. — Prof. Petsch-Cambridge bedauert die ungenügenden forschungen zu Schillers philosophie. Prof. Wolff-Kiel unterstützt

Stammler. Das ergebnis ist, dass der vorstand die resolution der Goethegesellschaft übermitteln soll.

Darauf handelt dr. Zinkernagel-Tübingen über 'die katastrophe in Lessings 'Emilia Galotti''. Der tragische ring ist in der Emilia nicht geschlossen. Der fehler springt so in die augen, dass Lessing ihn gesehen haben muss. Vielleicht gibt die entstehungsgeschichte darüber auskunft. Der dichter verlor erstens über der arbeit die lust, und zweitens konnte er keinen schluss finden. Unter dem drängen des theaterdirektors hat er sich zum schlusse gezwungen. – Was befriedigte Lessing nicht, und warum fand er keinen schluss? Er wollte anfangs eine intrigentragödie schreiben. Durch andere wird die heldin in schuld und verderben getrieben. Von vornherein hat er das politische motiv ausgeschaltet. Nachher fand er aber keinen ausweg mehr, darum wich er von der intrigenkomödie ab und schuf einen psychologischen schluss, indem er die tragödie in die seele der heldin verlegte. Sie ist am ende nicht mehr die gegnerin des prinzen, sondern fühlt ihre sinnlichkeit und schwäche. Der bruch liegt im 7. auftritt des 5. aufzuges in den worten: 'Und nur eine unschuld'. Der dichter hat an diese lösung selbst gar nicht gedacht, wie sich aus der entstehungsgeschichte nachweisen lässt. Er hat nur einen blick getan ins land der psychologischen tragödie (Faust, Iphigenie, Tasso); er ist unser Moses, der die gesetzestafeln schuf, aber nur einen blick ins gelobte land tun durfte. In der debatte meint prof. Castle-Wien, die tragödie sei darin zu suchen, dass Emilia nicht weiterleben konnte, weil sie innerlich gebrochen war. Sie musste entweder sterben oder ins kloster gehen. Lessing entschied sich im gegensatz zur katholischen weltanschauung im sinne des aufklärungsjahrhunderts. Prof. Sprengel-Frankfurt a. M. stimmt dem zu und will die psychologische vertiefung nur schon früher sehen. – Ihm stimmt prof. Saran-Erlangen bei. Prof. Petersen weist wieder auf das intrigenstück hin, während dr. Meyer-Benfey und prof. Wolff Sprengel zustimmen.

Ein schlusswort von prof. Wrede beendigt die sitzungen der germanistischen sektion.

BRESLAU. KONRAD GUSINDE.

MISZELLEN.

Das sogenannte 'Liederbuch der herzogin Amalia von Cleve-Jülich-Berg'.

Im jahre 1912 ist eine reihe deutscher handschriften aus England nach Deutschland zurückgekehrt und der Kgl. bibliothek zu Berlin überwiesen worden (Zentralblatt für bibliothekwesen 29, s. 465). Hierunter befindet sich 'Das liederbuch der Amalia von Cleve'.

Der inhalt dieser volksliedersammlung aus dem 16. jh. war zunächst nur aus einer durch einen Frankfurter schneidergesellen angefertigten abschrift bekannt. Uhland veröffentlichte in seinen 'Alten hoch- und niederdeutschen volksliedern' (1844) daraus 5 stücke vollständig und 2 teilweise. Dann teilte Bolte im 22. Bd. (1890) dieser zeitschr. s. 397 ff. die übrigen in der abschrift verzeichneten lieder mit.

Die nunmehr uns wieder zur verfügung gestellte urschrift weist aber noch ein weiteres volkslied auf, das durch breite tintenstriche möglichst unleserlich gemacht werden sollte. Wahrscheinlich stammt von demselben, der an dem inhalt des liedes anstoss nahm, ein ebenfalls verwischter eintrag auf dem ersten blatt, aus dem ich die worte 'bycht' und 'buyss' herauslesen zu können glaube.

Das lied selbst, Die klage einer ehefrau, habe ich folgendermassen entziffert:

1. Ich klage mich siere, ich armes wyf,
   kratze myn stoltzen lyf.
   Dye floe doynt mich byssen,
   myn gewant doyn ich zerryssen.
   Wust ich darvur eyn vrunt,
   der myrs verdryven kunt.

2. Dae geve ich alles umb
   myn man ligt wie eyn stumb,
   hylft myr geyn floe eynstucken,
   fliest nachtz yn synen schuhen
   recht wie eyn vulles swyn
   hat ym gedain der wyn.

3. Och got, wie sall ich halden huys?
   myn man, der leift ym suys,
   kompt zo der mythernacht heymhyncken.
   Der wyn ded uys ym styncken,
   daezu stynck ym das muyll
   im bett (bart?), dae ist hy fuyll.

4. Geine freude ich van eime hayn,
   dat macht syn wynegayn,
   dae zu syn groysses follen.
   Liege ich uf eyner zynnen
   Und fiele yn Reyn hynaff
   were mit mir eyn groysse freudt.

5. Sterv hy vor Collen hyn
   so wulde ich mynen syn
   zo eynem jongen setzen,
   der myr des leytz ergetze,
   der myr die floe verdryf,
   syn eigen ich blyf.

Ist dies lied auch anderwärts bekannt und belegt?

Die beschreibung des originals des liederbuches hat Priebsch in seinen 'Deutschen handschriften in England' I, s. 105 f. (Erlangen 1895) geliefert. Nach erneuter untersuchung bin ich in der lage, seine bemerkungen zu ergänzen und zu berichtigen.

Auf dem letzten blatt findet sich der spruch: 'Evech seyn eygen stedech sonder scheiden'.

Die unterschrift auf blatt 24b heisst nicht: Ammellya, sondern Aemmellya. Der name dieser dritten tochter des herzogs Johann von Jülich-Cleve-Berg, die 1517 geboren und unvermählt 1586 in Düsseldorf gestorben und begraben ist, begegnet in den formen: Amalia, Amelia, Aemelia, Aemilia, sogar Emilia. Die biographie dieser niederrheinischen prinzessin, in deren leben fruchtlose heiratverhandlungen und ebenso vergebliche bekehrungsversuche zum katholizismus eine rolle spielen, veröffentliche ich in dem 'Düsseldorfer jahrbuch, Beiträge zur geschichte des Niederrheins', Bd. 26, s. 35 ff.

Die unterschrift auf blatt 27a heisst nicht: J. I. V. Leutzerrardt, sondern 'Jo. v. Leutzenraedt 1560'.

Den inmitten römisch-rechtlicher erörterungen (sätze von Paulus und Pomponius nebst randglossen) auf der innenseite des rückendeckels befindlichen namenszug: 'Kathryn van Haitzfelt' hat schon Priebsch entdeckt. Dass dieser in der tat

der ursprünglichen besitzerin des liederbuches angehört, beweist untrüglich eine inschrift auf der innenseite des vorderen deckels, die bisher unbeachtet geblieben ist. Hier sind nämlich am oberen rande die in ganz kleinen buchstaben geschriebenen verse zu lesen:

> 'Kathryn van Hatzfelt gehoert dat buoch.
> got geff eyr er und gut
> und gevv er, waet sy daer zo begert,
> dat sy des moege seyn gewert.'

Da diese verse dieselben schriftzüge aufweisen wie die meisten stücke des liederbuches, so besteht kein zweifel, dass wir in Katharina von Hatzfeld die ursprüngliche sammlerin vor uns haben. Das lied mit der unterschrift der prinzessin Amalie ist demnach, welche möglichkeit schon Priebsch hervorhebt, nichts anderes als 'eine erbetene spende der herzogin zu dem stammbuch einer freundin oder hofdame'.

Diese Katharina von Hatzfeld ist wohl jene trägerin dieses namens, von der bezeugt ist, dass sie in naher beziehung zum Düsseldorfer hof stand, nämlich die gemahlin Werners von Hochsteden, der in den jahren 1532—1558 das amt eines hofmeisters des herzogs von Jülich bekleidete. Dass sie mit der fürstlichen familie befreundet war, geht aus der tatsache hervor, dass wir sie 1556 als taufpatin einer allerdings früh verstorbenen prinzessin mit namen Elisabeth sehen, einer tochter des herzogs Wilhelm des reichen, des bruders Amaliens. Auch noch nach ihrer vermählung wurde Katharina mit ihrem mädchennamen genannt, was aus einer notiz in dem tagebuch des am hofe zu Düsseldorf weilenden sekretärs Gabriel Mattenkloet hervorgeht, wo sie 1556 genannt wird: 'Catharina ab Haetzfeld, uxor Werneri ab Hosteden Hoffmeisters' (Lacomblet, Archiv für die geschichte des Niederrheins V, s. 281).

Die in frage stehende Katharina stammte aus der linie Hatzfeld-Weisweiler. Die erwähnten tatsachen beweisen wohl, dass sie allein von den 8 Katharinen, die das weit verzweigte geschlecht derer von Hatzfeld im 16. jh. aufweist, diejenige persönlichkeit ist, der wir die reichhaltige volksliedersammlung zu verdanken haben.

Die in dem liederbuche ebenfalls mit einer eintragung vertretene person 'Jo. von Leutzenraedt' gehört der familie von Lützenrath an, die einst desgleichen in beziehung zu dem hofe des herzogs von Jülich-Cleve-Berg stand. Vermutlich ist unter dem 'Jo.' eine Johanna zu suchen. Eine solche ist mir zwar nicht bekannt, wohl aber ein Johann von Lützenrath, der von 1560—1584 amtmann des bergischen amtes Windeck an der Sieg war. Er war ebenfalls mit der familie von Hatzfeld befreundet; er heiratete nämlich Judith von Selbach-Hatzfeld-Crottorf.

Der prosaische vermerk auf dem letzten blatt rührt wohl von der ersten besitzerin her. Er lautet: 'Yn dye wesch gedain V hymden, VIII haylsdock, VIIII muissen, XI steycken (was ist dies?), V hullen, IIII par mouwen, XI snuifdoeck, II lyntter, I lepken, I boersdoecken.'

DÜSSELDORF. KARL SCHUMACHER.

LITERATUR.

Carl von Kraus, Der heilige Georg Reinbots von Durne nach sämtlichen handschriften. [Germanische bibliothek, dritte abteilung. 1. bd.] Heidelberg, Winter 1907. LXXXIV, 308 s. 10 m.

Die unzulässige verzögerung, mit welcher die besprechung dieser wichtigen zweiten ausgabe von Reinbots Georg (vorher hrg. von F. Vetter, Halle 1896) hier erscheint, fällt allein dem referenten zur last. Das buch ist schon lange keine neuheit mehr, sondern ein wenig schon ein stück geschichte der deutschen philologie. Als bedeutendste kritische ausgabe in grossem stil der letzten zeit gehört es zu den werken, welche jeder, mag er sie in manchen dingen auch ablehnen oder bezweifeln, zu berücksichtigen hat, der sich mit ähnlichen aufgaben beschäftigt. Deswegen ist es angebracht, auch eine nachträgliche prüfung nicht zurückzuhalten. Diese wird erleichert, aber auch erschwert dadurch, dass der herausgeber seine vorbereitenden studien so ausführlich vorgelegt hat, wie es selten geschieht und auch nicht immer wiederholt zu werden braucht: zuerst in seiner besprechung der ausgabe von Vetter, Anz. f. d. altert. 25, 38 ff., dann in den 'Metrischen untersuchungen über Reinbots Georg' in den Abh. der kgl. ges. der wiss. zu Göttingen 1902 und in der Einleitung zur ausgabe selbst. Während die rezension im Anz. die grundlage für die beurteilung der handschriftlichen überlieferung brachte, legten die metrischen untersuchungen, bei sauberster übersichtlichkeit, das vollständige material für das verhältnis von wort und vers vor, indes die einleitung, eine, allerdings inhalt- und gehaltreiche, auswahl aus eingehenden studien bietet, welche sich fast ausschliesslich wieder mit der kritik der überlieferung beschäftigen, während andere fragen, die sonst in solchen einleitungen behandelt werden, mit gedrängter knappheit in den anmerkungen untergebracht sind. Das register gibt dazu die nötigen verweise. Alles das ist grade genug, um einen zu nötigen, wieder von vorne anzufangen, wenn man die sache hat aus der hand legen müssen — ein wesentlicher grund für die verzögerung dieser anzeige.

Das wesentliche, was über das buch zu sagen ist, hat bereits vor längerer zeit Helm in einer ausführlichen besprechung gebracht (Anz. f. d. altert. 32, 277 ff.), wo er das gute, man darf sagen vorbildliche der ausgabe, wie auch ihre eigenart und ihre mängel treffend ins licht gestellt hat. Es ist nicht zu vermeiden, dass seine ausführungen zum teil wiederholt werden, ohne dass besonders darauf verwiesen wird. Der grösste vorzug der ausgabe, das darf, obwohl allgemein anerkannt (vgl. auch Lit. zentralbl. 58, 610 f.), noch einmal gesagt werden, liegt in der kritik der überlieferung, in welcher der hrg., übrigens auf das vorbild von Zwierzina, Zfda. 37, 129 ff., 356 ff., (über die überlieferung des Gregorius) sich berufend, die individuellen eigenschaften der einzelnen zeugen, ihre absichtlichen und unabsichtlichen fehlerquellen vortrefflich dargelegt und für ihre glaubwürdigkeit bewertet hat. So weit sein text sich hierauf gründet, lässt er wohl, was bei der dürftigkeit und der jugend der überlieferung nicht anders geht, zweifel, aber nie einfache aburteilung zu. Anders steht es mit dem einfluss, den der hrg. seinen anschauungen über den vers Reinbots bei der gestaltung des textes eingeräumt hat. Es ist hier zwar nicht die aufgabe, die 'Metrischen untersuchungen' zu kritisieren, welche bei aller anerkennung der positiven arbeit, grundsätzlich teils widerspruch, teils bedenken er-

weckt haben, vgl. Kauffmann, Zeitschr. 36, 52 ff.; Saran, Jahresber. 1902, 177 ff.; Heusler, Anz. f. d. altert. 30, 186 ff.; Brenner, Lbl. f. germ. u. rom. philol. 1906, 259 ff. Aber Kraus hat inzwischen in einem punkte seine auffassung geändert und gibt darum eine anzahl von versen etwas anders, als sie in den Untersuchungen zu lesen sind. Er ist jetzt der meinung, dass Lachmanns enge regeln für die zulässigkeit der zweisilbigen senkungen für Reinbot volle geltung haben, während er ihnen früher einen weiteren bereich liess. Daraufhin hat er orthographische, auch andere änderungen vorgenommen, welche recht bedenklich sind. Zunächst ein beispiel für eine den wortbestand angreifende textform (ob dieser vers in den Untersuchungen behandelt ist, habe ich nicht feststellen können, ich habe ihn nicht da gefunden, wo er hätte erwähnt werden können); *da begunc doch eine mâze an und gedenke du sîst ein wîse man* 881 f. So lautet der text nach dem übereinstimmenden zeugnis der hss., mit ausnahme von Z, dem *du* fehlt, das dafür 881 *du* statt *da* liest. Dem folgend streicht Kraus das *du*. Z zeichnet sich aber grade durch die menge seiner sinnlosen änderungen aus, 'weist aber durch seine art zu fehlen fast immer auf das echte hin' (XLV): dafür ist dies doch ein musterbeispiel[1]. Die zweisilbige senkung hier ist aber von einer art, wie sie in den Metrischen untersuchungen (§ 219) noch anstandslos passierte. Von den orthographischen vereinsilbigungen, wenn man so sagen darf, sind dann sehr häufig die fälle mit den endungen *-en*, *-er*, zunächst bei folgendem vokal: z. b. 1047 *hie reiten an dirre stunde* wird Metrische untersuchungen § 158 unter den 'zweisilbigen (sprachlich jedoch wohl überall einsilbigen) senkungen' angeführt; im text steht dann *reitn*. 'Sprachlich' einsilbig kann doch nur so gemeint sein, dass die konsonanten *tn* mit *an* zusammen eine silbe bilden. Dann müsste diese silbenbildung als der sprache Reinbots natürlich nachgewiesen werden (ostschwäbisch?). Im allgemeinen liegt sie dem deutschen nicht und bedeutet eine besondere umschaltung des sprechapparats, eine besondere anstrengung, welche grade das gegenteil von dem bewirkt, was leichte senkungen und damit der regelmässige wechsel von hebung und senkung sind, nämlich flüssigkeit. Möglich ist sprachliche einsilbigkeit durch assimilation des nasals: *gloum* anstatt *glouben*, *herzon* anstatt *herzogen;* aber da kommt wieder die frage: sind diese bei Reinbot anzunehmen? Noch schwieriger ist es, wenn konsonanten folgen: *dâ wurdn gerüeret diu lit* 1235. Von *wurdn* soll es freilich nach den Metrischen untersuchungen § 158 eine einsilbige form gegeben haben: wie lautete die? Bedenken ähnlicher art macht die schreibung *des herrn Ezechjels porte* 945 *und kom durch Ezechjêls tor* 4090, wo alle hss. *Ezechielis* haben. Einsilbig ist es *Ezechels*, mit unterdrückung des stimmtons, da stimmhafter spirant nach stimmlosen zwar nicht unmöglich ist, aber schon etwas silbisches enthält, so schwach es auch ist. Wie soll man aber *Gabrjels* 983 zweisilbig sprechen? Es sieht kaum noch zweisilbig aus. Wenn eine solche metrische regel die kraft haben soll, sprachformen zu bestimmen, so muss sie unbedingt sicher sein und keine ausnahme zulassen. Kraus argumentiert umgekehrt: weil diese fälle die einzige ausnahme sein würden, müssen sie in die form einsilbiger senkungen gebracht werden (s. LXXVII). Eben weil sie zweifelhaft sind, und — muss man doch sagen — weil der unbefangene leser hier überall zweisilbige

1) (Korrekturnote.) Die angabe ist nicht ganz genau. Das im text unentbehrliche *du* ist zwar in allen hss. ausser Z überliefert, aber in der umstellung *sist du*, was als fehler ihrer gemeinsamen grundlage (Kraus s. LXX) sich erklärt. Der fehler von Z in 881 setzt aber auch das *du* in 882 voraus. In der vorlage war an dieser stelle der vers nicht abgesetzt.

senkung, wenn auch nur mit schwachem silbischen *n* oder *r (wunder und wunder da geschach* 5348), sprechen wird, darum empfiehlt es sich, den sonst überall gebrauchten vokal der endung zu setzen (und das *i* in den fremden eigennamen). Solche wortbilder haben in einer ausgeglichenen schreibweise doch keine absoluten lautwerte: wenn ich sie in den text setze, gebe ich spielraum; aber nicht, wenn ich eine von der norm abweichende nehme — die will etwas besonderes bedeuten.

Der hrg. hat den text normalisiert, weil die hss. von der entstehungszeit des gedichtes um 100-200 jahre abliegen, und weil keine den anspruch erheben kann, der heimat des dichters anzugehören [1]. Vielleicht wäre es besser, zu sagen: weil die heimat des dichters nicht genügend feststeht. Kraus hat die für die heimatbestimmung in betracht kommenden reime und lexikalischen tatsachen in einer anmerkung zusammengestellt (zu 1567 f.), wie es scheint, schon dadurch andeutend, dass ihm der fall noch problematisch ist. Es kommt auch nichts heraus als eine bestätigung der von Zwierzina zuerst bemerkten, später auch von Fr. Wilhelm (s. u.) begründeten nahen beziehung zum obd. Servatius. Weil Zwierzina diesen nach Augsburg setzt, so ist Kraus geneigt, auch den Georg dort einzugemeinden. Diese ansetzung ist von Fr. Wilhelm (Beitr. 35. 360 ff.) bestritten worden und dafür die Oberpfalz behauptet. Man darf diesem soweit folgen, dass man zunächst die sprachlichen gesichtspunkte beiseiteläßt, und kann ihm auch einzelne seiner behauptungen entnehmen, ohne seine beweisführung im ganzen zu billigen [2]. Bekanntlich hat R. den Georg im auftrage des herzogs von Bayern und pfalzgrafen vom Rhein Otto und seiner gattin verfasst, welcher 1231-1253 herzog war. Bekannt und oft genug besprochen sind die stellen, in welchen Reinb. seine persönliche verhältnisse berührt. a) *nu hat ez mir verboten gar von Beiern diu herzogin, der ich underhœric bin* 54 f.; b) *umb daz gezelt was der krademe daz der markt ze Leine nie noch der dâ ze Werde hie nie gwünne den braht noch gedranc* 1556 ff.; c) *des herzogen und der herzogin, der beider tihter ich hie bin, ich von Durne Reinbot* 6129 ff. Für *Leine* kommt in betracht ein ort im heutigen Oberösterreich, im Innviertel, bezirk Schärding (Kraus zu 5329). Ausserdem nennt R. das benediktinerinnenkloster *Giselvelt*, jetzt Geisenfeld, südöstlich von Ingolstadt, und den Chiemsee. Er war also ein Bayer (Vetter s. CXI). Höchstens kann man daneben sagen, er war von geburt Pfälzer (Walldürn, E. Schröder, Anz. f. d. altert. 43, 87); dann müsste er aber so früh nach Bayern übergesiedelt sein, dass sein gesichtskreis sich auf dies land beschränkte und er dessen mundart annahm. Denn so weit es bestimmbar ist, gehört sein gedicht sprachlich nach Bayern, vielleicht in den osten (reime *û : ou*,

1) Immerhin steht die Wiener hs., welche nach Lessiaks bestimmung aus Nordbayern, vielleicht Niederösterreich stammt, der wahrscheinlichen heimat nicht fern. Charakteristisch sind u. a. die 'swarabhakti'formen *perig*, *furichten* u. ä. Bei dieser Gelegenheit mache ich auf die umfangreichste und zugleich genau datierte prosaquelle für das österreichische aufmerksam. Es ist das ein in 4 teilen angelegtes populär-theologisches lehrbuch, hergestellt für den edlen herrn Lamprecht von Wallsee, 'die zeit hauptmann ob der Enns'. Von diesem befinden sich auf der erzbischöflichen bibliothek zu Kalocsa zwei teile, der vierte, eine erklärung der magnificat, vollständig in der originalniederschrift von 1416, in einem prächtigen pergamentbande, ms. 26, und der dritte, erklärung des glaubens, in einer abschrift, papier, 15. jh., ms. 101. Von beiden habe ich für das handschriftenarchiv der kgl. preuss. akademie eine beschreibung geliefert. Auch hier finden sich *zwelif*, *eribe*, *voricht*.

2) Eine kritik derselben liegt in den folgenden ausführungen einbeschlossen.

form *kindel*; beachtenswert auch die lexikalischen beziehungen zu Regensburger und benachbarten literaturdenkmälern, die Wilhelm beobachtet. Auf die Pfalz als geburtsland — was uns nur seinen namen erklären würde — kommt man, wenn man in *underhœric* (a) ein geborenes untertanenverhältnis findet. Dann hätte die herzogin, tochter des früheren pfalzgrafen, ihn gewissermassen mit in die ehe gebracht. Aber *underhœric* braucht das nicht zu bezeichnen: es ist kaum etwas anderes als das *undertænic*, mit welchem kurz vorher das verhältnis des fürstlichen paares zum nothelfer Georg ausgedrückt wird v. 24. Hiermit fällt auch Augsburg als heimat des dichters oder als entstehungsort des gedichtes. Diesen gibt er nun, scheint es, in (b) an. Die stelle muss mit der andern zusammengestellt werden, wo er durch *hie* den ort, wo er schreibt, andeutet (c). An der sachlichen erklärung ist nach Wilhelms ausführungen — die ihre wirkung leider durch ihre umständlichkeit beeinträchtigen — nicht mehr zu zweifeln. Es ist Wörth an der Donau, zwischen Regensburg und Straubing[1]. Ist es aber auch der ort, wo R. schrieb? Nach (c) befindet er sich am wohnsitz, doch auch im hause des herzoglichen paares. Wörth aber gehörte zum fürstbistum Regensburg (darüber näheres bei Wilhelm), kommt also dafür nicht in betracht. Der scheinbare widerspruch mit R.s angabe, löst sich, wenn man den wortlaut genauer prüft. *dâ ze Werde hie* wäre eine unerhört nachlässige ausdrucksweise für 'hier in Wörth'. *hie* findet sich bei R. sehr häufig in direkter rede als reimwort, oft als ziemlich leeres füllwort, aber niemals widersinnig, nie anders als wirklich auf den ort des redenden weisend. *dâ* und *hie* in einem atem auf denselben ort bezogen, wäre doch recht stark. So müssen wir *hie* in gegensatz zu *Leine* stellen und das adv. im weiteren sinne fassen (D.wb. IV, 2, 1339) als 'in diesem lande, dieser gegend', zugleich aber schärfer, 'diesseits des Inn', im gegensatz zu Leine, 'jenseits des Inn'. So liegt der herzogliche wohnsitz, an welchem R. den Georg schreibt, zwischen Wörth und dem Inn: da kommt doch in erster linie Straubing in betracht.

Was stellte er aber als *ingesinde des edeln herzogen* eigentlich vor? Bei aller vorsicht dürfen wir seinen dienst als einen dauernden, als eine 'feste anstellung' bezeichnen. Das zeigt der ganze ton der persönlichen stellen des gedichtes, und auch der ausdruck *der beider tihter ich hie bin*. Was heisst aber *tihter* hier? Dichter in unserem sinne doch kaum, denn wir können uns schwer vorstellen, dass jene fürstlichkeiten sich einen mann gehalten hätten, nur um solche gedichte für sie abzufassen. Es handelt sich ausserdem bei dem Georg um einen einmaligen ganz besonderen auftrag, den er erhält, weil er nach seinen sonstigen leistungen als der geeigneste scheint. Man könnte an einen hofminnesänger denken, aber das würde nicht so durch *der beider tihter* ausgedrückt werden[2]. Die nächstliegende bedeutung ist hier *dictator*, *prosator*: ein mann, der schriftliche arbeiten, briefe, urkunden nach anweisung entwirft, ein sekretär. Dass ein solcher mann, auch deutsche gedichte vorlesen und abschreiben musste, das sich vorzustellen, bedarf keiner besonderen phantasie, und das bild, das man sich von seinen schriftstellerischen kenntnissen und fähigkeiten und seiner literarhistorischen zugehörigkeit machen muss, passt durchaus dazu. Nur ein einwand bleibt: warum nennt er den schreiber des Georg

1) Donauwörth, die schwäbische reichsstadt, wurde, wie in schulbüchern zu lesen steht, erst 1607 dem kurfürsten Maximilian überantwortet.

2) Minnesanglich getönte stellen wie 5361 ff. zeigen, dass er minnelieder kennt, was eigentlich sich von selbst versteht. Auch ist nicht ausgeschlossen, dass er auch minnelieder verfasst hat: aber das schwebt in der luft.

dreimal *schrîbære? tihter* ist wohl als der weitergehende ausdruck, der auch die selbsttätige poetische produktion bezeichnet, der ausdruck des selben selbstbewusstseins, wie es in dem folgenden verse sich zeigt: *ich von Durne Reinbot* (mit wiederholung des *ich*).

Aus solchen erwägungen muss man es bedauern, dass es nicht angängig sein soll. die oft zitierte urkunde, die ein Reinbot im Jahre 1240 in Straubing aufgesetzt hat, auf den dichter des Georg zu beziehen. Steinmeyer hat gezeigt, dass dieser *notarius Reinboto* ein mann sei, der sich im dienst des grafen von Ortenberg[1] von 1235–1240 verfolgen lässt (Anz. f. d. altert. 17, 145 f.). Nun ist, nach Steinmeyer, dieser selbe graf 1241 gestorben. Könnte sein notarius nun nicht danach in den dienst des herzogs getreten sein? Das sind nicht so müssige fragen, wie es zunächst scheinen mag. Es wäre sehr erwünscht, hierfür urkundliche grundlagen zu haben, weil wir damit in der lage wären, einen der schriftsteller dritter ordnung der auf die führenden vertreter des epos folgenden generation in seinen äusseren lebensbedingungen aufzufassen; vielleicht können wir auch sagen, einen der leute, in deren händen die erste verbreitung der texte gelegen hat. Von alledem dürfte aber das eine sicher sein: R. war ein mann von verhältnismässig niederm range. Er kann unmöglich ein glied jenes bedeutenden Oberpfälzer adelsgeschlechtes von Dürne gewesen sein, welchem Wilhelm ihn mit bestimmtheit zuweist. Allerdings legen die dankenswerten nachweise, die er für diese familie gibt, und die auseinandersetzung über deren sitz (jetzt Hinter- und Vorderthürn), es nahe, dass R. jenem seinen namen verdankt und also dort, wohl als untertan des herrn von Dürne, gegeboren ist. Wichtiger aber als der geburtsort und die erklärung seines namens, ist der schauplatz seiner lebenstätigkeit, und das ist jene gegend zwischen Regensburg und Passau gewesen (so auch Vetter CXI).

Als Bayer hat er nicht nur anstatt des alten *û*, sondern auch für *î* und *iu* diphthonge gesprochen. Dass sich diese für die beiden letzten nicht im reime geltendmachen, ist nichts wunderbares. Es ist aber eine ganz andere frage, ob die diphthongisierung in der orthographischen gestalt des textes zum ausdruck kommen soll. Grade in der durchführung von *î*, *û*, *iu* betätigt sich die normalisierung des hrg. Dem gegenüber hat Wilhelm (Beitr. 35, 383) die einsetzung von diphthongen verlangt, grade so wie er es in seiner Servatiusausgabe gemacht hat, wie mir scheint, mit unrecht. Allerdings muss man sich über das ziel klar sein, welches sich eine kritische und zugleich orthographisch geregelte ausgabe eines mhd. textes stellen kann. Hat es einen sinn, den text lautlich genau herstellen zu wollen? Ist das ein mögliches, ist es ein praktisches ziel? Das ist doch sehr zweifelhaft. Es dürfte schon sehr viel erreicht sein, wenn man den text so gibt, wie der verfasser ihn geschrieben hat oder hätte, wenn, oder vorausgesetzt, dass er eine einigermassen geregelte schreibung gehabt hat. Nun ist es noch gar nicht einmal sicher, ob Reinbot schon seinen *ou*-laut orthographisch besonders bezeichnet hat; ganz fraglich ist dies bei *iu*, und dass Reinbot *i* (für *î*) geschrieben hat, ist durch die von Kraus gegebene, wie mir scheint, überzeugende deutung des vokalspiels v. 1083 dargetan. Also zum mindesten unsicherheit, wie ja auch die besondere lautform, welche die diphthonge zu Reinbots zeit auf ihrem wege von der einfachen anfangsform zu den heutigen erreicht hatten, uns unbekannt ist, worauf Wilhelm selber richtig hinweist. Dem gegenüber käme die nötigung, wenn man *ei*, *ou* und gar *eu* einführt,

1) Auch zwischen Straubing und dem Inn ansässig.

für die alten diphthonge unterscheidende bezeichnungen einzuführen, der sich Wilhelm im Servatius nicht entzogen hat. Das kompliziert das verfahren, ohne uns dem ziele, die ursprüngliche schreibform des textes zu finden, mit sicherheit näherzubringen.

Also musste es mit der normalisierung in monophthongischem sinne sein bewenden haben, wenngleich die *ou* für *û*, die da stehen, wo sie auf *ou* reimen, stören. Ebenso darf man sich der meinung des hrg. anschliessen, dass zwischen einer lateinischen fassung der legende und dem gedichte Reinbots kein raum für eine französische vorlage ist (s. XXXIV), muss aber hervorheben, dass die begründung unvollständig ist und auf mögliche einwendungen keine rücksicht nimmt. Er beruft sich auf die stellen, welche, die legendarisch gegebenen motive ausführend, deutlich das vorbild Wolframs zeigen. Er geht also von dem deutschen gedichte aus, und zwar mit recht. Der einzige weg, der für diese frage in betracht kommt, geht durch die kritik von Reinbots werk. Denn die geschichte der Georgslegende im abendlande ist ebensowenig aufgehellt, wie die ihrer entstehung. Vetters ausführliche behandlung erweckt bei dem, der das material nicht genau kennt, bedenken, weil V. überall einzelne, historische beziehungen spürt, wo es sich um typische erscheinungen in der legendenbildung handelt oder handeln kann (vgl. Toldo, Leben und wunder der heiligen im ma. in den Studien zur vgl. literaturgeschichte, bd. 1 ff.; H. Günter, Die christliche legende des abendlandes, 1910). Von der umfassenden arbeit Zwierzinas, welche Kraus s. 7 in der anzeige von Vetters ausgabe in aussicht stellte, sind nur zwei teilstudien erschienen, in der festschrift für Kelle (Prager studien 8) s. 555 ff. und in dem Innsbrucker festgruss zur Grazer Philologenversammlung 1909 s. 152 ff. Im wesentlichen ist man noch immer auf Zarnckes aufsatz (über das ahd. Georgslied) und die von ihm und W. Arndt hrg. lateinischen legenden anpriesen, welche (in wundervoll barbarischem latein) die grundform der abendländischen legende vertreten (Verh. der kgl. ges. d. wiss. zu Leipzig, phil.-hist. kl. 26, 43 ff.; 27, 256 ff.). Für entlegene orientalische überlieferungen ist auch Vetters einleitung von nutzen.

Die frage, in welcher sprache Reinbots vorlage geschrieben war, wäre an sich nebensächlich, wenn nicht die andere sprache eine andere art von literarischer arbeit bedeutete. Eine lateinische legende wäre eine einfache tatsächliche erzählung von wundern und martern, eine französische dichtung ein werk in stil und gesinnung des 12.–13. jhs. So hängt davon die beurteilung dessen ab, was R. geleistet hat. Man muss also untersuchen: 1. welcher einfache tatsachenbericht liegt dem Georg zugrunde? 2. wie ist diese tatsachenreihe ausgestaltet, innerlich verändert und vermehrt? 3. kann dies alles das werk Reinbots sein?

Reinbots erzählung zerfällt nach inhalt und art in drei teile: I. Georg und seine brüder; seine herkunft, seine und seiner brüder heerfahrten gegen Sarazenen, von denen aber nur über die der brüder etwas berichtet wird, und sein abschied von ihnen; eingelegt ist der bericht von einem unternehmen der kaiser Diokletian und Maximian gegen die christen, die ihrem unterkönig Dacian ihr reich auf 7 jahre übergeben, und ihn nach Kapadozien senden, 1105–1476. II. Georg bei Dacian; seine martern, wunder, bekehrung der königin Alexandrina, ihrer beider passion, seine auferstehung, 1477–4825. III. Georgs letzte wunder, martern und tod, 4826–6124. I enthält fast lauter dinge, welche mit der eigentlichen legende nichts zu tun haben, nur dass in dem folgenden Georg als berühmter held vorausgesetzt wird. Von seinen brüdern wird viel mehr erzählt als von ihm;

seine taten werden nur nebenher erwähnt. Auch die erwähnung der beiden kaiser ist gegenstandslos, da sie so lange vom schauplatz abtreten, wie die marter Georgs, nach alter legende, dauert. II bietet einen in sich zusammenhängenden einheitlichen bericht, dem nur der abschluss fehlt, weil Georg aufersteht; auf die früheren erlebnisse, auf seine brüder wird nur wenige male kurz angespielt. III führt zum ausgang der legende, bringt aber das legendarische, wunder und marter, eingekleidet in eine höfische situation (Dacian will Georg gegen rittereid *sunder bant* bei sich haben; zur unterhaltung, als *spil*, muss Georg ein wunder tun; später ist Georg mit den königen, die am hofe weilen, allein zusammen) und zuletzt durch andere dinge auseinandergerissen: das sind einerseits berichte oder, richtiger, allgemeine, inhaltsleere schilderungen aus einem kampfe Georgs gegen den *Salnekkœre*, herrn von Thessalonich, von dem in I schon andeutend die rede war, andererseits allegorisch-moralische und geistliche auseinandersetzungen, besonders die schilderung der 'Tugendburg' und eine disputation zwischen Georg und Dacian über das sonnenwunder in der Josuaschlacht. So kommt es, dass allerdings die eigentliche katastrophe, der tod des heiligen, ziemlich kurz und wirkungslos abgetan wird, wie Vetter rügt (s. CXV). In I geht fast nichts tatsächliches, in II alles, in III einiges auf eine legendarische quelle zurück. In I sind es nur die namen der brüder Georgs, welche in orientalischen überlieferungen mit ihm verbunden sind (Vetter s. LXVI); die mögen auf dem wege der quellenmischung in den stoff gekommen sein. Auch irgendeine beziehung Georgs zu Saloniki, auch wohl kriegerischer art, muss in der quelle dagewesen sein[1]. Die kämpfe mit Sarazenen dagegen stammen natürlich erst aus dem zeitalter der kreuzzüge, richtiger aus Wolframs Willehalm, von dem Georg auch den markgrafen- oder *markîs*-titel hat. Die anknüpfung an Diokletian (den sprecher hier), und Maximian kann von irgendeinem abendländischen schreiber stammen. Diokletian ist in den märtyrerlegenden ungefähr das was Artus in den ritterromanen ist. Das eigentlich legendarische steht in II und III, und zwar ist kein motiv darin, das nicht auch in Zarnckes texten steht, aber es ist viel weniger und die anordnung wesentlich anders. In der alten legende finden wir einen starren, schematischen bau: dreimal wiederholt sich dasselbe, marter, wunder, tötung (mit vernichtung des leichnams), auferstehung; das viertemal wird die königin Alexandrina bekehrt, gemartert, getötet, und dem folgt die schlusspassion des heiligen. II. bringt nun im wesentlichen den 4. teil der alten legende, mit einigen ganz geschickt ausgewählten und umgestellten motiven der früheren teile. Nicht übel ist es, wenn eine marter, welche eigentlich schon eine grauenhafte tötung ist (räderung mit scharfen schwerten), ans ende gestellt ist und die bekehrung der Alexandrina herbeiführt. Dagegen machen die je zwei wunder und martern in III mehr den eindruck zufälliger auswahl. Man möchte daher an eine besondere quelle für II denken, wenn nicht das auferstehungswunder für die Georgslegende wesentlich und daher der abschluss in III unentbehrlich wäre. Vielleicht ist aber der gegensatz der behandlung nur bei Reinbot so auffällig geworden. So, wie er II erzählt, steht das verhältnis von Georg und Alexandrina im vordergrund, und obwohl darin nichts von minne gesagt wird und die beziehungen der beiden in bestem sinn rein und fromm sind, so ist doch diese darstellung des alten stoffes aus dem geiste der ritterlichen welt entstanden. Nehmen wir nur das rein tatsächliche, trocken, lateinisch berichtet, so kommt in verbindung mit dem, was III. enthält, eine erzählung heraus, die vielleicht

1) Er ist ja von haus aus ein kriegsmann.

ohne viel bestimmte absicht die Alexandrinageschichte, als das interessanteste, herausnahm, vor allem aber die legende vereinfachen und wenigstens von der überzahl allzu grober wunder befreien wollte. Auf ähnlichem wege ist jedesfalls die version entstanden, welche dem altfranz. gedichte zugrundeliegt, die auch nur eine auferstehung bringt, im übrigen anders ordnet als Reinbots quelle (vgl. Bartsch, Germ. 4, 501 ff.)[1].

Was in dessen werk über diese quelle hinausgeht, ist zum teil schon angedeutet. Georg ist ein mächtiger fürst und ein edler ritter, der sich in mancherlei kämpfen gegen die heiden ausgezeichnet hat, ehe er seine märtyrerlaufbahn antritt. Alles was hierzu gehört lässt sich, soweit es nicht formelhafte versmassen sind, auf Wolframs vorbild zurückführen (vgl. Kraus LXXXIV und in den anm.). Bedenklich machen nur einige blinde motive, gelegentliche erwähnungen und anspielungen, die unklar bleiben. Man könnte sie so auffassen, als ob sie aus einem älteren zusammenhange stammten, in dem sie deutlich gewesen wären, besonders die mehrfache andeutung, dass Georg die wahl der Griechen zum oberkönig abgelehnt habe. Es zeigt sich aber, dass diese art des teilweisen nachholens und anspielens (am ausführlichsten in III) manier ist; als solche geht sie auch auf Wolfram zurück. Und vom stofflichen abgesehen, zeigt sich Reinbot als urheber aller dieser bestandteile, weil sie seinen, an deutschen vorbildern geformten stil tragen und mit diesem stil und der einheitlichen absicht des ganzen werks zusammenhängen.

Damit ist die dritte frage aber nur zum teil beantwortet. Es bleibt noch ein anderer charakteristischer zug übrig, der auch die stoffliche behandlung von einer ganz andern seite her beherrscht. Neben dem kaiser ist schon in der alten legende der dämonische widersacher des heiligen der gott Apollo. Der ganze redekampf gegen ihn ist nun darauf aufgebaut, dass er der gott der sonne ist. Er erklärt selber, dass er deswegen so heisse (ἀπὸ ἡλίου, Kraus zu 114). Diese reden enthalten nun eine menge von der popularphysik des mittelalters, wie sie ja Wolfram verstanden und unverstanden anzubringen liebt. Immerhin setzen sie doch bei Reinbot einige buchkenntnis voraus, besonders die den abschluss bildende disputation über das sonnenwunder der Josuaschlacht. Wir müssen zwar darüber hinwegsehen, dass diese disputation sachlich an dieser stelle ein unding ist, nachdem Georg den Apollo längst als teufel entlarvt und vernichtet hat; es ist aber eine einheitliche umwandlung der ganzen geschichte. Ist sie nicht Reinbots werk, dann liegt zwischen ihm und der legende etwas, das eben nicht legende, also möglicherweise ein französisches gedicht war. Und dafür liesse sich anführen, dass eine ganze reihe von stellen, in denen sich Reinbots eigenart oder vorbilder deutlich zeigen, herausheben lassen, ohne die handlung irgendwie zu schädigen. Nicht nur die 'Tugendburg', die R. noch in das fertige werk hineingebracht (zu 5751 ff.), auch die Josuaschlacht, die ankunft Georgs bei Dacian, u. a. stehen lose im zusammenhange. Aber in stil und auffassung gehören sie doch mit den andern bestandteilen zusammen. R. werden wir also nicht bloss als einen nachahmer Wolframs ansehen, sondern er steht am anfang der langen schriftstellerreihe, welche, allerdings von jenem beeinflusst waren, aber in ganz anderm sinne, das wesen der kunst im wissen sahen (vgl. Roethes einleitung zu Reinmar von Zweter). Dazu gehört kenntnis

1) Solche vereinfachung als wirkung der dekretale des Damasus und Gelasius *(de recipiendis et non recipiendis libris)* aufzufassen, geht nicht an. Durch Gelasius wurde die ältere märtyrerliteratur im abendland unterdrückt, Günter a. a. o., s. 137.

des lateinischen, überhaupt buchwissen, dazu auch das selbstbewusstsein, wie es in den oben zitierten versen (c) sich ausspricht — so ist dann auch wohl das wort *tihter* zu verstehen.

Wie diese andeutungen zeigen, ist R.s gedicht doch etwas mehr als ein *opus operatum*, ein für die höchsten herrschaften fleissig, brav und glatt geliefertes stück. Es steckt eine ganze menge umwendende, umformende arbeit darin. Freilich sind dadurch im rein tatsächlichen die groben züge der alten legende nur noch gröber geworden. Wenn man gar den massstab einer – die wunder der legende allgemein zugebenden – wahrscheinlichkeit anlegt und in ihnen eine etwa dem märchen ähnliche logik sucht, dann kommen böse dissonanzen heraus, wie sie Vetter so heftig tadelt (s. CXIII ff.). Aber man muss auch die positive seite, das wollen, das streben sich ansehen. Die tatsächlichkeiten sind hier doch mehr der hintergrund, auf dem die heroische figur des ritterheiligen schwebt und redet. Die reden hält er ja meistens selbst, und sonst seine bewunderer oder seine feinde: aber alle reden sind doch nur eine begeisterte rede zu seinem ruhme. R. steht darin Hartmann näher. Seine eigene begeisterung, und wir dürfen zugleich sagen, seine fromme verehrung ist das, was er in seiner weise mit seinen mitteln zum ausdruck bringt. Er macht aus ihm den fürsten, den ritter, er macht aus ihm einen wirksamen prediger, einen wohlbeschlagenen disputator, um ihm das höchste und beste mitzugeben, was er in der welt kennt. Er tut nichts anderes als der maler, der den heiligen bei der marter in die schönsten gewänder kleidet und ihn vor einen roten himmel mit goldenen sternen stellt.

Freilich die dissonanz ist da, weil der stoff nicht episch erfasst ist; das epische ist nur mühsam ohne eigentliche anschauung erweitert. Aber wenn man seinen rhetorischen stil anerkannt hat, wenn man in seinen versen die deklamation gerühmt hat, so muss man hinzufügen, dass diese eigenschaften kein äusserlich umgehängtes staatskleid sind, sondern der stil ist hier – in vorzügen und schwächen – die form, die zu der inneren gestaltung des stoffes gehört.

HAMBURG. G. ROSENHAGEN.

Konrad Vollert, Zur geschichte der lateinischen fazetiensammlungen des 15. und 16. jhs. [Palaestra, CXIII. heft.] Berlin, Mayer & Müller 1912. (IV), 141 s. 3,60 m.

Der verfasser gliedert seinen stoff in neun kapitel. Das erste gilt Poggio, sowohl seiner persönlichkeit als dem kreise, in dem seine Facetiae entstanden sind (bugiale), und namentlich den schwänken selbst. Das zweite kapitel behandelt den übergang der italienischen novelle nach Deutschland, das dritte die fazetien bei Steinhöwel und Augustin Tünger, das vierte Sebastian Brant und die 'quodlibet-quaestionen', das fünfte 'Die entwicklung schwankhafter elemente im predigtmärlein', das sechste Heinrich Bebel, das siebte die 'Margarita facetiarum', das achte den verfall der facetia in den vier fazetisten Luscinius, Gast, Camerarius, Frischlin, das neunte und letzte endlich den einfluß der lateinischen facetia auf die deutsche schwankdichtung des 16. jhs.

Vorweg sei bemerkt, dass Vollert von den lateinischen schwankdichtern, die

er betrachtet, eine gute charakteristik gibt, dass er frisch und anziehend schreibt und für seinen gegenstand zu interessieren weiss; und selbst sachlich ist sein buch in gewissen beziehungen eine fördernde leistung. Leider muss ich auch eine reihe ernster mängel hervorheben.

Aus der soeben gegebenen inhaltsandeutung ist ersichtlich, dass der verfasser sich nicht streng an das thema hält, dass er nicht nur lateinische, sondern auch italienische, französische und deutsche schwanksammlungen ins bereich seiner betrachtung zieht. Ich will das nicht an und für sich tadeln, denn der wechselseitige einfluss der lateinischen und vulgärsprachlichen schwänke war gewaltig, aber Vollert war dieser aufgabe nicht recht gewachsen. Was er gibt, ist stückwerk und dazu vielfach im einzelnen der berichtigung bedürftig. Darum glaube ich, dass er besser getan hätte, sich auf die lateinischen fazetisten zu beschränken. Vielleicht hätte er dann seinen stoff besser beherrscht; es sind ihm nämlich mehrere fazetisten entgangen, so z. b. Abstemius, dessen beide hekatomythien noch dem 15. jh. angehören und, neben vielen fabeln, auch einige 60 wirkliche kurze schwänke enthalten, dann Morlini, dessen unflätige 'Novellae' meist facetiae sind, ferner Gilbert Cognatus (Narrationum Sylva) u. a.

Dann ist seine anordnung des stoffes nicht einwandfrei. Er stellt Poggio an die spitze seiner darstellung, lässt Pontanus folgen, kommt dann auf die 'Cento novelle antiche' und auf Boccaccios 'Decamerone' zu sprechen und dann wieder zurück zu den 'novellen(?) Poggios'; hierauf geht er zur 'rezeption der italienischen novelle in Frankreich, d. h. zu den 'Cent nouvelles nouvelles', über, welch letztere er als nachahmungen der 'Confabulationes' des Poggio ansieht, der wenigstens 15 nummern dazu lieferte. Sodann bespricht er im II. kapitel 'den übergang der italienischen novelle nach Deutschland', d. h. die übersetzer N. v. Wyle, Steinhöwel, A. v. Eyb und Arigo, alle als übersetzer des 'Decamerone'. Man kann da billig fragen, was haben Boccaccio und seine deutschen übersetzer mit der geschichte der lateinischen facetia zu tun? Das III. kapitel behandelt Steinhöwels aus Poggio entnommene 6 schwänke, das IV. Seb. Brant und das V. mit einem male die mittelalterlichen predigtschwänke! Eine solche, alle chronologie und entwicklungsgeschichte missachtende anordnung muss, auch abgesehen von der fortwährenden vermengung der begriffe facetia und novelle, grosse verwirrung verursachen. Vollert vergass, dass Poggio nur ein glied in einer langen entwicklungsreihe ist, und es wäre am platze gewesen in einer einleitung die geschichte der facetia vor Poggio zu betrachten. Fazetien kannten schon die Griechen und selbst das streben sie zu sammeln war bei ihnen schon vorhanden; die Apophthegmata des Plutarch, die dem Hierokles zugeschriebenen Ἀστεῖα sind ein beweis dafür. Viele epigramme der anthologia sind wirkliche fazetien. Die Dicta factaque des Valerius Maximus, die oft nichts als fazetien sind, zeigen die fortdauer der gattung bei den Römern. Im mittelalter blühte der lateinische klosterschwank, das exemplum, das sich häufig kaum von den fazetien der humanisten unterscheidet, und oft von ihnen wörtlich übernommen wird. Vollert führt, wie wir sahen, 'die entwicklung schwankhafter elemente im predigtmärlein' erst an fünfter stelle auf und spricht von Gregors dialog, von dem Buch der väter und geht gleich zu Cäsar von Heisterbach über und von diesem, bei dem die mirakelerzählung herrscht, gelangt er gleich zu dem anonymen Elsässer prediger, zu Hollen, Geiler von Kaisersberg und Pauli. Ich bin überrascht, dass Vollert nicht darauf kam, dass der 'reale drastische schwank' sich schon bei Jacques de Vitry findet (geb. vor 1180, gest. 1240), der mehrere

fazetien erzählt, die auch bei Poggio wiederkehren. Schon damals wurden auch eifrig die exempla oder predigtmärlein gesammelt. Bei Jacques strömen auch bereits die einflüsse zusammen, die wir noch bei Poggio und seinen nachtretern sich deutlich geltendmachen sehen: orientalische erzählung (Jacques weilte von 1216—1227 als bischof in Akkon), antiker scherz, fableaux und andere schwankdichtungen, witzworte aus dem verkehr mit den spielleuten geschöpft, fabeln und klostergeschichten, die ans wunderbare streifen oder überhaupt miracula sind. Zahlreich sind die nachfolger Jacques': Etienne de Bourbon, Etienne de Besançon, Vincent de Beauvais, Frater Peregrinus, M. Polonus, P. Paludanus u. a., welche alle Vollert nicht erwähnt, und die den predigtmärlein die weiteste verbreitung verschafften. Neben diesen gab es sammlungen von bereits weltlichem charakter, welche schwänke oder kurze erzählungen enthielten, so die 'Disciplina clericalis', die 'Mensa philosophica', die 'Gesta Romanorum' und einzelne geschichten in den fabelsammlungen. Namentlich aus der 'Mensa philosophica', die vielfach auf Jacques de Vitry zurückgeht, ist manches von den humanisten (Poggio, Bebel, Adelphus u. a.) übernommen worden, bisweilen sogar wörtlich; so z. b. ist Bebels 'De quodam equum emente' ohne erhebliche änderungen aus der 'Mensa philosophica' s. 218 entlehnt. In der 'Mensa philosophica' fehlt auch, wie bei Poggio, die moral. Es ist daher kein zweifel, dass dieser Florentiner die reiche fundgrube der exemplaliteratur kannte, er kannte ausserdem die ältere italienische novellenliteratur, also die 'Cento novelle antiche', das 'Decamerone', Sacchetti und vielleicht Sercambi; ferner die altfranzösischen fableaux und andere französische dichtungen; er verschmähte auch, gleich den mönchen, die fabeln nicht, und die miracula ersetzte er durch prodigia oder durch geschichten wie 'Succubus' und 'Illusio diabolica', die auch mittelalterliche beschränktheit verraten.

Um mit Poggio abzuschliessen, bemerke ich noch folgendes: Vollert hat nicht genügend den obszönen, durchaus verwerflichen charakter der fazetien betont. Ein grosser teil davon sind nichts als widerliche zoten, mitgeteilt aus freude am schmutz.

Dann gibt er kein annähernd richtiges oder genügendes bild vom einfluss dieser fazetien. Dieser erstreckte sich über die ganze welt. Noch im 15. jh. wurden sie ins italienische übersetzt, und ausserdem von Ludovico Carbone benutzt und nachgeahmt; ins 15. jh. gehen auch die vielfach auf Poggio beruhenden facetie des Piovano Arlotto zurück. Zu den nachahmern des Poggio in Italien gehören ferner L. Domenichi, L. Guicciardini, Toscanella, T. Costo usw. Auf der pyrenäischen halbinsel wurden die 'Confabulationes' u. a. von Timoneda, Pinedo, Melchior a Santa Cruz, J. Rufo, Trancoso, Sebastian Mey, Hidalgo usw. als vorbilder benutzt. In England wurden sie in der form und vielfach inhaltlich in den sogenannten Shakespeare Jestbooks, insbesondere in den 'Mery Tales, Wittie Questions and Quicke Answeres' nachgeahmt. In Frankreich wurden sie sehr früh übersetzt und unzählige male von fazetisten bis weit ins 17. jh. hinein ausgebeutet. Wenn Vollert aber sagt, dass die 'Cent nouvelles nouvelles' Poggio nachahmten und sogar 15 schwänke ihm entnahmen, so wiederholt er eine zwar mehrfach vorgebrachte, aber noch nicht bewiesene behauptung. Es ist viel wahrscheinlicher, dass Poggio und die 'Cent nouvelles nouvelles' gemeinsam aus dem altfranzösischen erzählungsschatz schöpften. Ausser diesen nachahmungen in den vulgärsprachen, an denen auch die Niederlande und — wie Vollert gezeigt hat — Deutschland hervorragend

teilnahmen, ist noch des bedeutenden einflusses zu gedenken, den die 'Confabulationes' auf die epigrammendichtung der humanisten allüberall ausübten.

In den späteren teilen seiner arbeit lässt Vollert in einzelheiten manchmal genauigkeit vermissen. So sagt er s. 61, dass das I. und II. buch der Fazetien Bebels 1506 erschien, das III. 1509 folgte. Das ist unrichtig; das I. buch war wohl 1506, das II. 1507 abgeschlossen, vielleicht auch handschriftlich schon freunden zugänglich; beide bücher erschienen aber zum ersten male 1508 im druck. Das III. buch erschien 1512; das dedikationsschreiben dazu ist vom 'IIII Kal. Mart.' dieses jahres datiert. – Ebenso unrichtig ist, was er s. 64 sagt: 'Stofflich ist er (Bebel) von Poggio wie auch von anderen schriftlichen quellen unabhängig.' Vollert sagt 2 seiten später (s. 66): 'Daneben gibt er aber auch schriftliche quellen an, aus denen er seine schwänke geschöpft: Hugo von Trimberg . . . Kalenberger . . . Gerson . . . Christ. Awer. Das ist ein widerspruch. Ich muss hinzufügen, dass Bebel ausserdem noch viele andere quellen benutzte, die er nicht angab, so z. b. die 'Mensa philosophica', Abstemius, meistersänger wie H. Folz, Jörg Schiller u. a. Nicht glaublich ist es, dass Bebel Poggio nicht stofflich benutzte, obwohl er ihn in der form nachahmte und in einer anzahl von schwänken mit ihm übereinstimmte; denn, meint Vollert, die schwänke finden sich entweder sonst noch, oder Bebel nennt andere gewährsmänner, denen er die kenntnis verdankte. Nachdem Bebel die Confabulationes einmal kannte, warum sollte er die betreffenden schwänke nicht aus ihm, sondern anderswo hergeholt haben? – S. 102 sagt Vollert: 'Luscinius' schwanksammlung *Iocoseria* hat Lier . . . behandelt. 1524 erschien die sammlung unter dem titel *Ioci ac sales.*' Vollert verwechselt und verquickt hier zwei verschiedene sammlungen: Die *Seria iocique*, 1529 gedruckt, eine anthologie griechischer epigramme mit lateinischen übersetzungen, und die 1524 gedruckten *Ioci ac sales.* – S. 107 sagt Vollert von Gasts 'Convivales sermones': 'den namen Poggios hat er in dem der sammlung vorgesetzten katalog seiner quellen, vielleicht nicht ohne absicht, ausgelassen'. Das ist nicht richtig; die mir vorliegende ausgabe der 'Convivales serm.' von 1542 enthält den namen Poggius. – S. 104 nennt Vollert den Baseler drucker der 'Convivales serm.': Barth. Westmayer. Nachdem sich dieser aber latinisiert Westhemerus nannte, dürfte Westheimer die richtige deutsche bezeichnung sein. – S. 109 heisst es von Gasts II. und III. band der 'Conv. serm.': 'In den beiden umfangreichen sammlungen findet sich nirgends eine entlehnung aus einem der fazetien- oder schwankbücher, ja, nicht einmal ein etwa aus einer anderen quelle geschöpfter schwankstoff'; und s. 110: 'Die fazetie . . . ist aus dem II. und III. buch schon völlig eliminiert'. Das ist nicht richtig; fazetien finden sich z. b. bd. II, ausg. 1566, s. 29 (aus Erasmus), 55, 99 (aus Camerarius), 116, 119, 147, 163, 164, 165 (Erasmus), 167, 182, 274, 275; bd. III s. 16–17, 40, 48, 76, 82, 83, 105, 115, 143, 145, 157 usw. – S. 110 sagt Vollert: 'Nach Gast pflegt man Joachim Camerarius als deutschen fazetisten aufgeführt zu finden. Seine sammlung Äsopischer fabeln, auf die man sich bezieht, erschien 1564'. Zunächst sei hierzu bemerkt, dass die fabeln des Camerarius bereits 1538/39, also vor Gasts 'Convivales serm.', erschienen; dann schrieb Camerarius auch ausserhalb der fabelsammlung schwänke. – Sehr dürftig ist die tätigkeit des Desiderius Erasmus als fazetist (s. 98–101) behandelt. Vollert zieht nur seine Colloquia heran. Er hätte auch seine weit verbreitete, auf die ganze europäische literatur einflussreiche lateinische übersetzung oder bearbeitung der Apophthegmata des Plutarch, seine Adagia, seine schriften 'Ecclesiastes' und 'Lingua', welche alle fazetien enthalten, anführen

müssen. — S. 75 sagt Vollert: 'Bis ins 11. jh. hinan reicht die literatur der lügenmärchen'. Das ist unrichtig, sie reicht bis ins altertum zurück: man findet sie z. b. bei Lucian. — S. 141 lesen wir: 'So wie Johann Gasts Sermones convivales die eigentliche humanistische fazetienliteratur abschliessen, so beendet auch Kirchhofs sammlung die im anschluss an die lateinische entstandene deutsche fazetiendichtung'. S. 114 sagte Vollert: 'der deutsche prosaschwank hatte zu ende des 16. jhs. die lateinische fazetie verdrängt'. Mit solchen behauptungen muss man vorsichtig sein. Vollerts sätze sind nicht richtig; denn erstens schliessen Gasts' 'Convivales sermones' die lat. fazetiensammlungen nicht ab; es folgen noch andere fazetisten; eher liesse sich von der umfassenden fazetiensammlung Iocoseria Otto Melanders, die Vollert gar nicht erwähnt, deren I. band 1600 oder noch ein jahr früher erschien, und die bis auf drei bände mit fast 1400 nummern erweitert wurde, sagen, dass sie die frühere fazetienliteratur abschloss: wenigstens lässt sich diese noch am ersten mit Kirchhof vergleichen. Übrigens schliesst auch dieser letztere nicht die sammlungen deutscher schwänke ab, höchstens die des 16. jhs.: im 17. jh. schossen die deutschen schwanksammlungen, wie Goedeke (Grundriss III, 264—268) zeigt, gleich pilzen aus dem boden: auch die lateinischen fazetisten, obwohl sie nicht mehr die alte gunst finden, sind noch nicht zu ende. Zunächst fristen sie noch durch die fabelsammlungen, die bereits im 16. jh. schwänke aufnahmen, ihr dasein weiter. So erschienen z. b. 1571 zu Frankfurt a. M. bei Egenolfs erben 'Fabulae Aesopi', welche ausser diesen und den schon vorher oft gedruckten Hekatomythien des Abstemius und den fabeln und schwänken des L. Valla auch die 'Narrationes iocosae' des Lucas Lossius enthalten; 1610 und 1660 erschien die sammlung des Nevelet. Selbständige fazetien in lateinischer sprache erscheinen im 17. jh. z. b. in Jakob Masenius 'Familiarum Argentiarum Fontes' (Col. 1660).

Recht treffend behandelt Vollert die deutschen schwankbücher des 16. jhs. und ihre beziehungen zu den lateinischen facetisten; unstreitig ist dieser teil seiner arbeit der gelungenste, wo man ihm meistens beipflichten darf. Jedoch findet man auch hier manche lücke und ungenauigkeit. So hätte ich z. b. gewünscht, dass H. Sachs, der von Vollert kaum hin und wieder flüchtig erwähnt wird, auf einigen seiten als vermittler der lateinischen fazetienliteratur gewürdigt worden wäre. Der meistersänger übernahm ungemein viel von den fazetisten und überhaupt von den humanisten, verlieh ihm durch seine darstellung eine volkstümliche gestalt und gab es in dieser öfters wieder an die fazetisten und humanisten ab.

Zum schluss möchte ich nochmals betonen, dass das buch, trotz der vielen gerügten mängel, noch so viel gutes bietet, dass man mancherlei belehrung und nutzen daraus ziehen kann.

MÜNCHEN. ARTUR LUDWIG STIEFEL.

Friedrich Weidling, Schaidenreissers Odyssea. Augsburg 1537. Neudruck. [Teutonia Heft 13.] Leipzig, Ed. Avenarius 1911. XXXIII, 242 s. 5 m.

Weidling, schon seit mehr als einem jahrzehnt mit Schaidenreisser beschäftigt, schenkt uns eine mustergiltige ausgabe von dessen Odyssea und damit den ältesten deutschen Homer, den die literaturgeschichte kennt. Der Münchener stadtschreiber

Simon Schaidenreisser, vordem stadtpoet, nachmals unterrichter zu München, bezeugt 1526–1572, um seiner liebe zu den *bonae literae* Minervius genannt, bietet – nach den kurzen proben seiner verse, die er an vier stellen einstreut, danken wir ihm das – die Odyssee in prosa. Griechisch kann er wenig oder nicht, so folgt er wesentlich dem Raffaello de Volterra († 1521), *malo graeco nec latino valde bono*, und seiner lateinischen Odyssee in prosa (Köln 1534), daneben des Gregorius Maxillus genannt Übelin parallelem werk (Strassburg 1510). Unter diesen umständen wirkt es günstig, dass dem deutschen übersetzer, wie seinen gleichstrebenden zeitgenossen auch sonst, der gesichtspunkt unbedingter treue gegen das original fremd ist: so konnte seine Odyssea doch einheitlich in stil und ton werden. Wenn sie die klänge Homers nicht trifft, so spricht sie eben doch herzhaft und ohne störung aus Schaidenreissers eigener seele. Man liest seine gewandte, klare prosa gern und freut sich der steigenden kraft des übersetzers. Schaidenreisser wirkt durch seine drastische und herzliche darstellung, die fröhliche einfalt und kostümlosigkeit seiner technik. Das kräftige gelingt ihm besser als das zierliche, das herzhafte besser als die darstellung der list und der kunst. Ein schimmer deutscher treuherzigkeit umkleidet die griechischen götter und menschen und er wirkt in dieser umgebung nicht störend. Im ganzen verhält sich Schaidenreissers Odyssea zur homerischen wie der Apoll, den sein titelbild darstellt, zu dem hellenischen idealbild des gottes: Schaidenreissers Apoll trägt einen vollbart! Wenn Odysseus, der göttliche dulder und der vielgewandte ränkeschmied, bei ihm zu kurz kommt, so gelingt ihm dafür der kraftfrohe held und der grimme rächer Odysseus um so besser. Telemach und Nestor gewinnen mehr farbe und leben als Penelope oder Arete, Kirke mehr als Kalypso. Kränkt man sich oft genug über eine hoffnungslos misslungene stelle, wie die ankündigung des grossen berichts im eingang des 9. gesangs: *Dannocht so will ich dir zů gehorsamen, yetzundt ordenlich auff dein erste, andere vnd letste frag bericht geben mit beyleüffiger anzaigung der schweren, manigfaltigen widerwertigkait, damit mich die allmechtigen götter schwerlich geplaget haben* (84,35–39), so erfreut doch noch öfter eine glückliche formel wie 161,5: *also gab er gůte wort auss falschem hertzen.* Oft ist durch ganze partien die übersetzung mit besonderem anteil und dann auch meist mit erfreulichem geschick geführt: der schluss des zweiten gesangs 27,41–45, die erzählung von Proteus 43,41, vom haus der Kalypso 51,42, von Nausikaa 60,1 ff., von Polyphem 88,11–96,6, den Sirenen 122,12 und von Laertes 226,20 sind die bemerkenswertesten, aber längst nicht die einzigen derartigen stellen. Gegen unwissenheit und irrtümer seiner lateinischen vorbilder ist Schaidenreisser kritiklos, dem rationalismus alter und neuer philologen folgt er blindlings. Proteus ist ihm sinnbild der wahrheit 44,23, das brett der Leukothea bedeutet ihm des Ulysses kunst und tugend 56,11, Minerva die eigene weisheit des helden 91,3, Aeolus ist ihm ein kluger beobachter des wetters 96,27, Circe die personifizierte wollust 99,34. 101,24. 103,25, das kraut Moly des Ulysses mannheit und tugend 103,6; rationalistisch deutet er nach Aelian den verkehr des Minos mit Zeus, so unpassend uns das alles in der umwelt der alten mythen und märchen berührt. Er lässt 31,47 Achilles statt Neoptolems stehen, verfällt nicht darauf, aus eigenem einen hinweis auf den Nil 46,16 und 140,13 zu geben, wo er angebracht wäre, stört den alten bericht mit moderner geographischer weisheit (70,45. 85,25. 184,20) und lenkt mit besonderer vorliebe Homers heidnische welt in christliche vorstellung und ausdrucksweise um, nicht nur in randbemerkungen, wie 29,19. 30,44. 43,13. 29. 198,12, wo aus den heidnischen göttern des textes am rande der christengott wird, sondern

auch im texte selbst (68,17. 92,18. 142,11). Bewusst christlich klingt es, wenn 25,14 Minerva *Telemachi nothelferin* heisst, wenn 36,26 von Telemach gesagt wird, er *leüchtete wie ain gott der engel,* oder wenn 73,18 der besuch des orakels in Delphi ein kirchgang genannt wird. Mit alledem erhält aber zugleich Minervius im kreis der humanistischen übersetzer sein eigenes gesicht, und einen neudruck hat er auch damit sicherlich verdient.

Die gegebene grundlage für Weidlings ausgabe war die *editio princeps* von Alexander Weissenhorn in Augsburg 1537, die im folgenden jahr eine titelauflage erlebt hat. An einem neudruck Feyerabends in Frankfurt a. M. 1570 ist Schaidenreisser nachweisbar unbeteiligt. Da Weissenhorn auffallend korrekt verfahren ist, bot die aufgabe dem an der grammatik des Clajus und nachmals an der Weimarer Lutherausgabe bewährten herausgeber keine schwierigkeiten. Weidlings text erweist sich als zuverlässig, wo man ihn nachprüft: die bedenken gegen sein textkritisches verfahren sind weder zahlreich noch wiegen sie schwer. Im text waren zu lassen: 16,4 *gegenwürtig* (D. wb. 4 I 2292); die part. praes. ohne *n* 17.34 *zähereden*, 23,5 *wechelden* (mhd. *spilede* u. ä.); 35,40 *gey* st. *gew;* 54,18 *nun* im sinne von 'nur' (D. wb. 7, 995); 62,8 *das* als umgekehrte schreibung für *des;* 94,3 *Niemands* (D. wb. 7, 826 f.): 111,23 *siechtung* (D. wb. 14 I 317). Der alte druck ist bestrebt, altes *ī* und *ei* als *ei* und *ai* auseinanderzuhalten, und Weidling führt die scheidung sauber durch, wo sie Weissenhorn misslungen ist. Das ist nicht allzu oft, nur vor nasal häufen sich die fälle: 51,1 *allein;* 68,39 *ein;* 69,17 *heimet* und so insgesamt 77 mal. Darin spiegeln sich insofern lautliche verhältnisse, als Schaidenreisser und sein drucker in ihren offenen formen *arbait*, *nachtailig* usw. gegenüber geschlossenem *weib*, *schweigen* eine führung hatten, während weder dem übersetzer sein bayrisches *alloan*, *hoam* noch dem drucker sein schwäbisches *alloin*, *hoim* den sicheren entscheid für *ai* gegen *ei* ermöglichte. Hier zerstören Weidlings 80 korrekturen, wie sie aus dem rahmen seiner konservativen textbehandlung herausfallen, ein merkmal des alten drucks, das schonung verdient hätte. Anderseits sind einige fehler unverbessert geblieben: 22,5 lies *ires* statt *deines;* 42 *des selbst* statt *desselbst;* 61,11 *Diana* statt *Dianam;* 65,38 *vnd* statt *vn;* 89,10 *von der waid* statt *von waid* (nach 91,18); 142,9 *dich nitt dich* statt *dich nitt;* 194,42 *straffest sy* statt *straffest;* 219,14 *biss auff ains* statt *biss ains;* die randglosse zu 52,41 war sechs zeilen hinaufzurücken, die zu 171,2 an das ende der vorhergehenden seite zu stellen. Weidlings grundsätze bei der einführung moderner interpunktion sind vielleicht zu konservativ, mindestens die übersichtlichkeit hätte gewonnen, wenn er die fragezeichen, die er (zu sparsam, z. b. nicht 35,11. 41,22. 67,17. 155,25. 160,34) einführt, nicht in eckige klammern gesetzt, wenn er direkte rede stets (z. b. auch 40,7. 47,19. 48,2. 67,17. 77,30. 105,25. 160,20. 175,42) mit kolon eingeleitet, wenn er bei starken sinneseinschnitten (z. b. 46,41. 149,6. 165,4. 176,31. 201,12. 202,5. 224,34) absätze eingeführt und wortgruppen wie *not- vnd eerenreste kind* 40,37 durch bindestrich verdeutlicht hätte.

Sprachlich ist Schaidenreissers Odyssea eine sehr bildende lektüre. Um den rechten ausdruck ist der alte übersetzer selten verlegen; ein erstaunlicher wortreichtum steht ihm zu gebote: *auss sollichen worten wurden sie allsambt traurig. Helena zähert, Telemachus wainet, Menelao giengen die augen vber, Pisistratus mochte die treher auch nitt verhalten* 40,16. Kluges Etymologisches wb. hat Schaidenreisser längst die ihm gebührende beachtung geschenkt, Weidling selbst hat Zs. f. d. wortf. 1. 227 ff. proben seiner sprache mitgeteilt, die er nun selbst weit überbietet. Auch

von dieser seite her kann er des dankes der mitforschenden gewiss sein. Uhls Teutonia hat mit dieser nummer der wissenschaft einen wertvollen dienst geleistet.

FREIBURG I. B. ALFRED GÖTZE.

Ludwig Zopf, Zwei neue schriften Murners. Philos. dissertation. Freiburg i. B. 1911. 142 s.

Zwei anonyme flugschriften gegen Luther haben der forschung schon mehrfach zu tun gegeben: das Bockspiel Martin Luthers von 1531 und Martin Luthers Clagred von 1534. Beide haben Peter Jordan in Mainz zum drucker, sind in vierhebigen reimpaaren geschrieben, haben etwa gleichen umfang, stimmen überein in der tendenz, herzog Georg von Sachsen gegen Luther in schutz zu nehmen, und haben auch in ihrer kampfweise mancherlei ähnlichkeit.

Bocken ist ein in alter zeit beliebtes kartenspiel, das im ersten der beiden gedichte zum bilde des reformatorischen kampfes wird. Luther gibt das spiel an: die in revuemässiger technik auftretenden gegenspieler, Cochläus, Eck usw., zuletzt Murner, beschweren sich, Luther spiele falsch, warnen die christenheit vor ihm und rufen die entscheidung des kaisers an. In der Clagred wird Luther einem hippenbuben gegenübergestellt, dem strassenverkäufer gerollter ('hohler') waffeln und zungenfertigen lästermaul, von dessen spottsucht her *hohlhippen*, landschaftlich entstellt zu *hohnipeln*, heute noch die bedeutung 'höhnen' festhält. Luther will vom hippenbuben dessen lästerkunst lernen, zeigt sich aber bald dem gewerbsmässigen schelter weit überlegen; durch falsches spiel gewinnt er ihm ausserdem sein hippenfass ab und bewährt sich damit aufs neue in dem laster, das schon im Bockspiel seine stärke ausmacht.

Die verwandschaft beider flugschriften hat schon 1905 Otto Kaufmann veranlasst, sie in seiner Hallischen dissertation gemeinsam zu behandeln. Zopf legt zunächst die seltenen texte im neudruck vor und erwirbt sich damit ein grundlegendes verdienst. Ausgiebige nachprüfung hat mir die zuverlässigkeit von Zopfs text ergeben; das verhältnis der beiden ausgaben des Bockspiels zu einander ist einwandfrei festgestellt, die notwendigen textbesserungen sind mit konservativem sinn vorgenommen, die interpunktion ist zweckmässig geregelt. Auf der selbstgeschaffenen grundlage sucht nun Zopf sogleich auch die verfasserfrage zu lösen und hofft über das *non liquet*, mit dem Kaufmann geschlossen hatte, zu einem sicheren ergebnis vordringen zu können: Bockspiel und Clagred sind nach seiner ansicht alemannischen, wahrscheinlich elsässischen ursprungs; sie stammen vom gleichen verfasser; der ungenannte dichter soll Thomas Murner sein.

Nachdem die texte mit Zopfs begründung übersichtlich vorliegen, ist es nicht sonderlich schwer, gegen sein ergebnis vorsichtige bedenken anzumelden. Einfluss Murners auf die flugschriften, gute kenntnis seiner satiren bei unserm anonymus ist sicherlich zuzugeben. Aber von da bis zur annahme von Murners verfasserschaft ist doch ein weiter weg. Vor allem scheint der reimgebrauch der flugschriften, so inkonsequent er ist und so ärgerlich er im stich lässt, sobald man den verfasser daran landschaftlich fassen will, im negativen ausreichend, um gegen Murners urheberschaft bedenklich zu stimmen. Schauerhammer hat 1906 in Strauchs Hermaea nr. 6 am beispiel Kaspar Scheidts und Stütz 1912 in den Quellen und forschungen

bd. 117 an Pamphilus Gengenbach gezeigt, dass die besonders von Zwierzina und Kraus zur beobachtung des reimgebrauchs mhd. dichter ausgebildete methode im wesentlichen auch auf deutsche dichter des 16. jhs. anwendbar ist. Nun ist die schon vor dieser erkenntnis veraltete dissertation von Stirius, Die sprache Thomas Murners (Halle 1891) gewiss keine ausreichende grundlage, um im ernsten sinn Murners reimgebrauch zu prüfen. Immerhin zeigt Stirius zur genüge eine gewisse ständigkeit und folgerichtigkeit auch in Murners reimgebrauch, selbst für gedichte, die zeitlich so weit voneinander abstehen, wie die Clagred von Murners letztem sicheren gedicht, das Stirius vorlag, dem Lutherischen narren. Murners reime erscheinen landschaftlich bedingt: von seinem elsässischen standpunkt aus sind sie konsequent und mindestens qualitativ rein. Dagegen halte man reime der Clagred wie 656 *gerust* 'gerüstet': *du must* gegen 1004 *gerüst : ist*, 1106 *gwüst : ist*; 856. 1028. 1116 *nicht : bericht : aussgericht* gegen 1129 *darmit : nit*: 932 *fromm : er gon* 'gönne' gegen 728 *frum : Evangelium*. In diesen fällen, und sie lassen sich leicht vermehren, ist stets nur die zweite bindung bei Murner erhört, und dass der dichter auf seine alten tage seine reimtechnik völlig sollte umgestossen haben, ist schwer zu glauben. Aber noch mehr. Murner scheidet, wie der Elsässer heute noch, alte diphthongen von alter kürze, die Clagred bindet 565 *beflissen : schissen* (d. i. mhd. *bevlizzen : schiezen*), 750 *geschriben : betrieben* (mhd. *geschriben : betrüeben*). Die dritte sing. praes. von kommen reimt bei Murner auf *mundt*, *fundt* usw., lautet also (wie nach Martin-Lienhart 1, 439 elsässisch heute noch) *kunt*: dagegen reimt Clagred 1049 *find : kümpt*: die entsprechende form von werden ist bei Murner *wurt*, wie sie Martin-Lienhart 2, 847 aus Ober- und Unterelsass beibringen; dagegen reimt Clagred 920 *würd : gepürt*. Traut man Murner diese reime zu, so hält man für möglich, dass der alternde dichter seinen lautstand in stücken geändert habe, die nach aller erfahrung etwa mit dem abschluss der ersten zehn lebensjahre festzustehen pflegen.

Entsprechend häufen sich im Bockspiel die bedenken, und sie werden nicht entkräftet durch Zopfs bemerkung s. 25: 'die übereinstimmung geht so weit, dass sich die rund 1100 reime von Bockspiel und Clagred alle bis auf 50 bei Murner nachweisen lassen'; gerade in dem ungedeckten rest nicht alltäglicher reime stecken die fälle, die die gleichsetzung verbieten. Dagegen, was den reimgebrauch der Clagred von Murner trennt, verbindet ihn mit dem Bockspiel. Hier wie dort reimt altes *a* auf *â* (bei Murner *ô*), vgl. B. 359 *sach : schmach* mit Cl. 251 *gelach : nach*: *î* auf *ei*, vgl. B. 367 *zeyt : glegenheyt* mit Cl. 1 *allezeyt : seligkeit*: B. 243 *gemein : sein* (*esse*) mit Cl. 409 *sein : clein*; *û* auf *ou*, vgl. B. 1029 *brauch : auch* mit Cl. 273 *auff : kauff*: *i* auf *ie*, vgl. B. 1017 *verdient : blind* mit Cl. 174 *aussgieng : drin*; B. 448 *mir : schir* mit Cl. 63 *mir : schier*; *ü* (*i*) auf *üe*, vgl. B. 418 *gebüst : gewüst* mit Cl. 750 *geschriben : betrieben*; *u* auf *uo*, vgl. B. 1066 *thünd : stund* mit Cl. 156 *räm : umb*: *g* auf *ch*, vgl. B. 747 *ligt : geschicht* mit Cl. 38 *recht : bewegt*. Murners *nit* ist B. 122 und noch neunmal in der form *nicht* gebunden. wie Cl. 696 und noch sechsmal; Murners *nüt* erscheint als *nüts* im reim auf *witz* B. 634 wie Cl. 610. 822. Damit ist erwiesen, zwar nicht dass beide stücke denselben verfasser haben, aber wohl, dass sie der gleichen landschaft entstammen.

Wenn Murners urheberschaft fällt, so scheint, wie schon angedeutet, der reimgebrauch der beiden stücke keine ausreichende grundlage, ihren wahren ursprung zu bestimmen. Schon in dem bisher angeführten stimmt manches besser zu der mitteldeutschen mundart des druckorts als zu der des Strassburgers Murner. In die gleiche richtung können namentlich einige reime der Clagred weisen: 337 *hippen* :

schlipffen. 204 *nennen : schenden* und entsprechend 726. 766. 802. 916. 930. 1002. 1100, aber der ursprung der beiden schriften bleibt im dunkeln, auch wenn man den namen *Hans Will Keller*, mit dem die prosavorrede des Bockspiels unterzeichnet ist, nicht mit Kaufmann und Zopf als pseudonym ansieht. Das bleibt auch der standpunkt der dissertation von Gustav Bebermeyer, Murnerus pseudepigraphus (Göttingen 1913), die erschienen ist, nachdem das vorstehende gedruckt war. Bebermeyers gründlichem beweis, dass Bockspiel und Clagred nicht vom gleichen verfasser und beide nicht von Murner stammen, ist nach dem gesagten rückhaltlos zuzustimmen. Darüber hinaus ist diese erstlingsschrift als der beste beitrag zur Murnerforschung zu begrüssen, den wir seit Spaniers arbeiten erhalten, als erster, der die von Kraus und Zwierzina an mhd. dichtern erarbeiteten methoden in glücklicher anpassung auf Murner anwendet, wie Schauerhammer auf Scheidt, Stütz auf Gengenbach. Die schärfe freilich, mit der Bebermeyer gegen Kaufmann und Zopf schreibt, erschwert es einigermassen, seiner eigenen leistung unbefangen gerecht zu werden: ohne die arbeiten jener beiden wäre seine eigene schwerlich vorhanden, speziell setzt Bebermeyer auf jeder seite und durchaus mit recht voraus, dass man an der hand von Zopfs ausgabe seinen eigenen forschungen folgen kann, so dass jenem doch das verdienst bleibt, die grundlage für die weitere beschäftigung mit den beiden flugschriften geliefert zu haben. Darauf aber war es mit Zopfs arbeit abgesehen, die einleitenden 33 seiten über Murner sind — gegen Bebermeyers auffassung s. 2 — eine mehr nebensächliche zugabe zu seinen texten, die z. b., um auch eine schätzbare äusserlichkeit zu streifen, weit weniger druckfehler enthalten als Bebermeyers dissertation. Denn gerade im kleinen geschieht Zopf durch Bebermeyer unrecht. Schreibungen wie *ehe*, *ihe*, *awe*, *ewe* sind in texten jener zeit nur für das auge zweisilbig, tatsächlich als doppelte bezeichnung der länge und einsilbig gemeint[1]. Zopf weiss das und behält darum Bockspiel 926 *ansehe* im reim auf *verste* aus dem besseren der beiden alten drucke bei, entsprechend Clagred 271 *stehet*, 517 *stehe*, 527 *ewerer*, 571 *sehe*, 813 *ehe*, 1101 *stehe*, und muss sich dafür von Bebermeyer s. 17 lässig, s. 36 unkonsequent schelten lassen, der nach seiner bemerkung über *sihet* s. 32 die erscheinung nicht zu kennen scheint, auf die ihn doch auf der gleichen seite seine eigene beobachtung des fünfmaligen *ehe* im einsilbigen auftakt hinlenken konnte. Entsprechend darf *junkfrawen* in Zopfs text B. 1030 als die zeitübliche schreibung der zweisilbigen form gelten, so gut wie *ehebruch* im vers vorher, und der spott, mit dem Bebermeyer s. 34 den herausgeber übergiesst, ist wieder unverdient. Oder Clagred 682 setzt Zopf statt des den vers überfüllenden *erloser* in den text:

Ey, du erlos verzweyffelter!

Am sinn des verses kann die von ihm angenommene ersparung der flexionssilbe (zur sache Steglich Zfd. wortf. 3,1 ff.) nichts ändern und insofern verfehlt auch Bebermeyers angriff s. 35 anm. 1 sein ziel. In der prosavorrede Bebermeyers ist zu scheiden zwischen Hans Will Kellers auftraggeber, einem ungenannten katholischen fürsten (*sein gnad*) und seinem adressaten, dem hauptmann Georg von N. (*ewer gestrenge*), von dem vorauszusetzen ist, dass ihm bei Peter Jordan in Mainz eine katholische presse am ehesten erreichbar war. Bebermeyer polemisiert s. 40 gegen Kaufmann und Zopf, ohne diese scheidung ausreichend klar zu stellen.

1) Belege D. wb. 14 I 2. 153. 304.

Dass vollends Bebermeyer s. 29 den fehler eines anfängers, der aus unzulänglichen beobachtungen einen falschen schluss zieht, als typisch hinstellt 'für die arbeitsweise gewisser philologischer kreise von heute', ist unverständlich zumal im munde eines anfängers.

Auch abgesehen von solchen bösen worten, durch die uns Bebermeyer seine künftigen arbeiten nicht wird verleiden mögen, fordert seine behandlung der beiden flugschriften mehrfach widerspruch heraus. Die verschiedenen typen und papiere des Nürnberger nachdrucks des Bockspiels, mit denen er uns s. 4 f. umständlich bekannt macht, sind ohne kenntnis weiterer exemplare von N. nicht sicher zu beurteilen, für die entstehung des gedichts aber in jedem fall belanglos. Desgleichen müsste man sich bei Clagred vor allem um weitere exemplare des druckes bemühen, ehe man die zweierlei typen ursächlich zu deuten unternimmt. Nach immer wiederholten erfahrungen an Lutherdrucken dieses schlags ist zu vermuten, dass bogen A, B anfangs in zu kleiner auflage gedruckt waren und, als sich das während des drucks der bogen C–F herausstellte, neu gesetzt wurden, ohne neue beteiligung des verfassers, den Bebermeyer s. 7 auch für die roten striche im Berliner exemplar gewiss zu unrecht bemüht. Die striche setzen erst auf bogen C ein, wohl einfach darum, weil dem alten leser vorher keine rote tinte zur hand war. Bebermeyers erwägungen, mit denen er eine spätere rezension von der ersten fassung scheiden will, scheinen mir in keinem punkt überzeugend und zumal s. 44 irrtum aus unbewiesenem zu folgern; die beobachtungen über den stichreim s. 24 f., die am schwersten wiegen können, erklären sich ungezwungen aus der steigenden kraft des dichters, wie sie Bebermeyer s. 82 selbst deutet, und stehen damit parallel zu denen über die reimbrechung im Bockspiel s. 26. – S. 37 steht das part. *geben* B. 32 unter den synkopierten formen, während es geradlinige fortsetzung eines mhd. *gëben* ist. – S. 39 f. werden die beiden flugschriften gegeneinander charakterisiert: Clagred reiner dialog und nur zum lesen bestimmt, Bockspiel dramatisches spiel zur aufführung, gewiss zutreffend aber im widerspruch zu s. 82 f., wo es von Murners Luth. narren heisst, er sei kein drama im sinne von Bockspiel und Clagred, sondern nur zur lektüre bestimmt. – S. 45 und nochmals s. 66 wird angegeben, die wendung *nach der pauss* sei vorwiegend nur in fränk. quellen anzutreffen, aber H. Fischer, Schwäb. wb. 1, 731 f. und Schweiz. id. 4, 1744 lehren, dass sie auch auf obd. boden sehr wohl möglich ist. – S. 46 steht unter den reimen, die diphthongierung des *î* beweisen sollen, Cl. 882 *gedeyt : speyt* entschieden nicht am rechten fleck. – Die forderung s. 48: 'man versuche doch, statt den bankerott philologischer editionskunst zu erklären, einmal einen normalisierten text herzustellen', habe ich ein erstesmal am Kegelspiel erfüllt, längst ehe sie ausgesprochen war, s. Clemens Flugschriften 4, 219 ff. – S. 49 anm. 2 fehlt der hinweis auf H. Fischers Geographie der schwäbischen mundart, karte 12 und 13. – Wunderlich mutet s. 54 die wendung an: 'das hochalem., Baselstadt natürlich ausgenommen': Basel ist 'natürlich' nicht hochalemannisch. – Lebendige kenntnis der alemannischen mundart vermisst man s. 73, wo reime wie *dâz : strâz : mâz* unter den quantitativ unreinen typen belassen werden: alem. *das* ist seit jahrhunderten lang, oder auch s. 94, wo die bindungen *standt*, *grandt : kumpt* (d. i. els. *kunt*, s. o.) nicht als rein erkannt werden. – Kühn ist s. 61 die bemerkung: 'wie stark Murner archaisch spricht, zeigt noch ein blick auf seinen wortschatz, der auch in den einzelnen formen genau mit dem mhd. übereinstimmt': die fünf dutzend belege, die Bebermeyer folgen lässt, reichen nicht aus, das zu beweisen. – S. 85 überrascht der reim

pfenig : wenig unter den bindungen von deutschen auf fremdwörter. — Die forderung auf s. 104, man solle sich bei der ermittelung von verfasserschaften auf die fälle beschränken, in denen mit sicherheit die verfasserschaft eines mannes von bedeutung zu erweisen sei, enthält eine *petitio principii*, insofern sie einem mann das prädikat bedeutend zuerkennt oder verweigert, noch ehe der kreis der schriften feststeht, aus denen er zu beurteilen ist. Es ist durchaus denkbar, dass die grösse eines scheinbar unbedeutenden autors der reformationszeit uns lediglich aus anonym erschienenen schriften erwächst, die ihm zu sichern uns Bebermeyers grundsatz verbieten will.

Aber man würdigt gern ein erstarken der kräfte auch im fortgang dieser arbeit, man verzichtet leichten herzens darauf, weitere einzelheiten aufzustechen, angesichts der gediegenheit der gesamtleistung, die für die zukunft gutes verspricht, und erfüllt dem autor den wunsch seines schlusssatzes, in seiner arbeit mehr zu sehen als die anfänglich geplante revision der ansichten von Kaufmann und Zopf: einen fördernden und energischen beitrag zur Murnerforschung.

FREIBURG I. B. ALFRED GÖTZE.

— —

Willo Uhl, Der Franckforter ('Eyn deutsch Theologia'). [Kleine texte für vorlesungen und übungen 96.] Bonn, Marcus & Weber 1912. 64 s. 1,60 m.

'Es möchte auch nützlich seyn, dass die einfältige büchlein, die Teutsche theologi, sodann Tauleri schrifften, auss welchen gleichwol, nechst der schrifft, unser theure Lutherus worden, was er gewesen ist, in die hände der studiosorum mehr gebracht, und dero gebrauch ihnen recommendiret würde' — nicht alle *pia desideria* Ph. J. Speners sind so restlos in erfüllung gegangen wie dieses. Die herstellung der aus der mitte des 14. jhs. stammenden urgestalt der Deutschen theologie wird freilich ein *pium desiderium* bleiben müssen, aber an ausgaben der schrift ist eher überfluss als mangel. Nachdem schon Knaake in der Weimarer Lutherausgabe 1, 376 den vorzug des Lutherschen textes vor allen andern erkannt und Mandels ausgabe von 1908 (nach Büttners nicht voll gelungenem versuch von 1907) mit dieser erkenntnis ernst gemacht hatte, legt Willo Uhl eine textausgabe der handschrift aus dem zisterzienserkloster Bronnbach ob der Tauber vor, die jetzt in Klein-Heubach liegt. Kritisch muss diese hs. von 1497 gegen den zweig der überlieferung zurückstehen, den uns Luthers text repräsentiert, da sie gegen diesen sekundäre erweiterungen sowie die tendenz zu glätten und zu verdeutlichen zeigt. So bleibt Uhls urteil anfechtbar, es sei an der zeit, die hs. wortgetreu herauszugeben. Gewiss wird heute niemand mehr Franz Pfeiffers standpunkt von 1851 billigen, der die fränkische hs. von 1497 in die sprache des Nibelungenliedes zurückgeschrieben hat, aber vom inhalt hatte Pfeiffer nichts verloren gehen lassen und der sachliche gewinn, um deswillen man sich allein noch an die hs. wenden wird, ist aus seiner umschrift restlos zu entnehmen. Zudem hat Mandel die sinnesvarianten in den anmerkungen und im anhang seiner in ihren theologischen zutaten wohl anfechtbaren, textlich aber auf sicherem boden stehenden ausgabe mitgeteilt, und da sein text unbedingt erreichbar und für lehrzwecke praktisch gestaltet ist, also auch diesen berechtigten wunsch Speners erfüllt, scheint Uhls mühe an einen zweig der überlieferung verschwendet, dem mit einem vollständigen abdruck zu viel ehre geschieht.

Wer die entlegene hs. unbeschränkt benutzen durfte, hätte der sache ausreichend gedient mit einer vergleichenden charakteristik und einer erschöpfenden darstellung aller gründe, aus denen die hs. von 1497 ändert und erweitert. Doch ist für diese auch sprachlich vielversprechende arbeit jetzt die grundlage geschaffen, auf der vielleicht der herausgeber selbst einmal weiterbaut.

FREIBURG I. B. ALFRED GÖTZE.

— — —

Bruno Strauss, Der übersetzer Nicolaus von Wyle. Berlin, Mayer & Müller 1912. [Palaestra 118]. VII, 242 s. 6,80 m.

Keller hat Wyles translationen auf 364 weitläufig gedruckten oktavseiten herausgegeben; Strauss braucht 238 seiten, grossenteils in engem petitsatz, um syntax und stil dieses wunderlichen übersetzers und schlechten stilisten darzustellen, denn auf diese beiden kapitel beschränkt sich seine untersuchung. Bei solcher breite fehlt seiner erstlingsschrift — der erste teil ist zugleich als Berliner dissertation erschienen — die übersichtlichkeit; das dürftige register versagt bei stichwörtern wie ἀπὸ κοινοῦ, infinitiv passivi, plusquamperfekt, potential, welcher, werden, und so wird die noch dazu in unglücklich preziösem stil geschriebene abhandlung dem schicksal schwerlich entgehen, dass man sie zu wenig benutzt. Das ist aber zu bedauern bei der wichtigen mittlerstellung, die Wyle im frühneuhochdeutschen zweifellos einnimmt, sowie bei dem unleugbaren verständnis, mit dem sich Strauss in die eigenart seines gegenstands eingearbeitet hat. Mit gutem blick für das wesentliche behandelt er aus Wyles syntax die kapitel partizip, infinitiv, tempora, modi, passiv und aktiv, parataxe und hypotaxe, asyndeton und syndeton, die *tuon*-umschreibung, zusammenfassung des auxiliars, die casus, pronomina, adjektiv, wort- und satzstellung. Der stilistische hauptteil überblickt anapher, rekapitulation, zwei- und dreigliedrigkeit, bilder, epitheta, rhetorisches, religiöse und erotische elemente; daran schliesst sich eine kurze kritik der zusätze, auslassungen und missverständnisse des übersetzers Wyle. Vielverhandelte fragen, wie die der mehrgliedrigen formeln, weiss Strauss in besonnener auseinandersetzung über seine vorgänger hinaus zu fördern; die dargestellten erscheinungen trennt er sorgsam nach ihrem allgemein verbindlichen (syntaktischen) und persönlich künstlerischen (stilistischen) charakter, hierin künftigen arbeiten auf verwandtem gebiet als vorbild zu empfehlen.

Nur mit kopfschütteln kann man dagegen Strauss begleiten, wo er sich auf wortkundliches gebiet wagt, zumal auf s. 210–213. Zu Wyles dat. plur. *spennen* setzt er einen nom. *spenne* an, erklärt das für ein wort der urkundensprache und findet eine einzige parallelstelle dafür, statt zu dem gerade schwäbisch häufigen nom. sing. *span* 'zwist' vorzudringen. Aus Wyles entschuldigung 94, 34: *Aber disz min schriben ist villicht . . . zū vil wyt vsgeluffen* 'abgeschweift' konstruiert er einen ansatz *ussloufte han*; aus 153,34 *frid tage* 'tag an dem gottesfriede herscht' wird bei ihm *friditage* '*treuga*'; zu *bis* 'bisher' wird J. Grimms artikel D. wb. 2, 42 angeführt, der gerade vom adverb nichts sagt, statt H. Fischers Schwäb. wb. 1, 1136. *Erlupfen* wird für die Schweiz beansprucht, aber *lupfen* reicht über das ganze alemannische gebiet nach Schwaben, Bayern und Mitteldeutschland hinein; *erlupfen* belegt D. wb. 3, 908 aus Konrad von Würzburg, Sebiz und Fischart. Die präposition *ab* 'von' soll besonders schwäbisch auftreten und eröffnet bei Strauss unglücklich

genug den reigen der nicht schweizerischen elemente in Wyles wortschatz; das als schwäbisch beanspruchte *gemainsame* f. *'communio'* ist erst recht auch schweizerisch, wie aus dem angeführten artikel des D. wb. zu beweisen ist, während der zu *klampfen* 'zwicken' zitierte wenig hilft. *Ze tode slahen* ist keineswegs nur schwäbisch und *verschalten* 'fortstossen' so wenig auf geistliche literatur beschränkt, wie das simplex *schalten* 'stossen', dessen weiten bereich H. Fischers Atlas zur geschichte der schwäbischen mundart auf karte 25 umschreibt.

FREIBURG I. B. ALFRED GÖTZE.

Julius Hartmann. Das verhältnis von Hans Sachs zur sogenannten Steinhöwelschen Decameroneübersetzung. [Acta Germanica. Neue reihe heft 2.] Berlin, Mayer & Müller 1912. (IV), 119 s. 3,20 m.

Der verfasser der vorliegenden arbeit betrachtet das verhältnis des Hans Sachs zu einer seiner vorlagen und schreibt darüber ein buch von 119 seiten. Da nun H. Sachs hunderte von quellen benutzt hat, so eröffnet uns Hartmanns beispiel die aussicht auf eine stattliche bibliothek ähnlicher arbeiten; denn warum sollten nicht arbeiten wie Hans Sachs und Bruder Joh. Paulis 'Schimpf und ernst', H. S. und Burkhard Waldis' 'Esopus', H. Sachs und Petrarca, H. S. und Jörg Wickrams' 'Rollwagenbüchlein', H. Sachs und H. Rosenplüt, H. S. und H. Folz, H. S. und Plutarch, H. S. und Livius, H. S. und Schedels Chronik, H. S. und Seb. Franck von Wörd, H. Sachs und Joh. Agricolas Sprichwörter, H. S. und Seb. Brants 'Narrenschiff'. H. S. und Steinhöwels 'Esopus', H. S. und Brant-Adelphus Fabeln, H. S. und 'Das buch der beispiele der alten weisen' und viele andere ihre existenzberechtigung haben? Welche aussicht für die forschung und namentlich für professoren und studierende, die um promotionsthemata verlegen sind! Leider kann Hartmann die priorität dieses gedankens nicht für sich in anspruch nehmen; denn bereits 1894 hat Karl Drescher mit einer unvollendet gebliebenen arbeit 'H. Sachs und Boccaccio' den reigen solcher arbeiten eröffnet und damit Hartmann, wie er selbst eingesteht, angeregt. Es muss nun zunächst das eine gegen diese art von thematen eingewendet werden, dass H. Sachs dem 'Decamerone' gegenüber kein anderes verhältnis beobachtet, als gegen seine übrigen quellen. Eine jede, von welcher art sie auch sei, liefert ihm material, das er in reime umsetzt, wobei er kürzt oder erweitert, wörtlich übernimmt oder frei behandelt und abändert, mit geschick oder ungeschickt, wo er verbessert oder verdirbt je nachdem ihm der stoff gelegen ist und zusagt oder nicht, je nachdem er in glücklicher oder unglücklicher verfassung ist. Dabei lässt sich nur der eine unterschied feststellen, dass sich H. Sachs bei versifizierten vorlagen im allgemeinen enger und wörtlicher an seine quelle anschliesst als bei prosaischen. Es ist daher überflüssig, das verhältnis des Hans Sachs zu den einzelnen autoren getrennt, d. h. in besonderen arbeiten, zu untersuchen, man muss vielmehr stets alle von einer gattung zusammen im auge behalten, umsomehr als der dichter sich in der regel mit einer quelle nicht begnügte, sondern passende züge von allen seiten her zusammentrug. Wie oberflächlich und äusserlich Hartmann zu werke ging, sieht man bereits daraus, dass ihm diese tatsache nicht klar geworden ist.

Dann hatte er den nicht gerade glücklichen gedanken, zusammen mit seinem

thema noch drei andere zu behandeln. Er bringt, gewissermassen einleitend, eine übersicht über die auf die Decameroneübersetzung zurückgehende deutsche literatur des 16. jhs. Da er auch Bebel, Joh. Gast, Frischlin, die Mensa philosophica und die Marg. facet. anführt, so hat man bei ihm die deutsche literatur im weitesten sinne zu nehmen. Ein anhang bietet betrachtungen über 'Montanus' verhältnis zum Decameron' und ein zweiter anhang bemerkungen über 'Mahrolds verhältnis zu der übersetzung' (des Decamerone). Ich glaube, Hartmann hätte besser getan, sich auf sein hauptthema zu beschränken; denn diese drei beigaben sind keine anerkennenswerten leistungen: Die übersicht der Decameroneübersetzungen ist weiter nichts als eine zusammenstellung von notizen aus den anmerkungen zur H. Sachsausgabe von Keller-Goetze, aus denen der von Goetze herausgegebenen schwänke, aus Goedekes Grundriss, aus Goedeke-Tittmann, aus v. d. Hagens Gesamtabenteuer und einigen anderen werken, alle recht flüchtig benutzt. Von der reichen literatur über das thema, so z. b. von den notizen Österleys zu Pauli und Kirchhoff, von den ausgaben deutscher schwankbücher, die Bolte mit reichen nachweisen versehen hat, von R. Köhlers Kleineren schriften, von Dunlop-Liebrecht, von meinen arbeiten über H. Sachs und namentlich von der 1909 erschienenen spezialarbeit A. C. Lees (The Decameron its sources and analogues, London, Nutt) hat er keinen gebrauch gemacht, beziehungsweise das eine oder andere werk nur flüchtig benutzt. Infolgedessen ist die liste von vollständigkeit weit entfernt. Viel würde Hartmann schon erreicht haben, wenn er die nachweise Boltes zu Montanus, die ihm bekannt waren, ordentlich exzerpiert hätte. Er hätte da z. b. parallellen zu Decamerone II$_8$, III$_1$, IV$_0$, IV$_1$, IV$_2$, IV$_5$, IV$_8$, IV$_{10}$, V$_1$, V$_{10}$, VI$_4$, VI$_{10}$, VII$_2$, VII$_3$, VII$_4$, VII$_5$, VIII$_2$, IX$_2$, IX$_6$ und X$_8$ finden können. So fehlen z. b. bei ihm – ich will keine seitenlange verzeichnisse anführen – zu Decamerone III$_3$ (Beichtvater als liebesbote) Kaufringer 7; zu III$_9$ (Gilette von Narbonne) Bütners Epitome hist. 1596 289^b, Zanach, Hist. erquickstunden II$_{55}$; zu IV$_0$ Vintlers 'Blumen der tugent', Joh. Herolts Sermones, darnach H. Sachsens Mg. Die schönen teufel und Sg. des königs son mit den teufeln; zu IV$_1$ (Guiscardo und Sigismunda) A. v. Eybs Ehebüchlein, Mg. von Ambrosius Metzger; zu IV$_9$ Mg. von Hans Vogel der mortisch. Rosiglion von 1543 (vgl. Bolte ASNS. 1912 s. 283); zu V$_1$ die 1516 zu Strassburg gedruckte Hist. von eines reychen burghers son, Cammerlanders Alte Römer nr. 1; zu V$_1$ Äneas Sylvius Comœdia Chrisis, Fischlins Facetiae 1660 s. 350; zu VI$_{10}$ Hulsbusch s. 280, J. Langs De beata vita 176, Bütners Epit. hist. 1596 fol. 6^b; zu VII$_2$ Sommers, Emplastrum nr. 40; zu VII$_4$ Hugo von Trimbergs Renner 1549 bl. 66^b, ein Mg. 'Das falsch weib im brunnen' 1548 und ein weiterer Mg. Das boͤse weib in dem brunnen im hofton Danhausers, Seb. Wilds 'Die siben weysen meister' 1566, Dyocletianus von H. von Bühel 1683 ff., Die gereimten sieben weisen meister von 1476 und andere; zu VIII$_2$ Mg. des H. Vogel 'Das schön goltschmittsweib' von 1539; ein lied von H. Hoffott. 'Der student mit dem mörser', ein anonymes von 1557 'Die beurin mit dem mörser', ein Mg. von B. von Watt von 1592 usw.; zu IX$_1$ ein gedicht von H. Folz; zu IX$_2$ je ein Mg. von H. Vogel und M. Beham; zu IX$_9$ ein Mg. von H. Vogel usw.

Das stärkste aber ist, dass Hartmann eine anzahl bearbeitungen H. Sachsischer dichtungen. die auf Boccaccio zurückgehen, entgangen ist. So geht z. b. auf Decam. I$_9$ zurück der Mg. vom jahr 1547 'Künig von Cypern vom weibe gestraft'; auf II$_3$ der Mg. vom 28. november 1544 'Landolff glueck vnd vnglück'; auf II$_7$ der Mg. vom november 1554 'Des Soldans tochter in einem schiffbruch'; zu III$_1$ ein

Mg. (vgl. Bolte zu Montanus s. 573); zu III_2 ein Mg. vom 20. september 1549 'Die unschuldig königin von Lamparten'; zu IV_5 ein Mg. vom 27. november 1544; zu V_3 ein Mg. vom 7. april 1548 'Die verlorene jungfraw'; zu V_6 ein Mg. vom dezember 1544 'Restitua mit Grano (Giano) am pfal'; zu VII_6 ein Mg. vom 13. juli 1545 'Die listig bulerey'; zu X_4 ein Mg. vom 26. november 1544 (abgedruckt Goetze-Drescher, Schwänke III, s. 173; zu X_9 der Mg. vom 28. november 1545 'Der ritter Torello'; zu X_{10} der Mg. vom 17. februar 1548 'Die geduldig Griselda'.

Was Hartmann über das verhältnis zwischen Montanus und der alten Decameroneübersetzung sagt, ist flüchtig und giebt kein erschöpfendes bild von dem verfahren des deutschen schwankdichters.

Was endlich den letzten aufsatz anbelangt, so wiederholt Hartmann ganz unverfroren die ergebnisse meiner im XII. bande der Zeitschr. für vgl. literaturgeschichte s. 181–185 über Mahrolds Schwankbuch vorgetragenen untersuchungen, ohne meiner arbeit mit einem worte zu gedenken.

Was die eigentliche arbeit anbetrifft, so bietet sie keine quellenuntersuchungen, denn die quellen sind ja längst nachgewiesen, sondern der verfasser macht zuerst einige allgemeine bemerkungen; dann betrachtet er H. Sachsens verhalten zum stoff der quellen und die damit vorgenommenen kürzungen. Er findet, H. Sachs übernimmt oft nur den inhalt der novellen, fasst zusammen, streicht unwesentliche nebenumstände, speziell italienische verhältnisse, überflüssige personen, unsaubere stellen. Dann gehen wiederum seine kürzungen bisweilen zu weit, denn es schwinden wirkungsvolle züge und es entstehen unklarheiten. Was die von H. Sachs vorgenommenen änderungen anbelangt, so glaubt Hartmann, dass H. Sachs die erzählungen wahrscheinlicher, wirkungsvoller, übersichtlicher, komischer und durch lokalisierungen heimischer, d. h. deutscher gestalte und dass er der poetischen gerechtigkeit besser gerecht werde. Endlich bespricht Hartmann die zusätze des dichters, die – nach seiner ansicht – die anschaulichkeit erhöhen, besser motivieren, realer ausgestalten, die personen geschickter charakterisieren, wichtiges mehr hervorheben, komische situationen steigern usw. Eine 38 seiten lange betrachtung gilt dem sprachlichen und stilistischen verhältnis zwischen H. Sachs und der deutschen Decameroneübersetzung, also den grösseren und kleineren wörtlichen entlehnungen des meisters und ganz besonders den unterschieden, d. h. der darlegung aller derjenigen dinge, die H. S. der übersetzung nicht verdankte.

Obwohl Hartmann nicht ohne vorbilder arbeitete, da ihm, wie er selbst versichert, die ähnlich gearteten arbeiten von Eugen Geiger und die dissertation von Mac Mechan bekannt waren und obwohl er auch der übrigen Hans Sachsforschung nicht fremd gegenüber zu stehen scheint, so ist doch auch an diesem teil seiner arbeit sehr viel zu beanstanden. Manches ist ja brauchbar, besonders in dem sprachlich stilistischen teil; aber immer macht sich da der grundfehler der arbeit geltend, dass das, was der verfasser vorträgt, nicht für H. Sachs und das Decamerone allein, sondern für alle seine schwankquellen oder für seine quellen überhaupt gilt. Hier war es aber von wichtigkeit festzustellen – und gerade diese frage hat der verfasser vernachlässigt – was H. Sachs der Decamoroneübersetzung unzweifelhaft allein verdankt.

Im einzelnen möchte ich nachstehendes anmerken: Hartmann erklärt in den allgemeinen bemerkungen u. a., dass er die fastnachtspiele des H. Sachs von der betrachtung ausschliesse, weil diese bereits von Geiger und Mac Mechan behandelt worden seien. Nachdem aber Mac Mechans arbeit recht kläglich ist und Geiger

alle spiele mit sicheren quellen, nicht nur die nach dem Decamerone, unter einander würfelt und immer nur gelegentlich, nicht 'im zusammenhang', die aus dem italienischen novellisten entnommenen zum vergleich heranzieht, da ferner Hartmann auf dem titelblatt seines buches 'Das verhältnis von H. Sachs (d. h. aller seiner einschlägigen dichtungen) zur sogenannten Steinhöwelschen Decameronübersetzung' zu behandeln verspricht, so war er von der verpflichtung, die fastnachtsspiele mit einzubeziehen, nicht freizusprechen. Er hat sich eben seine aufgabe erleichtert und lieferte nur stückwerk. — S. 20 macht Hartmann folgende bemerkung: 'Vorteilhaft sticht Sachs von den autoren des 16. jhs. ab. Ist er doch der einzige, der es verschmäht, sich mit fremden federn zu schmücken und vielmehr in fast allen seinen dichtungen einen deutlichen hinweis auf die von ihm benutzte quelle gibt'. Leider ist der ganze satz in allen seinen teilen falsch. Erstens ist H. Sachs nicht der einzige im 16. jh., der seine quellen nennt; Bebel, Luscinius, Barlandus, Pauli, Kirchhoff u. a. schwankdichter, ebenso viele meistersänger, wie Hans Vogel, Michel Vogel, Adam Puschmann, Benedikt von Watt, Ambrosius Metzger usw. nennen ihre quellen zwar nicht immer, aber oft; andere, wie Johannes Gast, Nathan Chytraeus, Polychorius, geben ihre quellen in bausch und bogen an. Zweitens schmückt sich H. Sachs öfters mit fremden federn: In dem gedicht 'Die drey frawen mit dem porten' wiederholt er vers für vers ein gedicht von H. Folz; in dem schwank 'Warum die bawern nicht gern landsknecht herbergen', gibt er, mit ausnahme der einkleidung, ein gedicht Jörg Schillers wörtlich wieder. Drittens ist H. Sachs weit davon entfernt, in fast allen seinen dichtungen seine quelle anzuführen. In seinen 85 fastnachtsspielen nennt er sie nur in den beiden letzten, die streng genommen lustspiele sind, das wären 2,35 %. Im I. bande der von E. Goetze veröffentlichten schwänke und fabeln, welcher 200 gedichte umfasst, sind die quellen bei etwa 20 angegeben, das wären 10 %. Im II. bande der schwänke, welcher 187 gedichte enthält, sind von 55 die quellen angedeutet, das sind noch nicht 30 %. Diese 55 gedichte sind grösstenteils fabeln, bei denen H. Sachs seltsamerweise es liebte, seine quellen, d. h. wenigstens eine quelle, und zwar sehr genau zu bezeichnen. Bei seinen komödien, tragödien und historien dagegen ist das verhältnis ähnlich wie bei den schwänken. Mit Hartmanns behauptung ist es also nichts. Ebensowenig sind die zusammenstellungen über die benutzung des Boccaccio (s. 22) richtig, weil, wie wir oben sahen, Hartmann 11 beziehungsweise 15 Mgg. nach dem Decamerone übersah.

Die ausführungen lassen auch sonst viel zu wünschen übrig. Hartmann merkte nicht, dass H. Sachs neben der einen quelle gerne noch andere benutzte und dass oft das, was er H. Sachs als verdienst anrechnete, dem einfluss der anderen vorlage zuzuschreiben war. So hätte z. b. Hartmann bei der Griseldis die H. Sachs in deutschen übersetzungen bekannte version Petrarcas, bei der novelle vom weib im brunnen die version der Historia septem sapientum in den verschiedenen deutschen bearbeitungen heranziehen sollen. Die benutzung der einen, der gereimten Sieben weisen meister von 1476, habe ich nachgewiesen.

Hartmann kümmerte sich ferner nicht darum, welche ausgabe des Decamerone H. Sachs vor sich hatte und schrieb daher manches H. Sachs zu, was dieser schon in seiner vorlage fand. So preist er z. b. s. 42 den dichter, dass er das unverständliche 'in cursu gen' der übersetzung (Dec. VIII, 9) durch den Venusberg ersetzt — Schwänke I, 78 —. Nun findet sich diese änderung schon in der Strassburger Decameronübersetzungsausgabe von 1535, woselbst (im 'Register diss

büchs') die novelle folgendermassen angeführt wird: 'Wie ein doctor wolt in fraw Venus berg / vñ kam in ein katlachen'.

Auf diesen umstand habe ich bereits im X. jahrgang der Zeitschrift für vergleichende literaturgeschichte s. 17 ('Zu den quellen der Hans Sachsischen schwänke) hingewiesen, ein aufsatz, der Hartmann entgangen zu sein scheint. Damit komme ich auf einen anderen recht empfindlichen mangel des buches: der verfasser ist ungenügend mit der einschlägigen literatur bekannt und gibt sich nicht die mühe, die ihm bekannten werke ordentlich zu benutzen. Von meinen zahlreichen arbeiten über die quellen des H. Sachs, die so vielfach auf das 'Decamerone' bezugnehmen, zitiert er nicht eine einzige. Er begnügt sich (s. 2) zu sagen: 'Drescher, Goetze und Stiefel haben manche dichtung H. Sachsens auf die novellen zurückgeführt. Leider sind diese angaben, die in den anmerkungen zerstreut, wenig übersichtlich'. Das ist nicht richtig. Drescher und Goetze haben allerdings blosse quellenandeutungen (ohne belege und ausführungen) in den anmerkungen ihrer ausgabe der schwänke gemacht; aber ich habe nicht in anmerkungen, sondern in zusammenhängenden arbeiten das verhältnis der fastnachtspiele, schwänke und fabeln des H. S. zu den quellen behandelt. – Von neueren arbeiten über die arbeitsweise des H. Sachs vermisse ich die von Ricklinger.

Nach dem vorausgehenden kann mein urteil über das buch kein günstiges sein.

MÜNCHEN. ARTUR LUDWIG STIEFEL.

Friedrich Seiler, Die entwicklung der deutschen kultur im spiegel des deutschen lehnworts. Vierter teil: Das lehnwort der neueren zeit. Zweiter abschnitt. Halle a. d. S., buchhandlung des waisenhauses 1912. XVI, 566 s. 8 m.

Der vorliegende umfängliche band des Seilerschen buches bringt das ganze werk rascher als man hoffen durfte zum glücklichen abschluss. Er behandelt im 8. kapitel die heeressprache, im 9. das staatswesen (kanzlei- und schreiberwörter, rechtswörter, verwaltungs- und finanzwörter, hof und regierung, politik und diplomatie, parteiwesen, parlamentssprache). Der sprache der guten gesellschaft, d. h. denjenigen französischen entlehnungen, die nicht einer bestimmt abgegrenzten objektiven begriffssphäre angehören, sondern mehr eine allgemeine gesellschaftliche bedeutung haben und in der unterhaltung der höheren kreise gebraucht werden, ist das 10. kapitel gewidmet; darin wird auch gelegentlich an einer wenig in die augen fallenden stelle der begriff der lehnübersetzung festgestellt und in seiner bedeutung für die sprachgeschichte gewürdigt. Ihm schliesst sich im 11. kapitel die erörterung der abstrakten und allgemeinen dem französischen entstammenden ausdrücke an. Dann folgen im 12. kapitel die fremden bezeichnungen der in der neueren zeit eingeführten naturerzeugnisse. Die exotischen wörter, die einem fremden lande und volke eigentümliche erscheinungen benennen, füllen, soweit sie nicht schon als lateinische, im zeitalter der reformation und des humanismus wurzelnde entlehnungen in bd. III, 335 ff. behandelt sind, das 13. kapitel. Das 14. kapitel handelt von den entlehnungen aus den übrigen germanischen sprachen, namentlich der englischen und den nordischen sprachen, und aus den deutschen mundarten sowie von der wiederbelebung ausgestorbener wörter aus dem altdeutschen wort-

schatz. Das 15. kapitel endlich greift aus den berufs- und standessprachen zwei besonders wichtige gruppen heraus, die der schüler und studenten und die der landfahrer und gauner, die besonders reich an fremd- und lehnwörtern sind und einen guten teil davon an die literatur- oder wenigstens die umgangssprache weiter gegeben haben. In anhängen findet man bequeme und übersichtliche zusammenstellungen über genuswechsel der lehnwörter und über deren heimat und ein verzeichnis von übersetzungen und lehnübersetzungen. Ein reiches wörterverzeichnis am schluss erleichtert das aufsuchen eines bestimmten lehnworts, über dessen geschichte man sich zu unterrichten wünscht.

Wieder setzt der verfasser sich im vorwort mit dem Allgemeinen deutschen sprachverein, insbesondere mit einer besprechung seines dritten bandes durch Scheffler im märzheft 1912 der zeitschrift des sprachvereins auseinander.

Was ich in meiner besprechung in dieser zeitschrift an allgemeinen bemerkungen zum 3. teil zu machen hatte, gilt ziemlich in gleicher weise auch für den vierten. Für eine neubearbeitung möchte ich namentlich noch eingehendere berücksichtigung des süddeutschen, österreichischen und schweizerischen gebrauchs in amts- und umgangssprache empfehlen.

MAINZ. GUSTAV BINZ.

R. C. Boer, Methodologische bemerkungen über die untersuchung der heldensage. Eine auseinandersetzung mit Andreas Heusler. Amsterdam, Johannes Müller 1911. 28 s.

Diese kleine schrift kann nicht besprochen werden, ohne gleichzeitig einige seitenblicke auf Boers 'anzeige' meiner dissertation (Untersuchungen über die Sigfridsagen, Berlin 1910) im 44. band dieser zeitschrift, s. 346 ff. zu werfen, denn beide gehören nach dem eigenen urteile des verfassers zusammen. 'Soviel ich sehe,' heisst es s. 6 f. der M. b., 'ist die Berliner universität der mittelpunkt des angriffs (nämlich auf die theorien Boers). Der führer ist Heusler, der vor kurzem in der Deutschen literaturzeitung 1910, nr. 49 eine beurteilung meines buches über die sagen von Ermanarich und Dietrich veröffentlicht hat; von ihm inspiriert ist auch die doktorschrift des herrn Polak, die ich an anderer stelle bespreche' (hierzu in einer note: 'auf diese besprechung, die in der Zeitschr. erscheinen wird, weise ich in diesem zusammenhang hin; manches, worauf ich sonst hier eingehen müsste, ist dort gesagt worden'). In der 'besprechung' Zeitschr. bd. 44, s. 346 heisst es: 'Seine (nämlich herrn Polaks) arbeit ist ein versuch, Heuslers theorie über den teil der Nibelungendichtung, in dem Sigfrid eine rolle zufällt, etwas näher auszuführen. Da diese theorien sich in mancher hinsicht mit den resultaten meiner untersuchungen über die Nibelungensage nicht vereinbaren lassen, wird ein grosser teil des werkchens von direkter polemik gegen meine methode und ergebnisse eingenommen. Es ist also ein gegen mich gerichteter angriff aus der Heuslerschen schule. Aus diesem grunde sehe ich mich veranlasst, etwas tiefer darauf einzugehen, als die bedeutung des büchleins an und für sich es rechtfertigen würde; es kann für die klärung der ansichten nur nützlich sein, den gegensatz zwischen der Berliner schule und mir auch einmal in ein anderes licht zu rücken, als es hier geschehen ist.' Eine note dazu weist auf die M. b. hin.

Das verhältnis der M. b. zu der 'besprechung' ist genauer so zu bezeichnen, dass jene im grunde genommen nicht viel mehr sind als ein erguss persönlicher verärgerung, während diese sich daneben etwas mehr mit den tatsachen befasst: ein zweiter grund, warum ref. hier auf beide arbeiten einzugehen hat. Ein dritter grund ist — leider — persönlicher art: in beiden schriften werden mein verehrter Berliner lehrer und ich in einer weise angegriffen, die bisher in germanistischen kreisen bis auf wenige ausnahmen nicht üblich war. Und das von einem gelehrten, der M. b. s. 26 schreibt: 'Wann wird man doch endlich einmal lernen, solche fragen als dinge, über die meinungsverschiedenheit erlaubt ist, zu behandeln', und s. 7: 'Da ich der ansicht bin, dass eine wissenschaftliche diskussion ohne leidenschaft und nur um der wahrheit willen geführt werden soll, werde ich auf die schmähschrift, die die redaktion der Zfda. im 34. band ihres anzeigers aufnehmen zu müssen geglaubt hat, nicht eingehen'. Inwieweit die M. b. und namentlich die anzeige 'innerhalb der grenzen des anständigen bleiben' (auch dieser ausdruck stammt von B.: s. 7 der M. b.), kann dem leser zur beurteilung überlassen bleiben.

Obwohl beide arbeiten zusammengehören, werde ich nicht aus dem auge verlieren, dass ich hier nicht eine erwiderung auf Boers anzeige zu geben, sondern seine M. b. zu besprechen habe. Ich werde aus der anzeige also nur dasjenige berücksichtigen, was als eine nähere ausführung von gedanken der M. b. zu gelten hat, höchstens hier und da in einer note eine einzelheit richtigzustellen suchen. Nur das allgemein-methodische interessiert uns hier. Im grunde genommen bin ich ohnehin einer widerlegung von Boers angriffen auf die resultate meiner untersuchungen überhoben, weil diese angriffe ausschliesslich in der einseitigen methode Boers wurzeln, die überall als seiner ansicht nach allein richtiger massstab angelegt wird. Ich hoffe übrigens in verbindung mit einer untersuchung der sage vom Burgundenuntergang die behandlung der Sigfridsagen noch einmal aufzunehmen, was notwendig geworden ist, nachdem Panzer in seinem 'Sigfrid' (zweiter band seiner Studien zur germanischen sagengeschichte) ein neues licht über manche fragen verbreitet hat[1].

Schon Boers ausgangspunkt, der gedanke an einen von der Berliner schule ausgehenden angriff, ist durchaus unrichtig. Denn erstens ist es noch sehr die frage, ob es eine solche schule in der tat gebe[2], und zweitens ist es eine unwahrheit, dass die m. e. nicht bestehende Berliner schule mich zum holmgǫngumaðr wider B. aufzog, denn der gelehrte, der mich dazu anregte, die Sigfridsage einer erneuten untersuchung zu unterziehen mit besonderer rücksicht auf Boers arbeiten, und mit dem die hauptpunkte vor meiner abreise nach Berlin besprochen wurden, ist prof. Sijmons in Groningen. Wenn B. also Zeitschr. s. 346 im plural die gelehrten, die mich zu meiner arbeit angeregt haben, verantwortlich dafür macht, dass sie mir zu einer arbeit geraten haben, die über dem vermögen eines anfängers liege, so will ich wiederum die schlussfolgerung dem leser überlassen, der überdies den 'lebenslauf' s. 147 diss. vergleichen kann, wo die auch B. bekannte wahrheit steht.

1) Einiges wurde schon in meiner in den Englischen studien bd. 46 s. 279 ff. erschienenen anzeige von Panzers Sigfrid angedeutet; von meinen 'Untersuchungen über die sage vom Burgundenuntergang' ist inzwischen (Jan. 1914) der erste teil in der Zfda. bd. LIV (n. f. XLII) s. 427 ff. erschienen.

2) Auch M. Olsen spricht im Arkiv f. nord. fil., bd. 28 s. 278, von einer Berliner schule.

Drittens aber sind weder meine diss. noch einige ungünstige besprechungen, die den arbeiten Boers in den letzten jahren zuteil wurden, als 'angriffe' zu betrachten, denn man greift nicht an, was keine anhänger findet [1]. Der rezensent muss nun einmal sein urteil abgeben, und wer über die Sigfridsagen schreibt, kann nicht umhin, die literatur über das thema zu berücksichtigen: das ist die einzige beziehung, die zwischen meiner in Groningen konzipierten, in Berlin unter Heuslers tätigem Interesse ausgearbeiteten diss. und Boers theorien besteht. Jetzt aber zur sache.

Apriorismus heisst das verbrechen, dessen alle diejenigen angeklagt werden, die mit B. nicht einsehen wollen, dass seine methode die allein seligmachende ist. Nach Boers ansicht ist Heusler — horribile dictu — der fortsetzer der tradition und der methode der alten Berliner schule Müllenhoffs, die er nur äusserlich etwas modernisiert hat. Wie Müllenhoff im voraus gewusst habe, wie ein mythus beschaffen sei, so wisse man jetzt, was die art der alten lieder und die natur der sage sei, und diese abstraktionen würden wie früher jene andern der freien forschung wie ein damm in den weg gelegt.

Heusler ein fortsetzer der tradition Müllenhoffs — für denjenigen, der den lebenden Berliner gelehrten aus seinen schriften kennt, brauche ich den ungereimten gedanken nicht einmal zu widerlegen. Wenn man durch ein liebevolles eindringen und sich einleben in die alten kulturverhältnisse, unter denen sich die sage gebildet hat, sich eine vorstellung erworben hat von den möglichkeiten, mit denen in der forschung zu rechnen ist; wenn man auf grund von viel material (wenig schreibt B. s. 24 M. b.; das urteil wieder dem leser!) 'und viel phantasie', d. h. der unentbehrlichen, nachschaffenden phantasie des sagenforschers, die es dem wesensverwandten Axel Olrik sogar möglich macht, aus wenigen andeutungen eines lateinschreibenden dichter-chronisten den eddischen poeten heldenlieder nachzudichten von erstaunlicher poetischer wahrheit —, wenn man, sage ich, auf grund von diesen für den sagenforscher notwendigen vorbedingungen ausgemacht hat, was in alter dichtung 'erlaubt' (man lese: glaubhaft) ist, dann handelt derjenige, der diese erkenntnis als 'norm nimmt, an der alles gemessen wird' (M. b. s. 24) nicht aprioristisch, sondern er benutzt neben anderem auch die daten, die ihm dieser wichtige teil seines studiums geboten hat. B. vernachlässigt eben diese, doch auch aus dem studium der quellen hervorgegangenen daten; dass er diese für aprioristische aufstellungen hält, beweist eben, wie recht Heusler in der D. literaturzeit. 1910, nr. 49 hatte, als er schrieb — und er sprach damit nicht nur sein eigenes urteil aus —: 'Bei vielen von Boers sagenschriften hat man den eindruck, dass die beziehung fehlt zwischen dem untersuchungsobjekt und dem organ des untersuchenden'. Noch in der anz. im 44. bd. der Zeitschr. s. 348 will B. nicht einsehen, dass cap. 227 der Ps. gegen die andern überlieferungen dieser ereignisse gehalten, die jüngste stufe repräsentiert, hält im ernste dieses läppische gewäsch für eine selbständige sage, sogar für eine 'ursage' [2]. Da ist wohl der einzige trost die versicherung

1) Vielleicht beurteilt Boer die anhängerschaft Golthers, auf die er sich M. b. s. 6, Zeitschr. s. 356 beruft, jetzt anders, nachdem dieser gelehrte auch das büchlein des herrn Polak in dem Literaturblatt für germanische und romanische phil. 1911, nr. 12 günstig rezensiert und in der einleitung zur zweiten auflage seiner ausgabe des liedes vom Hürnen Seyfried (Braunes neudrucke bd. 81—82) einige meiner ergebnisse übernommen hat.

2) Es ist Boer nicht deutlich, was ich unter diesem worte verstehe (Zeitschr. bd. 44, s. 348, note 1). Es heiss nicht 'altes lied', sondern einfach 'älteste er-

Panzers in seinem Sigfrid s. 181: 'Es hat noch niemand – mit ausnahme Boers – das leere, wahrhaft ärgerliche gerede dieses kapitels für sage gehalten'. Mein widerlegungsversuch Unters. s. 11. 108 ff., wogegen B. sich in der anzeige wendet, war also im grunde herzlich überflüssig.

Es ist etwas wahres an Boers worten M. b. s. 23: 'Es ist daher nicht richtig, dass Heusler gegen meine methode prinzipielle einwendungen erheben kann; es ist nur die konsequente anwendung der methode, wodurch andere resultate als die erwünschten erreicht werden, was ihm unbequem ist'. Nur sieht B. nicht ein, dass er damit selbst seine eigene methode richtet. Eben die konsequente anwendung eines einzigen prinzips, das allerdings im verwickelten dichterischen prozesse neben vielen andern auch wohl einmal mitwirkt, ist es, was in den sagenschriften Boers zu tadeln ist. Was ist nämlich das wesen dieser methode? 'Untersuchungen über den ursprung und die entwicklung der Nibelungensage', bd. 1, s. 9 f. heisst es: 'Die motivierung ist das sekundäre. Gerade wie sich an unverstandene kulte sagen knüpfen, wie prähistorische denkmäler, gräber, hämmer, sogar zeichnungen und figuren ausgangspunkte für die entstehung ausführlicher erklärender sagen werden, so bringen auch die erzählungen von nackten tatsachen ihre eigenen erklärungen und motivierungen hervor. Es ist dasselbe, was Shakespeare tut, wenn er in dem dürftigen berichte einer chronik den stoff zu einer tief psychologischen tragödie findet. Aber erst durch die motivierung wird der eigentümliche charakter einer sage bestimmt. Und in den M. b. s. 22 fügt B. noch einige beispiele für dieses verfahren aus der neueren zeit hinzu: die hexenküche im Faust, womit Goethe später motiviert, dass der gelehrte doktor des eingangs sich nachher wie ein verliebter jüngling gebärdet. Und als beweis dafür, dass auch ein moderner dichter frei über die einzelnen teile eines stoffes verfügen kann, wird die versetzung eines motivs aus einem entwurfe von Ibsens Brand nach Per Gynt, aus Rosmersholm nach Fruen fra havet angeführt. Damit ist aber nur bewiesen, was niemand leugnet, dass diese momente hier und da mitwirken; die ganze heldensage aber so gut wie ausschliesslich nach dem schema: A tötet B: älteste sagenform; warum tötet A den B: zweite stufe . . . usw. zu erklären, ein verfahren, wonach Helgisage, Finnsage, Sigmundsage, Hildesage, 'Hagensage' alle aus einer wurzel, sage von verwandtenmord, zu entspringen scheinen, ist eine vergewaltigung der poesie, die sich nun einmal nicht auf ein einziges entwicklungsgesetz zurückführen lässt. Mit vollstem recht sagt daher Heusler in seiner rezension, die die M. b. hervorgerufen hat, dass aus diesem synthetischen verfahren Boers jene stammbäume entspringen, die sich dem sagendichtenden prozesse anschmiegen wie eisenfäustlinge einer lebenden hand.

'Die untersuchung der quellen der Þs., die den hauptinhalt mehr als eines buches bildet, wird in elf zeilen abgetan mit der behauptung, der nachweis der durcheinanderflechtung zweier redaktionen sei nirgends erbracht worden. Hier kann ich ruhig das urteil solcher abwarten, die auf das detail eingehen', heisst es M. b. s. 19 f. Aber glaubt B. im ernst, dass je ein solcher forscher kommen wird, der die schlussfolgerungen aus falschen voraussetzungen noch einzeln nachprüfen wird? Wer davon überzeugt ist, dass der ausgangspunkt falsch ist, kann sich diese arbeit ersparen. Die untersuchung über die quellen der Þs. ist von anfang an noch einmal zu führen, und wenn Boers arbeiten über die Nibelungen-, Ermanarich- und Dietrich-

schliessbare form einer sage'; auch bei jüngeren sagen besteht also die möglichkeit von einer 'ursage' zu reden.

sagen einen nutzen gestiftet haben, ist es eben der, dass er unsere augen geöffnet hat für die gewaltige aufgabe, die die forschung hier noch zu lösen hat. Denn es ist in der tat ein mächtiges gebäude, das B. in den letzten jahren aufgeführt hat, und die anerkennung dieser tatsache durch einen gegner schliesst eine erschütternde tragik in sich. Soviel scharfsinn, soviel fleiss und anstrengung während einer viele jahre fortgesetzten unermüdeten forschung, um einen himmelstürmenden dom auf morschen pfeilern aufzuführen, der als ganzes rettungslos dem untergange geweiht ist, als ganzes, denn in den einzelheiten wird mancher sich nachher darüber freuen können, dass er mit B. zu demselben resultat gekommen ist, und den vorwurf, der mir daraus Zeitschr. s. 346 gemacht wird, dürfte noch mancher in zukunft von derselben seite entgegennehmen.

Ein gewaltiges gebäude in der tat! Und was es den mitforschern so schwer macht, ist der umstand, dass im laufe der arbeit so vieles wieder abgetragen wird, manchmal sogar ein teil der fundamente! So hätte ich auch eigentlich in meiner diss. erwähnen sollen, dass B. im dritten bande seiner Untersuchungen einen der ausgangspunkte des ersten bandes, dass nämlich die älteste sage von Sigfrid von diesem nichts anderes zu berichten wusste als seinen tod, zurücknimmt[1]. Diese annahme bildete aber nun einmal einen ausgangspunkt der untersuchungen Boers, worauf weitergebaut wurde, war überdies – und das ist das wichtigste – charakteristisch für einen psychologischen fehler in seiner betrachtungsweise und musste darum besprochen werden. Ein so verwickeltes buch, das den titel 'Untersuchungen über den ursprung und die entwicklung der ansichten eines sagenforschers über den ursprung und die entwicklung der Nibelungensage' zu führen hätte, ist im grunde für einen gewöhnlichen sterblichen, selbst wenn er weniger anfänger wäre als herr Polak, nicht besprechbar.

In bezug auf Heuslers auch von mir in meinen Untersuchungen zugrunde gelegte kritik der Vǫlsungasaga heisst es M. b. s. 27: 'Es geht nicht an, einzelne stücke herauszuwählen, ihren stil für altertümlich zu erklären und darauf dann eine kritik der saga zu gründen. Die frage nach dem alter der quellen tut sich erst

1) Ich weise hier beiläufig darauf hin, dass das possierliche in der beweisführung, das B. mir Zeitschr. s. 347, note 3 in diesem zusammenhange vorwirft, nicht mir zur last zu legen ist. Ich gehe von Sigfrid aus, knüpfe die ganze argumentation an Sigfrid (nicht an Hagen, sage nur, dass B. mit unrecht von Hagen ausgeht) und ziehe einen schluss für Sigfrid: überall, wo B. s. 347 von Hagen redet, ist Sigfrid zu lesen. Zur nachprüfung gebe ich hier einen teil der betreffenden stelle meiner diss., füge nur hier und da einige erklärende bemerkungen eingeklammert hinzu: 'Gegen die Hagensage speziell (gemeint ist hier, was B. Untersuchungen H. 1 nennt: Hagens anschlag auf Sigfrid: H. 1 S. 2: Untersuchungen über ursprung und entw. d. Ns. bd. 1 s. 2 mit der note) ist noch etwas einzuwenden. Es scheint mir methodisch nicht angebracht, für den ersten teil der Nibelungensage, unsere Sigfridsagen also, Hagen als hauptperson auszuspielen und dem eigentlichen helden (d. h. natürlich dem helden der sagen meiner untersuchungen, Sigfrid, und nicht, wie B. in seiner anzeige glaubt, Hagen) ursprünglich keine andere rolle zuzuteilen als sich ermorden zu lassen usw.' Der vorurteilslose leser urteile wieder selbst. Hiermit fällt die ganze argumentation Boers s. 347 f. Vielleicht war Hagen tatsächlich eine historische person: eine sage von ihm muss aber mehr erzählt haben als seine blosse ermordung (hier übertrage ich die für Sigfrid geführte argumentation auf Hagen!), was ein blosses sagenmotiv war, das ebensowenig selbständig existieren konnte wie ein atom: die wirklichkeit kennt nur atomgruppen; das atom an und für sich ist eine abstraktion aus dem gegebenen, nicht ein für sich gegebenes.

auf, wenn man zuerst aus der vorhandenen überlieferung den inhalt einer jeden quelle erkannt hat. Dass sie das nicht sehen können, ist ein grosser fehler Heuslers und seiner jünger.' Und in der besprechung der erstlingsarbeit eines dieser 'jünger' (Zeitschr. bd. 44 s. 349): 'Dass sie (nämlich die 'lieder der lücke', muss aber sein: eines dieser lieder, die Sigurdarkvida en forna) alt sind, nimmt Heusler auf grund stilistischer erwägungen an; aber wenn es schon an und für sich bedenklich ist, ausschliesslich aus solchen erwägungen das genaue alter eines Eddaliedes erschliessen zu wollen, so wird das vollständig unmöglich bei einer paraphrase, wo dann am ende alt sein muss, was der kritiker schön findet, jung, was ihm nicht gefällt'. Auch mit diesen behauptungen richtet B. sich selbst. Hier wird ausdrücklich der wert der stilistischen argumente für das bestimmen des alters eines literarischen erzeugnisses geleugnet. 'Die frage nach dem alter der quellen' ist eben ohne stilistische argumente nicht zu lösen. Übrigens weiss jedermann, dass Heusler in seiner arbeit über 'die lieder der lücke im codex regius der Edda' (s. 1 ff. der Germanistischen abhandlungen für Paul, Strassburg 1902) nicht trennt auf grund von alt = schön, jung = unschön. Es ist eine verdächtigung der methode, die aber nur unkritische köpfe irreführen kann [1]. Bei der persönlichen abneigung Boers gegen Heuslers schaffen mag es wenig nützen, wenn ich ihn auf beispiele aus den schriften dieses gelehrten hinweise, aber er möge sich dann einmal den schriften Axel Olriks zuwenden und sehen, wie dieser, der doch unser aller meister ist, stilistische kriterien anwendet [2]. Und von ihm möge er auch etwas mehr pietät den hochdeutschen quellen gegenüber lernen, die er in seinen sagen von Ermanarich und Dietrich mit ausdrücken würdigt wie 'torheit', 'närrisch', 'schlecht', lächerlich macht in wendungen wie: 'ein diner wird gehalten', 'man sieht Witege reiten: ein merkwürdiges wunder', 'Etzel weiss auch nichts besseres zu tun als zu verzeihen' 'man fragt, wozu sie (die Etzelsöhne) mitgehen (Rabenschlacht). Doch wohl nicht, um die italienischen seen zu sehen?' Diese 'witze', die auch schon im zweiten bande des Nibelungenwerkes in bezug auf stellen des Nibelungenepos gemacht werden, beweisen nur, dass B. mit der historischen ästhetik auf gespanntem fusse steht. Von unserem modernen standpunkt betrachtet, ist da vieles nicht 'schön' (in der Þs. ist allerdings alles ohne ausnahme 'schön' nach Boer), die aufgabe einer historisch-ästhetischen würdigung ist aber, die betreffenden kunstwerke aus den kulturverhältnissen der zeit verstehen zu lernen. Wer dazu keine neigung hat, sollte sich ausschliesslich mit der modernsten literatur befassen. Wie kontrastiert damit die art Olriks, für den kein zug, sogar aus den 'schlechtesten' quellen neben-

1) Der mit dieser schrift Heuslers bekannte leser beurteile in diesem zusammenhange auch einmal, was wahr ist an folgender behauptung Boers (Zeitschr. bd. 44 s. 353): 'Heusler glaubt an eine erlösungssage und eine werbungssage, die einander so ähnlich sind, dass es niemand, auch ihm nicht, gelungen ist, sie voneinander zu trennen. Man beachte namentlich auch das grosse gewicht, das Heusler a. a. o. bei der zergliederung von Vǫls.s. cap. 26 ff. auf die sagenmotive gelegt (das vorkommen der Grimhild, die anspielungen auf die vorverlobung, das auftreten von Atli oder aber Budli, u. a.), keineswegs also einseitig auf das stilistische geachtet hat. Dagegen ist Boers analyse in seinem Nibelungenwerk durch die einseitige beachtung der logischen unebenheiten entschieden ein rückschritt.

2) B. verschweigt in den M. b. vollständig Heuslers erinnerung an Olriks methode in der Deutschen literaturzeit. ('Das buch bildet den vollkommenen gegensatz zu der art Axel Olriks).' So entsteht der schein, als hätte der Berliner gelehrte auf sich selbst als vorbild hingewiesen.

sache ist, nicht um daraus 'ursagen' zu rekonstruieren, sondern um uns damit die entwicklung der sage im laufe der zeiten abschliessend vorzuführen, und immer steht dahinter ein lebendiges, farbenprächtiges, wahrheitdurchhauchtes zeitbild, aus dem wir auch das hervorgehen des 'unschönen' verstehen lernen. Hass gegen die mittelhochdeutsche literatur ist m. e. ein wichtiger faktor im prozess, der B. zur vergötterung der Þs. und damit zu seiner 'umdrehung der altdeutschen literatur- und kulturverhältnisse' (Heusler) geführt hat, wobei die deutsche heldensage niederdeutsch, Dietrich von Bern und Rüdeger zu niederdeutschen helden, Attila zu einem westfälischen könige werden. Gerade die resultate von Boers methode führen diese methode selbst ad absurdum!

Über den wert der Þs. als sagenquelle brauche ich wenig zu sagen. Ihr hoher wert als solche ist unbestritten, namentlich für die Dietrichsagen, wofür wir sowohl aus älteren wie aus jüngeren quellen wenig entnehmen können, allerdings mehr als B., der sie so gut wie vollständig vernachlässigt. Ich führe Heuslers charakteristik der saga aus der zitierten rezension in der Deutschen literaturzeit. an und überlasse es dem leser, zu beurteilen, ob B. s. 14 f. ein recht hat, 'phraseologie' und 'tönende worte' zu nennen, was tatsächlich nur die bei der charakterisierung solcher dinge gebräuchlichen technischen ausdrücke sind: 'Was die Þs. als sagenquelle in erster linie kennzeichnet, ist etwas anderes. Ihre volksfremde stellung zu dem stoffe, der in unbeherrschten und formal unfesten massen auf den nordischen wiedererzähler einströmt [1]. Daher die vielen störungen, die man pathologisch nennen möchte, und die sich von dem neugestalten der primären quellen unterscheiden [2]. Dazu ein zweites. Der nacherzähler, oft auch seine quellen, sind aus dem heroischen formgefühle herausgetreten auf höhere und niedere stufen spielmännischen, auch wälsch-romanhaften geschmacks. Die Þs. nach ihrer persönlichen eigenart ist den germanischen heroenstoffen nicht wahlverwandt. Die seele germanischer heldendichtung lernt man aus allen andern quellengruppen (stabreimenden liedern, heldenepen, heldensagas, selbst chronisten wie Widukind und Saxo) besser kennen als aus der Þs. [3] Die Þs. hat uralte züge bewahrt, führt uns oft über unsere hochdeutschen epen zurück, aber als ganzes trägt sie den stempel der zweitehandware'. Ich möchte noch hinzufügen, was Heusler, Zfda. bd. 38 s. 62 in bezug auf diese frage schreibt, da allerdings auch ausgedehnt auf Saxo, für den es aber in viel geringerem grade gilt als für den sammler der Þs.: 'Sie stehen

1) Neben der konstruktion der saga, ihrer gruppierung um Þidrek, ihren ausgleichungsversuchen usw. wage ich es noch einmal, mich auf den prolog zu berufen. Wenn Boer mir s. 356 note 3 vorhält, ich solle zunächst die echtheit dieses prologs beweisen, so kann ich mich jetzt auf Bertelsens einleitung zu seiner ausgabe der Þs. (Kobenhavn 1905 – 11 s. XXXIII ff.) berufen, wo Boers auffassung, der prolog sei unecht, von der handschriftlichen seite widerlegt wird. (Polak.)

2) Aus dieser bemerkung schliesst B. s. 18 M. b., dass Heusler wegen des namens Imbrecke den Biterolf 'für eine zuverlässige quelle, sogar für eine bessere als die Þs.' halte, und staunt – bei seiner unrichtigen voraussetzung mit recht (P.) – über einen solchen mangel an urteilskraft.

3) B. bemerkt dazu M. b. s. 15, dass, wo von der Dietrichdichtung die rede ist, bei Saxo nichts, in den fornaldarsogur nichts, in stabreimenden liedern, abgesehen von dem fragmente des Hildebrandsliedes und den paar zeilen auf dem Rokstein wiederum nichts zu finden sei, die ausdrücke stünden nur zum zierat da. Die wahrheit ist natürlich, dass Heusler hier im allgemeinen über die Þs. als sagenquelle im verhältnis zu andern quellen redet, nicht ausschliesslich in bezug auf die Dietrichsage.

ausserhalb des stromes der vertrauten heimischen sagenkunde und sammeln emsig, was ihnen der strom an ihr ufer treibt; vollständigkeit darf man bei ihnen nirgends von vornherein erwarten'. Dass der verfasser der saga sammler, ordner, bearbeiter ist, der aus sich zum teil widersprechenden liedern, erzählungen, heldengeschichten spielmännischer art einen Dietrichroman schafft, kann B.. durch die resultate seiner allzu einseitigen methode verblendet, leider nicht mehr sehen; so gut wie alles, was in der Þs. steht, findet sich nach ihm schon in ihren quellen. Ja, die verblendung geht sogar so weit, dass derjenige, der sich dieser auffassung Boers verschliesst — das ist also jedermann mit ausnahme Boers selbst - sich einen anachronismus zuschuldenkommen lässt (s. 351 der anz.), sich bewusst sein muss, nichts neues zu sagen (s. 349), dass seine methode veraltet ist, seine resultate nicht von bleibendem, ja, nicht einmal von vorläufigem wert sind (s. 358).

Von den historischen betrachtungen über die ältere und neuere auffassung der sagenquellen, womit B. nach einigen selbstgefälligen bemerkungen seine kleine schrift eröffnet, lässt sich sagen, dass sie nach einer richtung hin übertreibend, den abstand zwischen ihm und seinen mitforschern noch als grösser hinstellen als er tatsächlich ist. Nur dann hat er recht, wenn man von der forschung der letzten fünfzehn jahre absieht, und man hat bei Boers sagenschriften auch manchmal in der tat den eindruck, als ob die mitwelt nur ganz schattenhaft und verschwommen in seinen gesichtskreis hineinrage. Freilich, 'die forscher, die zu anfang des 19. jahrhunderts sich mit den gedichten der heldensage beschäftigten, glaubten, dass zwischen den mittelhochdeutschen gedichten und der skandinavischen überlieferung ein abgrund gähnte' (M. b. s. 7 f.), allein dieser abgrund ist allmählich, wenn auch nicht genau nach Boers rezept, überbrückt worden. Von der auffassung der 'sage', wie sie M. b. s. 8 f. geschildert wird, ist man auch ohne Boers zutun längst zurückgekommen, und dass heldensage im grunde literaturgeschichte ist, wird auch in andern 'schulen' als in der Amsterdamer doziert. 'Es besteht kein grund, ein bestimmtes entwicklungsstadium der erzählung für 'die sage' zu erklären und an einem willkürlichen punkte eine grenzlinie zwischen 'sagenbildung' und 'dichterischer weiterbildung der sage' zu ziehen (M. b. s. 10), aber wer unterschreibt das heutzutage nicht gerne? Nur wenn B. fortfährt: 'Alles, was man in einer späteren periode mit einem stoffe geschehen sieht, kann auch in einer älteren periode geschehen sein', möchte ich neben 'alles' ein fragezeichen setzen; allerdings gilt das allgemeinmenschliche für jedes zeitalter, daneben aber gilt das von B. durchaus vernachlässigte: 'andre zeiten, andre lieder'[1]. Auch ohne B. hat man längst entdeckt, 'dass zwischen den überlieferten quellen ein näherer zusammenhang bestand. als man früher angenommen hat und zwar ein literarischer zusammenhang' (M. b. s. 12), was aber nicht in sich schliesst, dass gerade das abhängigkeitsverhältnis zu gelten hat, zu dem Boers konsequent-einseitig-unhistorisch-unpsychologische methode führt.

Es ist eine unerfreuliche notwendigkeit, der referent sich mit der besprechung dieser kleinen schrift unterzogen hat. Aber was er ausführt, musste einmal offen ausgesprochen werden. Die gerechtigkeit forderte, dass einer der angegriffenen

1) Ich bemerke hierzu, dass der dichter, dem dieses zitat entnommen ist, nicht zu der Berliner schule gehört, sogar das erscheinen von Heuslers 'Lied und epos' nicht mehr erlebt hat.

wenigstens zum teil — in bezug auf das methodische — die gelegenheit zur erwiderung bekam; dies möge auch Boer ihm zugutehalten.

HAARLEM. LÉON POLAK.

Konrad Gusinde, Schönwald. Beiträge zur volkskunde und geschichte eines deutschen dorfes im polnischen Oberschlesien. [Wort und brauch hrg. von Siebs & Hippe, 10. heft.] Breslau, M. und H. Marcus 1912. VIII, 70 s. 4°. 2 m.

Mit diesem hefte hat Gusinde das versprechen eingelöst, das er in seiner 1911 erschienenen arbeit über die sprache des dorfes Schönwald gegeben hat; vgl. die besprechung Zeitschr. 44 (1912), s. 388 ff. Nach einem kurzen überblicke über die einwanderung der deutschen siedler nach Schlesien schildert er die gründung Schönwalds um das jahr 1269, die dorfanlage und die feldmark, dann die bewohner nach namen, anlagen, neigungen und beschäftigung; mehrere menschenalter hindurch waren sie bekannt als fuhrleute und kamen in ihrem berufe bis tief nach Ungarn und bis zum Mittelmeer. Die folgenden kapitel behandeln in eingehender darstellung die dorftracht, die hochzeitsgebräuche, die vorgänge beim spinnen unter bildlicher wiedergabe der spinngeräte und die recht dürftigen überlieferungen von sitten, die sich auf tod und begräbnis, tanz und spiel beziehen; einige kinderverse in lautgetreuer niederschrift und schriftdeutscher übertragung und einige andere überlieferungen beschliessen den ersten teil. Von sagen, aberglauben und zauberhandlungen sind kaum noch spuren nachweisbar. Im zweiten teile wird die geschichte des ortes so weit herangezogen, als sie für die erkenntnis der eigenart der bewohner von bedeutung ist; es werden behandelt der streit um das obergericht, der bierkrieg im 17. jh., die urbare, die schul- und kirchengeschichte. Alle einzelheiten sind in einen anhang mit anmerkungen verlegt; so bleibt die darstellung bei aller gründlichkeit anziehend und lebendig. Durch die kulturgeschichtlichen untersuchungen werden Gusindes aus der sprachgeschichte gewonnene ergebnisse über den ostmitteldeutschen ursprung der Schönwälder siedler gestützt, wenn auch überlieferungen und tracht teilweise von dem übrigen kolonisierten Schlesien abweichen, was sich ja bei der abgeschlossenheit Schönwalds von den anderen deutschen siedlungen und der einwirkung der polnischen umgebung von selbst versteht; in allen wesentlichen zügen ist die engste verwandtschaft mit dem übrigen deutschen Schlesien unverkennbar. Zu begrüssen sind die acht beigegebenen schönen trachtenbilder, sowie die wiedergabe von drei typischen schrotholzhäusern, die die eingeschossige tieflandsform mit hohem giebel, aber mit flugdach aufweisen; für die erforschung der volkstrachten und des deutschen bauernhauses ist hier eine neue quelle erschlossen. Die arbeit schliesst sich in jeder beziehung würdig an Gusindes schöne sprachdarstellung an.

BRESLAU. J. KLAPPER.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

(Die redaktion ist bemüht, für alle zur besprechung geeigneten werke aus dem gebiete der german. philologie sachkundige referenten zu gewinnen, übernimmt jedoch keine verpflichtung, unverlangt eingesendete bücher zu rezensieren. Eine zurücklieferung der rezensions-exemplare an die herren verleger findet unter keinen umständen statt.)

Böckel, Otto, Psychologie der volksdichtung. 2. verbesserte auflage. Leipzig und Berlin, Teubner 1913. VI, 419 s. 7 m.

Förster, Max, Altenglisches [Angelsächs.] lesebuch für anfänger. Heidelberg, Winter 1913. XIII, 67 s. 1,40 m.

Herman der Damen. Onnes, Helena, De gedichten van Herman der Damen. [Groninger dissert.] Groningen, Hoitsema 1913. (VIII), 132 s.

Jacobsen, Lis, Nyfundne runeindskrifter i Danmark undersøgte og tolkede. [Sonderabdruck aus Aarbøger for nordisk oldkyndighed og historie 1913.] København, Gyldendal 1914. (II), 63 s. 1,50 kr.

Lexicon poeticum antiquae linguae septentrionalis. Ordbog over det norsk-islandske skjaldesprog forfattet af Sveinbjörn Egilsson, forøget og påny udgivet for det kongelige nordiske oldskriftselskab ved Finnur Jónsson. 1. hæfte [a–fyr]. København, S. L. Møllers bogtrykkeri 1913. 160 s.

Riese, Alexander, Das rheinische Germanien in den antiken inschriften (hrg. auf veranlassung der röm.-germ. kommission des kaiserl. deutschen archäologischen instituts). Leipzig, Teubner 1914. XIII, 479 s. 18 m.

Storm, Theodor, Spukgeschichten und andere nachträge zu seinen werken . . . hrg. von Fritz Böhme. [Th. Storms sämtliche werke, bd. 9.] Braunschweig und Berlin, G. Westermann 1913. XI, 246 s. geb. 3,50 m.

Wimmer, Ludv. F. A., De danske runemindesmærker. Haandudgave ved Lis Jacobsen. København og Kristiania, Gyldendal 1914. 263 s. 5,75 kr.

Zeitschrift für den deutschen unterricht. 9. ergänzungsheft. Leipzig und Berlin, Teubner 1913. 64 s. 1,50 m.

Inhalt: Friedr. Kluge, Die kulturwerte der deutschen sprache. — Klaudius Bojunga und Karl Dietz, Die gestaltung des deutschen unterrichts. — Bericht über die verhandlungen auf dem ersten verbandstag des Deutschen germanistenverbandes zu Marburg (sept. 1913).

NACHRICHTEN.

Am 15. dezember 1913 verschied zu Christiania der professor der mittelalterlichen literatur und allgemeinen volkskunde Ingebret Moltke Moe (geb. 19. juni 1859 in Krødsherred); am 23. januar 1914 zu Bonn der ord. professor, geh. regierungsrat dr. Johannes Franck (geb. 27. april 1854 zu Bendorf bei Coblenz); am 30. januar 1914 zu Weimar der emer. gymnasialprofessor dr. Gustav Kettner (geb. 29. oktober 1852 zu Magdeburg). In den beiden letztgenannten betrauert die Zeitschrift für deutsche philologie hochgeschätzte mitarbeiter.

Die ausserordentlichen professoren dr. Georg Baesecke in Königsberg und dr. Andreas Heusler in Berlin wurden zu ordinarien befördert.

Der privatdozent dr. Kurt Jahn in Halle wurde zum ausserordentlichen professor ernannt.

Dr. Paul Kluckhohn hat sich an der universität Münster für germanische philologie habilitiert.

Zu korrespondierenden mitgliedern der jüngst begründeten amerikanischen Society for the advancement of Scandinavian study wurden ernannt die professoren H. Gering in Kiel, Finnur Jónsson in Kopenhagen, W. P. Ker in Oxford, Axel Kock in Lund, H. Logeman in Gent, A. Noreen in Upsala, A. Olrik in Kopenhagen, M. Olsen in Christiania, H. Pipping in Helsingfors, B. Sijmons in Groningen und dr. G. Schütte in Kopenhagen.

I. SACHREGISTER.

II. WORTREGISTER.

Altnordisch.

Neuhochdeutsch:

Druck von W. Kohlhammer, Stuttgart.



